Deutsche Dichtung

Digitized by Google

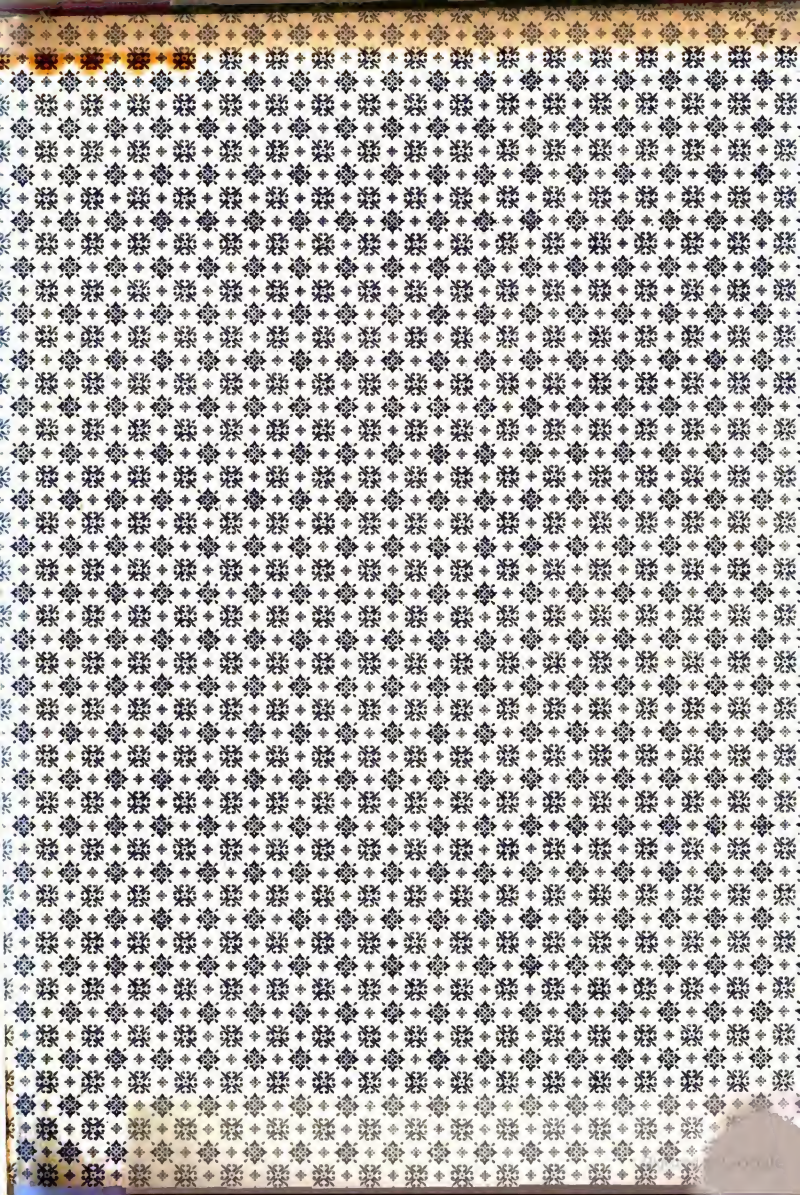
0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Siebenzehnter Band.

Oktober 1894 bis März 1895.

Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1895.

Digitized by Google

Druck von Paß & Garleb, Berlin W.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XVII. Bandes.

Seite

Arminius, Wilhelm, in Töthen 64. 110. 262. 284
Arnswaldt, Carl von, in Böhme . 97. 170

Bauer, Clara [Karl Detlef] (Ungedruckter Nachlaß) 55
Bauernfeld, Eduard von (Ungedruckter Nachlaß) 117
Becker, Nicolaus (Ungedruckter Nachlaß) . 149
Beer, Michael (Ungedruckter Nachlaß) . . 125
Beer, Richard, in Wien 236
Berger, Wilhelm in Bremen . 153. 181. 205. 229
Bertuch, August, in Paris 41
Bulcke, Carl, in Königsberg i. Pr. . . . 211
Bulthaupt, Heinrich, in Bremen 14. 38. 134. 159

Bomsch, Hermann, in Leipzig . . 28. 291

Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien . 9
Eckstein, Ernst, in Dresden 21
Edward, Georg, in Chicago 96. 110. 188. 262. 284
Ende, Amalie von, in Chicago 166
Ermatinger, Emil, in Berlin 248

Fabian, W., in Berlin 244
Fischer, Karl R., in Gablonz 187
Franzos, Karl Emil, in Berlin 31. 57. 85. 92. 117. 178. 195. 219. 245. 268. 277
Freise, H., in Metz 235
Fulda, Ludwig, in München 19

Godin, Amélie, in München 262
Goethe (Ungedruckter Nachlaß) . . . 29. 30
Goethe, Ottilie von (Ungedruckter Nachlaß) . 30
Grimm, Jakob (Ungedruckter Nachlaß) . . 104
Grünlinger, Hans M., in Konstanz 49. 98. 116. 136. 171. 236. 263 285
Gutzkow, Karl (Ungedruckter Nachlaß) . . 275

Hacker, Curt, in Berlin . . 111. 135. 170. 286
Halm, Friedrich (Ungedruckter Nachlaß) . . 298
Havemann, Julius, in Wien . . 50. 235. 264
Hege, Heinrich, in Triest . . . 40. 134. 285. 283
Heine, Heinrich (Ungedruckter Nachlaß) . . 194
Herold, Franz, in Prag . . 40. 72. 99. 112
Heyse, Paul, in Berlin 81
Hügli, Emil, in Bern 97

Idel, Wilhelm, in Wermelskirchen . . . 191
Jensen, Wilhelm, in München 12
Iffendorf, Hans von, in Leipzig . . . 166

Kay, Julius, in Prag 212
Kunssert, Rudolf, in München . . . 22. 98. 211
Kromayer, A., in Bonn 28
Kulenkampff, Julius, in Bremen . . . 160

Lange, Hans, in Berlin 64 285
Langewiesche, Wilhelm, in Rheydt 134 187. 244
Laube, Heinrich (Ungedruckter Nachlaß) . . 76
Lindner, Albert, (Ungedruckter Nachlaß) . . 299
Lingg, Hermann, in München . 22. 39. 97. 110. 159. 186. 287
Löbner, H., in Schneidemühl . . . 112

Malmont, A., in Breslau . 170. 212. 287. 258
Matthes, Valerie, in Schweidnitz 22
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg . . 105. 129
Meißen, Fritz, in Berlin . . 111. 170. 234. 264
Messer, Max, in Wien . . . 112. 188. 284
Meurer, H., in Würzburg 264
Mörike, Eduard (Ungedruckter Nachlaß) . . 20
Morgenstern, Christian, in Berlin . 54. 135. 286
Mosen, Julius (Ungedruckter Nachlaß) . . 149
Mosengeil, Friedrich (Ungedruckter Nachlaß) . 29
Müller, Hans, in Zürich-Hirslanden . 40. 287

Oppermann, Otto, in Dresden . . 28. 40
Oswald, J. G., in Basel 265

Pazack, Josef Bernhard, in Liegnitz 212
Pellheim, Lotte, in Reichenberg 263
Platen, August Graf von (Ungedr. Nachlaß) . 149
Pinerty, Rolf de, in Brück 172
Pückler-Muskau (Ungedruckter Nachlaß) . . 148

Raupach, Friedrich (Ungedruckter Nachlaß) . . 226
Rötger, Wilhelm, in St. Gallen 243
Rübsaamen, Rosa, in Berlin 99. 159

Salus, Hugo, in Prag 22. 72. 100. 187
Sassen, Alfred in Riga 292
Sandei, C., in Pfalzgrieshein 111
Schaubert, Hans von, in Leipzig 212
Schefer, Leopold (Ungedruckter Nachlaß) . . 226
Scherer, J., in Leipzig 116
Schlegel, Dorothea (Ungedruckter Nachlaß) . 227
Schneider, Gottlob, in Gotha 186. 243. 288
Schubin, Ossip, in Lissa a. d. Elbe . . 7
Specht, Richard, in Wien 162
Speidhagen, Friedrich, in Berlin 1
Stegmayer, Matthäus (Ungedruckter Nachlaß) 29
Stoessl, Otto, in Wien 40. 112
Stona, Marie, in Strzebowitz . . 54. 268
Stormeneck, A., in Mannheim 218
Sufan, Camillo B., in Wien . . 28. 97. 210

Tieto, A. K. T., in Berlin . . 134. 188. 229

Uhland, Ludwig (Ungedruckter Nachlaß) . . 227

Vischer, Friedrich Theodor (Ungedr. Nachlaß) 275
Volkmann, Siegfried von, in Halle a. S. 72 110
Voß, Richard, in Berchtesgaden 23. 42. 68. 101. 113. 139. 167. 189. 213

Wachler, Ernst, in Lübben 138
Wäckerle, Hyazinth, in Lauingen . 49. 161. 218
Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden 13
Werder, Karl (Ungedruckter Nachlaß) . . 65
Werthern, Armin, in Aschach . 112. 159. 212
Werthelmer, Paul in Wien 284
Wieneke, A., in Zehlendorf 172
Winicky, Otokar, in Prag 244

166168

Digitized by Google

Inhalt des XVII. Bandes.

Seite

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Die Hausfreundin. Novelle von Heinrich Bulthaupt 14. 83
Reisegefährtinnen. Von Adalbert Meinhardt 105. 129
Der Blinde. Novelle von Wilhelm Berger 158. 181. 205. 229
Mutter! Erzählung von A. Malmont . 237 258
Um ein Grab. Novelle von Karl Emil Franzos 277

Lyrik.

Herbstabend I. II. III. IV. Von Wilhelm Jensen 12
Gedichte. Von Eduard Mörike (Ungedr. Nachl.)
Im Freien 20
Lied eines Mädchens 20
An Luise 21
Die Ahornbäume. Von Ernst Eckstein . . . 21
Sonntagsstille. Von Hermann Lingg . . . 22
Andromeda. Von Rudolf Knussert 22
„Wo weilst Du . . ." Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Valerie Matthes . 22
Der Vernünftige. Von Hugo Salus . . . 22
Abend auf dem Rhein. Von Otto Oppermann 28
Du bist bei mir! Von Hermann Domsch 28
„Es war schon lang kein solcher Tag". Von Camillo B. Susan 28
Regen. Von A. Kromayer 28
Nächtliche Erscheinung. Von Hermann Lingg 39
Sonnenrausch. Von Franz Herold 40
Ewiges Blühen. Von Hans Müller . . . 40
Wienerisch. Von Otto Stoessl 40
Herbstmorgen. Von Otto Oppermann . . . 40
Das kleine Mädchen. Von Heinrich Hege . 40
Die Riesentreppe. Aus dem Provenzalischen des Theodor Aubanel von August Bertuch . . 41
Gedichte in schwäbischer Mundart:
Grundfalsch. Gelt's Gott. Von Hyazinth Wäckerle 49
Otto. Von Hans M. Grüninger 49
Sturmnacht auf dem Eibsee. Von Christian Morgenstern 54
Hüben und drüben. Von Marie Stona . . 54
Stilles Glück. Von Hans Lange 64
Herbstsonne. Von Wilhelm Arminius . . . 64
Gedichte. Von Karl Werder (Ungedr. Nachl.)
„Wüßt ich's nur nicht immerdar . . ." . . 65
Nur Eins 65

Seite

„Nur eine Stelle ist auf dieser Welt . . ." . 65
Bei Dir 65
Unsagbar 65
Ich 66
Die Tiere 66
Die Philosophie 66
Letzte Probe 66
Die See geht hoch 67
Der Fliederbusch 67
Sei gefaßt darauf 67
Michant 67
Selig still, unangefochten 67
Gleichnis. Von Siegfried von Volkmann . 72
Im Strom. Von Franz Herold 72
Mit Rosen. Von Hugo Salus 72
O die trüben, trüben Tage. Von Georg Edward 96
Das schlummernde Kind. Von Camillo B. Susan 97
Weinlese. Von Hermann Lingg 97
In fremden Landen. Von Emil Hügli . . . 97
Trabe, mein Rößlein, trabe. Von Carl von Arnswaldt 97
Herbst. Von Rosa Rübsaamen 99
Die Neugier. Von Hugo Salus 100
Im Großen und Kleinen. Von Hermann Lingg 110
Von fern. Von Wilhelm Arminius 110
Klage. Von Georg Edward 110
„Was ist die Blume ohne Thau . . ." Von Siegfried von Volkmann 110
Der Gruß. Von Fritz Meltzen 111
Herbstsegen. Von C. Sandel 111
Der Kanarienvogel. Von Curt Hacker . . . 111
Maria am Gestade. Von Otto Stoessl . . . 112
Zur Ruhe. Von Franz Herold 112
Ein falbes Blatt. Von Armin Werherr . . 112
Noch ein Mal. Von H. Löbner 112
Wunsch. Von Max Messer 112
Sonntag im Polendorf. Von J. Scherek . . 116
Fasten (Alemannisch). Von Hans M. Grüninger 116
Süß und bitter. Von Heinrich Bulthaupt . 134
Mein Leben. Von Wilhelm Langewiesche . 134
Mitternacht. Von A. L. T. Tielo 134
Das alte Jahr. Von Heinrich Hege 134
Auf dem Strome. Von Christian Morgenstern 135
Schlittenfahrt. Von Ernst Wachler . . . 138
Ausgleich. Von Hermann Lingg 159
Vorschau. Von Helnrich Bulthaupt 159
Frag' mich! Von Rosa Rübsaamen 159

Digitized by Google

Seite

Dort wie da. Von Armin Werherr 159
Am Meer. Von Julius Kulenkampff . . . 160
Christkindlesbrief. Von Hyazinth Wäckerle . 161
Die Halde. Von Hans von Ilsendorff . . 166
Geschlossener Einzlan. Von Amalie von Ende. 166
Im Lesesaal. Von Curt Hacker 170
„Mein Nachen segelt . . " Aus dem Italienischen des G. Carducci. Von A. Malmont . . 170
Ritornelle. Von Carl von Arnswaldt . . . 170
Die Aussprache. Von Fritz Meitzen 170
Beim Wandern. Von Rolf de Pluerty . . . 172
Schon wieder Einer. Von A. Wieneke . . . 172
Am Meeresufer. Von Hermann Lingg . . . 186
Begräbnis. Von Gottlieb Schneider . . . 186
Weihnachtswunder. Von Karl A. Fischer . 187
Das größte Lied. Von Wilhelm Langewiesche 187
Dein Herbst. Von Hugo Salus 187
„Hast du gehört die Bronnen rauschen . . ." Von A. L. T. Tielo 188
Conrad Ferdinand Meyer. Von Max Messer 188
Gretchen von Andernach. Von Wilhelm Idel . 191
Die Chlooglocken. Von Camillo B. Susan . . 210
Dem toten Freunde. Von Carl Bulcke . . . 211
Der Genius. Von Rudolf Knussert 211
Die eine Sonne. Von Armin Werherr . . . 212
Das Halbegrab. Von Josef Bernhard Patzak 212
„Durch die helle Luft gezogen . . ." Von A. Malmont 212
Im Frieden. Von Hans von Schaubert . . 212
Wie ein Tag. Von Julius Kay 212
„Der Nebel braut . . ." Von R. Stormeneck 218
Witsch it aus. Von Hyazinth Wäckerle . . 218
„Wandernde Wolken und wirbelnde Flocken . . ." Von A. L. T. Tielo 234
Sonnenaufgang. Von Fritz Meitzen 234
Knechtschaft. Von Heinrich Hege 235
Die Trave. Von Julius Havemann 235
Ohne Heim. Von Hans Lange 235
Lied. Aus dem Französischen des François Coppée von H. Freise 235
Verschollener Klang. Von Richard Beer . . 236
In der Antiken-Gallerie. Von Emil Ermatinger 243
Thüringer Bauernlied. Von Gottlob Schneider 243
Einer Stimme. Von Wilhelm Röttger . . . 243
Hochzeit. Von Wilhelm Langewiesche . . . 244
Lied. Von Georg Edward 262
Einst. Von Amélie Godin 262
Heimkehr. Von Wilhelm Arminius 262
„Arme Blumen —" Von Marie Stona . . . 268
„Ein Leiterkasten spielt am nahen Wege . . ." Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Lotte Pellheim 263
Am Abend. Von Hans M. Grüninger . . . 268
Dir zu Liebe. Von Fritz Meitzen 264
Der Frühlingsbote. Von H. Meurer 264
Liebäugeln. Von Julius Havemann . . . 264
Mein Lied. Von Paul Wertheimer 284
Im Waggon. Von Wilhelm Arminius . . . 284
Teich. Von Max Messer 284
Bismarcklied. Von Curt Hacker 286
Mein Grab. Von Christian Morgenstern . . 286

Seite

Fasten-Concilium der Feinschmecker. Von Hermann Lingg 287
Abend-Idyll. Von Hans Müller 287
Ein Traum. Von Hermann Domsch I—IV. . 291

Epische Dichtungen.

Der alte Wilddieb. Von Robert Waldmüller-Duboc 13
Die Ditkmarschen bei Hemmingstadt. 2. November 1499. Erzählendes Gedicht von Julius Havemann 50
Schön Mabel. Von Hans M. Grüninger . 98
Berenice. Von Rudolf Knussert 98
Bergwanderung. Von Franz Herold . . . 99
Schön Annesley. Von Curt Hacker . . . 135
Die Rose von Breisach. Nach einer Volkssage. Von Hans M. Grüninger . . . 186. 171
Magdalena. Von Richard Specht 162
Die Klage Gelimers. Von Georg Edward . . 188
Die Heimkunft. Von Hans M. Grüninger . 286
Bruder König. Von W. Fabian 244
Strenge und Milde. Aus dem Czechischen des Jaroslav Vrchlicky von Ottokar Winicky . 244
Der verlorene Sohn. Von Heinrich Hege . . 248
Abbasiah. Von Georg Edward 285
Im Stegeslauf. Von Hans M. Grüninger . 285
Rolf's Mahrfahrten. Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen 292

Sprüche und Sinngedichte.

Sinngedichte. Von Ludwig Fulda . . . 19

Dramatische Dichtungen.

Der König. Drama in fünf Aufzügen von Richard Voß 28. 42. 68. 101. 118. 189. 167. 189. 213
Frühlings-Anfang. Ein Festspiel von Gottlob Schneider 238

Essays und Mitteilungen.

Die Geschichte des Erstlingswerks, Wie die „Problematischen Naturen" entstanden. Von Friedrich Spielhagen 1
Mein Roman: „Ehre". Von Ossip Schubin . 7
Meine Lehrjahre. Von Marie von Ebner-Eschenbach 9
Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow". Von Karl Emil Franzos 57. 85
Mein Erstlingswerk. Von Paul Heyse . . 81
Schlußwort des Herausgebers 92
Briefe von und an Goethe 29
Ein Gedicht Grillparzers. Von Karl Emil Franzos 81
Ein Bekenntnis. (Clara Bauer [Karl Detlef] an Gustav Kühne) 55
Ungedruckte Briefe von Bismarck 78
Aus Laube's Jugend 76
Dichter-Feste 78
Engelhorns Roman-Bibliothek 79
Jakob Grimm über Eduard Mörike 104

Digitized by Google

Seite

Vom alten Bauernfeld. Von Karl Emil Franzos 117
Ludwig Pietsch . . . . . I. 120. II. 148
Ein Brief Michael Beer's 125
Neue Lyrik 126
Jugendbriefe von Fürst Hermann Ernst von Pückler-Muskau, August Graf von Platen, Julius Mosen und Nicolaus Becker . . 148
Neue Novellen und Romane 150
Franz Nissel. Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen. Von Karl Emil Franzos 173. 195. 219. 245. 268
Metrische Uebertragungen 179. 202
Heine in Frankreich. Mit einem ungedruckten Brief Heine's 192
Neue Romane und Novellen 200
Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von Friedrich Raupach, Leopold Schefer, Ludwig Uhland und Dorothea Schlegel 225
Lyrische Individualitäten. Von J. E. Cowald 265
Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von Friedrich Theodor Vischer und Karl Gutzkow . 275
Zur Charakteristik Friedrich Halm's . . . 297
Albert Lindner und Franz Dingelstedt . . 299

Litterarische Notizen.

S. 32. 56. 128. 152. 204. 252. 300.

Neue Bücher.

S. 82. 56. 80. 104. 128. 152. 180. 204. 228. 252. 276. 300.

Berichtigungen.

S. 152. 300.

Aufrufe.

Aufruf für einem Denkmal für Wolfgang Müller von Königswinter in Königswinter . 310

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Bornstein, Arthur „Klippen“ 56
Bülow, Frieda Freiin von. „Margarethe und Ludwig“ 79

Cherbuliez, Victor. „Das Geheimnis des Hauslehrers“ 80
Croissant-Rust, Anna. „Feierabend und andere Münchener Geschichten“ . . . 204
Croker C. M. „Unerwartet“ 80

Dandet, Alphons. „Briefe aus meiner Mühle“ 80
Dick-May. „Unheimliche Geschichten“ . . 80

Ebner-Eschenbach, Marie von. „Das Schädliche“. „Die Totenwacht“ 150

Fitger, A. „Requiem aeternam dona ei“ . 126
Franken, Paul. „Einer von der roten Fahne“ 151

Gersdorff A. v. „Ein schlechter Mensch“ . 80
Grisebach, Eduard. „Der neue Tannhäuser“ 152

Hoffmann, Paul. „Michael Vörösmarty's ausgewählte Gedichte“ 202

Jensen, Wilhelm. „Die Erbin von Heinsiede“ 150

Katscher, Leopold. „Hermann Rollett's Leben und Werke“ 82
Koberl, J. „Der Liebestod“ 204

Lie, Jonas. „Hof Gilje“ 80

Marchi, Emilio de. „Don Cirillos Hut“ . . 80
Migerka, Helene. „Neue Gedichte“ 152
Minor Juvenalis „Zweierlei Hoheit“ . . . 151
Morgenroth, Dr. M. „Hans vom Friedhof von Ladislaus Syrokomla“ 180

Nielsen, Zacharias. „Die Möwe“ 80
Nissel, Franz. „Mein Leben“ 178

Ohnet, Georges. „Das Recht des Kindes“ . 80
Oliphant Mrs. „Die Herzogstochter“ . . . 80

Peard, F. M. „Mademoiselle“ 80
Perfall, Karl von. „Ein Verhältnis“. „Natürliche Liebe“ 201
Petersil, Samuel. „Späne und Splitter“ oder „Satyrische Aphorismen“ 32
Polko, Elise. „Hell und Dunkel“ 201

Reiche, Theodor. „Heitere Reimereien in plattdeutscher Mundart“ 152
Reuleaux, Dr. Franz. „Henry Longfellows Lied vom Hiawatha“ 179
Roberts, Alexander Baron von. „Lou“ . . 80
Rohrer, Fritz. „Aus Hadland's Heim“ . . 128
Ruete, Edmund. „Ausgewählte Gedichte von Robert Browning“ 179

Savage, R. H. „Prinz Schamyls Brautwerbung“ 80
Schadek, Moritz. „In der Muttersprache“ 128
Schlossar, Dr. Anton. „Hundert Jahre deutsche Dichtung in Steiermark 1785–1885 . 152
Schilling, Hermann. „Wahrheit und Traum“ 127
Schubin, Ossip. „Schatten“ 79
Schulz, Jeanne. „Jean von Nordren“ . . . 80
Schulze-Smidt, Bernhardine. „Assim-Agha Gül Hanandé's Rosenblätter“ 208
Simmy, Georges. „Geopfert“ 80
Sims, George R. „Erinnerungen einer Schwiegermutter“ 80
Sommerfeld, A. v. „Wetterleuchten“ . . . 127
St. Aubyn, Alan. „Einer alten Jungfer Liebestraum“ 80
Strecker, Karl. „Der Sang vom Mönchgut“ 252

Telmann, Konrad. „Schattenpflanzen“ . . . 151
Treulich, Dr. „Wunderliche Fragen“ . . . 152

Villinger, Hermine. „Unter Bauern“ . . . 79
Vrchlicky, Jaroslav Czechische Uebertragung von Hermann Linggs Gedichten . . . 128

Wichert, Ernst. „Neue littauische Geschichten“ und „Frauengestalten“ 151
Wildenbruch, Ernst von. „Das wandernde Licht“ 80
Zipper, Albert. „Gedichte“ 180

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Wie die „Problematischen Naturen“ entstanden.

Von Friedrich Spielhagen.

Der Wunsch, von einem Dichter zu erfahren, wie sein erstes Werk entstanden sei, ist ebenso begreiflich, wie das Unternehmen, diesem Wunsche nachzukommen, schwierig. Es gehörte zu seiner Durchführung nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Erklärung der Phantasie, ein Auffinden und Aufdecken all' der geheimnisvollen Quellen, aus deren Zusammenfließen sich ihr Strom bildet. Und damit wäre es nicht gethan. Man würde sich bei dieser Erklärung immer in Allgemeinheiten zu bewegen haben, deren ästhetisch-psychologischer Wert höchlichst zu veranschlagen sein mag, ohne daß dem thema probandum viel damit abgewonnen wäre. Denn nicht darum handelt es sich: wie operiert die menschliche Phantasie? sondern: wie operiert die Phantasie dieses Individuums? Und selbst diese Frage muß noch dahin eingeschränkt werden: wie hat sie in diesem besonderen Falle operiert?

Denn auch die individuelle Phantasie ist keineswegs immer dieselbe, vielmehr nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ einem beständigen Wechsel unterworfen. Wer würde, wüßte er es nicht anderweitig, Tasso und den Bürgergeneral, Iphigenie und den Großkophta einem und demselben Autor zuschreiben? Jedes Werk wird unter einem besonderen Himmel geboren, dessen Farbe sich in ihm wiederspiegelt; erwächst aus einem besonderen Boden, dessen Geruch ihm anhaftet. Aber beschränkt man sich nun auch auf die Analyse eines bestimmten Werkes eines bestimmten Autors und bringt glücklich alle Momente zusammen, die möglicherweise bei seiner ersten Konzeption, seinem allmählichen Wachsen und Ausreifen mitgewirkt haben; kann man mit wünschenswerter Bestimmtheit angeben, wie der Stand seiner Bildung war, als er an das Werk ging und während er daran arbeitete, und wie seine Lebenslage im engeren und in dem weiteren Sinne des ihn umgebenden, ihn beeinflussenden Milieu; vermag man die litterarischen Quellen aufzudecken, aus denen er schöpfte, und die Vorbilder zu nennen, nach welchen er sich wissentlich oder unwissentlich richtete; kennt man die Landschaft, die er zum Hintergrund seiner Handlung nahm, vielleicht sogar die Modelle, nach denen er seine Menschen formte — nun, dann hat man besten Falles die Teile sämtlich in der Hand; aber die Hauptsache fehlt: das geistige Band, das, die Teile durchflechtend und umschlingend, sie erst zu einem Ganzen macht.

Es fehlt und wird ewig fehlen, denn niemand kann in die Tiefen dringen, wo die geheimnisvollen Mütter hausen, die aus unsichtbaren, ungreifbaren, unwägbaren Stoffen das magische Gebilde spannen und webten. Niemand und auch der Autor nicht.

Der vielleicht am wenigsten. Mag der Beobachter den Moment bestimmen können, wann der Schlaf dem Eingeschlafenen kam, — der Eingeschlafene kann es nicht; mag unsre Umgebung ein sehr klares Bild von unserer leiblichen Erscheinung haben und wie wir stehen, gehen, uns sonst bewegen; genaue Rechenschaft geben können von dem Wechsel des Ausdrucks unsrer Augen in der Freude, im Schmerz, im Zorn, und welchen Klang unsere Stimme in diesem oder jenem Affekt annimmt — wir selbst sind dem allen gegenüber ein mindestens Halbblinder, Halbtauber;

Digitized by Google

der Hund, der uns auf den Fersen folgt, oder vor uns sitzt und uns ansieht, weiß davon ein mehres und genaueres als wir.

Er hat wohl so sein müssen, wenn wir das Leben, dessen Mittelpunkt doch jeder sich selbst ist, nicht nur erträglich, sondern vielleicht sogar lebenswert finden sollten. Jedenfalls ist es so.

Ich habe dies Bekenntnis wohlbedächtig vorausgeschickt, damit der Leser, dem ich in dem Folgenden von dem Wann? Wo? Wie? Warum? meines ersten Werkes, der „Problematischen Naturen" nach bestem Wissen und Gewissen einiges mitzuteilen gedenke, seine Erwartungen nicht zu hoch spanne.

Die „Problematischen Naturen" sind wirklich mein erstes Werk, wenn auch in dem Katalog meiner Schriften einige frühere Nummern verzeichnet stehen. Aber die Novelle „Clara Vere" ist, recht betrachtet, nur eine Schülerarbeit, bei der mir freilich kein Meister über die Achsel gesehen hat; eine Probeschrift zu eigenem Gebrauch, mir selbst darüber klar zu werden, wie weit ich es in der Einsicht des Weltgetriebes und der Darstellung von Menschen ungefähr gebracht; alles in allem ein Produkt, in welchem ich noch nicht eigentlich ich selbst bin.

Diesen ausgeprägten Stempel der Ichheit aber muß meiner Ansicht nach jedes Erstlingswerk, das so genannt zu werden verdient, an der Stirn tragen, wenn der Autor sich auch in den wenigsten Fällen mit seinem Ich hervorwagt, sondern sich etwa hinter einem Jüngling versteckt, den er Werther nennt, oder unter dem Pseudonym Karl Moor in die böhmischen Wälder zieht. Ich traue dem dichterischen Genius der Leute nicht, die, um sich selbst zu finden, in ein fremdes Land, wo möglich in eine ferne Zeit nach einem Erstlingshelden suchen gehen müssen, mit dem sie gerade so viel Ähnlichkeit haben, wie Hamlet zwischen sich und dem Herkules konstatiert. Das mag dann von ihrer Objektivität, ihrer Belesenheit, ihrer klassischen und sonstigen Bildung, ihrem Sinn für die schöne Form (goetheserend natürlich!) und andern schätzenswerten Eigenschaften ein glänzendes Zeugnis geben; sie mögen von pedantischen Schulgelehrten und solchen, die niemals weiter als bis in den Vorhof der Kunst gelangen, als die wahren Musterknaben der Poesie gepriesen und als solche durch die Litteraturgeschichten geschleppt werden — ich kann ihnen höchstens den Rang eines vortrefflichen Schriftstellers zubilligen, eines Dichters nicht. Eines wahren Dichters Erstlingswerk wird immer eine Beichte sein. Eine Beichte, auch wenn man sie dem Publikum ablegt, ist zweifellos eine intime Angelegenheit, vorausgesetzt, daß der Beichtende die Sache „nicht nur so mitmacht," weil „es einmal dazu gehört", sondern ihm etwas auf dem Herzen drückt, daß er herunter haben muß, wenn er wieder frei soll atmen und ruhig schlafen können. Jene Leute aber haben nichts zu beichten, das nicht ein anderer an ihrer Stelle ebenso gut vorbringen könnte: kein individuelles Erlebnis, das ihre Seele bis in den tiefsten Grund aufwühlte und ihnen Himmel und Hölle war; kein Leiden, das ihnen aus den öffentlichen Zuständen erwuchs und sich im Laufe der Zeit bis zur Unerträglichkeit steigerte; nicht mit „denen, da droben" zu hadern und keine Anklage „in tyrannos" dieser Erde zu erheben. Nicht heiß und nicht kalt ist, was aus ihrem Munde geht. So kann ihre Rede auch nicht „sturmschritts erobern warme Menschenherzen", und „in usum delphini" ist das einzige, was sie füglich auf das erste Blatt ihres ersten Werkes setzen dürfen. Das hat dann freilich den Vorteil für den lauen Herrn, daß weder die ganze noch die halbe Welt sich über ihn ärgert; niemand darüber jammert, er habe ihm sein Armesündergesicht im Spiegel gezeigt, oder ihn sonst in seinen heiligsten Gefühlen verletzt; im Gegenteil: alle Welt in das Lob seiner gesellschaftlichen und ästhetischen Korrektheit, moralischen und politischen Ungefährlichkeit einstimmt, und er, wenn Gott will, noch bei Lebzeiten den Triumph hat, auf die Bank der Klassiker gesetzt zu werden.

Habeat sibi! —

Mit meiner Beichte hatte es gute Weile: ich war, bis die erste Abteilung der „Problematischen Naturen" erschien, schier dreißig Jahre alt geworden. Wie das so kam — und, weil's so kam, vermutlich so kommen mußte — in meiner Autobiographie „Finder und Erfinder" (Leipzig 1887. L. Staackmann's Verlag) habe ich es zu erklären versucht und ich muß den Leser, der sich für die Einzelnheiten des Falles interessiert, auf diese zweibändige Relation verweisen. An dieser Stelle kann

Digitized by Google

ich nichts, als versuchen, sein Augenmerk auf die Hauptpunkte zu richten, welche in der längeren Erzählung, von Beiwerk überwuchert, vielleicht weniger deutlich hervortreten, und ein und das andere Moment, dessen Bedeutung für den Prozeß mir selbst nachträglich erst aufgegangen ist, schärfer zu accentuieren.

Ich bedaure nachträglich gar nicht, daß ich mir zur Formulirung meiner Beichte so viel Zeit ließ. Möglicherweise ist sogar, um das dreißigste Jahr herum den großen Wurf zu wagen, jedem zu raten, der den Drang in sich spürt, in Zukunft das leve vulgus, Publikum genannt, zum obersten Richter über seine Thathandlungen zu machen. Nur daß man den Leuten nicht zu raten braucht, was die Natur gemeiniglich in die eigne starke Hand nimmt, und den Arm, der schon längst vor Begierde zittert, ganz einfach zwingt, den Speer zu entsenden. Sehr begreiflich! Sie sagt sich: jetzt, oder nie ist der Mann im Stande, zu zeigen, was er kann. Er steht in der Akme seiner durch jahrelange Übung gestählten physischen und geistigen Kraft; noch haben Fehlschläge ihm nicht das Vertrauen zu sich selbst geraubt; noch glaubt er an die Echtheit goldner Zukunftswolken, noch an die Verwirklichung seiner Ideale und die Perfektibilität der Menschen. Einige Jahre früher fehlte dieses oder jenes Moment, auf das ich für die beabsichtigte Wirkung rechnen muß; ein paar Jahre später werden wieder andre, die sich inzwischen dazu gesellt, hemmend eingreifen. Also frisch an's Werk!

Ich gebe gern zu: auch hier schickt sich eines nicht für alle. Eine schnelllebige Zeit wird ihre jungen Krieger früher auf den Kampfplatz führen, und zu jeder Zeit gab es Heißsporne, die das feurige Blut nicht schlafen läßt und die aufstehen und ihre Stimme erheben, bevor die jüngsten Hähne krähen. Meine Jugend fiel in eine Periode, in der die Nacht länger war als der Tag; die Nachtwächter sehr auf ihren Dienst paßten und die sanftesten Schlummerlieder zu tuten wußten. Dazu war ich kein Percy, hatte im Gegenteil eine tüchtige Portion jener Temperamentseigenschaft, mit der „Frankreich" Cordelias spröde Zurückhaltung entschuldigen will und, höflich, wie er ist, „ein Zaudern der Natur" nennt, „das oft die That unausgesprochen läßt, die es zu thun gedenkt." Was aber vielleicht in der Sache den Ausschlag gab: ich empfand nichts, oder doch sehr wenig von dem Stachel, den andre fortwährend in ihrem Fleisch fühlen, und der sie rastlos vorwärts treibt: dem Stachel des Ehrgeizes; und es ist wahrlich keine Ruhmredigkeit, sondern eher das Gegenteil, wenn ich mir — wenigstens für jene Zeit, und auffallend habe ich mich in dieser Beziehung bis auf den heutigen Tag nicht verändert — die Gesinnung des etwas stark schrullenhaften, weltfremden, „ausgewanderten" Freiligrath'schen Dichters vindizierte und sein vermessenes Wort zu dem meinigen mache: „Fahr hin, o Welt! Im Herzen trag' ich Welten."

Trotzalledem hatte ich, bis es zur eigentlichen Beichte kam, mein übervolles Herz nicht durchaus wahren können.

Es wird in der Dämmerstunde eines Herbstabends im Jahre 51 gewesen sein, als ich meiner Schwester, die ich sehr liebte und trotz ihrer großen Jugend zur Vertrautin meiner seelischen Freuden und Leiden machen durfte, einen Roman erzählte, der im Grunde nichts anderes war als die „Problematischen Naturen". Ich sage: im Grunde, denn, hatte auch der erzählte Roman mit dem so viel später geschriebenen, was die Fabel betraf, nur eine entfernte Ähnlichkeit — die Hauptsache, vielmehr: die Hauptperson war da: der Held, der, wenn er sich nicht mein Spiegelbild nennen durfte, doch mit dem Erzähler eine ausgeprägte Familienähnlichkeit aufwies. Und nicht er allein erschien mit voller Deutlichkeit auf der Bildfläche. In seinem Gefolge befanden sich verschiedene Gestalten, schon nicht mehr schwankend, vielmehr in klaren, scharfen Umrissen — die Gestalten derjenigen meiner Freunde, welchen ich den stärksten Einfluß auf den Gang meiner Entwicklung zusprechen mußte, und die denn auch, wie sie damals fest vor meines Geistes Aug' standen, in den Roman übergegangen sind.

Was aber wichtiger noch und etwas ganz anderes zu sein scheint, während es dasselbe nur mit andern Worten sagt und mit dem Helden völlig identisch ist: der Gesichtswinkel, unter welchem der junge Poet das Weltfragment sah, das er zu schildern gedachte, war in dem erzählten Roman der nämliche, welcher für den geschriebenen zur Anwendung kam. Der

Digitized by Google

ganze Unterschied bestand darin, daß das betreffende Weltfragment im Laufe der Jahre naturgemäß an Weite und Breite gewann und Raum gewährte für eine Fülle von Personen, deren Bekanntschaft ich noch zu machen hatte, darunter allerdings auch unterschiedliche sind, ohne die sich der Leser den Roman nicht wohl vorstellen könnte.

Auch war es nicht bei diesem rhabsodischen Erguß vom Brudermunde zum Schwesterohr geblieben. Ich hatte ein paar Jahre später etwas erlebt, das mir eine Quelle hohen Glückes gewesen war, um mir — und leider nicht mir allein — nachträglich viel heiße Thränen zu kosten, und natürlich, wie alles Bedeutsame, daß ich erlebte, als Stoff in den Roman einfließen sollte. Je öfter ich aber in Gedanken — denn noch immer war kein Wort zu Papier gebracht — diesen Stoff überschlug, um so drückender wurde für mich die Empfindung der Masse, welche sich im Laufe der Jahre angehäuft hatte, und daß ich niemals im Stande sein würde, sie zu bewältigen. Da brauchte denn bloß die Versucherin Not in Gestalt einer Zeitungsredaktion, die durchaus eine Erzählung von mir haben wollte, an mich heranzutreten, und die Novelle „Auf der Düne“ war in wenigen Wochen fertig und gab sich als ein selbstständiges kleines Werk aus, trotzdem sie ursprünglich nichts als ein integrirendes Stück des großen Romans gewesen war und als solches monatelang angefangen im Kasten gelegen hatte. So entstand in dem Roman eine Lücke, die niemals richtig wieder ausgefüllt und nur, so zu sagen, überkleistert wurde. Sie findet sich da, wo Oswald, der Hauslehrer, in den Ferien an die See geht, um, wie der ursprüngliche Plan war, eben die in der Novelle geschilderten Ereignisse, wie die Sache jetzt steht, schlechterdings nichts zu erleben und, da er doch nicht ewig müßig auf's Meer starren konnte, von einem deus ex machina in Gestalt des jungen Doktor Brann nach Grenwitz zurückgeholt zu werden. Als Fielding einst ein Theaterstück aufführen ließ und Leute im Parterre bei einer Scene, deren Schwäche er selbst sehr wohl kannte, anfingen zu pfeifen, wandte er sich lächelnd zu seinem Begleiter mit den Worten: The sly dogs! they have found it out! Keiner meiner Kritiker hat mir, den mit gröbstem Zwirn zugenähten Riß in dem Gewebe des Romans aufzeigend, Gelegenheit gegeben, meine Kaltblütigkeit einem begründeten Tadel gegenüber an Tag zu legen. Freilich, wer verlangt denn auch von der Fabel eines Romans die Folgerichtigkeit, mit der die eines Dramas aufgebaut sein muß! Nicht die Kritik, und nicht das Publikum! Ach, und wie innig wäre zu wünschen, daß die Fielding'schen Pfeifer im Parterre auch für die Romane existierten! Sie müßten freilich, wenn sie ihres Amtes gewissenhaft walten wollten, einen gar mächtigen Atem haben! Und dann wäre noch darauf zu wetten, daß von neunundneunzig Malen unter hundert die Ausgepfiffenen nicht wüßten, warum gepfiffen wird.

Dann — so um das Jahr 54 — wurde mir des Rumorens in Kopf und Herzen doch zu viel und ich ging ernstlich daran, dem Spuk ein Ende zu machen, die Schemen einzeln bei ihren Namen zu rufen, sie vom Blute — man nimmt da bekanntlich, faute de mieux, sein eigenes — trinken zu lassen und so zur Rede zu zwingen.

Aber der Beschwörungsprozeß ging nur langsam von statten. Es kamen da so manche Zwischenfälle, welche den Zauber, der die völlige Hingabe des Beschwörers an die Sache, die straffste Sammlung seiner Geisteskräfte und nebenbei auch noch die tiefste Stille rings um den geweihten Kreis erfordert, auf die unliebsamste Weise störten. Vielleicht ist es übel eingerichtet, leider aber nicht zu ändern, daß man, um schreiben zu können, auch zu leben haben muß. Zu diesem banausischen Zweck nun war ich genötigt, vieles zu thun, was ja so weit ganz ehrenvoll war und auch den nicht zu entbehrenden bescheidenen Gewinn brachte, aber mir einmal über das andere die wehmütige Frage der Müllerlieder: „Ist das denn meine Straße?“ auspreßte. Ach Gott, es war nicht meine Straße, die mich Tag für Tag in das Leipziger Moderne Gesamtgymnasium führte, wo ich widerspänstige Buben in die Geheimnisse der deutschen und englischen Grammatik einzuweihen hatte, oder nebenan in die dem Gymnasium angeschlossene höhere Töchterschule, dort mit willigen Mägdelein J'aime, tu aimes zu konjugieren! Nicht meine Straße, die in die Sackgasse von Verlegern

Digitized by Google

auslief, denen ich für schnöden Lohn fremden Ungeschmack vertieren sollte! Und wenn auch sicher die preußischen sechswöchentlichen Reserveübungen pro patria waren, und ich zweifellos die heilige anno 59 bei der famosen Mobilmachung mehrere Monate hindurch aus allen Kräften retten half — mein Roman, an dem ich oft genug nur nächtlicher Weile ein paar Stunden schreiben konnte, und der ein andermal wer weiß wie lange unberührt im Pulte lag, kam nur mit Schneckenlangsamkeit aus der Stelle; wenn das so fortging, konnte ich, bevor ich meine Beichte beendet hatte, das Alter der weißköpfigen Krähe erreichen. Und Don Carlos beklagt sich, daß er mit zweiundzwanzig Jahren noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!

So ging es also nicht. Ich faßte einen energischen Entschluß, verbrannte das Schulschiff hinter mir, stopfte mir Wachs in die Ohren gegen das Sirenenlocken übersetzungswütiger Verleger und schloß mit der Zeitung für Norddeutschland in Hannover einen Kontrakt ab, laut welchem ich ihrem Feuilleton, ohne daß eine Unterbrechung im Druck stattfände, einen Roman von vier Bänden zu liefern hatte, von dem höchstens einer fertig war und die drei andern im Wettkampf mit der Druckerpresse geschrieben sein wollten.

Nun, ich brauchte schon in jenen verhältnismäßig jungen Jahren wenig Schlaf, hatte auch zu arbeiten gelernt; überdies die Sache machte mir ein Vergnügen, von dem der eifrigste Leser sicher niemals den hundertsten Teil empfunden hat, und — ich ging glatt durch das Ziel, den Gegner in für ihn beschämender Weise weit hinter mir lassend.

Dann wurde ich Redakteur desselben Feuilletons, in welcher die erste Abteilung des Romans — weiter war ich in den vier Bänden nicht gelangt — das Licht der Lesewelt erblickt hatte, und schrieb, als solcher, die zweite — abermals in vier Bänden, so meine große Beichte absolvierend.

Eine achtbändige Beichte, in der zehn Jahre meines Lebens steckten!

Und das ist noch zu wenig gesagt: die Quintessenz meines ganzen bisherigen Lebens!

Allerdings wirklich nur die Quintessenz. Von meinen thatsächlichen Erlebnissen waren nichts als Fragmente in den Roman verarbeitet und auch sie hatten es sich gefallen lassen müssen, in dem Tiegel der Phantasie umgeschmolzen und dann in die Form gegossen zu werden, in welcher sie sich dem übrigen Körper des Romans harmonisch angliederten.

Nichts als Fragmente, und auch ihrer waren, je länger ich mich mit dem Stoff trug, und nun gar, als es an die Ausarbeitung ging, immer weniger geworden. Ursprünglich nämlich hatte die Aufgabe, die ich mir gestellt, ungefähr ausgesehen, wie das bekannte Rezept des Bauers: „Mein Herr Maler, will er wohl mich abkonterfeien“ — nach welchem allerdings in erster Linie er auf der Leinwand paradieren soll; dann aber auch sein Weib, seine Söhne, Töchter, Knechte, Mägde, Nachbarn, schließlich das ganze Dorf mit seinen sämtlichen Äckern und Wiesen. Allmälig wurde mir klar, daß dabei bestenfalls eine Selbstbiographie herauskäme, niumermehr ein Roman. So mußte denn gestrichen werden. Erklärlicherweise trafen die Striche besonders hart die ersten Kapitel meines Lebens: die Knaben- und Jünglingsjahre, von denen, wie die Sache jetzt liegt, nur hier und da noch ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen ist; oder, innerhalb der Zeilen, nicht anders als maskiert sich an's Licht wagt; z. B. in der Gestalt Brunos. Dann kommt eine Partie — und mit ihr setzt der Roman ein — in welcher die Anleihen, die ich bei meinen wirklichen Erlebnissen mache, sehr stark sind, ja, wo der Held des Romans, und was ihm begegnet, mit der Person des Autors, und was diesem begegnet war, zu einem korinthischen Erz zusammenschmelzen.

Das gilt, wenn man es nicht zu streng nehmen will und bedenkt, wie in einem solchen Falle Wahrheit und Dichtung stets geschwisterlich Hand in Hand gehen müssen, von der ganzen ersten Abteilung. Von der zweiten gilt es nicht mehr, oder doch nur in sehr viel eingeschränkterem Maße.

Denn hier trennen sich die Wege des Autors und des Helden und gehen bis zum Schluß immer weiter auseinander. Um die Geschichte irgend einer „Natur“ schreiben zu können, darf man selber keine ebensolche bis in's Mark sein; nur ein Geistesverwandter mit einer gewissen Familienähnlichkeit: nicht toto genere, aber doch so weit verschieden, wie es Brüder

Digitized by Google

zu sein pflegen, die besser harmonieren würden, wenn nicht einer in dem andern fortwährend Züge entdeckte, welche er bei sich selbst keineswegs zu seiner Freude beobachtet hat. Wie unheimlich groß muß die Aehnlichkeit gewesen sein, die Gulliver zwischen sich selbst und dem Jaahoo entdeckte, wenn er vor dem unglücklichen Geschöpf ein solches Grauen empfinden konnte!

Ich bezeichnete oben als das einem Roman sein besonderes Gepräge gebende und seine Bedeutung bestimmende Moment den Gesichtswinkel, unter dem der Autor sein diesmal zur Beobachtung erwähltes Weltfragment gesehen habe, und versicherte, dieser Gesichtswinkel sei für mich von der ersten Konception der Problematischen Naturen bis zum Schluß derselbe geblieben, trotz der Erweiterung, welche der Stoff im Laufe der Jahre erfuhr. Darin liegt nichts eben Auffallendes, noch weniger ein Widerspruch. Ich will nicht behaupten, es gehe in dem angeborenen Temperament eines Menschen — und mit dem Temperament in seinem Charakter und mit dem Charakter in seiner Weise, die Welt zu sehen — überhaupt keine Veränderung vor; aber von dem Augenblicke einer gewissen Reife seines Wesens sind für die Folgezeit diese Veränderungen sicherlich sehr gering, und man kann sagen: idem semper vultus eademque frons. Wenn Wallenstein des Menschen Wollen und Handeln zum voraus bestimmen will, sobald er nur erst sein Inneres erkannt, muß er derselben Ansicht gewesen sein. Wieviel von diesen Wollen und Handeln wirklich wird, hängt freilich für das betreffende Individuum von allerlei Zufälligkeiten ab; für Wallensteins Vetter z. B. davon, ob ihn aus der Lützner Schlacht der Schecke wieder heil in's Lager bringt, oder als Schwerverwundeten, oder auch gar nicht. Analog ist denn auch das fragliche Weltfragment, welches unter den Gesichtswinkel fällt, hinsichtlich seiner Ausdehnung nur von relativer Bedeutung. Es kann so sein, wie das in der Ilias geschilderte, d. h. so groß, daß es beinahe die ganze Welt umfaßt, oder so eingeschränkt, wie in Hermann und Dorothea. Ist das kleine Fragment nur mit demselben klaren, liebevollen Auge geschaut, mit derselben gewissenhaften Plastik dargestellt, wie das große, kann man den Gesichtswinkel des Dichters in dem einen Falle genau so scharf bestimmen, wie in dem andern. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Größe und Bedeutsamkeit des Objekts für die Wertschätzung des Kunstwerks, zu welcher Art es auch gehöre, völlig gleichgiltig sei. Ein Einakter, wäre die in ihm an Tag gelegte Kunst noch so löblich, wird immer hinter dem Hamlet oder dem Makbeth zurückstehen; der Baumeister einer noch so stilvollen Villa dem des Kölner Doms den Vortritt lassen müssen. Doch das nebenbei.

Wie aber soll ich den Gesichtswinkel bestimmen, unter dem der Autor der Problematischen Naturen seine Welt sah? Oder es anders auszudrücken: was war die ruling passion seiner Seele? das besondere Pathos, in dessen Färbung sich vor seinem Blick notgedrungen das Menschentreiben tauchte? und von dessen übermächtigem Druck sich zu befreien, dessen qualvolle Glut auszuströmen, er mit allen Kräften rang?

Wäre doch nur gleich ein andrer zur Stelle, der die Beantwortung dieser Frage übernähme und sich ganz gewiß besser aus dem Handel zöge, als ich es irgend zu thun im Stande bin? Aber da ich mich einmal auf ihn eingelassen, mag's d'rum sein. Nur wundre sich der Leser nicht, wenn er jetzt mit mir „durch einen Spiegel in einem Wort sieht," das wo möglich noch dunkler ist als so manches schon vorausgegangene.

Wie der Hirsch nach Wasser hatte meine Seele, ich sollte meinen: von dem ersten Augenblicke, da sie „Ich" denken konnte, nach Freiheit geschrieen. Nach der Freiheit, zu leben nach meinem Gutdünken, wenn man darunter versteht, was uns gut deucht nicht im eudämonistischen, sondern moralischen Sinne; nach der Freiheit, mich auszuleben, jede Kraft, die ich in mir fühlte, spielen und wirken zu lassen bis an ihre Grenze; mich frei zu machen von dem Einfluß der Menschen, die mich auf andere Bahnen lenken wollten, als meine Natur mir vorschrieb; von der Macht der Verhältnisse, welche die Autonomie meines Handelns und Wirkens zu bedrohen schienen; zuletzt, und nicht zum geringsten, von den Hindernissen, die, aus dem eignen Innern aufsteigend, der fröhlichen Entfaltung meines Wesens sich entgegenstemmten in Gestalt von schlimmen Neigungen und Begierden, oder Schwächen jeder Art, auch wenn sie sich selbstgefällig als Stärken aufputzten.

Digitized by Google

Dies war das eine: mein Leben sollte so groß und mächtig sein, wie ich es irgend machen könnte. Sodann ein anderes Verlangen, nicht minder brünstig als jenes: es sollte schön sein; sollte für mich erraffen, was es an Schönem, in welcher Form immer, zu erraffen vermöchte. Es versteht sich von selbst, daß es kürzere oder längere Zeit währen muß, bis ein junger Mensch, wenn er auch die Regungen solcher Leidenschaften lebhaft in sich spürt, über ihre Natur klar wird, und daß sie ein für allemal die bestimmenden Momente seines Lebens sind; daß er dazu geboren ist, ein Freidenker, Tyrannenhasser, Republikaner zu sein; und keine Einreden von Vettern und Basen und keine Mißgunst der Verhältnisse ihn auf die Dauer davon abhalten werden, sein Heil als Künstler zu versuchen. Ich darf sagen: verhältnismäßig recht frühzeitig bin ich mir in meinem dunklen Drange des rechten Weges — des Weges, den ich, wie ich nun einmal war, allein gehen konnte — bewußt gewesen; und dies Bewußtsein war es auch wohl, was mich vor den Überhast schützte die so viele längst vor dem erstrebten Ziele zusammenbrechen läßt.

Aber der Kampf mit den unholden Mächten, die dem Schwärmer für Freiheit und Schönheit sich von außen entgegentürmen, oder ihm aus seinem Innern neckend und schreckend erwachsen, ist mir nicht erspart geblieben; und nicht das Grausen vor dem Abgrund, an dessen Rand ich wandelte; und nicht die schaudervolle Gewißheit, daß, wer sein Freiheits- und Schönheitspathos zum seelen- und körperzerrüttenden Rauschausarten läßt, unfehlbar in den Schlund hinabstürzt. Die „Problematischen Naturen" sind die Geschichte eines solchen Unglücklichen.

Armer Halbbruder! Ich konnte mit dir in vollen Zügen den herben Atem des Meeres trinken und die balsamische Luft, die über blühende Gärten weht; und den Würzduft, der aus frischumpflügten Ackerbreiten steigt; mich im Waldesschatten am Rand des schilfumflüsterten Sees mit dir einspinnen in bunte Märchenträume von der blauen Blume, die im stillverborgenen Felsenthale wächst, und schönen Frauen, die den schäumenden Renner zügeln, dir gütig lächelnd die schlanke Hand zu reichen; konnte mit dir sinnen und dichten, grübeln und philosophieren, scherzen und spotten — spotten der Dichterlinge und ihrer Gesellinnen; der augenverdrehenden Pfaffen und ihres Geschlechts; der sporenklirrenden Junker und ihrer hochnasigen Weiber. Und mit dir trauern um einen edlen Geist, der sich selbst zerstört; einen herrlichen Knaben-Jüngling, vom herben Geschick dahingerafft in seiner Maienblüte. Und aus voller Seele mit dir hassen alles, was in Staat und Gesellschaft sich übermütig spreizt und bläht und gierig von dem Schweiß der Vielen mästet, deren Nähe es doch, wie die Pest, flieht; und Sonderrechte arrogiert, die ihm die Gnade eines Gottes zugeteilt haben soll, den es sich nach seinem schnöden Ebenbilde machte. Das konnte ich und hab's redlich gethan — weiß es Gott!

Und er weiß auch, wie mein Herz blutete, als ich mich von dir trennen mußte, um nicht mit dir einzulenken in das fluchbeladene Land, da in der stechenden Sonne rücksichtsloser Leidenschaft keine holden Blütenträume mehr reifen und der Acker ihm, der zu arbeiten verlernt hat, keine nährende Frucht länger bringt. Und weiß, wie ich es dir so von ganzem Herzen gönnte, daß, wie verfehlt auch sonst dein Leben war und du selbst bankerott an Glauben und Hoffnung und Liebe, du wenigstens sterben durftest mit vielen hunderten, die braver waren als du, für eine Idee, die, tausendmal blutig gegeißelt und schmählich ans Kreuz geschlagen, immer wieder aus dem Grabe erstehen und endlich die Welt besiegen wird.

Mein Roman: „Ehre".

Von Ossip Schubin.

Meine Erstlingsarbeit „Niklas Z."*) wurde in der „Bohemia" gedruckt. Der Stil war holprig und die Orthographie hatte der Redakteur nachgebessert, aber es kam eine Beschreibung des Böhmerwaldes drin vor, die sehr gelobt wurde, und auch etwas Apho-

*) Die Dichterin hat die Geschichte dieser Novelle in einem Brief an den Herausgeber dieser Zeitschrift geschildert, der in Bnd XV. S. 12 ff. zum Abdruck gelangte. Für die im Spätherbst dieses Jahres im Verlage

Digitized by Google

ristisches über den Apoll vom Belvedere — was es war, weiß ich nicht mehr genau. —

So hatte es angefangen, mein Schreibfieber nämlich — und die späteren Anfälle meldeten sich ziemlich in derselben Weise — immer ein von irgend einem starken Eindruck hervorgerufener angenehmer oder unangenehmer (meist letzteres) Nervenaufruhr, der sich plötzlich in einer, auf ein spezielles Ziel gerichteten Thätigkeit der Phantasie erst zuspitzte, dann klärte und löste. — Eine neue Arbeit war immer ein Gebilde, das aus einem Chaos überreizter Empfindung emporstieg — immer eine Art Fiebertraum! —

Obzwar ich, kurz nachdem ich meinen Niklas Z. zu Papier gebracht, eine schöne Singstimme an mir entdeckte, deren allzu eifrige Pflege den baldigen Untergang derselben herbeiführte, — so blieb mir doch stets noch die Zeit, hie und da eine Novelle niederzukritzeln und es entstanden zwischen meinem fünfzehnten und fünfundzwanzigsten Jahr eine ganze Reihe teils von Entwürfen, teils von ausgeführten Erzählungen, von denen damals aber höchstens zwei böhmische Provinzblätter etwas wissen wollten — die „Bohemia“ und das „Prager Abendblatt“, obzwar ich mich weidlich bemühte, selbe an irgend ein größeres deutsches Blatt anzubringen.

Meine Anstrengungen in der Richtung blieben gänzlich erfolglos. Gewöhnlich erhielt ich die sorgfältig verpackten Manuskripte postwendend zurück — manchmal dauerte es etwas länger — das war der einzige Unterschied. — Später änderten die Verleger ihren Geschmack und druckten mit vielem Vergnügen die ehemals verstoßenen Erzeugnisse meiner Feder wie z. B. „Die Galbrizzi“ — „Mal'occhio“ — „Memento mori“ — den „Frühlingstraum“ ꝛc. ꝛc.

Damals aber ging's mir schlecht, und als eines schönen Tages auch die beiden Provinzblätter mir die Freundschaft kündigten und nichts mehr von mir wissen wollten, — da wurde ich sehr traurig und fing an, mich dafür zu schämen, so viel Papier und Tinte zu verderben. Vielleicht hätte ich die schlechte Gewohnheit ganz abgelegt, wenn nicht durch die Vermittelung meines mir damals persönlich gänzlich unbekannten Landsmann's, Herrn Fritz Mauthner, eine kleine Erzählung von mir in der „Deutschen Lesehalle“, einem Beiblättchen des „Berliner Tageblatts“, angenommen worden wäre.

Inzwischen hatte ich auch meine schöne Stimme endgiltig begraben, nachdem ich mit Mutter und Schwester durch halb Europa von einem berühmten Singlehrer zum andern gewandert war.

Ich sah ein, daß kein Singlehrer mir mehr zu etwas verhelfen konnte — was nicht mehr existierte! — Müde, elend zog ich in's alte liebe Nest zurück — das alte liebe Lochkow, in dem ich aufgewachsen bin, mit dem meine ganze geistige Entwickelung eng verbunden ist, und von dem wir uns im vorigen Herbste trennen mußten.

Die erste Jugend war vorbei — ich war fünfundzwanzig Jahre alt — über mich kam ein Gefühl von: „Was anfangen mit dem Leben?“ Glauben an meinen Stern, an ein allenfallsiges doch noch durchdringen können mit meinen litterarischen Erzeugnissen, hatte ich gar keinen, — dazu kam noch, daß die Quelle meiner Einbildungskraft gänzlich versiegt schien, daß ich nicht im stande war, irgend ein neues Motiv zu formulieren!

Da riet mir meine Mutter eines Tages — mehr um mich zu beschäftigen, zu zerstreuen, als aus irgend einem andern Grund — einen meiner bereits im „Prager Abendblatt“ erschienenen Romane umzuarbeiten und zu versuchen, denselben in Buchform zu verwenden. Der Roman war unter dem Titel: „Der gewisse Baron Riedheim“ von „Erich Rheinau“ erschienen.

Ohne die geringste Begeisterung machte ich mich an's Werk. Die Feder in der Hand blätterte ich in den aus dem Abendblatt herausgeschnittenen Feuilletons. Meine Umarbeitung des Romans bestand erst aus einfachen Nachbesserungen, die ich auf die weißen Ränder der Zeitung schrieb.

Mit einemmal warf meine Phantasie die alte Form der Erzählung um — auf dasselbe Motiv baute ich einen andern Roman — die

von Adolf Titze in Leipzig erscheinende Buchausgabe der „Geschichte des Erstlingswerks“ hat die Verfasserin den Inhalt jenes Schreibens in andere Form gefaßt und einige weitere Mitteilungen über ihre litterarischen Anfänge beigefügt, die wir unseren Lesern gleichfalls nicht vorenthalten wollen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Hallucinationen hatten sich eingestellt, ich hörte die Figuren um mich herum sprechen, lachen, weinen — ich hätte nach ihnen greifen können — ich brauchte nur die bunten Bilder abzuschreiben, die mir durch die Seele glitten. —

Im Herbste desselben Jahres war aus dem „gewissen Baron Riedheim“ von „Erich Rheinau“ — „Ehre“ von „Ossip Schubin“ geworden. Inzwischen hatten drei oder vielleicht vier Menschen meine Novelle in der „Deutschen Lesehalle“ gelesen und bebeifallt. — Mein Jubel sowie mein Erstaunen war groß, als Herr Fritz Mauthner daraufhin einen großen Roman bei mir für das „Berliner Tageblatt“ verlangte — viel größer als die Enttäuschung, welche kurz darauf die Nachricht mit sich brachte — daß das „Berliner Tageblatt“ den oben erwähnten Roman „Ehre“ ablehne.

An derlei Enttäuschungen war ich gewöhnt, die nahm ich als etwas ganz Selbstverständliches hin. Als endlich ein heroischer junger Verleger, Heinrich Minden in Dresden, sich dazu herbeiließ, den Roman zu drucken, faßte ich das Glück als eine unverdiente Gnade Gottes auf! — Und nun zum Schluß!

Minden setzte alles daran, den Roman in einer Zeitung erscheinen zu lassen, ehe er ihn in Buchform verlegte. In appetitlichen Aushängebogen, bereits gedruckt, wurde „Ehre“ so ziemlich an alle halbwegs anständigen Redaktionen von Deutschland geschickt — und überall abgewiesen. So entschloß sich Heinrich Minden im Dezember 1882, „Ehre“ in Buchform in die Welt hinauszuschicken.

Das deutsche Lesepublikum kennt das Schicksal desjenigen meiner Romane, welcher offiziellermaßen für meinen Erstling gilt.

Mir bleibt nicht viel darüber zu sagen als — daß niemand, nicht einmal eine der vielen Redaktionen, welche dem Roman einen Tritt versetzt hatten, erstaunter über den Erfolg desselben sein konnten — als ich selbst.

Noch heute erinnere ich mich dessen, wie am 17. Jänner 1883, während wir beim Frühstück saßen, in unserem kleinen Speisezimmer in Rom, meine Mutter den Posteinlauf sichtend, mir einen Brief Heinrich Mindens ans Dresden reichte.

Es war ein Sonntag. Ein bläulich heller Sonnenstrahl lag quer über dem Frühstückstisch, und die ganze Morgenluft war melodisch von katholischem Glockengeschwirr.

Der Sonnenstrahl und das Glockengeschwirr thaten mir weh — ich war gänzlich mutlos und traurig. — Nichts weniger als einer freudigen Ueberraschung gewärtig, öffnete ich den Brief Mindens. Er enthielt eine höfliche Karte von Julius Rodenberg und eine von ihm verfaßte, auf drei Rundschauseiten eng gedruckte Kritik von „Ehre“.

Und was für eine Kritik! . . . Sie fing an mit den Worten: „Wer Ossip Schubin auch sein möge — des einen sind wir gewiß, — daß er kein junger Mann mehr sein kann!“ . . . Das Übrige mögen die, welche sich dafür interessiren, in der Februar-Nummer der „Deutschen Rundschau“ von 1883 nachlesen.

Ich begriff nicht, daß das Lob sich wirklich auf mich beziehen könne — ich wurde ganz dumm und verwirrt von nicht begreifen können — ich fing an zu schluchzen — meine Mutter nahm mir die beiden Rundschaublätter aus der Hand und las sie mir vor.

Von einem Augenblick zum andern war ich zum Rang eines deutschen Schriftstellers erhoben, eines Schriftstellers, den man ernst nimmt — das Avancement war unheimlich rasch! — Als meine Mutter mir die durchlesenen Blätter zurückgab, schüttelte sie den Kopf, — dann mit einem sehr ernsten Gesicht, die berühmten Worte Annas von Österreich an Maria von Gonzaga zitierend, sagte sie:

„Ah ma pauvre fille! Te voilà reine de Pologne! . . .“

Meine Lehrjahre.

Von Marie Ebner-Eschenbach.*)

. . . Es giebt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhme führen kann, an das ich nicht gepocht hätte. Da entstand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entstanden Lust-

*) Auch der vorliegende Aufsatz ist die Ergänzung einer autobiographischen Skizze der Dichterin, die wir bereits in Band III., S. 176, unseren Lesern bieten durften, und ist gleichfalls für die Buchausgabe der

Digitized by Google

und Trauerspiele, Novellen und zahllose Gedichte. Von jeder neuen Schöpfung hatte ich in der Zeit ihres Werdens die beste Meinung und wurde auch gar oft durch Wohlmeinende darin unterstützt Bei dem ersten Tadel, den ich aber erfuhr, waren Mut und Zuversicht verloren. Ich verwarf die alte und ging an eine neue Arbeit — wenn man diesen unreifen und überhasteten Versuchen einen so ehrenvollen Namen geben dürfte.

Bald nach meiner Verheiratung wurde die Ingenieur-Akademie, an der mein Mann (damals Hauptmann im Ingenieur-Corps) Professor der Naturwissenschaften war, nach Klosterbruck in Mähren versetzt. Zehn Jahre verlebten wir dort, dreißig war ich alt geworden und hatte noch nicht einmal etwas für die Sterblichkeit gethan und noch nichts zur Veröffentlichung gebracht als ein kleines Bändchen, das erheiternd wirken sollte. Es hat aber Niemand erheitert und Einen tief verstimmt — meinen armen Herrn Verleger.

Meine Freunde, die Meinen, alle die mich liebten, hatten längst angefangen eine mehr oder minder lebhafte Opposition gegen meine fruchtlosen litterarischen Bestrebungen zu erheben. Ihr Glauben an mein Talent war nicht stark und konnte es nicht sein. Was hatte dieses Talent bisher geleistet? welche Früchte hatte es getragen außer den beiden herben: Enttäuschung und Demütigung?

Ich schwieg fortan über mein stilles Treiben und widmete ihm nur noch die Stunden, auf die Niemand den geringsten Anspruch erhob. Aber erlöst war ich von der unglücklichen Liebe zur Schriftstellerei nicht, wenn es auch Stunden gab, in denen ich mich ihrer schämte.

Im Winter 1860 schien plötzlich, was ich mein Schicksal nannte, sich freundlich gestalten zu wollen. Ich hatte Robertsons Geschichte Schottlands gelesen, und „Maria Stuart in Schottland", Schauspiel in fünf Aufzügen, geschrieben. Mein einziger Vertrauter und leider viel zu milder Kritiker, war jetzt mein ehemaliger Lehrer, Herr C. M. Böhm. Er hatte mich einst in grauer Vorzeit in den sogenannten deutschen Gegenständen unterrichtet, einigen meiner Freundinnen und mir Vorträge über Logik und Ästhetik gehalten, er besuchte auch jetzt noch das Haus seiner alten Schülerin, und kam regelmäßig an jedem Mittwoch zu uns zu Tische. Ihm übergab ich denn auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Manuscript der „Maria Stuart" und erwartete mit namenloser Spannung sein Urteil. Ich war nicht zaghaft wie sonst; die Hoffnung auf ein Gelingen war nicht in dem Augenblick erloschen, in dem die Arbeit fertig dalag. Die Menschen, die drei Wochen lang, deutlich und lebendig vor mir gehandelt, gesündigt und gelitten hatten, wirkten noch mächtig auf mich ein, nachdem ihr Geschick erfüllt war. Sollten, mußten sie nicht auch auf andere wirken?

Am nächsten Mittwoch hoffte ich Gewißheit darüber zu erhalten; aber mein guter, getreuer Freund, ließ mich nicht so lange warten. Der folgende Morgen schon brachte mir einen Brief von ihm. Er war freudig überrascht, er hatte mir das nicht zugetraut, er fand mein Stück vortrefflich, und prophezeite einen glänzenden Erfolg.

Nun begann für mich eine Zeit — wohl jedem, der eine solche einmal durchlebt hat! — Alle Seligkeit, mit der eine schöne Erwartung, ein festes Hoffen, ein Menschenherz erfüllen kann, habe ich damals genossen. Ein vollkommenes, ungetrübtes Glück, denn es blieb einzig und allein im Bereich der Phantasie. Die Außenwelt hielt ich von ihm fern, sie warf nicht einen Mißton, nicht einen Schatten hinein. „Maria Stuart in Schottland" von M. von Eschenbach, wurde als Manuskript gedruckt, und an alle Bühnen Deutschlands versendet. Erst wenn Schreiben um Schreiben voll Zustimmung und Anerkennung eintreffen sollten, gedachte ich den Meinen zu verkünden: — Seht, seht, es ist doch etwas an meinem Talente, ich hab's doch zu etwas gebracht.

Wir zogen auf das Land. Der Sommer verging. Jeden Morgen erwachte ich mit der wonnigen Zuversicht: Heute — jeden Abend ging ich mit der Hoffnung schlafen: Morgen kommt die Erfüllung, das langersehnte Glück.

Am Nachmittage zur Stunde, in der der Postbote einzutreffen pflegte, litt es mich nicht mehr im Hause, da ging ich ihm ein Stück

„Geschichte des Erstlingswerks" bestimmt. Wie wir der verehrten Dichterin aufrichtig dafür verbunden sind, daß sie sich zu dieser abschließenden Fortsetzung entschloß, so glauben wir auch des Dankes unserer Leser für die Mitteilung an dieser Stelle gewiß zu sein. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Weges entgegen, um wenigstens den Anblick der großen, versperrten Ledertasche zu genießen, die er umgeschnallt trug. Aufgeschlossen wurde sie erst im Zimmer meines Vaters. Er hielt den Schlüssel zu dem Heiligtum in seiner Verwahrung.

Meine schönen, rotwangigen Träume und Hoffnungen waren allmählich doch sehr bläßlich und nebelhaft geworden. Der graue Hintergrund, die Wirklichkeit fing an hindurch zu scheinen. Nicht eine Antwort, die nur irgendwie verheißend gelautet hätte, war gekommen, auf alle meine nett kouvertierten, von überaus höflichen Briefen an die Herren Theater-Direktoren begleiteten Sendungen.

Ich hatte meine Nachmittags-Spaziergänge aufgegeben, und verbrachte die letzten hellen Tagesstunden mit meiner Stiefmutter. Sie arbeitete an einer Stickerei und ich las ihr vor. Einmal saßen wir allein im kleinen Salon in der Nähe des Fensters. Wenn ich den Blick von meinem Buche erhob und hinaussah, stand die uralte, riesige Linde vor mir, die der Wind unbarmherzig zerzauste und entlaubte. Zu tausenden stoben und wirbelten ihre Blätter eine Weile in der Luft umher, und fielen dann vom Regen schwer zur Erde nieder. Und jedes von ihnen hatte gelebt, sein eigenes, kleines Leben, und jedes hatte sich für das wichtigste Blatt am ganzen Baume gehalten. Wie dumm und arm waren sie — wie dumm und arm war ich gewesen. Das Buch, aus dem ich vorlas, hieß: „Die Makkabäer" und Otto Ludwig der Meister, der das herrliche Werk vollbracht hatte. Was Der konnte mußte können, was Der war mußte sein, wer sich ein Künstler und Dichter nennen wollte. Ich war nichts und ich konnte nichts. Ich brachte nur Schattengebilde hervor, im Vergleich zu diesen lebensvollen, von Kraft strotzenden Gestalten.

Und dabei würde es wohl immer bleiben. Die Andern hatten Recht und meine Mißerfolge waren verdient.

Meine Kehle schnürte sich zusammen, wie schwer war es im Vorlesen fortzufahren! Wie froh war ich, als ich durch den Diener unterbrochen wurde, der meiner Mutter ein Paket Briefe übergab. Ich fragte nicht einmal wie sonst mit heuchlerischer Ruhe und wütend klopfendem Herzen: „Nichts für mich?"

Mein Herz klopfte nicht, es zitterte nur. Ich preßte mein Gesicht in das Buch hinein, ich hätte mich mit seinem Geiste erfüllen, seinen Atem einsaugen mögen.

„Da ist etwas für M. von Eschenbach: Bist Du das vielleicht?" fragte meine Mutter lachend und reichte mir über den Tisch ein bläuliches Kouvert mit dem Poststempel Karlsruhe. Ich seh' es heute noch, ich sehe jeden Zug der markigen, liegenden Schrift auf der Adresse. Der Brief war vier Seiten, vier eng beschriebene Seiten lang; sein Inhalt eine warme Begrüßung, ein herzliches Lob, der Schluß: Wir werden Ihr Stück mit derselben Liebe und Sorgfalt einstudieren, mit der wir Otto Ludwigs „Makkabäer" einstudiert haben. Die Unterschrift: Eduard Devrient.

Welches gläubige Gemüt hätte dieses wunderbare Zusammentreffen nicht für eine Verheißung, eine göttliche Fügung gehalten? Ich war plötzlich wie aus tiefster Tiefe in die höchste Höhe versetzt. — Aber Höhe ist Wende.

Nach der Aufführung meines Stückes zeigte mir ein Telegramm Devrients einen sehr ehrenvollen Erfolg an. Die nächsten Tage brachten eine lobende und eine tadelnde Kritik.

In Karlsruhe erhielt sich das Drama durch Jahre auf dem Repertoire, doch wurde es von keiner anderen Bühne zur Darstellung angenommen; und so blieb denn mein aufkeimendes Selbstvertrauen für alle Zukunft erschüttert. Wer wüßte auch heute noch, daß eine „Maria Stuart in Schottland" von M. von Eschenbach existiert hat, wenn sich nicht im Nachlaß Otto Ludwigs eine ausführliche Besprechung des Stückes vorgefunden hätte? Der große Dichter hat dem „Herrn von Eschenbach" eine eingehende Betrachtung gewidmet. Er hat sich mit ihm beschäftigt, hat ihn beurteilt und verurteilt, unwillig, grimmig sogar. Er hat ihm jegliche dramatische Begabung abgesprochen, und ihm nur ein gewisses rhetorisches Talent zugestanden.

Würde ich damals geahnt haben, daß Otto Ludwig von mir wußte, mir auch nur die geringste Beachtung schenkte, hingepilgert wäre ich zu ihm, hätte seinen Worten gelauscht, wie den Worten des Evangeliums, auf seinen Tadel geschworen und gewiß gesagt: Herr und Meister, ich habe mir zu viel zugetraut und will es nicht mehr thun. — Das wäre weniger

Digitized by Google

bitter gewesen als durchzumachen was ich noch durchmachen mußte, bis ich eines Tages die Geschichte meiner Bestrebungen und meiner Leiden in die bescheidenste Form brachte, in die der Erzählung. Da endlich trat die günstige Wendung in meiner Schriftsteller-Laufbahn ein. Der „Spätgeborene" errang, worauf ich bis dahin vergeblich gehofft hatte: einen ersten kleinen Erfolg.

Der Lebenskampf eines jeden Menschen, der ernstlich und heiß nach zu hoch gesteckten Zielen strebt, ist ein schwerer. Was ihm zu seiner Erlösung am nötigsten wäre, erlangt er zuletzt — die Demut. Es dauert lang, ehe der Phantast, der meinte, nur auf dem Bergesgipfel werde er frei atmen können, sich zu dessen Füßen in einem Hüttlein einrichtet und darin seinen Frieden findet.

In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben.

Herbstabend.

Von **Wilhelm Jensen.**

I.

Der Weg zieht einsam weiter,
Trüb ist der Abend und kalt,
Der alte Schimmelreiter
Trabt über den düsteren Wald.

Die Wipfel knarren und knattern
Und biegen ihr murrendes Laub;
Seinen grauen Mantel flattern
Seh' ich im Windgeschnaub.

Es krächzt sein Rabe zur Linken
An's Ohr ihm heiseren Ruf;
Aufspringende Funken blinken
Rot unter dem Eisenhuf.

Er jagelt in blauer Flamme
Sein Roß zu langsamem Schritt,
So wie er vor unserm Stamme
Aus Osten her einst ritt.

Den gleichen Wegs heut wieder
Durchzieht mein Fuß den Wald;
Die alte Nacht fällt nieder
Und Donars Leipnir hallt.

II.

Heim trieb der Hirt, Ohreule schrie,
Nun schnaubt der Nebelwolf am Stall;
Am Krippenhalfter zerrt das Vieh,
Die Stute sträubt den Mähnenschwall.
Gut ist's nun unter festem Dach,
Die Lampe zünd', den Laden schließ'!
Das Buch, o Kind, nimm dort vom Fach
Und draus ein Lied vom Frühling lies!

Das Feu'r erst schür', der Herbst ist kalt,
Und frostig wird des Alters Blut.
Die Nachtmar, horch, sie trabt vom Wald —
Setz' her den Trunk aus Sonnenglut!

Dich sucht sie nicht, noch nicht, die Mar;
Nun, Mädchen, lies! Ich hör' dir zu —
Im Lichtfall blinkt wie Gold dein Haar —
Ich bin der Herbst, der Frühling du

Laß hören mich, wie einst er war,
Und wie er dir, o Kind, wird sein!
Wie Veilchen blaul dein Augenpaar —
Dein ist der Tag, die Nacht ist mein.
O Frühlingstag! O Sonnenwahn!
Laß sehn mich, wie dein Auge lacht!
Der Nebelwolf fletscht mir den Zahn —
Lies, Mädchen, lies mir's noch vor Nacht!

III.

„Sieh, Knabe, sieh, wie leuchtend an der Laube
Die grüne Ranke fliegt,
Und wie darüber sich die weiße Taube
In's Blau des Himmels wiegt."

„O sieh den Schmetterling, als ob ihm Feen
Aus Gold ein Kleid gewellt!"
Was soll ich denn an dem, Großvater, sehen?
Der fliegt auf jedem Feld.

Der Wind nur macht's, daß sich die Zweige biegen,
Großvater; sahst du's nie?
Und jeden Tag sah' ich die Tauben fliegen,
Großvater grad' wie die.

„Und dort — sieh, wie geheimnisvoll im Wind sich
Die Halme flimmernd drehn!"
Großvater, hältst du für ein kleines Kind mich,
Das noch kein Gras gesehn?

Digitized by Google

„O Knabe, lang noch wirst du Alles schauen.
Doch anders blickt es an
Am Morgen, als wenn noch vor'm Abendgrauen
Ein Auge seh'n es kann.

„Ihm ist, o Knabe, auch ein Halmgeflimmer
So höchster Wunder voll —
Wenn es — fern sei's dir noch — davon für immer
Nun Abschied nehmen soll."

IV.

Ich hab' dich gekannt als ein blühendes Kind
Im ersten, im lachenden Mai.
Wie flog dein blondes Gelock im Wind,
Und mein Herz flog geschwind —
Nun schreitest du all mir vorbei.

Und dein greises Haar und das trübe Licht,
Unter'm müde nickenden Lid,
Und der herbe Mund und im welken Gesicht
Jede Runzel spricht —
Wie Novemberwind schauert im Ried.

Ich bleibe noch stehn und ich blicke dir nach,
Als schritt'st du im Traum mir vorbei.
Was war es, das mir auch dein Angesicht sprach?
Und es schauert mich wach —
Ja, Spätherbst ward's für uns zwei.

Der alte Wilddieb.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Seit einem Jahre habt ihr mich ertragen
Und manches Ungeschick mir nachgesehn,
Nun, bester Herr, ists Zeit, Valet zu sagen,
Es möchte sonst der Krug in Scherben gehn.
Und wenn es selbst mit Eurer anders stände,
Mit der Geduld des alten Bösewichts,
Was soll es länger bergen? gings zu Ende:
Mit meiner Bestrung, Herr, da wird es nichts.

Ihr staunt? — Das kommt — nun ja, hält ich gesprochen,
Statt daß ich so viel Monden mürrisch schwieg,
Ihr stauntet nicht! Wie mürb' auch schon die Knochen,
Noch schloß ich ja nicht Frieden, noch ist Krieg.
Nein, saget selbst, darf so die Zeit verstreichen?
Wozu, wozu denn war ich wieder frei?
Ha! Muß noch manche Gemse ihm beschleichen
Und manches buzendendige Geweih.

Wem? Nun, dem Förster, bester Herr! Erst heute,
Als ich ihn dort in's Holz sich trollen sah,
War mir's als steht' mir wer die eigne Beute,
Als ging mir's an die Kehle stand ich da!
Als müßt' ich hinterdrein! — In Perlen tropfte
Der kalte Schweiß mir in das Nackentuch ...
„Da geht er," hört' ich, wie es in mir klopfte,
„Und denkt: der beißt nicht mehr, der hat genug."

Genug? Er soll sich wundern! — Meinen Stutzen
Vernimmt er, eh' der nächste Hahn ihn weckt.
Den hol' ich heut' noch. Brauch' ihn kaum zu putzen
S' ist knochentrocken, wo ich ihn versteckt
Und dann: auf guten Anblick!" Will doch sehen,
Ob ich's zuletzt, ob ihr's am längsten macht.
Ein ganzer Kerl muß auf dem Recht bestehen,
Und meines, Herr, ist hier vor Gott die Jagd.

Das dünkt euch kraus? — Wenn von des Nachbars Kischen, —
Er schwörts — ein Jahr ihr lebet früh und spat,
Derweil in Wirklichkeit auf euren Tischen
Ihr nimmer auch nur eine Gräte saht,
Und nun das Urteil gegen euch sich wendet,
Trotz allem, was ihr vorbringt hoch und teuer,
Und man euch als Entwender straft und pfändet,
Herr — sind die Fische nun vor Gott nicht euer?

Ein armer Mann, ein schlechter Mann — verloren
Zur Hälfte schon, sobald er in Verdacht!
Was haben sie geschwafelt und geschworen,
Bis sie mich endlich ins Verließ gebracht!
So viele Müh'! Fast wars um rol zu werden!
Und doch — genug! In jenem langen Jahr
Ging eins mir auf: daß keiner nun auf Erden
Gerechtigter als ich zum Wildern war.

Seitdem ist das mein Schibboleth verblieben,
Ich ward darüber knorrig, grau und alt, —
Was thuts? Ich habe doch Vergelt getrieben. —
Hab nicht die Faust nur so im Sack geballt.
Sie wissen mich von Zeit zu Zeit zu fassen —
Nun, Herr, auch das vernarbt dann und verharzt,
Im Walde quält mich weder Groll noch Hassen,
Der grüne Wald — das ist ein Seelenarzt.

Fort aber darum auch mit Karst und Hacke!
Es thuts halt nicht! Mein Posten ist nicht hier,
Mein Platz ist dort, den Stutzen an der Backe
In meinem teu'rerhauften Jagdrevier!
Ich wahr' mein Recht, Herr, achtet's nicht geringe!
Ich well': den droben freut der Strauß schon lang'!
Und fall ich ihnen wieder in die Schlinge,
Nun denn: da büß ich eben! Lang ist Lang.

Digitized by Google

Die Hausfreundin.

Novelle von **Heinrich Bulthaupt.**

Sie hieß Caecilie, mochte Mitte der dreißig ſein und war eine Hausfreundin. Und wie das? Im allerweiteſten, aber auch in einem ganz beſondren Sinn.

Im allerweiteſten: denn ſie war willkommen, welches Haus ſie auch betrat. Und es war etwas mit ihr und um ſie, was dem Hauſe ſelbſt, und nicht nur ſeinen Inſaſſen, zu Gute zu kommen ſchien. Man machte ſich das nicht klar, man wußte noch weniger, woran es lag — man fühlte es nur, aber man fühlte es tief und dankbar. Saß ſie inmitten der Familie — nicht ihrer eigenen, denn ſie ſtand ganz allein und war eine „alte Jungfer“, eines Gymnaſiallehrers Tochter — dann ſchien im Winter ein warmer Hauch des Behagens von den Wänden auszugehen und im Sommer ein Odem erquicklicher Kühle. Der jüngſte Wildfang ließ ſich beſchwichtigen und hielt ihre Hand, und der Verdruß des Hausherrn zerſchmolz vor dem ſtillen Blick ihrer freundlichen blauen Augen, um die ſich ein Netz von kleinen heitren Fältchen zuſammen zu ziehen begann. Die Kranken plauderte ſie in den Schlaf, und den Frauen half ſie, wenn es nötig war, auch in den ſchwerſten Stunden. Dabei verſtand ſie ſich auf mancherlei Künſte, und überall wußte ſie Hand anzulegen, zu raten und zu unterweiſen: in der Küche, in der Nähſtube, am Klavier und noch in andren viel gelehrteren Dingen. Dem einen brachte ſie ein Salatrezept, der andren eine Zeichnung zu einem Ofenſchirm, ſie ſchlug den Ball mit den Kindern und legte Karten mit den Alten. Und dabei kam und ging ſie ſo geräuſchlos, und ſo unauffällig war alles, was ſie that, daß man ſie kaum zu bemerken ſchien, wenn ſie da war und ſie doch ſogleich vermißte, wenn ſie fehlte. Was ſie that, that ſie wie im Müßigang, und an ſich ſelbſt ſchien ſie nie zu denken. Wie ein Duft von Lindenblüten wandelte es mit ihr, ſo heimlich und faſt unmerklich, ſo traulich und beſcheiden. So ging ſie in ihren ſchlichten Kleidern, ſchlank und immer noch zart, durch die Straßen der ſchönen Mainſtadt, die in Reben gebettet liegt wie ein Kind in rings aufquellenden Daunen, und ſo ſchritt ſie Tag für Tag in das hoch am Ufer ragende Haus mit der doriſchen Vorhalle, auf deren Sims mit großen goldenen Buchſtaben das Wort „Tibur“ ſtand, und darunter, zierlicher, jener Horaziſche Vers „Ille mihi praeter omnes angulus ridet“; das iſt, ſchlecht und recht verdeutſcht: „Dies Fleckchen Erde iſt mir vor allen andern lieb.“

Dies war der Ort, an dem ſie Hausfreundin im engeren Sinne war: etwa ſo, wie man einen Dritten, der ſich zu einem Ehepaar geſellt und dabei der Frau den Hof macht, ſehr unpaſſender Weiſe einen Hausfreund nennt. Nur umgekehrt, und viel, viel unbedenklicher! Aber beſtreiten ließ es ſich nicht, daß in dem Kollegium der drei Menſchen, die ſich hier täglich für einige Stunden zuſammenfanden, der Mann ſich um die Hausfreundin weit mehr als um die eigne Frau zu kümmern ſchien, und „Was meinſt Du, Caecilie?“ — „Wie wäre es, Caecilie?“ — „Ja, wenn Caecilie abrät“ — das wiederholte ſich in dieſer und anderer Geſtalt ſo oft, daß man darauf hätte ſchwören mögen, es ſei in dieſem Hauſe nicht alles in Ordnung, wenn nicht das glückſtrahlende Geſicht der jungen Frau und ein Blick in Caeciliens helle

Digitized by Google

Augen jeden Zweifel sofort hätte zu Schanden machen müssen.

Der aber so sprach, das war ein Mann, der die vierzig kaum überschritten hatte, eine hohe, nicht eben hagre Gestalt mit dunklem, ganz leicht ergrauendem Haar und wohlgerötetem Antlitz. Es war alles fein und gutgepflegt an ihm, und trotz seiner raschen Art zu fragen und des hastigen Blicks seiner braunen Augen, die fast kindlich unbeholfen durch die Brillengläser lugten, meinte man ihm einen Hang zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben abzuspüren. Darin irrte man wohl auch nicht. Denn er war aus reichem Hause, und den einzigen spätgeborenen Sohn hatten die Eltern redlich verwöhnt. Immer wähnte die Mutter ihn krank, immer fürchtete der Vater, dem Jungen könne fern von ihm etwas zustoßen. Hustete er, so kam ein ganzer Ärztetag zusammen, und war er aus den Weinbergen mit seinen Gespielen erhitzter als sonst zurückgekommen, dann glaubte die zärtliche Mutter den triftigsten Grund zu haben, ihn einige Tage der Schule fernzuhalten. Dabei blühte sein junger Leib weiß und rot in dionysischer Weichheit und doch kräftig und voll und schier reckenhaft, und hätte er sich nur wie andre tummeln und Kraft an Kraft messen dürfen — er wäre den Jünglingen gefährlich geworden, wie den Mädchen, und ein gewaltiger Kämpe auf jeglichem Schlachtfeld. So aber hatte die elterliche Gewöhnung ihn schonsam mit sich selbst gemacht, und seinen Trieb zu Arbeit und Thaten zog sehr frühe schon eine holde Müdigkeit auf die Chaiselongue nieder, die um des echten Eisbärenfells willen, das weich und zottig über sie gebreitet lag, den vornehmsten Schmuck seines Zimmers bildete. Dort träumte er in den Tag hinein, als Gymnasiast, als Student, dort lag er als Privatdozent und unbesoldeter Professor, und dort fuhr er, mit Unterbrechungen zwar, zu liegen fort, nachdem er die Universitätscarrière aufgegeben, um ganz seinen Studien zu leben. Und als er sich nach dem Tode seiner Eltern zu heiraten entschloß, begleitete ihn das Sopha mit der Eisbärendecke in das Haus mit der dorischen Vorhalle und der Inschrift „Tibur". Und nach kurzer Entwöhnung fand er sich Tags über zu langer und wiederholter Siesta, den Zeigefinger in einem römischen Klassiker, dem er gelegentlich einen Blick und nach dem Blick ein anscheinend sehr tiefes Nachdenken gönnte, auf dem weißen Fell wieder ein.

Die Wahl der Gattin war ihm nicht leicht geworden, und vielleicht hätte er sich nie entschlossen, wenn Caecilie nicht gewesen wäre, die Haus an Haus mit ihm in anständiger Ärmlichkeit still und unscheinbar heranblühte. Sie war einige Jahre jünger als er, so daß er während einer längeren Zeit das wohlgegründete Recht hatte, sie nicht zu bemerken. Aber auch als ihm dies Recht nicht mehr zur Seite stand, dauerte es noch eine ziemliche Weile, bis er von dem blondhaarigen und blauäugigen Dingelchen Notiz nahm, und Caecilie fand das scheinbar ganz natürlich. Sie sah zu dem großen schönen Nachbarssohn in stummer Verehrung empor und that ihm was sie konnte zu Gefallen. Daß sie selber etwas zu fordern hätte, das heranwachsende Mädchen von dem jungen Herrn, der Gedanke war ihr wohl nie gekommen, und Hardenbergs Otto — so hieß er nämlich — war nicht sonderlich galant. Nicht, daß er es an Höflichkeit hätte fehlen lassen, o nein! aber Caecilie, die seine Mutter aus der bescheidenen Etage des Nachbarhauses oft in ihre prächtigen Räume herüberrief, beanspruchte ja nichts. Sie war eben da. Sie spielte mit der Kommerzienrätin vierhändig, sie half die Blumen warten, sie strickte an dem Schlummerkissen, das die Mama ihrem Otto zu Weihnacht mit eigenen Hände bereiten wollte, das größere und bessere Teil, sie wußte sich an allen Ecken und Enden nützlich zu machen und ward den vornehmen Nachbarn bald so unentbehrlich wie dem eigenen Vater und den Brüdern — aber daß sich in dieser schwesterlichen Seele auch noch ein andres Gefühl regen könnte, darüber dachte Otto nicht nach, und Caecilie gab ihm dazu keine Veranlassung. Je weniger er sie sich aber aus seinem Leben fortdenken konnte, desto harmloser und anspruchsvoller wurde er. Sie verstand eine Süßspeise aus geschlagener Sahne, Makronen und allerlei Früchten besonders trefflich zu bereiten, und Jahr für Jahr brachte sie ihm dies sein Leibgericht als Angebinde zum Geburtstag — er aber hatte sich bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre zu erkundigen vergessen, wann denn Caecilie zum ersten Male das Sonnenlicht

Digitized by Google

gesehen. Da überreichte er ihr ein feines gelbseidenes Tuch mit türkischen Stickereien, das die Mutter ihr zugedacht. Einmal, als er nach dem Essen ein Männchen aus Kork bosselte, schnitt er sich in den Finger und ließ sich, da seine Mutter bei dem Anblick des rinnendes Blutes in Ohnmacht gesunken war, von Caecilien verbinden — was sie so sanft und ruhig that, daß er sich kaum entsann, je etwas Angenehmeres empfunden zu haben. Und als die gute Kommerzienrätin plötzlich entdeckte, daß er einen ungemein wohlklingen-Bariton besitze, sang er zu Caeciliens Begleitung Schubertsche Lieder, aber mit so freiem Tempo und oft auch noch wider den Takt, daß es aller Besonnenheit und Herzensgüte seiner Partnerin bedurfte, um nicht schon im ersten Viertel die Arme sinken zu lassen und den kühnen Schwimmer sicher an's Land zu bringen. Zwar wollte die Mama wissen, Caecilie spiele zwar korrekt, aber ganz wie ein Metronom, und des hinreißenden musikalischen Temperaments ihres Sohnes entbehre sie völlig — da sie sich aber überzeugen mußte, daß jeder andere Begleiter schon nach den ersten Takten gegen ihren Otto rebellierte, und es außer Caecilien niemanden gelang, mit ihm zu Ende zu kommen, schwieg sie allmählich. Kurz, die kleine blonde Hausfreundin war auch dort so nötig und unentbehrlich wie Luft und Licht, und als der junge Student nun gar noch dahinter kam, daß sie Latein treibe — man munkelte, um ihrem Vater bei dem Korrigieren der Exercitien zu helfen — da gab es ungefähr nichts mehr, worüber sie nicht mit einander sprachen. Bei dieser Entdenkung wandelte den Jüngling auch zum ersten male etwas wie Hochachtung vor der zarten hübschen Nachbarin an, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß sie seines schrankenlosen Vertrauens vollkommen würdig sei . . .

Von diesem Vertrauen dachte er ihr einen besonders ehrenvollen Beweis zu geben, als zuerst sein Vater, dann seine Mutter dahingegangen waren und es ihm einsam in dem verödeten Hause zu werden begann. Ein blasses schönes Kind, im Wohlstand geboren wie er, hatte schon lange die schwärmerischen Augen zu ihm erhoben. Er hatte es wohl bemerkt, aber er war nun schon kein Jüngling mehr, und da er in den schönsten Jugendjahren seine Siege über die Frauen nicht in wünschenswerter Weise ausgenutzt hatte, wollte er, zum Mann gereift, auf keinen Fall eine Thorheit begehen. Kurz, er bedachte dies und das. Ob er sich die Blicke der Schönen richtig deute? ob ihre Absichten ernsthaft seien? ob ihre Charaktere für einander taugten? ob die junge Thereſe sich in die ernste Gedankenwelt eines Gelehrten werde versenken und bis zu einem gewissen Grade an seinen Arbeiten teilnehmen können, wie er es verlange und — dies betonte er nachdrücklich — verlangen müsse. Und dies und das, und hunderterlei Dinge sonst. Und da die Antwort mit jeder neuen Frage verwickelter und der Entschluß immer schwieriger wurde, rang er sich endlich das Opfer ab, die Entscheidung in Caeciliens Hand zu legen und sie mit allen nötigen Vollmachten auszustatten, von vornherein gewiß, daß die hülfreiche Nachbarin sein großherziges Thun hoch aufnehmen und alles zum Besten lenken werde. Er sah ihre feinen Züge schon wie in stiller Verklärung aufleuchten. Darin hatte er sich nun zwar getäuscht. Caecilie sah ihn vielmehr, nachdem er ihr den schönen Vertrauensbeweis gegeben und den schwierigen Auftrag erteilt, größer und länger an als sonst. Zu guter Letzt aber sagte sie doch Ja, und da schon die leiseste Andeutung genügte, um alle Riegel von dem Mädchenherzen der erkorenen Braut zu sprengen und sie zu überzeugen, daß alles drinnen in hellen Flammen stand, hatte sie leichte Arbeit. Zwar war Thereſe zart und weichgewöhnt, aber Ottos Leben war ja auch kein Frohndienst. Kurz, die beiden wurden ein Paar. Das kommerzienrätliche Haus wurde verkauft, die Villa mit der dorischen Vorhalle gebaut, und Caecilie, die sich diesen schönen Kuppelpelz verdient hatte, unterrichtete, nachdem ihr Vater gestorben und ihr Bruder draußen eine Anstellung gefunden, die junge Welt der Universitätsstadt im Klavierspiel und in den neueren Sprachen und wurde, was sie im Grunde längst gewesen, fortan mehr als je, die Hausfreundin im allgemeinen und besondren Sinne . . .

So saß sie denn Nachmittag für Nachmittag zwei Stunden in dem Zimmer über der goldenen Inschrift „Tibur“ und ließ sich von dem verabschiedeten notwangigen Professor,

Digitized by Google

deſſen Stolz und Wonne dies kleine lateiniſche Kränzchen war, den Horaz erklären. Und daß Caecilie nur ja nicht fehlte, nicht ein einziges mal! Das durfte nicht ſein! Aber ſie dachte ja auch nicht daran. Sie kam ſtets und kam gern. Sie wußte: ſie gehörte zu dieſen Beiden, die doch ſo ganz anders waren als ſie! Und ſo feſt und innig hatte ſich der Verkehr geſtaltet, daß eins in den Gewohnheiten des andren völlig aufging ohne zu kritiſieren oder zu bedenken, daß dies und das ja auch anders ſein könnte. Otto ſchrieb eine „Metrik des Horaz“, die wirklich einmal Ausſicht hatte fertig zu werden, und Caecilie ſuchte ſeine Theorien am Klavier praktiſch zu erläutern. Und wenn ſie dann an den runden Eichentiſch zurückkehrten, auf dem Lexika und Kommentare lagen, dann mochte die Sonne noch ſo hell ſcheinen, der Main noch ſo melodiſch rauſchen und durch das offene Fenſter der Weinſtock ſeine köſtlichſten Düfte ſchicken — nicht einen ihrer Sinne wandten die Eifrigen von den Büchern weg auf die Verführungen des blühenden Sommers. Auch Frau Thereſe nicht, obwohl ſie, in Allem zierlich und gebrechlich, auch eine ſchwache Lateinerin war. Aber ſie ſaß halbliegend im weichen purpurnen Fauteuil, den Kopf angelehnt, die kleinen Füßchen aufgeſtützt, mit dem Rücken zum Fenſter, und wenn ſich ihre Blicke und Gedanken verloren, dann waren ſie bei ihrem Manne, den ſie vergötterte und der ihr der Inbegriff alles Wiſſens und Könnens war. Von der Wand herab aber, aus ſchwarzgoldenem mächtigem Rahmen ſchwärmten ihre ſchönen Augen noch ein zweites Mal auf ihn herab. „Iſt er nicht ein herrlicher Menſch?“ hatte ſie die Hausfreundin in den erſten Jahren der Ehe oft zehnmal am Tage gefragt, und „Gewiß, Thereſe“ war es eben ſo oft und immer freundlich zurückgekommen. Und das war auch jetzt noch nach zehn Jahren ſo. Caecilie arbeitete mit ihm, Thereſe war ſelig ihn zu beſitzen. Caecilie kannte all' ſeine kleinen Liebhabereien und wußte ihnen genug zu thun, ohne daß er es bemerkte — Thereſe war zufrieden, ihn glücklich zu ſehen.

Nun ſollte man denken, an einem Thun, das ſich ſo weit von andrer Menſchen Weiſen entfernte, hätten die Leute mancherlei auszuſetzen gefunden. Aber in einer Univerſitätsſtadt geſchehen noch ſeltſamere Dinge, und das Trifolium blieb um des ſüßen Wohlgeruchs willen, der von Caecilien ausging, von dem Gift der böſen Zungen ſo ziemlich verſchont. Wenn aber etliche grasgrüne Füchſe über die Horazlektüre der Weiber ſchnöde witzelten, dann zeigten ihnen ältere Studenten alsbald ein Ziel, das ihres Spottes würdiger war. Denn das lateiniſche Kränzchen ſchrumpfte in nichts vor dem griechiſchen zuſammen, das eine Wittwe und drei Jungfrauen von angeſäuerter Jugend wöchentlich zweimal am andern Mainufer, gerade gegenüber der Tibur-Villa, im Hauſe der Frau Profeſſorin Trommelhaſe — das war die Wittwe — vereinte, genau zur ſelben Stunde, wenn das Terzett drüben „Jetzt mußman trinken“ oder den ſchneebedeckten Soracte traktierte. Und ſofort ergingen ſich die Füchſe in neuen, zumeiſt aber in alten, von Generation zu Generation vererbten Stichelreden auf die gelehrten Frauen, die von den Anfeindungen, denen ſie und ihre Beſtrebungen ausgeſetzt waren, genaue Kenntnis hatten, ohne daß ſie ſich im geringſten dadurch verſtimmen ließen. Was aber die Titel anbelangte, mit denen die akademiſche Jugend ſie zu verwunden glaubte, „die vier Fakultäten“ „die vier Elemente“, die „vier Winde“, „die vier Jahreszeiten“, ſo beklagten ſie den völligen Mangel an Geiſt, der darin zu Tage trat, und behaupteten, das einzig Treffende ſei die Zahl „vier“, denn alles Andre verfange nicht. So urteilten allerdings auch einige unparteiiſche Gemüter, doch leugneten ſie nicht, daß die „vier Winde“ manches für ſich hatten. Denn die Wittwe, eine reiſige Dame von etwa achtunddreißig Jahren mit einem Schnurrbart und einem ſchier männlichen Baßorgan, entſprach der landläufigen Vorſtellung vom Boreas nicht übel; Rieckchen Schnäbele, die Jüngſte und Luſtigſte, ein flügges und gewitztes Perſönchen, das Köpfchen voll hängender Locken, konnte gegen den Zephyr gegründete Einwendungen kaum erheben; die feurige und ſtattliche Herſilie, eine Adlige, die ſich aus dépit d'amour in's Griechiſche geſtürzt hatte, war der Südwind, die magre, reizloſe und ſcharfzüngige Rektorstochter, von der man um ſo eifriger verſicherte, ſie ſei ein prächtiges Mädchen, je weniger ſie die Welt von dieſer Pracht ſchauen ließ, der Oſtwind. Das waren die

Digitized by Google

vier, die sich den Sophokles zu lesen mühten, und die an ihren Studien selbst eine so herzinnige Freude zu haben schienen, daß man sie oftmals laut lachen hörte, so laut, daß es, wenn die Luft still war, zum andern Ufer hinüberscholl. Dann pflegte der Professor zu sagen, indem er die Stirn runzelte, indeß Caecilie leise lächelte: „Den Griechinnen fehlt wieder einmal der sittliche Ernst," und die Trommelhase richtete ihren Krimstecher aus der Tiefe des Zimmers auf ihr Gegenüber und sprach: „Ich glaube sie haben uns gehört. Was soll Caecilie davon denken!" Freilich so feierlich wie bei der Horazlektüre ging es hier trotz des ernsteren Stoffes nicht zu. Und wenn eine Drossel vom First des Nachbarhauses gar so schmelzend sang und die Wellen gar zu tönend rauschten, dann ertappten sich die lustigen Philologinnen wohl darüber, wie sie ihrer vier mitsamt alle griechischen Tragiker sein ließen, was sie waren, und in den blauen Himmel hinausträumten, bis ein leise gesenftztes „Ach ja!" oder das Kommandowort der starkstimmigen Präsidentin sie zu ihrer Pflicht zurückrief, wenn nicht etwa das fröhliche Rieckchen mit ihrem frivolen Rat siegte und aus der tragischen Zermalmung und Erhebung ein gleichmäßig heitres Wandeln im Grünen wurde. Sie gebrauchten dabei nur die Vorsicht, einen Weg einzuschlagen, auf dem sie Caecilien nicht begegnen konnten, denn deren Achtung verscherzten sie ungern. Welche Zeichen insgesamt denn darauf schließen ließen, daß sich in den Herzen dieser starkgeistigen Frauen doch noch mancherlei Wünsche regen mochten, von denen ihre Besitzerinnen nichts wissen wollten.

Nun schien aber ein einziges, nur ein einziges Mal die Sonne mit so italienischer Glut auch in das Balkonfenster des Tiburhauses, daß der Leichtsinn des griechischen auch die Genossen des lateinischen Kränzchens anwandelte und der Professor den pflichtvergessenen Vorschlag machte, die Horazlektüre mit eine Kahnfahrt stromaufwärts zu vertauschen — und wirklich standen bald darauf Otto und Therese im Uferkies, während Caecilie mit dem Schiffer unterhandelte. Noch war es zu keiner Verständigung gekommen, als von der Böschung herab Fußgetrappel, Stimmgetöse, und helles Gelächter erscholl, und in der nächsten Minute standen zu gegenseitiger Beschämung Rom und Griechenland einander gegenüber. Die vier Winde, die sich ob ihres frevelhaften Beginnens durch die Respektabilität ihrer Mitschuldigen hinlänglich gerechtfertigt glaubten, faßten sich jedoch schleunigst, und bald beschloß man, sich zu einer gemeinschaftlichen Fahrt zu vereinigen. Die breite Plätte fuhr den Main hinauf, von rechts und links flogen an den Schiffern vorbei die seltsamsten Namen herüber hinüber, Neckereien blitzten auf, die Stimmung wurde heiter bis zur Ausgelassenheit, und der Professor glaubte seit langem nicht einen so fröhlichen Tag gefeiert zu haben wie diesen. Wie aber eine einzige Übertretung oft ein ganzes Leben zu verwüsten vermag, so sollte auch die leichtsinnige Regung der Lateiner unsägliches Leid im Gefolge haben. Denn als die Gesellschaft sich in einer Gartenwirtschaft erfrischt hatte und den Rückweg zu Fuß antrat, da brach, rascher, als es sich vorhersagen ließ, ein so mörderisches Gewitter los, und in so heftigen Strömen brauste der Regen nieder, daß selbst Rieckchen Schnäbeles Übermut und die Neigung der Trommelhase, mit pathetischen Citaten aus der „Antigone" die Kraft ihres Organs gegen den Donner auszuspielen, auf die Länge dagegen nicht anzukommen vermochten. Und als nach kurzer Einkehr, bald in einer Kapelle, bald in einem Winzerhäuschen, die Stadt endlich erreicht war, da trugen alle Festteilnehmer und zumal die in ihren leichten Gewändern grausam durchnäßten Frauen, einen tüchtigen Schnupfen in ihre Behausung — Frau Therese aber brachte eine schlimmere Ernte unter Dach. Sie hatte sich auf den Tod erkältet, legte sich schlafen und stand nicht wieder auf. Nach einigen Tagen schon ward sie unter Blumen gebettet, und darunter verblieb sie: sie konnte die dunklen Augen zu dem geliebten Manne fortan nicht mehr emporschlagen. . . .

Die Not und der Jammer waren groß. . .

Aber Caecilie war ja da, und Caecilie half, soweit sie es vermochte. Aber auch ihre Hülfe hatte eine Grenze. Sie tröstete, sie sprach Mut ein, aber damit war es nicht gethan. Denn in dem Professor und um ihn her schien alles zerstört. Und er war an sein häusliches Behagen gewöhnt, er hatte sich von Jugend auf bedienen lassen, und auch in den schwersten Verlust findet sich das Herz einmal, wenn

Digitized by Google

das äußere Leben seinen alten Gang geht. Die Hausfreundin kam, so oft es irgend schicklich war, und sah nach dem Rechten. Aber die Mädchen machten, sich selber überlassen, doch alles falsch. Da berief sie eine Haushälterin, natürlich.

Aber nach acht Tagen erklärte der Professor, die Frau bringe ihn mit den holländischen Wassergüssen um, die Kanälen gleich sein Haus durchströmten. Und die reinliche Person war ihrerseits entsetzt darüber, daß ein so feiner Herr um sich herum nicht die mindeste Ordnung zu halten verstünde, denn was er in den Händen hielt, das legte er wahllos nieder, wo er gerade ging und stand: auf dem Eisbärenfell fand sich der Stiefelknecht, auf dem Toilettentisch der silberne Nußknacker wieder. Und wer sollte für seine Cravatten, für seine Hemdenknöpfe sorgen? Das also ging nicht. Der Haushälterin wurde darum aufgesagt und der Professor nach Italien geschickt — geschickt, denn zu eigenen Entschlüssen raffte er sich noch nicht auf. Das Leben hatte ihn bis dahin eben doch allzu lind geführt. Caecilie packte seinen Koffer und legte das Manuskript über die „Metrik des Horaz", das bis auf den letzten Bogen fertig und zur Hälfte bereits gedruckt war, zu oberst, um ihn durch die Arbeit zu heilen. Aber von dem Bruder der Trommelhase, der am archaeologischen Institut in Rom beschäftigt war, kam sehr bald die Nachricht, daß der neue Ankömmling innerhalb sechs Wochen bereits dreimal seine Wohnung gewechselt habe. Plötzlich tauchte er in Frascati auf, dann in Albano, dann in Neapel, dann wieder in Rom, und als er im April zurückkam, da war es zwar mit seiner Trübsal um vieles, mit seiner Unruhe um nichts besser.

Nun legte sich Caecilie auf's Moralpredigen, nicht ohne erfreulichen Nutzen. Denn die Metrik wurde abgeschlossen, der Druck vollendet, und als die treue Helferin ihm das erste Exemplar schön gebunden auf den runden Eichentisch legte, lachte er so vergnügt, wie in den glücklichsten Stunden seines Lebens. Aber von Dauer waren auch diese Freuden nicht, denn alle Ehren, die ihm dieses Büchlein eintrug, verdarb ihm der häusliche Notstand. Eine Haushälterin kam und ging nach der andren: zuerst war es eine geschiedene Majorsgattin, die mit ihm seine Mahlzeiten teilte — aber er nahm sofort die Partei des geschiedenen Majors, als er unter seiner Serviette auf grünem mit Maiglöckchen geschmücktem Papier ein Gedicht vorfand, das den Titel „Maientrost" führte, und das durch die schmachtenden wasserblauen Augen seines vis à vis in so unverblümter Weise ergänzt wurde, daß dem Professor ganz schlecht ward.

(Schluß folgt.)

Sinngedichte

von

Ludwig Fulda.

Sämtliche Salben
Und heilende Pflanzen
Machen die Halben
Nimmer zu Ganzen.

*

Die weiten Gänge der Residenz
So still und öde? Woher?
„Der Fürst giebt seinen Gedanken Audienz:
Da bleibt der Thronsaal leer."

*

Troja's Fall.

Die Stadt, die tausend Helden sich verwehrt,
Zuletzt erlag sie durch ein hölzern Pferd;
Stets taugt am besten der Eroberungstrick,
Was halb ein Spielzeug, halb ein Fetisch ist.

*

Muß nicht als rechter Hans im Glücke
Sich dieser Dramendichter wähnen?
Er selber nämlich schreibt die Stücke,
Und seine Frau macht ihm die Scenen.

*

Abermals Shakespeare-Bacon.

„Er hackte für solche Poesie
Nicht lange genug auf der Schule Bänken."
Die Deutschen können sogar das Genie
Sich nur als Schulmeister denken.

*

Verschmelz in Dir, ein geistiger Titan,
Die Kraft Homers und Alexanders
Und forme sinnvoll deines Lebens Plan:
Es kommt doch immer Alles anders.

Digitized by Google

Gedichte

von

Eduard Mörike.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

I.

Im Freien.

An euch noch glaubt' ich
Mich trösten zu können,
Meine Sehnsucht an euch,
Ihr Lüfte, wehend über den Wiesen,
Und ich eilte zu euch
Unter die Weiden,
Aber nun wehet ihr,
Und ich sehe: das stillet mich nicht.

Da ich ohne euch war
Unter dem Druck der Stadt,
Mahnt's mich mit einmal an euch;
Wunder-Hoffnung durchzückt' mich,
Thränen der Wonne schossen vom Auge mir
Bei deinem lang vergessenen Namen,
Ruhige, gute Natur.
Und wie ein Knabe, heftig schluchzend,
Zur verzeihenden Mutter hinläuft,
Also lief ich entgegen euch. —
Und nun seid ihr mir Lüfte nur:
Jetzt verlässet mich alles.

Oder bin ich dir gestorben,
Du unsterblicher Geist der Natur?
Konnte die weichliche Pein
Jener unseligen Liebe
Dich mir auf ewig entfremden?
Und so verzweifl' ich jetzt,
Weil ich mein Herzblut gab
Für einen Schatten?

Wühlt durch die Locken mir,
Ihr Winde!
Verbirg dein Antlitz, freundlicher Himmel,
Mit dieser Wolken beruhigendem Grau!
Laß dichter deine großen Tropfen fallen
Auf diese Gräser, diese Bäum', diesen schwellenden Fluß!

Ach, dumpfer, schöner Donner,
Wie erquickest du mich!
Laß dichter deine großen Tropfen fallen!
Rolle donnernder durch die Wölbung!
Daß es mich aufregt
Aus dem unerquicklichen,
Matten Tod,
Nur daß ich fühl': ich lebe,
Und seh einen Wandel, ein Geschäft der Natur,
Die tot mir lag,
Mir Einsamen!

Wie die beneidenswerten
Käfer und Würmchen der Erde,
Die im Gewitter
In ihre heimlichen Wohnungen ducken,
Will ich dann auch in
Meines Herzens Wohnung
Zu kehren meinen,
Mit gleicher ahnungsvoller Freude,
Als fänd' ich einen Tropfen Nahrung,
Einen Lebensgedanken.
Dein mahnend Schauspiel schauk' ich dann,
Gott, aus ruhigem Winkel,
Und Kräfte, brütend, saugt' ich
Zu eignem Thun.
Heile mich, Mutter Natur, ach, an deinem
Lautschlagenden Busen!
Oder gefällt es dir, ja, so sende,
Send' aus den Höhen auf meine Stirn
Keine Blitze,
Mein Leben zu scheiden!

II.

Lied eines Mädchens.

Wißt du, goldner Frühling,
Wieder auf dem Wege,
Wirst du wieder rege,
Warme Lebensluft?

Daß du, holder Knabe,
Vor der Thüre stehest,
Linde mich umwehest,
Spür' ich lange schon.

Willst du erst mich necken,
Dann mit schnellen Schwingen
Mir entgegenspringen,
Wie der Braut in Arm?

Deine grüne Jacke
Sah ich lange blitzen,
Und aus allen Ritzen
Flimmert sie hervor.

Nur den alten Winter
Laß sich nimmer regen!
Laß dich nimmer legen
In das Leichentuch!

*) Mitgeteilt von Rudolf Krauß. Die drei Stücke sind Handschriften der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart entnommen. Nr. 1 dürfte als Nachklang der Liebe zu jener geheimnisvollen Fremden aufzufassen sein, die Mörike unter dem Namen Peregrina besungen hat, und demgemäß in das Jahr 1824 fallen. Auch Nr. 2 scheint aus den Tübinger Universitätsjahren (1822—1826) zu stammen. Nr. 3 ist in die Zeit zu setzen, da der Dichter mit Luise Rau verlobt war (1829—1830).

Digitized by Google

Sonst folg' ich dem Sieger
Fort in alle Weite,
Und im Flockenkleide
Kehr' ich nur zurück,

Daß du beim Erwachen
Kalt und starr mich findest
Und beinah' erblindest
Vor dem Flockenmann.

Magst mit Kosen schmeicheln
Und mit Blumenschmelze —
Ei, am weißen Pelze
Sieht die Blüte wohl.

Glaubst mich zu erwärmen,
Mir das Kleid zu rauben?
Wollt's ja gern erlauben —
Ach, so komme nur!

III.

An Luise.

Ist's möglich, ferne von der Süßen
So fort zu leben, so verbannt?
Nur über Berg und Thal zu grüßen,
Und nicht ein Blick, nicht eine Hand?

Da ist es wahrlich oft ein Jammer,
So manchen lieben, langen Tag,
Bis mir bei Nacht auf meiner Kammer
Einmal ihr Geist erscheinen mag.

Sie setzt sich lächelnd zu mir nieder,
Es brennt ein ruhig Licht dabei,
Sie sagt mir alle, gute Worte wieder
Und sagt mir, daß sie meine sei.

Die Ahornbäume.

Am Sonntag war's, am Allerheil'genfest. . .
Die Ahornbäume hielten noch das Laub,
Und durch des Himmels zarten Schleierdunst
Fiel bleiches Licht . . . Da kamst du, Wunderbare,
Die immer neu mein trunknes Herz entzückt,
Und mir den Hauch der milden Daseinswonne
Zum Sturm entfesselt. . . .

Du kamst, Geliebte. Und zum ersten Male
Umfing ich wieder nach so langer Frist
Die lichte, süße, teure Huldgestalt,
Die mich verzaubert. Minneheischend senkte
Und liebeskrank sich mein verlechzter Mund
Auf deinen. Alle Seligkeit der Erde
Glomm dir im Auge, das sich lächelnd schloß.
Die Welt versank. Nur ferner Glockenton
Ging murmelnd durch die eingewiegten Lüfte.
Und in verborgner Stille wardst du mein.

Am Abend dann im festlich bunten Saal,
Wo ich der Gäste frohen Schwarm begrüßte:
Wie eigen war's, wie fremd und rätselhaft!

Sie schau'n dich an und neigen sich, wie sonst,
Sie lauschen deiner klangbeschwingten Rede.
Sie drängen sich um deines Prachtgewandes
Kolgoldne Schleppe und umschmeichelu dich,
Als wär' dies Glück, das noch in unsrer Brust
Vollschwingend nachtönt, nur ein Hirngespinst.
Als hätte nie dein blütenweißer Arm,
Der noch die Spur entflammter Küsse trägt,
Mich heiß umschlungen . . .!

Vom nächsten Ballfest spricht der Gardeleutnant
Und klemmt sich das Monocle ein und fragt
Sanft näselnd, ob du im verflossnen Winter
Recht flott getanzt . . . Der Hofrat plaudert schmunzelnd
Von Ibsen's Volksfeind, der im Stadttheater
Ein volles Haus macht, und mit edler Wärme
Lobt er das wackre, mannhaft-kühne Werk.
Der Forst-Assessor, der als Kenner gilt —
Seit Jahren schon willkommner Mitarbeiter
Der ‚Deutschen Lyra' — giebt dem alten Herrn
Feinsinnig Recht. Der Volksfeind steht ihm höher
Als Nora und die Stützen der Gesellschaft.
Was meinen Sie, Miß Lolly Sanderson?
Die junge Britin fächelt sich und seufzt:
O yes! I like it very much indeed!
Doch hübscher war das Stück von Benedix:
Die zärtlichen Verwandten . . .

So geht die Rede wechselnd auf und ab;
Du plauderst mit, und neigst das schöne Haupt
Du nickst und lächelst wie Du sonst gelächelt —
Und keiner ahnt, daß dieses Blumenkind,
So hold und schlank, so gretchenhaft und blond,
Zu der ich kaum den scheuen Blick erhebe,
Noch eben erst in meinem Arm geruht!

Verschwiegne Liebe, wie du Wonne schafftst!
Verschwiegne Liebe, wie du Sinn und Seele
In überirdisch goldnen Märchenschimmer,
In ewig heitre Morgenröte tauchst . . .!

Und Stunde flieht um Stunde. Längst erlosch
Im Saal das Licht, und fern am Fürstenpark
Verhallt der Wagen letztes Radgerolle
Tiefdunkel ruht die Nacht auf allen Giebeln,
Bangflackernd sprühn die fernen Gaslaternen,
Und Alles schweigt. Die Ahornbäume nur,
Die Zeugen unsres stilverborgnen Glücks,
Sie rauschen sanft mit ihrem späten Laub
Durch's Fenster mir und murmeln: Josephine!
Ein leichter Ostwind hat sich aufgemacht

Digitized by Google

Und scheucht die Wolken hoch am Firmament
Und weht mir göttlich kühlend um die Wangen.
Wie Frühlingsblumen duftets im Gemach —
Ein letzter Gruß noch deines goldnen Haares,
Ein Nachklang deines Odems.

Du blondes Wunder, wie verstrichst du mich!
Vom tiefsten Grund des Herzens quillt's herauf —
Und wallt und wogt so wild und wonneselig,
Als sollt' ich im Erinnern deiner Gunst
Glückschauernd sterben, wie ein Gott vergeht . . .

Der Ostwind seufzt in langgezognen Tönen,
Das Fenster klirrt, die Wetterfahne kreischt —
Vom grauen Schloßturm schlägt es Mitternacht
Und langsam schließ' ich die betauten Scheiben.

Ernst Eckstein.

Sonntagsstille.

Zärtlich angeschmiegt den Wellen
Eilt mein Segel durch die Flut
In der sanften Küste Schwellen
Sanft erlischt des Tages Glut.

So flieh'n ohne Freud und Leiden
Stunden mir voll Einsamkeit,
Oft noch werd' ich mich beneiden
Einst um diese stille Zeit.

Hermann Lingg.

Andromeda.

Du hörst auf meine wilden Lieder;
Doch hält dein goldnes Ehepand
Dein Herz zurück und zwingt es nieder: —
Du bist Andromeda, die Glieder
Geschmiedet an die Felsenwand.

Was dir als Mädchen lieb und teuer
Versank vor dir im Wellenschaum;
Die Reue naht, das Ungeheuer.
Die Sehnsucht haucht ihr Höllenfeuer
In deiner Seele nächt'gen Traum.

Wie Drachenzähne stehst du Reihen
Von Jahren droh'n voll Überdruß,
Die deinen Reiz dem Tode weihen . . .
O könnt ich nahn, dich zu befreien
Wie Perseus auf dem Pegasus!

Rudolf Knusserl.

„Wo weilst du . ."

Wo weilst du, deren Wort mich einst beglückte:
„Du gabst in deinem Kuß dein Herz mir hin,"
Die stürmisch mich an ihren Busen drückte
Mit süßen Schwüren, holde Schmeichlerin?

Du letzte Hoffnung, die mein Dasein schmückte,
Wozu der Schwur, war treulos doch dein Sinn?
Warum nahmst du mein Herz, warum berückte
Dein Reiz, der ohne Liebe kein Gewinn?

Sieh: Herz und Jugend hab' ich dir gegeben
Nun sieht die Jugend mich mit dir im Bunde,
Mein Herz zerfrißt du ohne Reu' und Beben.

Ein Lächeln, ach, ein Wort von deinem Munde
Gewähre mir, aus meinem früher'n Leben
Nur eine Nacht, nur eine einz'ge Stunde!

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von

Valerie Matthes.

Der Vernünftige.

Ich habe einen Stoff, so wunderschön
Und eigentümlich: Musen, steht mir bei,
Daß seiner wert die Form auch würdig sei,
Und Beifall winkt Apoll aus lichten Höhn.

Von Tantals ungeheurem Schmerzgestöhn
Mischt sich ein letzter Hauch dem Inhalt bei;
Dann aber heiter, wie der helle Mai
Klingt er versöhnend aus in Lustgetön.

Was, glaubt ihr, Freunde, mach' ich nun daraus:
Ein lyrisches Gedicht, ein Heldenlied?
Ein ungelesner Grabstein wär' mein Lohn!

Ich aber träume Schätze mir in's Haus.
Ich bin des Nichtgelesenwerdens müd:
Ich setz' mich hin und schreib' — ein Feuilleton!

Hugo Salus.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Der König.

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

Perſonen.

Raimon „der Sonnige," König von Aſturien.
Königin Aſſalide.
Königin Germunde, Mutter des Königs.
Berengar, Herzog von Huesca, Grande von Oviédo, Verweſer des Königreichs während Raimons Minderjährigkeit.
Admar ben Medina, ein Jüngling aus vornehmem mauriſchem Geſchlecht.
Miza, ſeine Schweſter.
Nubia, deren Vertraute.
Ramiro, ein junger Knappe des Königs.
Oran, ein alter Hirte.
Haſſan, Admars mauriſcher Diener.
Thamar, Leila, Iris, } junge arabiſche Mädchen.
Der Erzbiſchof von Oviedo.
Ein Edelmann des Königs.
Erſter, Zweiter } aragoniſcher Grande.
Erſter, Zweiter, Dritter } Feldherr des Königs.
Erſter, Zweiter } Page.
Ein alter Hirte.
Ein junger Hirte.
Ein junger Waldbauer.
Ein Mönch.
Eine Nonne.
Granden des Königreichs. Damen der Königin und der Königin-Mutter. Hofleute. Vornehme Mauren. Mädchen. Pagen. Die Königsgarde. Städter. Landvolk. Beduinen.

Zeit: Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nach Vertreibung der Mauren aus Spanien.

Schauplatz: Aſturien.

Erſter Aufzug.

Thronſaal im Königspalaſt zu Oviédo.

Längs der ganzen Hinterwand eine Treppe mit breitem Podeſt. Sie führt (links vom Schauſpieler aus) in einen offenen Säulengang, der die kleinere Hälfte der Bühne einnimmt. — Den andern, rechten Teil des Hintergrundes bildet eine Loggia. Durch dieſe, ſowie durch den Säulengang, freier Blick über Oviédo und ſeine Umgebung. Rechts, auf dem Podeſt der Treppe, eine kleine Thür. Rechts vorn der Thron. — Links ſeitlich eine breite, hohe Thür. — Ein Seſſel für die Königin-Mutter beim Thron. — Sitze für die Granden. Strahlender Tag. Feſtlicher Schmuck.

Erſter Auftritt.

Auf der Treppe bei der Loggia, eine Gruppe feſtlich gekleideter Pagen und junger Edelleute. Darunter Ramiro. Man hört den Jubel des vor dem Schloſſe verſammelten Volkes.

Ein Page. Der Zug! Der Krönungszug!
Alle (drängen in lebhafter Bewegung zur Loggia vor).
Ramiro. Von Montefior
Führt Herzog von Huesca ſeinen Herrn
Ein in Oviédo!
Erſter Page. Herr Aſturiens war
Der Herzog von Huesca.
Ramiro, Heute wird
Dem „Herrn" der Herr gezeigt.
Ein Edelmann. Von heut an iſt
Allein der König Herr.
Zweiter Page. Dort kommt er! Seht —
So jung noch.
Erſter Page. Und ſchon Herr!
Edelmann. So ſchön, ſo gut!
Ramiro. Es lebe König Raimon!
Alle (jubelnd). König Raimon!
Erſter Page. Der edle Herzog lebe!
Ramiro. Vorlaut, ſchweig!
Erſter Page. Ich will nicht! . . Hoch Huesca! Vater Du
Des Vaterlandes! — (Pauſe.)
Zweiter Page. Der König hat's gehört.
Edelmann. Er ſieht den Herzog an.
Ramiro. Er lächelt und —
(Großer Jubel des Volkes.)

Digitized by Google

Erster Page. Und alles Volk jauchzt unserm Herzog zu.
(Pause.)
Lächelt der König immer noch?

Zweiter Page. Noch immer!

Ramiro. Der ganze Mensch ist Tag! Wie Abend scheint
Der greise Herzog neben so viel Glanz.

Edelmann. Asturien feiert heute Sonnenaufgang!
Es grüßt das Volk den schönen Gottesmorgen,
Und achtet nicht des Mond's, der blaß versinkt.

Erster Page. Der Mond galt lang genug als unsre Sonne
Und war so recht ein Himmelslicht.

Edelmann. Er war . . .

Zweiter Page. Der König hält den strengen Herzog hoch.

Ramiro. Zu hoch für Einen, der am höchsten steht.
Ein Thron ist wie ein Gipfel; und man sieht
Von Bergeshöh'n die Welt zu seinen Füßen.

Erster Page. Sie sind bereits im Schloß.

Edelmann. Schnell zur Kapelle,
Daß wir die Krönung König Raimons schau'n.

Ramiro. Jetzt kommen große Tage für Asturien.
(Alle eilen ab durch die Gallerie).

Zweiter Auftritt.

Von rechts, durch die kleine Thür, Herzog von Huesca mit einem Grafen.

Grande. Höchst dringlich wünscht die Königin-Mutter Euch
Zu sprechen, Herzog.

Huesca. Vor der Krönung noch?

Grande (kommt vor.) Höchst sonderbar! . . . Sie langte gestern an
Aus ihrem waldumrauschten Montefior'
In diesem düstern Haus. Seitdem ein jäher,
Geheimnisvoller Tod des Königs Vater
Zum Heil des Reiches früh hinweggerafft
Mied Königin Germonde stets Oviedo,
Als geh' es um in diesem Herrscherschloß:
Des toten Fürsten ruheloser Geist.

Huesca. Die Königin kam her.

Grande. Um in der Hauptstadt
Asturiens jungen König zu empfangen.

Huesca. Sie hält sich fern.

Grande. Gewiß höchst sonderbar!
Die Frauen hörten sie ihr Schlafgemach
Durchschreiten hin und her die ganze Nacht;
Mitunter rief sie einen Namen aus,
Mit solchem Ton des Jammers —

Huesca. Geh'n wir, Prinz!

Grande (bleibt stehen.) „O Raimon, Raimon!"

Huesca (sehr ruhig.) Ihres Sohnes Namen.

Grande. Die ganze Nacht vor diesem Krönungstag
Mit lautem Jammer rief des Königs Mutter;
„O Raimon, Raimon!"

Huesca. Wohl nur Frauensorge.

Grande. Höchst sonderbar! Weßwegen Sorge wohl?
Zwar wurde unser teurer, junger Herr
In Montefior' von weicher Frauensorge
Nach Herzenslust vergärtelt, unterdessen
Ihr in Oviedo — auch nach Herzenslust —
Euch üben konntet in der schweren Kunst:
Ein Königreich, das schändde Despotie
Zerrüttet hatte, fort vom Untergang
Zurückzuführen in des Lebens Glanz.
Das Riesenwerk gelang und rühmt den Meister:
Hoch herrlich ist es, wie das Land gedeiht.
Bald könnt' es heißen: wie's gedieh . . . Vielleicht
Besorgt des Königs Mutter —

Huesca (scharf). Was, mein Prinz?

Grande (vertraulich). Er ist zu jung noch für die Last der Krone,
Zu weicher, flüss'ger, ungeformter Stoff:
Erdrücken wird der Purpur seinen Geist,
Greift Eure starke Hand nicht in die Falten.
Sie hebt den Mantel, sie umfaßt den König,
Daß er auf seiner wilden Jagd nach Ruhm,
— Denn jagen wird der Herr — nicht strauchelt, schwankt,
Noch vor dem Ziel ermattet niedersinkt,
Mit seinem Fall das Reich zu Boden reißend.

Huesca. Der König steht auf eignen Füßen fest.

Grande. Ihr liebt ihn sehr?

Huesca. Ich thu's. Er mag's erproben.

Grande. Er dankt Euch sicher soviel Lieb und Treu?

Huesca (mit höchster Einfachheit.) Er ist mein angestammter Fürst und Herr,
Und mehr bedarf's nicht zwischen ihm und mir.

Grande (immerfort lächelnd). Herzog, Ihr kennt die Welt. Ein Märchen sagt:
In Indien gäb' es eine Wunderblume,
Die alle tausend Jahre einmal blüht';
Und wer sie fände, läh' den Himmel offen.
Doch Keiner, der die Blume je geschaut.

Huesca. Man nennt sie?

Grande. Königsdank.

Huesca. Das Märchen lügt.

Grande. Ihr mögt's erproben . . . Geh'n wir, Herzog. Während
Zur Königskrönung sich der Hof versammelt,
Will Euch in ihrer Not des Königs Mutter
Höchst dringlich sprechen. (Er steht nach links hinaus.)
Herzog, seht, so dringlich —
(Er tritt dicht an Huesca heran, faßt seinen Arm, sagt langsam, mit Bedeutung.)
Daß schwere Sorge um des Landes Zukunft
Die Majestät entgegentritt dem Mann,
In dessen Hand des Landes Zukunft ruht.
(Er tritt fort, lächelt.)
Mög' Euch der König stets in Ehren halten.
(Er verneigt sich, geht die Treppe hinauf, und durch die Gallerie ab.)

Huesca (nach kleiner Pause mit tiefer Empfindung.)
Mög' mir mein lieber Herr nur stets vertraun.

Dritter Auftritt.

Huesca. Königin Germonde (von links).

Germonde (bewegt). Mein treuer Herzog!
(Sie streckt ihm die Hand entgegen).

Huesca. (küßt ihre Hand) Heil'ge Majestät
Der königlichen Mutter meines Herrn.

Digitized by Google

Germonde. So trat mein Sohn in seiner Väter Haus!

Huesca. Auf dessen Schwelle nicht die Mutter stand,
Des Herrschers Einzug in sein Haus zu segnen.

Germonde. Von Segen ward mein Sohn hineingeleitet,
Denn an des Königs Seite schrittet Ihr.
(Sie tritt Huesca näher; in heftiger Bewegung.)
Ich ließ Euch rufen, um —
(Sie schweigt, macht eine angstvoll flehende Bewegung.)

Huesca (rasch). Von mir zu hören,
Wie von Mont'fior' der König eingezogen?
. . . In seiner frühlingsfrohen Knabenart
War er voll Wonne, bänd'gend kaum den Jubel
Ob seiner neunzehnjähr'gen Herrlichkeit,
Als wir im bunten Feierzug ihn führten,
Hin durch Oviedos lusterfüllte Gassen.
Die ganze Stadt ein Aufenthalt der Freude,
Das ganze Volk von Glücklichen ein Volk!
Asturien hatte sich beraubt der Blüten,
Und seinen bunten Lenz vom Meeresstrand
Bis zu der Berge Gipfeln ausgeschüttet
Zu Füßen seines Fürsten . . . Unser Jüngling,
Auf seinem weißen Andalusier, teilt
Die Rosenflut, die um ihn sich ergießt,
Als stiege triumphirend Phöbus selbst
Aus purpurfarb'gen Meereswogen auf.
In gold'ne Strahlen scheint er eingehüllt;
Und seine Blicke ruhn auf seinem Volk
Mit einem Schein, der durch die Menge leuchtet,
Daß diese schweigend, wie geblendet steht.
„Ich bin Asturiens Sonne, bin für Euch
Das ewig junge, helle Himmelsauge.
Das nie sich schließt" — so strahlt sein Lächeln aus.
Ein Flüstern läuft, ein Raunen durch die Reihen,
Das wächst zum Rauschen, schwillt zur Windsbraut an,
Bis ein Orkan von Stimmen ihn umbrandet:
„Raimon der Sonnige!" . . . Den Namen ruft
Das ganze Volk mit einem Schrei des Jubels.

Germonde. Mein Sohn der Sonnige!

Huesca. Jetzt sänftigt er
In stiller Einkehr bei sich selber die
Vom Sturm der Festlust aufgewühlte Seele
Für jenen großen Augenblick, da er
Empfangen soll der Väter alte Krone.

Germonde. Ausstrecken möcht' ich beide Arme, fassen
Das gleißende, unsel'ge Diadem,
Zurück es reißen von den teuren Locken
Als wär's ein Fluch, den die erzürnte Gottheit
Auf meines Sohnes Haupt will niederschmettern.
(Gerne, feierliches Orgelspiel.)

Huesca. Erlauchteste, es ruft zur Königskrönung.
Legt Eure Segenshände auf die Stirn,
Die tragen soll das Zeichen höchster Macht,
Daß sie den Reif in höchster Reinheit trage.

Germonde. Mein düstrer Anblick wird wie ein Gewölk
Sich zwischen ihn und seine Glorie legen,
Daß er umflort, voll Nebels sieht die Welt,
Die heut' ihm leuchten soll in Morgenröte.
Sein teures Auge schau' nur Strahlendes,
Wenn ihn umfängt mit ihren Finsternissen
Des Königsmantels sternenlose Nacht.
(Das Orgelspiel verstummt.)

Huesca (tritt auf sie zu.) Erhab'ne Frau —

Germonde (weist ihn mit einer Geberde fort.)
So glänzte dieses Haus,
Als ich vor dreißig Jahren fremd hier einzog,
Ein zartes Fürstenkind, vermählt dem König,
Dem letzten Erben von Asturiens Thron.
In der Kapelle wurden wir gekrönt;
Und heute steht mein Sohn vor dem Altare . . .
Gewalt'ger, als das Orgelbrausen schallte
Der Jubel eines hoffnungsfel'gen Volks,
Wie heute er gestürmt für meinen Knaben.
Kaum trug des Vaters junges Haupt die Krone,
So war's als wandle sich das heil'ge Gold
Zur wilden Lohe um des Herrschers Stirn:
Der königlichen Allmacht fürchterliches
Bewußtsein loderte zu Flammen auf.
Tief wühlte die gefräß'ge Glut sich ein,
Setzte in hellen Brand des Königs Hirn,
Ergriff sein Herz, zerstörte sein Gewissen;
Und raste in Cäsarenwahnsinn hin,
Bis daß das Volk, das ganze Volk, in einem
Empörten Schrei des Hasses, Grauens, Abscheus,
Dem König schleuderte den Fluch in's Antlitz:
„Despot!"

Huesca (mit schwerer Bedeutung nach einer Pause).
Der König starb.

Germonde (schaudernd) O still!

Huesca. Und wie
Der König starb. . . —

Germonde. Getödtet — umgebracht.

Huesca. Vom eig'nen Volk.

Germonde. Treulich habt Ihr's verschwiegen,
Dem Volk und seinem Sohne.

Huesca. Sohn und Volk
Hab schmählich ich belogen.

Germonde. Warum logt Ihr?
Dem Sohn zu Liebe! Seinem jungen Leben
Das Licht zu spenden, das den Menschen heut
Ein Glanz vom Himmel scheint, beginget Ihr
Den frommen Trug. Gott selbst hieß Euch es thun.
Denn Gott war's, welcher Euch durch mich gebot:
Geh' hin, belüg' den Sohn und sünd'ge nicht.

Huesca. Ich sündigte. Des Knaben mächt'ge Liebe
Für seinen schuldbelad'nen Vater ließ mich
Die Sünde thun.

Germonde (weich.) Anstatt den toten König
In seines Mordes fürchterlichem Bluthurst
Dem Sohn zu zeigen, ließet Ihr sein Bild
So strahlend, wie's mein Kind im Herzen trug.

Huesca. In Montefior' verbargt Ihr Euren Sohn:
Damit in dieser wonn'gen, weichen Stille,
In dieser abgeschied'nen Welt von Schönheit,
Das Bildnis des Verklärten strahlend bleibe.

Germonde (mit mattem Lächeln.) Ihr grolltet, zürntet, straftet drum genug.

Huesca. Doch stets vergebens! Stets vergebens mahnt' ich:
Bedenkt: es ist der König, den Ihr künstlich
Durch Rosenmauern abschließt von der Erde,

Digitized by Google

Darauf er einſt ein Reich regieren ſoll.
Ich bat und flehte; der Bedingung denkt . . .

Germonde (unterbricht ihn.) In meinem Herzen ſteht ſie eingegraben,
Und ihre Schrift zerreiß mein Herz . . . Sobald
Der König ward gekrönt, in erſter Stunde,
Wollt Ihr ihm grauſam, mitleidlos enthüllen,
Warum ſein Vater, wie ſein Vater ſtarb.

(Mit ausbrechendem Jammer).

O ſeid barmherzig! Schweigt auch fernerhin.

Huesca. „Lügt fernerhin!“ . . Der König muß es wiſſen.

Germonde (immer dringlicher und angſtvoller.)
Er iſt ein Jüngling noch.

Huesca. So werd' er Mann.

Germonde. Zermalmen wird's ihn ſicher!

Huesca. Stählen ſoll's ihn!
Aus ſeines Vaters blut'gem Tode lodre
Für dieſen Sohn das Menetekel auf:
„König, bedenk' das Ende Deiner Thaten.“

(Hinter der Scene drei Poſaunenſtöße.)

Huesca. Mein Herr, der König Raimon, wird gekrönt.

Germonde (wirft ſich in leidenſchaftlicher Bewegung beim Thron nieder.)
Hier lieg ich, Herr der Welten, und umfange
Den Sitz der höchſten Macht, deß tiefſten Unglücks,
Und ſchreie zu Dir auf aus meiner Not.
Hernieder ſende Deine Cherubim,
Und ſtell' ſie mit gezücktem Flammenſchwert
An dieſes Thrones Stufen, daß ſie wehren
Des Vaters Schuld von meines Sohnes Haupt.

(Orgelſpiel, Chorgeſang.)

Germonde (erhebt ſich.) So wurde denn mein lieber Sohn gekrönt.

(kleine Pauſe.)

Mein angſtvoll Flehn hielt Euch von ſeiner Seite.

Huesca. Der König kommt, er will den Thron beſteigen.

Germonde. Und gleich in allererſter Stunde — — Hört mich!

Huesca. Nicht Stunde wär' es mehr; es wär' Verbrechen,
Würd' ich Euch hören und mich rühren laſſen.

Germonde. Wenn eine Hand ſein Herz durchbohren muß,
Sei's denn die meine. Sanfter wird ſie töten.

Huesca (nach einer Pauſe, kalt.) So ſag's ihm ſeine Mutter.

Germonde. Dank . . . Da iſt er!

Während Orgelſpiel und Geſang fortdauern, entwickelt ſich aus dem Stufengang der Krönungszug. — Pagen eröffnen denſelben. Sie ſtellen ſich zu beiden Seiten der Treppe auf. Junge Mädchen, in altertümlicher Weiſe in weiße, wallende Schleier eingehüllt (ſiehe das Gemälde von Villegas: „Triumph der Dogaressa Foscari“) mit hohen Kronen aus weißen Roſen, ziehen aus der Kapelle, Blumen ſtreuend. — Vom Erzbiſchof geleitet König Raimon (im Purpurmantel, mit der Krone) von der Königsgarde umgeben. Zwei Granden tragen auf rotem Sammetkiſſen Scepter und Reichsapfel. Große des Königreichs, Edelleute, Gefolge, Volk drängt ungeſtüm nach, will die Treppe hinunter, wird von der Garde zurückgehalten. Granden und Pagen ſtellen ſich neben dem Thron auf, die Uebrigen dem Thron gegenüber, die Jungfrauen auf der Treppe.

Vierter Auftritt.

Germonde. König Raimon. Huesca. Erzbiſchof. Die Vorigen. (Aus der Gallerie fällt Sonnenſchein über die Treppe und in den Saal hinein.)

Raimon (eilt die Treppe hinab.) O Mutter! Mutter
Weshalb kommſt Du nicht?
Was ſiehſt Du an mir Unbekanntes, Fremdes?

Germonde. Die Krone ſeh' ich, hehrer, herrlicher
Als dieſer Reif, umleuchtet Dich der Name,
Mit dem des Volkes Stimme dich gekrönt,

Raimon. (freudig von Jugend, Schönheit, Güte und Glück.)
Der „Sonnige!“ Die Weltgeſchichte kennt
Viel Herrſchernamen, die gewalt'ger tönen;
Ich nehme mit dem Sonnenſchein vorlieb.
Werd' einſtmals ich genannt, ſoll Niemand ſtaunen
Ob meines römiſch-großen, ſtarren Sinns,
Man ſoll nicht meine hehre Weisheit rühmen,
Kein Blatt im Königsbuche meiner Herrſchaft
Befleckt das rote Kainszeichen: Krieg!
Frei bleibt es von dem großen Fluch der Völker,
Und ſeine Lettern künden: „Frieden! Frieden!“

(Brauſender Jubel.)

Granden und Volk. Und ſeine Lettern künden:
„Frieden! Frieden!“

Raimon. Ihr werdet keinen großen König haben;
Man wird mir nicht zum Preiſe Hymnen ſingen,
Nicht ſtolze kalte Monumente bauen,
Die länger währen, als wie Königsthaten.
Auf ſolche Ewigkeit leiſt ich Verzicht!
Doch Staub geworden, möcht' ich weiter leben
Als heit're ſonnenhelle Melodie
Aus Volksgemüt von Volksesmund geſungen.

Germonde (glückſelig.) Das Lied von König Raimon's Glück.

Die Granden (jubelnd.) Das Lied
Von König Raimons Glück!

Volk. Der Sonnige!

Raimon (zu Germonde.) Geliebte Weisheit, du haſt recht: Nichts könnte
So ſchön mich ſchmücken, wie der Nam' mich ſchmückt.
Und hüllte mich die Sonne ſelber ein
So wär' ich doch ein trüber, grauer Fürſt,
Hätt' nicht das Volk mich mit der Sonn' getauft.
Ich will nicht Ruhm — ich will nur Liebe haben;
Ich will nicht mächtig — glücklich will ich ſein.

(Er kommt vor)

Doch müßt' es nicht, ſtatt: „Er war glücklich“, heißen:
Er machte glücklich? . . . Denn nur glücklich machen
Iſt glücklich ſein.

(Er wendet ſich zum Volke.)

Bedeut' ich Euch den Tag,
Iſt's billig, daß der Tag Euch auch erſtrahle.
So helf mir denn der Herr, daß ich's vollbringe.
Ein Strom von Licht entfließe dieſer Halle,
Und bring' bis in die fernſte, ärmſte Hütte.
Bei „König Raimons Glück“ gelob ich Euch:
Wie heut' ich Euren Jubel höre, will ich
Auch Eure Klagen, Eure Bitten hören,
In Volkes Stimme Gottes Wort verehren.

(Brauſender Jubel.)

Digitized by Google

Germonde. Mein guter Sohn, Du Unschuldsvoller, Reiner!

Erzbischof. Der Himmel, der zu Eurer Majestät Durch Eures Volkes Mund gesprochen hat, Vernimmt die Antwort, die der König giebt.

Raimon. Ich kann dabei frei aufschau'n zu den Sternen.

Germonde. Weh' Dir, mußt Du die Blicke jemals senken.

Raimon. Wie meinst Du — — Einer fehlt an meiner Seite,
Der heute nicht und niemals fehlen darf.
Es müßte denn mein guter Genius selbst
Verhüllten Angesichts sich von mir wenden.
(Er blickt um sich.)
Mein Herzog von Huesca!
(Huesca tritt vor, verneigt sich.)

Raimor. Du bleibst fern;
Und stehst mir doch so nahe? Niemand kann
In meinem Reich mir jemals näher stehen.

Huesca. Mein König —

Raimon. Nur Dein König?

Huesca. Herr!

Raimon (geht zu ihm, halblaut.) So muß ich
Dich lehren erst den Namen aussprechen,
Der mir von Dir gebühret? Sag' „Freund" zu mir!
(Er reicht Huesca die Hand.)
(Huesca will sie küssen.)

Raimon. Nicht so! Nur so!
(Er zieht Huesca an seine Brust.)
(Brausender Jubel.)

Raimon (lächelnd.) Hör' doch, wie sie sich freuen,
Nur darum, weil ihr König menschlich ist.
(Der Jubel dauert gedämpfter fort.)

Raimon (zeigt Huesca dem Volk.) Auf ihn blickt! Diese Hände, die ich fasse,
Vollendeten den großen Bau des Reichs —
(Gewaltiger Jubel.)
Den mein erhab'ner Vater angefangen
Und herrlich weiter führte, bis er —
(Plötzlich tiefes Schweigen.)

Raimon Still!
So kirchhofs-still auf einmal?
(Er giebt Huesca frei. — Pause.)
Sie wurden plötzlich still, da ich zu ihnen
Von meinem Vater, ihrem König, sprach.
(Er wendet sich zu Huesca; in einer melancholischen Anwandlung.)
Gieb eine Weisung auf den Weg mir mit,
Man sagt, der Weg der Könige führ' durch Oeden
Hinein in Wüsten, wo Oasen fehlen;
Es heißt: Die Bahn, die wir Gekrönten wandeln,
Gleich' einem langen, langen Leidensgange . . .
Du kennst gewiß ein weises, großes Wort.
Es soll mich leiten — schützen soll es mich!

Huesca. Herr, hüte Dich vor Mißtraun.

Raimon (wiederum heiter.) Davor hüten?
Ich weiß nicht, wie ich Mißtrau'n hegen soll.
Erst müßt' ich diese schwere Kunst erlernen,
Um darauf die viel leichtere zu üben,
Und hüten mich vor Mißtraun. — — Wem mißtrauen?
Dem Himmel, der als schönste seiner Gaben,
Mir das Vertraun in meinen Busen senkte?
Der Mutter, die in mir das Gottgeschenkte
Als unbeflecktes Heiligtum erhielt?
Dem Freunde, diesem Horte meiner Kindheit,
Und Heil des Reichs, der von mir selbst ein Teil,
Der bess're, stärkre. Oder sollt' ich mißtraun
Den Großen hier, die meiner Herrschaft Geist,
Dem Volke, dieser Seele meines Staates?

Huesca. Es kommt der Tag, an dem du mißtraun wirst,
Und dann, o Herr —

Raimon (erregt.) O still, nichts mehr davon.
(Dann ruhiger.)
Ich bitte Dich, verzeih'. Ein Rabenschrei
Verletzt das Ohr, wenn über uns der Himmel
Voll Lerchenjubels ist. Ein andres Wort;
Doch weiser dann und wahrer.

Huesca (schweigt.)

Raimon (ammutig.) Zürnst Du mir?
Wenn Du nicht zürnst, so straf mich nicht durch Schweigen.

Huesca (mit derselben starken Bewegung wie vorhin.)
Herr, liebe Keinen — Keinen! Nicht Dich selbst,
Nicht andere in Dir.

Raimon (strahlend heiter.) Nicht lieben soll ich?
Nicht leben soll ich?! Denn Dein Rat besagt:
Hör' auf zu atmen, König — König, stirb!
Ich soll nicht lieben — nicht mich selbst — — Nun ja!
Ein König, der sich selbst liebt — O, wie klein!
Ein König steht zu hoch für solche Liebe,
Sie ist zu menschlich, irdisch, zu gemein.
Die Liebe eines Königs sei wie Gottes,
Sei weit umfassend, so erhaben frei
Von zwergenhaftem, nicht'gen Erdendasein.
(In leidenschaftlicher Bewegung.)
Ach, laßt mich bleiben, was ich bin: ein König
Und doch ein Mensch, der Menschen liebt, und den
Die Menschen wieder lieben.

Germonde. Raimon!

Raimon. Mutter?

Germonde. Entferne Alle.

Raimon. Wie?

Germonde. Entfern' sie gleich,
Huesca auch. Ich bitt' Dich, bester Sohn.

Raimon (zuerst betroffen, dann liebenswürdig.) Auch ihn, der unser Aug' und Ohr und Herzschlag?
(Pause.)
Du bist Gebietende und ich gehorche.
— Auf später, werte Herrn und liebe Freunde.
Auch Du, mein Alter . . . Edler Erzbischof!
Mein treues Volk . . . Die Mutter will mich mahnen.
Hier dieser Weise thar's nicht scharf genug.
(Die Granden umringen den König. Das Volk zieht sich zurück. Die Pagen, Edelleute, die jungen Mädchen begeben sich hinweg.)

Huesca (will sich entfernen.)

Germonde (ruft laut.) Mein Herzog Berengar!

Huesca. Erlauchteste?
(Er tritt zu ihr.)

Germonde (leise, zitternd.) Ich möchte lieber doch bis morgen warten.

Huesca. So muß denn ich —

Germonde. Nein nein! . . . Bis Abend, Lieber.
(In Verzweiflung.)
Erlöschen wird die Sonne seines Glücks!

Raimon (im Gespräch mit den Granden, lacht herzlich auf.)

Digitized by Google

Germonde. Ach hört doch nur! Ich soll sein Lachen töten.

Huesca. Es muß sein. Besser tiefes Dunkel, als Solch falscher Tag. Die Könige bedürfen Des lauten Lachens nicht. Ein leises Lächeln Ist Glanz und Glück genug für sie und Andre.

Drum muß es sein! Wenn über seinem Haupte Hinrauschte der Erkenntnis Flammentaufe Wird er gesalbt sein und zugleich gefeit.

(Er geht, gefolgt von den Gemden. Die Königsgarde tritt in die Galerie.)

(Fortsetzung folgt.)

Abend auf dem Rhein.

Hoch schmückt mit seinen letzten Kränzen
Den Wolkensaum das Abendrot,
Kühl kommt die Nacht. Die Sterne glänzen.
Die Welle tanzt um unser Boot.

Am Ufer in den dunklen Bergen
Erwacht verstohlen leiser Wind
Und wühlt im Bart dem greisen Fergen,
Im Haare seinem blonden Kind.

Hell tropft's von ihren Rudern nieder
Ein weißes Segel ferne zieht.
Verhallend an den Felsen wider
Klingt Glockenton und Winzerlied.

Otto Oppermann.

Du bist bei mir.

Wenn ich allein in meinem Stübchen weile
Und emsig schreibend setze Zeil' um Zeile
Mit schnöder Tintenfeder auf's Papier, —
Dann halt' ich plötzlich wohl beim Schaffen inne,
Geschloss'nen Aug's, gefangen Herz und Sinne, —
Du bist bei mir.

Und wenn ich Bücherstaub und Weisheit fliehe
Und wonnealmend durch die Wälder ziehe
Und leise rauscht die bunte Blätterzier, —
Dann schau ich plötzlich wohl in ferne Weite,
Ich fühl' es, daß ich nicht mehr einsam schreite, —
Du bist bei mir.

Und sitz' ich abends unter'm Glanz der Lichter
Beim Thee inmitten fröhlicher Gesichter
Und plaudern über tausend Dinge wir, —
Dann stockt mir plötzlich wohl das Wort im Munde,
Vergessen ist Gespräch und Tafelrunde, —
Du bist bei mir.

Hermann Domsch.

Es war schon lang kein solcher Tag . . .

Es war schon lang kein solcher Tag,
So blau, so mild, so voll von Duft,
Und auch schon lange hört' ich nicht
So viele Lerchen in der Luft.

Die Wiese grünt und blüht so schön!
Es war schon lang kein solcher Tag.

Daß ich so süßer Träume voll
Wie heut in Gras und Blumen lag,

Und daß die ganze Welt um mich
Mit ihrem Duft und Sonnenschein
Für all den Jubel meiner Brust,
Für all mein Glück zu klein, zu klein!

Camillo Y. Susan.

Regen.

Eintönig rauschend strömt herab der Regen,
Es tropft das Wasser von den nassen Zweigen,
Die müd und frierend sich zu Boden neigen,
Nur manchmal leise wie im Traum sich regen.

Ein trüber Nebel ruht auf allen Wegen,
Ich seh ihn wallend auf zum Himmel steigen,
Als wollte er in todesstarrem Schweigen
Den weichen Schleier um die Erde legen.

Doch ohne Ende rauscht die Flut hernieder,
Ganz leise murmelnd ihre Schlummerlieder,
Zuweilen flüsterts im Gezweig der Bäume;

Fern seh ich Erd' und Himmel ganz verschwommen,
Mir wird zu Mut so trübe, so beklommen,
Nicht weiß ich, ob ich wache oder träume . . .

L. Kromayer.

Digitized by Google

Briefe von und an Goethe.

Die folgenden neuen Mittheilungen sind vor dem Vorwurf bewahrt, unr deshalb veröffentlicht zu werden, weil sie eben auf unseren größten Dichter Bezug haben. Sie enthalten auch manchen charakteristischen Zug.

Zuerst sei hier der Brief eines Verschollenen mitgetheilt, der eine interessante Äußerung aus Goethe's Feder enthält, die uns sonst verloren gegangen wäre. Der Mann hieß Friedrich Mosengeil (1773—1839) und war Konsistorialrath in Meiningen, Verfasser von Novellen („Sommerabendstunden in Ida's Garten" u. A.), die sein Talent, namentlich aber auch seinen Geschmack bezeugen. Zu seinen Lieblings-Ideen gehörte eine möglichst enge Verbindung der Musik mit der Dichtkunst, wie u. A. die Dichtungen beweisen, die er zu verschiedenen Compositionen Beethovens schrieb. Dieser Dichter nun berichtet in einem längeren Schreiben, dessen vollinhaltliche Wiedergabe hier durch kein genügendes Interesse gerechtfertigt wäre, u. A. an einen Freund:

Meiningen, d. 19. Sept. 20.

Ihr freundlicher Brief, mein hochverehrter Herr und Freund, fand mich schon heimgekehrt aus den Rhein- und Neckargegenden, welche mir hier zwar nicht durch Aussichten, aber durch andere Genüsse vielfach ersetzt werden. . . .

Für die beyliegende Dichtung nehme ich Ihre Güte aufs Neue in Anspruch. Erfreut sich die hier in Anregung gebrachte Idee Ihres Beyfalls, so könnte sie vielleicht sich Ihrem Taschenbuch (für das Jahr 1822) als Beytrag liefern. Freylich ein wenig lange hin! Doch dergleichen Waare schimmelt und rostet nicht und kann unterdeß ein Plätzchen in Ihrem Pult finden. Daß die Dichtung anderswo als in dem Taschenbuch erschiene, wünschte ich nicht. Scheint sie daher Ihnen dorthin unpaßend, so bitte ich um gelegentliche Zurücksendung.

Ich glaubte diese Declamationsstücke Göthe mittheilen zu müssen und erhielt von ihm eine sehr gefällige Antwort. Da sein Urtheil vielleicht diesem Versuch eine leichtere Aufnahme im Publicum bereiten könnte, so erlauben Sie mir, es Ihnen wörtlich mitzutheilen:

„Ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, daß auf diesem Wege ein hocherfreulicher Genuß bereitet wird. Wie unsere Theater mit Decorationen und Costumen nach und nach die Stücke belasten und sie fast erdrücken, so wird hier die Einbildungskraft des Hörers aufgereizt und der eigentlichste Inhalt zur Empfindung gebracht. — Ja, diese Art zu epitomiren könnte uns wohl zu einem Analogon der griechischen Tragödie zurückführen, wo der erzählende Chor die Hauptsache war, die Sprechenden und Handelnden aber fast zufällig eintraten. So könnte man auch hier einige Scenen ausgeführt haben, von andern im Allgemeinen nur den Inhalt. Auch Gesang müßte eintreten und ließe sich dadurch gar manches Angenehme und Überraschende bewirken."

Ich habe zur Probe diese Zwischenacte vor einem gewählten Cirkel von unserer trefflichen Hofkapelle aufführen lassen und die Declamation selbst übernommen. Die Wirkung, welche das Ganze hervorbrachte, war sehr aufmunternd für die weitere Fortbildung der Idee. Auch Herr Eßlar (Ihnen ohne Zweifel rühmlich bekannt) will nächstens einen Versuch machen. Ich habe ihm indeß die Dichtung nur unter der Bedingung überlassen, sie nirgends abdrucken zu lassen, so daß dieselbe in Ihrem Taschenbuch, wenn Sie sich zur Aufnahme geneigt finden, zum ersten Mal im Druck erschiene."

Näheres über das Genre zu erkunden, über das sich Goethe so beifällig ausgesprochen, ist uns nicht gelungen.

Der folgende Brief an Goethe entbehrt eines tragikomischen Beigeschmacks nicht. Das Weimarische Theater kam bekanntlich nie aus Geldnöten heraus und so mußte sich der große Dichter oft genug von kleinen Geschäftsleuten mahnen lassen. Das that aber nicht jeder so höflich, wie der wackere Mathäus Stegmayer, von dem uns ein derartiger Brief vorliegt. Er war 1771 zu Wien geboren, zuerst Sängerknabe in einem oesterreichischen Kloster, dann wandernder Schauspieler; die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens (er starb 1820) konnte er in gesicherter Stellung als Mitglied des Hofburgtheaters und Theaterdichter verbringen. Von seinen Stücken haben das musikalische Quodlibet „Rochus Pumpernickel" und die Zauberposse: „Fortunats Wünschhütlein" einst eine große Verbreitung, ja wirkliche Popularität errungen. Daneben betrieb der thätige Mann auch noch den Vertrieb fremder Stücke, und zu seinen Kunden gehörte auch die Weimarische Bühne. Hier sein Schmerzensruf:

Herrn Geheimderath von Göthe.

Wien, d. 20. July 1808.

Euer Exzellenz!

Abermal muß ich Hochdieselben mit einem

Schreiben belästigen und in demselben um endliche Beantwortung meiner Briefe seit fünf Monaten bitten, zugleich Eure Exzellenz ersuchen — meine rückständige Forderung per 21 Dukaten gefälligst zu contentiren — denn da einige Posten davon noch vom Oktober und Dezember verflossenen Jahres sind, so muß ich diese Erinnerung wagen — weil es bey mir eingeführte Ordnung ist, mit Ende Dezember und Ende Juny halbjährige Rechnung über das ganze Geschäft zu führen; ich daher schon im zweymaligen Abschluß gehindert wurde. Ich hoffe von Euer Exzellenz bekannter Billigkeitsliebe, daß Sie mir diese genohmene Freyheit nicht übeldeuten, auch mir dadurch nicht die Gunst Ihrer Correspondenze entziehen werden, und bin Dero weiteren Verfügungen und Befehle erwartend in Rücksicht neuer Bestellungen von Opernpart und Manuscripten mit gränzenloser Verehrung und Ergebenheit

Euer Exzellenz
dienstbereitwilligster
Stegmayer.

Hoffentlich hat der brave Mann seine Bücher nun endlich abschließen können.

Das folgende Document, das uns der Besitzer, Herr Julius Heinze, in Leipzig freundlich mitteilt, beweist sich gleichfalls auf Goethe's Theaterführung. Es erweist neuerdings und in recht drastischer Art, um welche Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten sich Goethe zu kümmern hatte, vielleicht auch allmählich nicht ungern kümmerte. Es ist ein Strafrapport des Theaters, vom Regisseur, oder, wie es Goethe nannte, dem „Wöchner" Genast entworfen und von Goethe entschieden:

Außerordentlicher Rapport.

Mittwoch 18. Jan.	Mad. Roepke	hat die Statistin zumachen unterlaß.	in Egmont	1 Rthr.		Mad. Roepke entschuldigt sich, Sie habe den hiesigen Gebrauch nicht genau gewußt, nach welchen einmalgemachte Statisten in einem schon gegebenen Stücke nicht wieder angelegt werden, Sie würde sich in Zukunft gerne den gemachten Anordnungen unterwerfen.
Freitag Wien Jan.	Mad. Engelmann.	hat sich bei der Probe v. Solimann rufen lassen	Actus 1 Sc. 9.	8 gG.		
desgl.	Mlle. Ebermann	desgl.	desgl.	8 gG.		

Mad. Roepkens Entschuldigung pasirt für diesmal.
Das übrige abzuziehen.
J. W. Goethe

A. Genast.

Weimar am 26. Jan. 1809.

Goethe's herzliches Verhältnis zu Karl August ist eine ebenso bekannte Thatsache, wie daß Goethe trotzdem die Formen, die der Verkehr mit Serenissimo vorschrieb, streng einhielt; wie weit er aber darin ging, mag folgendes Billet an den Herzog beweisen:

Ew. Gnaden

dante verbindlichst für die freundliche Einladung, die ich mit Vergnügen annehme.

Wenn nicht anders befohlen: so stelle ich mich um zwölf Uhr in Ihrer Herzogl. Hoheit Vorzimmer der weiteren gnädigsten Anordnungen gewärtig

Ew. Gnaden verbinden mich aufs neue, wenn Sie mir diese Erlaubniß auswirken.

Halten Sie es für nöthig so erbitte mir nochmalige Nachricht.

Gehorsamst
Goethe.

Von Goethe selbst liegt uns diesmal nur noch ein kleines Billet vor, das nur dafür charakteristisch ist, um was Alles sich noch der 82jährige Greis persönlich kümmerte:

Auf die verehrliche Anfrage unter dem 16. Nov. d. J. habe schuldigst zu erwiedern: daß am 19. August, an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof Pyrker, ein Packet, mit der fahrenden Post, nach Erlau abgegangen und wahrscheinlich an der Gränze, wegen Ermangelung eines Gesundheits-Passes, aufgehalten worden. Man hat deswegen von hier aus einen solchen Paß alsobald nachgesendet und hofft, gemeldetes Packet werde dadurch wohl mobil geworden und zu seiner Bestimmung gelangt seyn.

Weimar, d. 2. Decbr. 1831.

Goethe.

Das Jahr 1831 hatte bekanntlich die Cholera nach Europa gebracht. Daß Goethe — seltsam genug — den Verfasser der „Tunisias" als Dichter hochstellte und mit besonderer Auszeichnung behandelte, ist bekannt.

Im Thautropfen, sagt man, bricht sich das Licht nach denselben Gesetzen, wie im Meere. Und so wird uns das folgende Billet von Goethes Schwiegertochter, Ottilie, das seltsame Wesen dieser ungestümen Natur ebenso verbildlichen, wie lange Schilderungen ihres Charakters. Es ist um 1840 in Wien geschrieben und lautet:

Bester Herr von Bauernfeld!

Gleich nachdem Seligmann uns Ihre Himmels-Scenen vorgelesen, schrieb ich Ihnen, und da diese Zeilen durch ein Versehen bei mir liegen blieben, so bin ich nun scheu geworden, ob ich sie Ihnen nachsenden soll. Ich finde immer: einen ersten Erguß der Empfindung soll man entweder in's Feuer werfen oder absenden ungelesen, denn dann mäkelt man zu sehr am Ausdruck, — da ich nun aber nicht in Ihren Augen als undankbar erscheinen will, so sende ich das Blatt versiegelt wie es war. Daß Sie daran gedacht, mir die Freude der Mittheilung zu machen, war recht gut und liebenswürdig.

Mit alter Gesinnung
Ottilie v. Goethe.

Das Urteil selbst ist nicht erhalten, und so wissen wir auch nicht zu sagen, um welches Werk des Wiener Lustspieldichters es sich da handelte.

Digitized by Google

Ein Gedicht Grillparzers.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle eine Thatsache festzustellen, die nicht blos für diese Zeitschrift von einiger Bedeutung ist. Es handelt sich um eines der schönsten und merkwürdigsten Gedichte Grillparzers.

Ich habe dieses Gedicht vor nun zwölf Jahren, in dem von mir herausgegebenen „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1883) zuerst veröffentlicht. Dort erschien es — und zwar aus einem zwingenden äußeren Grunde mit leiser Milderung einiger Stellen — unter dem Titel „Die Verlobten“. Der volle Wortlaut dieses gluthvollen, an Katharina Fröhlich gerichteten Liebesgedichts brachten dann zuerst die „Mittheilungen für Autographensammler“, wo das Manuskript, ein auf beiden Seiten beschriebenes Oktavblatt, zuerst faksimilirt erschien. Da die Verbreitung dieses — seither eingegangenen — Fachblattes eine sehr geringe war, so ließ ich mehrere Jahre später auch im Grillparzer-Heft der „Deutschen Dichtung“ (Band VI. S. 60 und 61) eine Facsimile-Reproduction erscheinen und fügte Einiges über die vermuthliche Veranlassung und Entstehungszeit des Gedichts bei.

Diese Mittheilungen über das Gedicht schloß ich dort mit den Worten:

„Den Wert des Gedichts erst zu betonen wäre wahrlich überflüssig — sicherlich verdient es seinen Platz in einer neuen Ausgabe von Grillparzers Gedichten mit weit höherem Rechte, als jene Unzahl galliger und in der Form ungelenker Epigramme, welche in letzter Zeit zu der ersten Ausgabe hinzugekommen sind.“

Das Gedicht war nämlich auch in der von Herrn Professor Dr. Sauer in Prag redigierten, 1888 erschienenen Nachlese (Grillparzers sämtl. Werke. Erster Ergänzungsband) nicht enthalten. Als Grund hiefür nahm ich an, daß Herr Prof. Dr. Sauer das „Deutsche Dichterbuch aus Oesterreich“ nicht kenne. Dieser Schluß war mir noch dadurch nahe gelegt, daß der Herr Herausgeber im Inhaltsverzeichnis bei einer Reihe von Gedichten, die bereits vorher erschienen waren, die ersten Drucke angeführt hatte; bei dem Gedicht: „Bei der Geburt eines Prinzen“, das in der Ausgabe enthalten war, fehlte dieser Nachweis, obwohl auch dies Gedicht — unter dem von dem Mitteiler, Josef Weiler, vorgeschlagenen Titel: „18. August 1830“ — in dem „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich“ zuerst veröffentlicht worden war.

Nun hatte aber die Weglassung des Gedichts einen anderen Grund. In der Vorbemerkung zu den Gedichten in der neuen, eben erscheinenden Auflage von Grillparzers Werken (I. S. 128) steht folgender Satz:

„Einigen um Einlaß werbenden Nachzüglern mußte dieser aber verwigert werden, weil ihre vorgebliche Echtheit die feinere Probe nicht aushielt. Das zuerst 1883 in dem „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich“ S. 28 veröffentlichte, dann 1884 in den „Mittheilungen für Autographensammler“ Nr. 8 und 1889 in der „Deutschen Dichtung“ (Band 6, Heft 3) facsimilierte Gedicht „Lösche die Lampe“ ist, wie diese Facsimiles für jeden Kenner der Handschrift Grillparzers beweisen, jedenfalls nicht von dem Dichter selbst aufgezeichnet worden, ihm aber auch aus zahlreichen inneren Gründen abzusprechen.“

Es fällt mir leicht, darauf rein sachlich zu erwidern, denn ein egoistisches Interesse daran, daß Herr Prof. Sauer das Gedicht in die Gesamt-Ausgabe aufnimmt, habe ich nicht, und meine bona fides ist, wenn schon nicht durch anderes, so doch durch die zweimalige Facsimilierung genügend erwiesen.

Ich beschränke mich daher zu bemerken: Ueber die „zahlreichen inneren Gründe“ läßt sich, da Herr Prof. Sauer sie nicht angeführt hat, nicht streiten. Thatsache ist aber, daß Bauernfeld, Lange, Weilen, die Kritiker des „Dichterbuchs“ und des Grillparzer-Heftes der „Deutschen Dichtung“, daß mit Ausnahme des Herrn Prof. Dr. Sauer alle, die sich meines Wissens öffentlich oder mir gegenüber darüber geäußert, an der Autorschaft Grillparzers nicht zweifeln. Daß aber „das Gedicht, wie die Facsimiles für jeden Kenner der Handschrift Grillparzers beweisen, jedenfalls nicht von dem Dichter selbst aufgezeichnet worden ist,“ diese Behauptung ist, trotz der Sicherheit, mit der sie aufgestellt wird, völlig unrichtig. Auch die Schwestern Fröhlich haben Grillparzer's Handschrift gekannt und sie waren es, die das Blatt als Reliquie Grillparzers dem Schriftsteller Albert Josef Weltner, zur Zeit k. k. Archivar in Wien, spendeten. Ebenso ist Weltner, von dem ich das Blatt erhielt, ein Kenner von Grillparzers Handschrift. Noch mehr! Als ich das Blatt unmittelbar nach Erhalt Josef Weilen, dem ersten Herausgeber der Gedichte, mit der Frage vorlegte: „Wofür hältst du dies?“ erwiderte er sofort: „Grillparzers Schrift!“ und fügte, nachdem er es gelesen, hinzu: „Ein vortreffliches Gedicht! Schade, daß ich es nicht aufnehmen konnte! Ich sehe es aber zum ersten Mal.“ Aehnlich äußerte sich Heinrich Laube, der das Blatt im März 1884 sah. Da ist es fast überflüssig, zu bemerken, daß auch aus dem Leserkreis der „Mittheilungen für Autographensammler“ kein Zweifel laut wurde, obwohl er fast durchweg aus Schriftkundigen bestand!

Resumiren wir:

Das Blatt stammt aus Grillparzers Nachlaß, ist unter seinen Papieren aufgefunden und von den ersten Hüterinnen seines Nachlasses als seine Reliquie betrachtet und dann deshalb an einen Freund des Hauses überlassen worden. Die beiden ersten Herausgeber von Grillparzers Werken, Josef Weilen und Heinrich Laube haben nicht an der Echtheit gezweifelt, ebenso wenig irgend ein anderer Freund und Kenner Grillparzers. Gegen die Echtheit spricht nichts, als die individuelle Ansicht des Herrn Prof. Sauer. Will er das Gedicht trotzdem verwerfen, so ist dies seine Sache, aber es ist und bleibt deshalb trotzdem ein von Grillparzer verfaßtes, von ihm selbst niedergeschriebenes Gedicht.

Berlin, im September 1894.

Karl Emil Franzos.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Das Bild eines verdienstvollen Dichters sucht das folgende Büchlein dem Gedächtnis der Mitwelt zurückzurufen oder doch schärfer einzuprägen: „Hermann Rollett's Leben und Werke. Festschrift der Stadt Baden zu seinem 75. Geburtstag. Von Leopold Katscher" (Wien, Perles). Der Dichter, am 26. August 1819 zu Baden bei Wien geboren, erwarb sich im Vormärz durch seine „Frühlingsboten aus Oesterreich", eine Sammlung politischer Gedichte, seine eifrige Teilnahme an allen Kämpfen der Zeit, namentlich der deutsch-katholischen Bewegung, dann sein „Republikanisches Liederbuch" einen weithin klingenden Namen, den er bis in die Mitte der fünfziger Jahre, wo er in der Schweiz verweilte, gleich vollkönend zu bewahren wußte. Auch seither, nach seiner Heimkehr nach Oesterreich, war von Rollett, der sich daneben als trefflicher Kunsthistoriker bewährt hat, oft und stets in rühmlicher Art die Rede, und wenn auch sein Name dem heutigen Geschlecht fast fremd geworden ist, so verdient er doch seinen Platz in der Litteratur-Geschichte und hat die Ehren verdient, die ihm sein 75. Geburtstag brachte Das Büchlein ist warm und pietätvoll geschrieben.

-nz-

— Samuel Petersil — der Name klingt anspruchslos, aber er wird der Welt bald ins Ohr dröhnen und ihren Widerstand besiegen, sie sei noch so stumpf geworden, denn Samuel Petersil ist einer der tiefsten Denker aller Zeiten und Völker, und so durchaus originell, so völlig selbstständig, daß uns sein bei Chr. Krüsis Wittwe in Basel erschienenes Buch „Spähne und Splitter" oder „Satyrische Aphorismen" angemutet hat, wie eine Offenbarung; wir beeilen uns, diesem Genie — das Wort ist nicht zu hart — unsere Verehrung zu bezeugen und glauben den Zweck, daß sich auch Andere huldigend seiner Größe beugen, nicht besser erfüllen zu können, als indem wir hier einige Goldkörner aus diesem neu entdeckten Goldkonda des Geistes mitteilen. Der erste Abschnitt ist betitelt: „Frauenaphorismen", eine geniale Kürzung für „Aphorismen über die Frauen". Voran steht die folgende Dichtung, die zum Geistreichsten zählt, ja vielleicht geradezu das Geistreichste ist, was je über die Frauen gesagt worden ist:

„Die Frauen gleichen in manchen Stücken den Kindern:

Sie sind bartlos, wie diese;
Haben weiche, zarte, runde Formen wie diese;
Besitzen einen leichten Sinn, wie diese;
Und sie wären auch so liebenswürdig, wie diese;
Wenn sie auch ein unschuldiges Herz hätten, wie diese."

Auf den Zauber der Form brauchen wir nicht erst hinzuweisen: welche holde Musik schimmert in diesen Rhythmen — man lese sie nur einmal laut vor! Da wir es für eine Pflicht halten, auf Samuel Petersil durch jedes uns mögliche Mittel aufmerksam zu machen, so haben wir dies kürzlich vor einem größeren Kreis in der Sommersitzle gethan; die Wirkung auf unsere Tafelrunde war kaum zu schildern; stürmisch wurde der Sechszeiler da capo verlangt, und zum dritten Mal stelen Alle in die Schlußworte jeder Zeile: „wie diese" geradezu jauchzend ein. Aus den Goldkörnern, die nun folgen, seien nur die folgenden mitgeteilt: „Frauen können nicht vergessen; sie vergessen nur dem (Manne), der sie liebt" und „Frauen verzeihen nur dem (Manne), der sie liebt, nicht aber dem (Manne), den sie lieben." Wir haben wörtlich zitirt, auch die Klammern — ( ) — beigefügt, weil Petersil offenbar etwas damit will; was er damit will, wissen wir freilich nicht, aber uns genügt, was wir verstehen: denn Manne, den sie lieben, verzeihen die Frauen nie, nur dem, der sie liebt. Das ist nicht blos neu, sondern auch wahr, oh wie wahr! Aber weiter: „Ja, wahrhaftig! die Frauen sind Circen und verwandeln ihre Männer in Tiger, Schweine u. s. w." — „Die schwere dichte Untermasse der Frau zieht sie zu dieser Erde herab; der größere Kopf des Mannes hebt ihn zum Himmel empor." Das ist für die Frauen hart, aber das folgende eröffnet auch, wenn es wahr sein sollte, uns Männern fürchterliche Perspektiven: „Schöne Frauen zeigen bis dreißig Gesicht und Zähne, nach dreißig Busen und Arme und so immer abwärts, je mehr abwärts es mit ihren Jahren geht." . . . Bre! . . . Aber auch die „gereimten und ungereimten Sprüche", die nun im Buche folgen, enthalten Perlen: „Sei ehrlich — Nicht gefährlich!" Oder: „Wenn du nicht weißt, was zu beginnen — So laß deine Hände hinnen." Dann: „Herz findet man in Zedern — Luster in Bädern." — „Der Narr schwatzt — Der Kluge schmatzt." — „Große Männer, große Ideen — Kleine Männer, kleine Ideen" Am treffendsten aber ist uns der Spruch erschienen: „Dem Pferde genügt ein Stock — Dem Esel hilft kein Schock." Darum stellen wir alle weiteren Glossen und Citate ein und lassen Samuel Petersil auf dem Gipfel seiner einsamen Größe allein.

r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Baum, Rudolf. Georg Jenatsch. Trauerspiel in 5 Akten. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer. o. J.

Henry W. Longfellow's Lied von Hiawatha. Deutsch im Versmaß der Urschrift von Dr. Z. Reuleaux Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. o. J.

Lothar, Rudolf. Rausch. Drama in drei Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Schlossar, Dr. Anton. Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785—1885. Wien. Carl Graeser. 1893.

Syrokomla, Ladislaus. Hans vom Friedhof. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Dr. M. Morgenroth. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Kummer, Friedrich. Lockende Liebe. Moderner Roman. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1894.

Gumppenberg, Hans von. Alles und Nichts. Dichtung. Großenhain und Leipzig. Baumert & Rouge. 1894.

Busse, Carl. Stille Geschichten. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Falke, Gustav. Der Kuß. Ein Capriccio München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Hohenfeld, Hans. Körners Ideale. Deutsche Frauengestalten. München. P. Albert. 1894.

Schafheitlin, Adolf. Aus der Lazzaronivelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen. Berlin. Rosenbaum & Hart o. J.

Buchholz, von. Einfache Gemütsregeln mit leicht faßlichen Gedächtnisübungen für die gebräuchlichen französischen Substantiven. Berlin. Rosenbaum & Hart. 1894.

Suttner, Bertha von. Vor dem Gewitter. Roman. Wien. Litterarische Gesellschaft. 1894.

Albert, M. Ulrich von Hutten. Historisches Drama in fünf Akten. Hermannstadt. W. Krafft. 1893.

Albert, M. Gedichte. Hermannstadt. W. Krafft. 1893.

Hoeper, Viktor. Gute schlechte Menschen. Novellen. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Hausfreundin.

Novelle von **Heinrich Bulthaupt.**

(Schluß.)

Eine fünfzigjährige herrschaftliche Köchin aus Ostfriesland folgte, die gesellschaftliche Rücksichten nicht beanspruchte und den Professor mit ihren Gedichten verschonte: desto innigere Zwiesprach hielt sie mit seinem Weinkeller und seiner grünen Chartreuse, und als er sie dieserhalb zur Rede setzte, verteidigte sie sich in ihrem heimatlichen Plattdeutsch mit so lästerlichen Ausdrücken, daß er auf das bitterste bereute, diesen Kampf heraufbeschworen zu haben, und ihr noch am selben Tage mit einem vollen Jahreslohn und einem glänzenden Zeugniß den Abschied gab. Die dritte, eine frühere Krankenpflegerin, war mehr in der Kirche als daheim zu finden, eine vierte, die jung, anstellig und willig war, kündigte ihm schon während der ersten Probewoche den Dienst, da sie sich mit einem Schulamtskandidaten zu verheiraten gedenke — und als er endlich eine stille und brave Frau fand, die zu sonderlichen Klagen keinen Anlaß gab, wurde es in seinem Innern doch nicht behaglicher. Er verfiel von Monat zu Monat, und seine braunen Augen blickten immer hülfeflehender durch die goldene Brille.

Da erbarmte es Caecilien seiner und sie sprach bei sich selbst: „So geht es nicht weiter. Ihn rettet nur eins: er muß wieder heiraten." Und da sie sich entsann, daß sie ihm schon einmal einen so wichtigen Dienst geleistet und damit nicht schlecht gefahren war, hielt sie Umschau unter den Frauen der Stadt und erwog, daß zwar mancherlei Vorzüge sich vereinen müßten, um ihren verwöhnten Freund ganz zu befriedigen, daß aber die erste Jugend eines noch so hübschen Gänschens weniger Aussicht habe über ihn zu siegen, als die anschmiegsame Liebe einer reiferen Frauenseele, die auf seine Neigungen einzugehen und seine Studien zu teilen vermochte. Wäre sie immerhin gelehrter als bräuchlich, das schadete nicht, wenn sie nur dabei nicht aller häuslichen Tugenden entbehrte. Und sollte sich in dem üppigen Damenkranz der Stadt nicht eine finden, die solch' wünschenswerte Eigenschaften aufzuweisen hätte, und die es mit ihm wagen würde — denn auch darauf kam es an. Galt er doch nach dem Auf und Ab der Haushälterinnen für einen schwer zu behandelnden Sonderling, und so seelengut er war, ganz frei von Grillen und Launen konnte selbst die gute Caecilie ihn nicht sprechen. Kurzum, sie entschloß sich, hinter seinem Rücken für ihn zu werben, und da die vier Winde seit der unglücklichen Kahnfahrt mit dem Geschick seines Hauses für immer verflochten waren, da sie sich in dem großen Unglück mitleidig und herzlich erwiesen hatten, da auch sonst noch mancherlei für eine jede der Damen sprach, so ließ sie ihre Bedenken fahren und füg frischweg mit ihren Versuchen und Ueberredungskünsten bei dem Boreas an.

Die verwittwete Professorin Trommelhase, die eben daran war, zwischen dem ersten Frühstück und dem Mittagessen zu einem Krüglein Bier eine Salamiwurst zu verspeisen und dazu einen Brief ihres römischen Bruders zu lesen, machte ein ganz verdutztes Gesicht, als ihr der Sinn des Anliegens der ehrlichen Mäklerin allmählich klar wurde. Denn so ganz offen und geradezu traute sich Caecilie mit ihrer Werbung doch nicht heraus, und als ein Problema mußte die Sache auf jeden Fall behandelt werden. Wie? Der Besitzer der dorischen Villa, ihr stattliches Gegenüber, der trostlose

Digitized by Google

Wittwer Otto Hardenberg wollte wieder heiraten und sie, die Wittwe Jetta Trommelhase, war von seiner vertrautesten Ratgeberin ansersehen worden, ihn zu beglücken? Vortrefflich. Aber er warb ja weder direkt noch indirekt um sie — sie selber, die Trommelhase, sollte es vielmehr sein, die mit weiblicher List seine Aufmerksamkeit erregen und durch liebevolles Entgegenkommen seinen Wünschen die Brücke bauen sollte. Zwar fühlte sie sich geschmeichelt, und es dämmerte ihr etwas wie ein rosiges Wölkchen. Sie warf einen ihrer tragischen Blicke auf den Bierkrug und die Wurstreste, denn sie mußte sich einschränken und galt doch für eine Freundin guter Kost. Da wäre denn ja auf das wunderbarste geholfen, denn alle Welt wußte, daß jener Otto im Reichtum schwamm. Aber wer sie sah und hörte, der glaubte ihr auch, daß sie selbst der harmlosesten Verschlagenheit nicht fähig sei. Sie entschied sich darum für ein rundes Nein, rief ein über das andere Mal: „Aber meine Liebe, wie kommen Sie nur auf solche Dinge?“, und als die schon verzagende Caecilie immer beredter wurde und ihr das Glück an eines solchen Mannes Seite in brennenden Farben malte, schlug sie alle weiteren Stürme mit einem im Fortissimo herausgeschleuderten „I bewahre“ ab — und es mochte wohl Täuschung sein, daß ihre Stimme trotzdem bei dem Abschied der seltsamen Brautwerberin süßer klang als sonst, als sie ihr noch an der Treppe ein: „Grüßen Sie ihn!“ nachrief. Denn was konnte es hier noch zu hoffen geben?

Keiner so kräftigen Verwunderung und Ablehnung, aber dem Ausdruck ehrlicher Empörung über die unweiblichen Schritte, die man ihr zumutete, begegnete die treue Mittlerin bei der schönen und adligen Hersilie, und gewiß hätte sie sich in ihrer Beschämung zu keinem dritten Gang entschlossen, wenn die hohe Dame ihr nicht die Versicherung gegeben hätte, daß sie in ihrer Hochschätzung trotzdem nicht gesunken sei. Da ließ sich mit dem Rieckchen Schnäbele immer noch ein Versuch wagen, und der versprach gutes. Das heitre Ding war mit den jüngeren Brüdern durch den Garten getollt und lud den Besuch in eine heimliche Kürbislaube, wohin — so versicherte sie feierlich — keines Lauschers Ohr dringen konnte. Als sie die Augen niederschlug, schöpfte Caecilie Mut. Als sie sich zärtlich an sie schmiegte und ihr mit einem Bekenntnis zuvorkommen verhieß, glaubte die Gute schon gewonnen zu haben. Und wirklich bekannte Rieckchen flüsternd, daß sie weit günstigere Aussichten habe, denn sie werde in einigen Tagen um die Stunde der Mitternacht von einem japanesischen Prinzen entführt werden, der nach Europa gekommen sei, um sich von einer der ärztlichen Berühmtheiten der Universität einen Zahn ausziehen zu lassen. Und dabei platzte sie los, und das klang so hell und laut, daß die Kürbisse zu tanzen begannen und die ganze Laube ein einziges Gelächter zu sein schien.

O weh! Standen die Sachen so, wessen konnte man sich dann noch von der dornigen aber prächtigen Rektorstochter versehen? Auch fühlte Caecilie, daß dieser letzte Schritt schon einer That der Verzweiflung glich. Und wirklich sah das kluge Mädchen sie scharf und wortlos an und fragte dann im spitzesten Tone: „Warum heiraten Sie ihn denn nicht selbst?“ Das aber mußte auf die Angeredete einen so unerwarteten Eindruck gemacht haben, daß die Prächtige über den Stachel schleunigst etwas Honig tränfelte und Caecilien einen gutgemeinten Kuß auf die Wange drückte, als Siegel gleichsam unter ein Reskript, das einen Bittsteller abschlägig bescheidet. Und damit trat die Hausfreundin den Heimweg an.

„Warum heiraten Sie ihn denn nicht selbst?“ Das klang so einfach. Das brauchte kein Hohn zu sein. Und doch hatte es sie wie ein betäubender Schlag getroffen, daß sie sich taumelnd an der Thürklinke halten mußte und Zeit gebrauchte, sich auf sich selbst zu besinnen. „Warum heiraten Sie ihn denn nicht selbst?“ Bei dem heiligen Gott, sie hatte nicht daran gedacht! Aber warum ließ sie die trockene Frage so heftig erschrecken, als sähe sie etwas Furchtbares, nie Geschautes, als höbe sich aus dem grünen Wasser des Stromes, zu dessen Flut sie sich hinabbeugte, statt ihres eigenen stillen Antlitzes eine unbekannte schreckliche Larve, die wohl auf ihren Schultern saß, und mit der sie doch nie etwas gemein gehabt hatte? Was wäre denn auch Arges dabei, wenn sie ihn begehrt hätte? Aber daß sie es nicht gethan, das eben erschien ihr jetzt so fremd und seltsam. Ja dereinst, in den ersten goldenen

Digitized by Google

Jugendtagen, da war ihr ein Verlangen nach ihm durch das Herz geschlüpft; als sie ihm Theresen zuführen mußte, da waren ihr die Augen feucht geworden, und der Schlaf hatte sie geflohen. Aber das lag in traumweiter Ferne, das war längst, längst zugedeckt unter tausend guten Gedanken, tausend hülfreichen Thaten, und wenn ihr die Frage immer schärfer in die Seele schnitt: „Warum heiraten Sie ihn denn nicht selbst?“, dann kam wie mit einem unterdrückten Schrei die Antwort zurück: Weil ich kein Selbst bin und habe. Das Leben, das sie geführt, glich dem Wandel elysischer Schatten, die nicht denken, nicht wünschen, nicht träumen. O trinken, trinken vom Blut, und brächte das Erwachen auch nichts als Schmerzen! Was in ihr klang und hämmerte, das war schon das rote Gewelle in ihren Adern, das wider ihr ganzes früheres Dasein Sturm rief und die friedlichen Domglocken übertönte. Es kam ihr plötzlich unbegreiflich vor, wie sie dies Dasein bis dahin ertragen, und was Tausenden zum Segen geworden, ihr stilles Wandeln im Dienst der werkthätigen Liebe, das wandelte sich ihr plötzlich zum Fluch. Sie schien sich bettelarm, ausgeschieden aus dem Ring dieser schönen Welt, leer, ein Nichts. Etwas muß das Herz sein eigen nennen, oder wider seine sündliche Abkehr von ihrem Willen schreit die Natur um Rache. Und was nannte sie ihr eigen? Die Schwalbe, die nestwärts flog, die häßliche Uferratte, die sich aus ihrem Schlupfloch hervorwagte und den Kehricht nach Atzung für ihre Brut durchschnoperte — die hatten ein Ziel, ein Heim. Und sie?

Sie stand vor ihrer Hausthür. Eine Treppe, eine zweite, eine dritte — da war sie, da hauste sie. Das heißt: sie ließ sich von der Magd ihrer Mietsleute bedienen und erhielt ihr Mittagsmahl aus der Küche des Kasino. Da stand es ja schon, drei Schüsseln über einander in dem walzenförmigen Tragkorb — sie wußte nicht, was drinnen war, und ließ ihn ungeöffnet. Und nicht einmal den Hausrat durfte sie den ihren nennen, wenn sie auch die rechtmäßige Besitzerin eines jeden einzelnen Stücks war. Diese Beethovenbüsten hatten dankbare Klavierschülerinnen ihr verehrt, jene Photographie der Markuskirche eine junge Französin, mit der sie Deutsch trieb; der Briefbeschwerer in Gestalt eines Pfirsichs war von dieser, der geschmacklose Blumenständer von jener guten Seele, und was sich von Blumen darin fand — von ihren Wünschen, von ihrem Wesen war nichts darin. Sie hatte sie genommen, freundlich wie man sie ihr gebracht, und es hatten ihr so Viele zu danken. Bald waren es Camelien, bald Heliotropen, heute eine Tuberose, morgen ein duftloses Pantoffelkraut. Sie schaute sich um und um, und ihre Miene wurde mit jeder Minute trostloser. O war denn nichts, gar nichts da, an dem ihr Blut, ihr Herz, ihre ganze, ganze Seele Anteil hatte? Ihr Blick fiel auf das gelbe türkische Seidentüchlein, das er ihr einst geschenkt und das jetzt lange verblichen war. Sie hatte es um den Hals getragen, bis es durchsichtig wurde und Risse bekam. Dann sank der Zweck seiner Bestimmung: es stak in einem Körbchen neben dem Klavier, und wenn sie sich zu spielen setzte, fuhr sie mit dem weichen Gewebe über die Tasten. Und diesen elenden Lappen holte sie jetzt hervor, und wie sie ihn anschaute, weinte sie bitterlich. Nach langer, schier unausdenklich langer Zeit die ersten Thränen!

So saß und lag sie lange. Die Speisen ließ sie unberührt. Aber unerwartet kam der Schlaf, und es ist so süß sein Nahen zu spüren, wenn die Brust ein Kummer drückt. So schlief sie eine Stunde, und da sie erwachte, erschrak sie aufs Neue vor der Zukunft. Zu ihm zu gehen, jetzt — das was ihr unmöglich. Sie vertraute ihrer guten Natur und hoffte in einigen Tagen wieder die Alte zu sein und ihm unbefangen begegnen zu können wie einst. Aber nicht gleich, nicht heute! So ließ sie denn ihre Stunden für drei Tage auffagen und flüchtete zu Bekannten auf's Land. Ihn aber, den Professor ließ sie ganz ohne Nachricht.

Der aber erwartete ihr Kommen ungeduldig und immer ungeduldiger und wußte sich ihr Ausbleiben nicht zu deuten. Denn hatten sie auch die tägliche Horazlektüre aufgegeben — zweimal wöchentlich kam Caecilie zur gewohnten traulichen Nachmittagsstunde doch immer noch zu ihm, und sie kümmerte sich nicht darum, was die Leute sagten. Nun fehlte sie. Und auch am andern Tage, auch am dritten kam sie nicht, und als er in Sorgen zu ihr schickte, da er fürchtete, sie wäre erkrankt, da ließ ihn die Antwort, sie sei über Land ge-

Digitized by Google

fahren, vollends erstaunen. Zudem widerfuhren ihm Dinge, die er nicht beachtet haben würde, wenn sie sich nicht gehäuft hätten. Die Professorin Trommelhase schickte ihm mit den schönsten Komplimenten einen selbstbereiteten Pudding, Rieckchen Schnäbele einen Strauß leuchtender Sommerblumen aus ihrem Garten, die Rektorstochter machte ihn auf einen Elzevir aufmerksam, den sie in einem Antiquariat entdeckt, und ungewöhnlich oft begegnete er in diesen Tagen am Mainquai unweit seines Hauses der schöngeputzten Hersilie. Zudem hatte ihm der Buchhändler mit einem feinen Lächeln mitgetheilt, seine „Metrik des Horaz“ sei seit vorgestern allein viermal, und zwar überraschender Weise von Damen verlangt worden. Als er verwundert fragte, von wem denn, da waren die Käuferinnen die vier Winde, und so frei von Argwohn sein Gemüt sonst war, hier witterte er denn doch Pläne und Absichten, die ihn beunruhigten, und um so heftiger wünschte er die Freundin herbei.

Es hatte also doch den Anschein, als ob die gelehrten Frauen, die nicht ahnten, daß Caecilie bei allen vieren in gleicher Absicht angeklopft, auf dem besten Wege wären ihre Skrupel fahren zu lassen. Und wer wollte sie tadeln? Trotz aller Resignation und alles guten Humors lohnte es immer doch den Versuch, sich ein Glück zu sichern, das Niemand leichten Herzens entbehrt. Man brauchte sich ja Nichts zu vergeben. In ihren eigenen Augen hatte sich also keine der vier etwas vorzuwerfen. Doch fiel es der Prächtigen auf, daß die Trommelhase Puder auflegte, was sie sonst nie gethan, und diese wiederum beobachtete durch ihren Krimstecher mit Verwunderung und Mißfallen Hersiliens ziellose Spaziergänge. Das gegenseitige Erstaunen aber wuchs und wurde zum Verdacht, als am dritten Tage die Professorswittwe, Rieckchen und die Rektorstochter auf dem kleinen Treppenvorsatz zu Caeciliens Wohnung zufällig zusammentrafen, um sich nach der Rückkehr der Entflohenen zu erkundigen, und die Stimmung wurde nicht günstiger, als die drei, wortlos und verlegen die Stufen wieder hinabschreitend, auf der Schwelle der Hausthür dem Professor und der errötenden Hersilie begegneten, die ihn auf ihren Spaziergängen endlich doch ergattert hatte.

Den befremdlichen Druck zerteilte die Trommelhase mit einem dröhnenden: „Ei ei!“ Hersilie flötete abwehrend: „Es war ein Zufall“, und die Rektorstochter, die noch auf der Treppe stand und die Situation kritisch überschaute, fühlte sich zu dem Zusatz veranlaßt: „Ein schöner Zufall.“

Der Professor erbleichte, runzelte die Stirn und warf auf die vier so grimmige Blicke, daß ihnen das innerste Mark hätte gefrieren müssen; aber keine wußte so recht, wem sein Ärger eigentlich galt. Und als er erfuhr, daß Caecilie wahrscheinlich morgen wiederkommen werde, verließ er die Gruppe, ohne für die Mehlspeise, die Blumen und den Elzevir gedankt zu haben, so eilig, daß es fast wie eine Beleidigung aussah. Aber die guten Damen überlegten, daß hier vielleicht drei von ihnen zu viel gewesen, und deuteten seine Verwirrung eine jegliche zu ihren Gunsten. Dann schlenderten sie in ihren hellen Kleidern unter besonders gleichgültigen Gesprächen die Hauptstraße hinunter. Als sie sich trennten, machte die Trommelhase den Vorschlag, das nächste griechische Kränzchen ausfallen zu lassen, und abermals erstaunte eine jede über die Maßen, als die Andern auf den lieblosen Gedanken so leichthin eingingen.

Es lag ein Gewitter in der Luft. . . .

Auch Caecilie kam nicht so frei zurück, wie sie gehofft. Nur für den flüchtigen Blick war sie wieder die Alte — drinnen wollte die Unruhe nicht weichen. Der verborgenste Grund des Herzens war ihr aufgewühlt und an's Licht gewendet; nun sie ihn gesehen, ließ er sich nicht mehr verbergen und verleugnen, und wälzte sie Lasten auf Lasten darüber. Trotzdem fühlte sie, daß sie den Verkehr mit dem Professor wieder aufnehmen mußte, genau so wie ihre andern gewohnten Beschäftigungen, aber sie, die stets so klar, so ruhig, so gefaßt gewesen, tappte jetzt einem Ungewissen entgegen, und das Gefühl ihrer Unfreiheit beklemmte sie. Dreimal ging sie zur Thür, um ihr Zimmer zu verlassen und den Weg zum Ufer einzuschlagen, dreimal zauderte sie und legte Hut und Schirm nieder. Und als sie nun um die Straßenecke bog und die Villa mit dem dorischen Portal vor sich sah, da mußte sie die Hand auf's Herz legen und Atem schöpfen; ja, sie überlegte, ob sie nicht besser thue, um-

Digitized by Google

zukehren. Da erschien der Jugendfreund auf dem Balkon, um nach ihr auszuschauen. So hatte sie ihn oft gesehen, wenn die Stunde schlug und sie seiner Ungeduld zu lange blieb, und sie hatte lächelnd zu ihm hinaufgegrüßt. Heute brachte sie es nicht über sich. Aber zurück konnte sie auch nicht mehr. Gesenkten Antlitzes, als ob sie ihn nicht bemerkt, schritt sie dem Hause zu, und ehe sie die Glocke rührte, zögerte sie noch und seufzte tief auf. Dann erst, als kein Überlegen mehr half, kam ihr der Mut, und fest, mit streitbarer Seele, als gälte es einen Feind zu bestehen, stieg sie über die weiche graue Decke die marmorne Treppe hinauf.

Otto kam ihr entgegen und rief halb besorgt, halb vorwurfsvoll: „Aber wo steckst Du denn? Du hättest mir doch Nachricht geben können —"

Sie aber that, als hörte sie nur den Vorwurf und fiel ihm in die Rede: „Warum? Ich werde doch thun dürfen, was mir beliebt?"

Er sah sie überrascht an. Ihre Wangen glühten, und ihr schönes blaues Auge blitzte. Was war ihr nur? So hatte er sie nie gesehen. Sie schien um zehn Jahre verjüngt, und plötzlich durchfuhr es ihn, ein Andrer könne —

Doch sagte er nichts als: „Gewiß, gewiß. Es ist nur gut, daß Du wieder da bist."

Er nahm ihr Hut und Schirm ab und geleitete sie in das Balkonzimmer. Das breite Fenster stand offen und die Septembersonne lag auf den weißen Straßen und den staubigen Dächern wie zur Hundstagszeit.

Otto liebte es, den Tag in's Zimmer zu lassen, auch wenn er arbeitete, und sie hatte es immer gut geheißen.

Heute aber störte sie das Licht, und sie bat ihn das Fenster zu schließen. Er schüttelte den Kopf und that es. Schon wollte sie ihn beschämt bitten: „Laß nur" — da kam ihr der Trotz zurück, und sie fürchtete, jede Nachgiebigkeit könnte sie verraten. Er aber sollte nicht mehr ihr Gebieter sein. Ihren eigenen freien Willen wollte sie haben — und sie merkte nicht, daß sie sich eben dadurch verrieth.

Mechanisch gingen sie an die Arbeit, und wo sie nur konnte, widersprach sie ihm heute. Er aber änderte unwillkürlich sein Betragen, und je launenhafter sie sich gab, desto rücksichtsvoller wurde er. Bislang hatte er mit ihr wie mit einem guten Kameraden verkehrt, jetzt wunderte er sich, daß er, so spät erst, auf das Weib in ihr merkte. Als sie las, ruhten seine Blicke prüfend auf ihrem erglühten Gesicht und der schönen Wellenzier ihres madonnenhaft gescheitelten Haares. Hatte nicht schon ein leichter Reif darüber gelegen? Oder hatte sein kalter Sinn sie älter geschaut als sie war? Er verlor sich in Gedanken, er sah sie im Hause seiner Eltern, das Kind, die erblühende Jungfrau. Sie fühlte sich betrachtet und wollte die Augen nicht aufschlagen. Plötzlich eilte sie zum Fenster und öffnete es hastig. „Es ist so schwül hier." Er legte den Horaz beiseite und folgte ihr langsam. „Ja wirklich, es ist schwül." Dann deutete sie auf das Fenster gegenüber und fragte im gleichgültigstem Ton, nur um abzulenken: „Ist das nicht die Professorin?"

„Ich glaube."

„Es ist doch eine vortreffliche Frau". Und sie erging sich im Lobe der Trommelhase. Diese oder eine andere schoß es ihr auf, wenn ich nur der Marter dieser Stunden entgehe.

Es durchzuckte ihn jäh, als erriete er ihre trotzigen Gedanken. Doch lenkte er ein und sagte lachend: „Du verherrlichst sie ja, als hättest Du sie mir zugedacht."

Sie erblaßte. Sie mußte der Zeit gedenken, da sie Theresens Hand in die seine legte, und ihre Augen schimmerten feucht.

„Vielleicht," flüsterte sie bebend.

„Aber Caecilie!" Nun fuhr er auf. Der unbestimmte Argwohn der letzten Tage regte sich wieder und nahm immer deutlichere Gestalt an. Und er sprudelte hastig heraus, was sie noch nicht wußte: die ungewohnten Gunstbezeugungen der vier Griechinnen. „Es ist System darin" schloß er. „Fast sollte man glauben, es habe sich Jemand den schlechten Scherz gemacht, diese Erinnyen auf meine Spur zu hetzen."

Und als sie, unfähig zu jeder Lüge, unverwandt zum Fenster hinausstarrte und nichts darauf zu erwidern wußte als ein ernstes und herzliches Wort zum Lobe der angegriffenen Frauen, da erhellte sich ihm Alles; die Hände zusammenschlagend sank er auf die Chaiselongue mit der Eisbärendecke und: „Du, Caecilie?"

Digitized by Google

rief er. „Nimm mir's nicht übel, aber wie kommst Du zu der Dummheit?“

Jetzt war sie aufgefordert, und heftig und entschlossen wendete sie sich zu ihm um. Dummheit? Sie habe es gut gemeint und die Kränkung nicht verdient. Denn so gehe es nicht fort, mit ihm weder noch mit ihr. Dummheit? Er müsse eine Frau zur Seite haben und dürfe sich glücklich preisen, wenn die Erwählte ihm geistig nur halb so viel zu bieten vermöchte wie die trefflichen Genossinnen des griechischen Kränzchens. Ihr aber stünde es nicht an, ihn in seiner Wittwerschaft ferner zu besuchen, wie sie es bislang gethan. Und thäte sie es auch, seinem zerstörten Leben wäre damit doch nicht geholfen. „Darum entschließe Dich, beherzige meine Worte — oder thu' was Du willst“. Und dabei strömten ihr die Thränen von den Wangen, und während ihrer langen schönen Rede dankte sie dem Himmel wiederholt im Stillen für die Fügung, daß sie Alles, was ihr die Seele füllte, unter der angeblichen Beleidigung verbergen konnte, die Otto ihr mit dem Worte „Dummheit“ zugefügt. Denn daß sie wirklich etwas dergleichen begangen, gestand sie sich ja heimlich selbst. Das Pochen ihres Herzens aber beruhigte diese Einsicht nicht, und ehe sie ihre Augen noch getrocknet, war sie zur Thür hinaus, und kein Bitten und Rufen des Professors brachte sie zurück.

Otto aber sah ihr vom Balkon nach, und als sie seinen Blicken entschwunden war, durchmaß er das Zimmer, mit großen Schritten und warf sich auf das Eisbärenfell zu langem, tiefem und sehr, sehr gründlichem Nachdenken....

Andern Tags erschrak Caecilie nicht wenig, als sie einen Brief von Ottos Hand erhielt. Drin stand eine einfache und innige Bitte um Verzeihung und Bestätigung der Richtigkeit dessen, was sie ihm gestern gesagt. Er sehe ein, daß sich sein Hausstand ändern müsse und daß sie nicht mehr wie sonst zu ihm kommen könne. Nur einmal, so schloß er, möge sie ihm ihren Besuch noch schenken, zum Zeichen, daß sie ihm vergeben: an seinem Geburtstag.

Der aber war morgen.

Und das gute Mädchen las den Brief in tiefster Rührung und unter heftigen Selbstanklagen. Daß sich auch eine kleine Enttäuschung darein mischte, wollte sie sich nicht gestehen. Und während ihre Thränen aufs Neue quollen, überwand sie sich und rüstete dem alten Freunde die Süßspeise aus geschlagener Sahne, Makronen und allerlei Früchten, die sie ihm von je und je zum Geburtstage bereitet, und die ihm vor allen andern mundete. Und als die Nachmittagsstunde gekommen war, schickte sie die Magd nach einem Einspänner und fuhr vor das Haus mit der dorischen Vorhalle, der goldenen Inschrift „Tibur“ und dem Horazischen Verse „Ille mihi praeter omnes angulus ridet“, das ist schlecht und recht verdeutscht: „Dies Fleckchen Erde ist mir vor allen andern lieb“. . . .

Um dieselbe Stunde saßen am andern Ufer des Mains im Zimmer der Frau Professor Trommelhase die übrigen drei Winde um ihre Präsidentin geschaart und gaben vor, Griechisch zu treiben. Pflicht mehr als Neigung hatte sie wieder zusammen geführt, aber ihre Gedanken waren auf der Wanderschaft. Die Professorin hatte von ihrem Bruder aus Rom eine Kiste Falerner-Weins bekommen, und die Freundinnen kosteten prüfend und mit dem Ausdruck des Verständnisses das dunkelrote Naß. Von Zeit zu Zeit aber blinzelten sie zum jenseitigen Ufer hinüber und versuchten zu ergründen, warum das Balkonfenster heute geschlossen war. Zwischen allen saß das Mißtrauen, und auch der italienische Trank vermochte sie nicht recht zu erwärmen und einander zu nähern. Es war ihnen allen, als stünden sie vor einer Krisis, und als könnten sie sich vor einem großen Spott noch eben rechtzeitig bewahren. Zwar hatte der Professor ihnen heute früh in ungemein höflichen Briefen nachträglich für den Pudding, den Strauß und den Hinweis auf den Elzevier gedankt, aber sie hatten doch, immer noch ohne Kenntnis von der Gemeinsamkeit ihrer Loose, seinen heutigen Geburtstag mit Fleiß übersehen, und Herülie hatte ihre Spaziergänge eingestellt. Noch also war nichts verloren, noch konnten sie leichten Herzens und mit leidlichen Ehren zurück. So sannen sie und schielten über die Bücher hinaus ins Freie. Plötzlich aber, gerade als die Professorin, den Kopf tief in der „Antigone“ begraben, den Eros pries, den „Allsieger im Kampf“, erhoben sich die übrigen drei, wie von gleicher Gewalt gepackt, und deuteten verworren rufend zum Fenster hinaus. Ahnungsvoll folgte die übersetzende Trommelhase ihrer

Digitized by Google

elementaren Bewegung und gewahrte auch ohne Krimstecher etwas, was keines Commentars bedurfte. Denn auf dem Balkon der Horazischen Villa war der Professor erschienen; sein rechter Arm umschlang ein zartes Frauenbild, und mit der leicht Widerstrebenden trat er dicht an die Brüstung, als sollte die ganze Welt wissen, was ihm der Himmel an seinem heutigen Geburtstage herrliches bescheert. Die gelehrten Damen staunten, fragten, grollten, als aber die Rektorstochter, der ob ihres bösen Wortes immer noch das Gewissen schlug, erleichtert ausrief: „Das ist recht! Sie hat meinen Rat befolgt und ihn selbst genommen," und die Griechinnen nun dahinter kamen, was Caecilie zum eigenen Schaden ihnen allen zugedacht, da schien den Braven die ganze Sache weit mehr des Beifalls, des Lachens als des Verdrusses wert, und solche Stürme der Fröhlichkeit erschütterten den kleinen Raum, daß der Professor seiner Braut vergnügt zuraunte: „Hörst du nun wohl, daß sie sich getröstet haben?" Dann stürzten ihrer drei an das Fenster und winkten mit den Taschentüchern hinüber.

Nur die Adlige schmollte noch ein wenig.

Die prächtige Rektorstochter aber schloß sie in ihre Arme und rief: „O meine Freundinnen! Seien wir edel und freuen wir uns mit den Glücklichen. Nicht leicht schenkt uns der Himmel eine Stunde wieder, die dieser gleicht. Nützen wir den Wink. Diesen Falerner, den Horaz besungen, hat uns der verehrte Bruder unsrer teuren Präsidentin auf den Antrieb der Götter gesandt, und am rechten Tage ist er eingetroffen. Auf denn! Eine jede von uns beladt sich mit einer Flasche dieses köstlichen Edeltranks. Damit ziehen wir nach Tibur, die ersten, die den Verlobten Glück wünschen, und trinken auf ihr Wohl."

„Köstlich!" schrie Riekchen.

„Sehr fein!" rief Hersilie.

„Einverstanden!" bekräftigte die Trommelhase. „Doch genügen zwei Flaschen."

Und so zogen sie hinüber und fanden zwei glückselige Menschenkinder. Caecilie aber ersah sich aus der Schaar der Kommenden als die erste die Rektorstochter und küßte sie, verdient oder unverdient, als ihre Erretterin so lang und innig, daß die Prächtige eine Thräne vergoß. Otto empfahl den Damen mit begeisterten Worten Caeciliens noch unberührte Fruchtspeise und drückte der Professorswittwe für die feinsinnige Falernergabe wieder und wieder die Hand. Therese aber schaute von der Wand hernieder aus dem schwarzgoldenen Rahmen mit schwärmerischem Lächeln auf das Glück des geliebten Mannes, und Caecilie blickte zu der Toten empor und wußte, daß sie recht gethan.

Jetzt hatte die Hausfreundin ein Heim.

Nächtliche Erscheinung.

In's Reich des Sommers eingedrungen
Sind schon die frühen Dämmerungen,
Von süßer Schwermut so umwebt,
Wie wenn ein Lied, zu End' gesungen,
Im Nachhall noch uns sanft durchbebt.

Und durch die Bäume schwebt im langen
Gewand ein Schatten her, umfangen
Vom Dunkel, schleierhaft verhüllt;
Es schwebt heran, wie vom Verlangen
Und unsagbarem Schmerz erfüllt.

O wisse, daß ich dir vergeben!
Kehrst dich zurück zu mir in's Leben
Noch einmal einer Sehnsucht Zug? —
Ich sehe dich um Blumen schweben,
Wie eines Abendfalters Flug.

O komm' zu mir wie einst in Stunden,
Wo wir das reinste Glück empfunden,
Eh uns des Todes Hand getrennt.
Bleib noch, so lang nicht dort entschwunden
Der Stern der Liebe, der uns kennt.

Bleib noch und laß in jenem Garten,
Laß dort auf dich die Blumen warten,
Wo mit dem fahlen Glanz umflicht
Der Mond das dunkle Haupt Astarten,
Sie, die der Menschen Blumen bricht.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Sonnenrausch.

Es scheint die Sonne ausgeflossen
Und trinkend liegt die Erde da,
Der Berg von Schimmern übergossen,
Der Wildsee blendend, wer ihn sah.

Im Felsenschatten ruhn die Ziegen,
Im Kroenschatten Kalb und Kuh,
Goldhähnchen, Meisen wispernd fliegen,
Der Habicht sinkt dem Buschwald zu.

Am Stengel taumelt schwer die Blüte,
Der Bach mit leiserem Geräusch'
Kuckt er, der funkenübersprühte,
Er taumelt wohl im Sonnenrausch?

Das All vom Augenblick durchdrungen,
Der Wandrer nur von ihm so weit:
Er schaut zurück in Dämmerungen
Und vorwärts in die Regenzeit.

Franz Herold.

Ewiges Blühen.

Sonnenschein im Lenze lacht; —
Wonne ohne Ende!
Ueberall dieselbe Pracht,
Wo ich hin mich wende!

Ueberall? — o nein! o nein! —
Irgendwo erglühte
Mitten in dem Frühlingsschein
Eine schön're Blüte!

Und ich sehe trunknen Blicks
Hin, in Schaum verloren; —
Dank der Gunst des Augenblicks,
Der mein Glück geboren! —

Lenz entschwindet, Sommer naht; —
Freude ohne Grenzen!
Denn — ich seh' in Herbste spat
Noch mein Blümlein glänzen —

Blümlein, du verblühst mir nicht,
Mag der Winter dräuen;
Stets um dich des Lenzes Licht,
Stets um dich ist Maien!

Hans Müller.

Wienerisch.

Was Wiener Art ist? . . Wenig und vieles!
Ein bischen Ulk, ein bischen Lust,
Ein bischen Sehnsucht in der Brust,
Ein Schlendern, bar des Zieles.

Ein Sorglosein, als wie beim Kinde,
Ein sonnig Leuchten in der Luft
Und blonder Mädchenhaare Duft
Und auch — ein bischen Sünde! . . .

Otto Stoessl.

Herbstmorgen.

Wie lieb' ich dich, du herbstlich Morgengrauen,
Wenn frisch ein kecker Wind die Stirn mir kühlt
Und in dem braunen Laub am Boden wühlt!
Hoch über dem Gebirge zieht im Blauen
Ein Schwalbenschwarm zum fernen Süd,
Im Thale aber weh'n und brauen
Die Nebel, und ein feiner Regen sprüht
Hernieder von den düstern Tannenbäumen.
Es rauschen ihre Zweige wie in Träumen.
Und fast gespenstisch ragen ihre Spitzen
Aus des bewegten Nebelmeeres Qualmen.

Des Thaues tausend Perlen blitzen
Hell auf des Stoppelfeldes letzen Halmen,
Und plötzlich flammt ein rötlich fahler Schein
Im Osten auf dem grauen Felsgestein,
Und wie ein Sturm erwacht es rings im Thal.
Es geht ein krampfhaft Flattern, Schwanken, Klingen
Durch das Gewoge, daß der Tag durchbricht.
Und blitzt dann auf der erste Sonnenstrahl,
Ist mir, als wüchsen meiner Seele Schwingen
Und trügen mich zum Licht empor, zum Licht!

Otto Oppermann.

Das kleine Mädchen.

Dort am Wege sitzt ein blondes Kind.
O wie lieb der Kleinen Augen sind!

Dieser Schimmer, der aus ihnen bricht,
Ist ein Kinderhimmel voller Licht. — —

Kleines Mädchen, sprach ich da zu mir,
Gott erhalte diesen Himmel dir!

Er bewahre dir ihn licht und rein
Als Juwel in deines Herzen Schrein!

Kommen wird die Zeit — sie kommt im Nu —
Und ein großes Mädchen bist auch du!

Kommen wird — wie seelig ist der Mann,
Der in diesem Himmel schauen kann!

Digitized by Google

Müde schritt er durch des Lebens Staub.
Doch du sagst ihm: Hoffe, lieb' und glaub!

Und du führst aufs Neue ihn empor
In ein Reich, das er schon lang verlor.

Was du rein im Herzen dir bewahrt,
Wird zum Glück auch seines Lebens Fahrt.

Sieh, da wird dir seelig im Gemüt
Früchte tragen, was in dir geblüht,

Und es grüßt dich dann dein eigen Kind
Mit den Augen, wie die deinen sind.

Heinrich Hege.

Die Riesentreppe.

Riesentreppe, wohin ist dein Glanz? Auf deinem Gemäuer
Tummeln die Eidechsen sich und blüht aus den Ritzen das Unkraut
Immer noch aufrecht und stolz stehen Mars und Neptun auf den Sockeln,
Aber die Pforte bleibt leer, und niemand durchschreitet die Hallen,
Weder die schrecklichen Zehn, noch Dogen, noch herrliche Frauen.
Und eine nagende Bitternis ist's für die marmornen Götter,
Daß ihren Weg zum Palast nicht Päpste noch Fürsten mehr nehmen.
Manchmal, im wirbelnden Flug, im Sonnenlicht, senken sich Schwärme
Zahmer Tauben herab und nippen an den Cisternen,
Deren Gebilde von Erz ein mächtiger Epheu umklammert.
Ach wie still ist es doch in deinem verlassenen Hofe,
Aller Dogenpalast! Denn leise nur gleiten und barfuß
Über dein Pflaster dahin die wasserholenden Mädchen,
Und gedämpft ist der Laut des fallenden, schöpfenden Eimers.
All dein Glanz ist ein Grab, erhaben die Großen bedeckend:
Veronese, Palma, den Tintoretto, den Tizian.
Tot ist die Republik, erstorben die einstige Thatkraft
Dir, in die Hände des Siegers gefallenes stolzes Venedig!

Und der Sonne zum Trotz, in der deine Marmor erglühen,
Friert bis ins innerste Mark, wer jetzt deine Stätten durchwandert.

Aber getreu, wie der Hund, der die Füße leckt des Gebieters,
Bleibt, o Venedig, der Zeit nicht achtend noch jeglicher Wandlung,
Immer dir liebreich das Meer, und leise mit zitternder Lippe
Küßt es ohn Ende den Saum deines trauerumflorten Gewandes.
Noch bist die schimmernde Braut du, Adria, wandellos Treue!
Du erinnerst des Ruhmes dich noch und der einstigen Hochzeit,
Du erinnerst dich noch, den Rand ihrer Inseln bespülend,
Daß sie die Königin war des Meeres. Du denkest des Tages,
Da, vor der Jünglinge Schar, vor den blonden, blühenden Töchtern,
Die zu des Occidents Anmut des Orients Schönheit gesellten,
Vor dem stummen Senat, den wettergehärteten Fischern,
Allzeit bereit in den Grund sich zu stürzen der grünlichen Tiefe,
Auf dem Decke des Bucentaur der prächtige Doge
Stand, vorn übergebeugt das Heben erwartend der Welle,
Um in den Busen dir seinen goldenen Ring zu versenken.

Einzig Bestand hat die Kunst. Wir Andern ziehen vorüber.

Aber dein Wächter, o alter Palast, des heiligen Markus
Steinerner Löwe schaut, ganz leise die Flügel nur zuckend,
Auf das Gelichter herab der gaffenden, müßigen Fremden,
Die, ein Pygmäengeschlecht, die Treppe der Riesen erklimmen.

Aus dem Provençalischen des **Théodor Aubanel** von **August Sertuch.**

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Hermonde. Raimon.

Raimon (betrachtet sie mit strahlender Zärtlichkeit): Hat meines edlen Vaters früher Tod
Dein ganzes Wesen so getränkt mit Nacht,
Daß von der Glorie dieses Tags kein Strahl
Die Finsternis um Dich zerreißen konnte?
(Er geleitet sie zu einem Sitz.)
Wie hell muß Dir das Leben leuchten, bis
Du dies Gewand mit einer Hülle tauschest,
Die so voll Glanzes ist wie dieser Tag?
— Thu's mir zu Liebe, Mutter.

Hermonde (sieht ihn an.) Dir zu Liebe — —
Das erste Mal, da ich als Flehende
Vor Deiner Majestät erscheinen muß,
Seh' König Raimon mich in Prunk und Pracht.
Dann sage Dir mein bloßer Anblick: Sieh!
Aus ihres Grames tiefen Schatten trat sie
In diese eitle Helle Dir zu Liebe.
Bereitet als mein armer Mund vermag,
Soll dann mein Kleid, mein Schmuck, mein Glanz Dich bitten.

Raimon (erschreckt.) Du bitten — — Du mich bitten — bitten müssen — —

Hermonde (setzt sich.) Von Deinem Vater will ich zu Dir reden.

Raimon (lehnt bei ihr.) Geheiligt hab' ich heute sein Gedächtnis.
— Noch tiefe Nacht war's, da ich heimlich aufstand,
Durch Säle und Gemächer mich hinabschlich,
Wo im Gewölb, umgeben von den Ahnen,
Beim fahlen Schein des ew'gen Lämpleins der schläft,
Durch den ich heut' so freudig, wonnig wache.
(Er beugt sich zu ihr herab, leise)
Dir darf ich's anvertraun . . . hin warf ich mich,
Mein jugendglühendes Gesicht gepreßt
Auf seine kalte Ruhestätte, raunte
Ich meinem Vater zu: Tot bist Du, Lieber!
Doch wuchs ich auf in Deinem reinen Leben.
So sei denn auch Dein großer Geist mit mir,
Wenn Deine Krone auf mich niedergleitet,
Und weile mit mir, bis ich rüh' wie Du!
(Pause.)
Lang' lag ich so, laut sprach ich so wie eben
Ein Sohn zu seinem lieben Vater spricht
In Stunden, wo das Leben sich entscheidet.
Dann stand ich auf. Vom jungen Morgen stahl
Ein Schimmer sich herab, die Toten grüßend.
„Dies ist mein Tag," dacht' ich; „der Tag des Sohns."
Und nickte meinem Vater zu: „Wie Du!
So will ich leben, herrschen, will ich sterben" . . .

Hermonde (läßt das Haupt mit einem erstickten Stöhnen zurücksinken.)

Raimon. Was überfällt Dich, Mutter?

Hermonde (ohne den Kopf zu erheben, öffnet die Augen) Komm' zu mir!

Raimon (sie unverwandt anblickend, geht zu ihr, setzt sich auf ein Polster).

Hermonde (umfaßt seinen Kopf mit beiden Händen): Sag', liebster Sohn, drang in die stille Welt,
Die ich in Montefior Dir aufgebaut,
Niemals ein schriller Ton, ein häßlich Raunen —

Raimon (fällt leidenschaftlich ein) Von meinem Vater?! Meine Seele lebte
Im Hymnus seines Nachruhms, seiner Größe!
Und dann von ihm zu mir ein häßlich Raunen —
(Er entzieht sich ihr; heftig.)
Der heil'genschänderische Mund hätt' ewig
Verstummen müssen —
(Er sieht seine Mutter an, verstummt unter ihrem Blick.)

Hermonde (äußerst) Während sie Dich krönten,
Lag hingestreckt ich an des Thrones Stufen
Und bettelte den Himmel an: „Herr! Herr!
Nicht so wie er, der Sohn nicht wie der Vater."

Raimon (springt auf, starrt sie entsetzt an, stammelt.) Ich nicht wie er? . . . Was meinst Du nur? Mein Vater
War groß und gütig, herrlich und gerecht
Wie Gottes Wort. (Leidenschaftlich.)
Und ich dann nicht wie er!
— Es war mein lieber Vater also nicht
Der Besten, Größten einer, ein Monarch,

Digitized by Google

Der über seines Landes Wohlfahrt wachte
Mit schlummerloser Sorge wie der Arzt
Am Bette eines Kranken, dessen Leben
An einem Pulsschlag hängt. . . .
(In wachsender Angst.)
Ich glaub's nicht, glaub's nicht!
Germonde (im Gebet.) . . Hilf ihm bestehn die Prüfung!
(Lange Pause.)
Raimon (tonlos) So wär's wahr?
Ich liebte und verehrt', hielt hoch und heilig,
Was ich — — Gedenkeiter Schatten, schütz mich!
Zerspreng' Dein dunkles Haus aus Erz und Stein,
Voll königlichen Grimmes schreit' hervor,
Und zeuge, sprich für Dich; denn: diese schweigt.
(Pause.)
Raimon (bleich und ruhig.) Ein Wort nur, nur ein einziges, mit dem
Du Alles, Alles nennst: die ganze Schuld,
Den ganzen Jammer eines Herrscherdaseins,
Gepreßt in einen Namen, einen Aufschrei.
Mein Vater war —
Germonda (tonlos.) Despot.
(Lange Pause.)
Raimon (still vor sich hin.) Despot — Despot — —
(Mit zuckenden Lippen.)
Deswegen ward's vorhin so totenstill,
Als laut mein Herz von meinem Vater zeugte.
Ich war ein Knabe, als — — Wie starb mein Vater?
Germonde. Nichts mehr!
Raimon (siebenschaftlich.) Wie starb mein Vater?
Germonde. Morgen.
Raimon (wiederum gefaßter.) Ich,
Des Toten Sohn und Erbe, frage Dich:
Erfahren will ich, wie mein Vater starb.
Germonde. Ach, Lieber, auf der Jagd.
Raimon. Im Hochgebirg
Voll Frohsinn's war er, königlich und stolz,
Wie rings um ihn die hehre Alpenwelt.
Der Niedrigkeit entrückt, auf Bergesgipfeln,
Umfing ihn brüderlich der Todesfürst,
Und leitete den Hohen sanft zum Höchsten.
(Pause.)
Raimon (leise angstvoll.) So war's doch?
Germonde (schweigt).
Raimon (aufschreiend.) Mutter! . . . Wied'rum mußt Du schweigen?
(Er tritt dicht zu ihr, rennt ihr totenbleich zu.)
Mein Vater, der Despot, ward umgebracht.
Germonde (leise) Getötet — hinterrücks — — Ach, Raimon —
Raimon. Nichts mehr!
(Er wirft sich auf ein Polster. — Lange Pause.)
Germonde (regungslos, im Vordergrund, halblaut.)
Gott sei ihm gnädig.
Raimon (richtet sich auf.) Amen, Mutter, Amen!
(mit verändertem Zügen.)
Des Königs Mörder, meines Vaters Mörder?
Germonde. Man suchte im Geheimen.
Raimon. Im Geheimen?
Weswegen im Geheimen?
Germonde. Weil dem Sohn
Die gräßlich grauenvolle Wahrheit wir —
Raimon. — Verschweigen wolltet? Darum mußtet Ihr
Den Sohn beseitigen und das ganze Volk?!
(Pause.)
Man suchte im Geheimen und man fand?
Germonde. Vom Mörder nichts.
Raimon. Man suchte schlecht! Wer war
Beim König, als der Todesschuß ihn traf?
O Feigheit: hinterrücks!
Germonde. Dein Vater hatte
Nach seiner menschenscheuen, düstern Art,
Entfernt sich vom Gefolge, streng gebietend,
Daß Keiner ihn begleite.
Raimon. Keiner folgte?
Germonde. Ein einziger Getreuer folgte heimlich.
Raimon. Und dieser Einzige vom ganzen Volke
Schlich seinem Fürsten nach, bis er ihn fand —
Germonde. Auf unwegsamem, wildem Alpenfeld,
Durchbohrt vom Pfeil des unsichtbaren Todfeinds.
Raimon. Wer aber war der einzige Getreue?
Germonde. Huesca. Kannst Du fragen?
Raimon. O Huesca —
Vergieb, Huesca, daß ich fragen konnte
(Er kommt taumelnd vor.)
Wenn ich nur wüßt', warum Huesca schwieg?
Er mußte Gründe haben, wicht'ge Gründe.
Er soll mir Rede stehen!
(Er steht auf.)
Berengar!
Kein Edelmann? Kannt ward ich König und
Man läßt mich schon allein? He, Wache, Leute!
(Ein Edelmann eilends von links.)
Raimon. Der Herzog von Huesca. Rasch! Sogleich!
Dann kehr zurück und harre meines Winks.
(Edelmann eilt in's Schloß.)
Raimon Jedoch was will ich nur? Herrgott, was wollt' ich?
(Er starrt vor sich hin, dann leidenschaftlich.)
Nach Menschen sehn' ich mich, nach einem Menschen!
. . Mein Vater liebte ihn. Er war getreu,
Ich will an seine Brust mich werfen, will ihn
Umfassen, fest mich an ihn halten, will . . .
(Huesca und dem Schlosse.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Huesca. Dann der Edelmann (der auf der Treppe zum Palast stehen bleibt.)

Raimon (eilt Huesca stürmisch entgegen.) Granitner Pfeiler meines Königreichs!
Erhobene Verkörperung der Liebe,
Des Glaubens und Vertrauens meines Volks . . .
Huesca (rasch.) Der König hat gehört?
Germonde. Ich brach sein Herz.
Raimon (schmerzlich innig. Huesca, daß Du mir das angethan!
So lang zu schweigen — mir zu Liebe schweigen,
Mich so zu täuschen — mich ans Mitleid täuschen!
Huesca. Der Fehl war schwer und rächt sich — wird sich rächen.
Germonde. Huesca!
Raimon (leise, weich, innig.) Glaube mir: es schmerzt, Huesca!

Digitized by Google

Erst heut' halt' ich Begräbnis . . . Berengar!
Wie konnt' es nur geschehn? Ihm warst du nicht
Sein Königshort und Schutzgeist — so wie mir;
Vor Deinen Augen ging zu Grund mein Vater,
Wo Du ihn sicher hätt'st bewahren können,
Und wär' es auch nur vor sich selbst gewesen.

Germonde. Ihr hört ihn, Berengar?

Huesca. Ich höre, — — Herr,
Es ruhte in ihm.

Raimon. Der Despotengeist?
Ein Fürst ist nicht Despot; er wird Despot!
Wodurch wird er's?

Huesca. Mein König —

Raimon. Durch Erkenntnis!
Durch seine Räte, Diener, Schmeichler, Freunde!
Durch jeden Eing'gen, den die Majestät
Mit ihrem Purpur streift. Die Menschen sind's,
Die in uns Königen die Menschen töten.
Denn wir erkennen sie, erkennen Alle,
Bis Grau'n uns packt, Entsetzen, Abscheu, Haß.
Ein König bete mit erhob'nen Händen:
„Behüt' mich, Herr, vor Glauben und Vertrauen,
Und schenk' mir gnädig —"

Huesca. Mißtraun.

Raimon (sucht zusammen; nach einer Pause.) Mißtraun —
— Wollt'
Ich Mißtraun sagen? Fürchterlich Gebot
Für jeden Menschen; doch für einen König
Zu fürchterlich, daß Gott es hören sollte.

Germonde. Ihr fielt in's Wort dem König, lieber Herzog,
Er hätte sicher sich bedacht.

Raimon. Und sicher
Bereut, wenn nicht bedacht . . . Schilt' stets so schön
Du schenkst Erfahrung, Weisheit, Mäßigung,
Ermahnst und schiltst und hilfst — ich bitte stets
Um Deinen guten Rat, damit ich dir
All' meine guten Thaten danken kann.
Und wenn ein jedes and're Wort verstummt,
So rede du zu mir mit Engelszungen,
Als Stimme des Gewissens Deines Königs.

Huesca. Du sollst mich immer hören und nie anders,
Als spräch' ich zu mir selbst.

Raimon. So sei's und bleib's.
(Er winkt dem Edelmann)
Der Hof versammle sich und auch das Volk!
(Edelmann begiebt sich fort.)

Raimon. Ich riefe gern die ganze Welt zusammen,
Als Zeuge meiner ersten Herrscherthat.

Huesca (beunruhigt.) Was sinnst du, Herr?

Raimon. Du sollst mich loben müssen.
(halblaut)
War's weise, daß Du meines Vaters Ende
Aus höchster Lieb' zum Sohn dem Volk verschwiegst?

Huesca. Mein König — nein!

Raimon. Demnach wär's also weise,
Dem Volke jetzt zu sagen —

Huesca (stark.) Nein, mein König!
Es wär' nicht weise.

Raimon. Wie?

Germonde. O hör' auf ihn!

Raimon. Du meinst, ich sollte — — Weiser Freund, vergieb,
Wenn ich nicht Deine Meinung teilen kann.
Gewiß ist's herrlich, weise sein; jedoch
Noch herrlicher als Weisheit ist die Wahrheit.

Huesca (mit starker Betonung.) Nicht diese Wahrheit darf das Volk vernehmen!

Raimon. Vernahm doch ich sie?

Huesca. Der Monarch, der Sohn!
Da nicht dem Volk zu Lieb' verschwiegen blieb
Das grauenvolle Ende seines Herrn,
So kann das Volk auch nicht die Gründe finden
Für dieses Schweigens schwere Missethat;
So muß das Volk nach Gründen suchen; suchend
Wird sich sein Geist verirren, tief und tiefer
In seines wirren Denkens Labyrinth.
Dann wird es zweifeln; zweifelnd wird es mißtraun!
Laß Krieg und Pestilenz Dein Land verheeren,
Nur schütze deines Volkes Seele vor
Des Mißtrauns Basiliskenblick.

Raimon (betroffen.) Jetzt bist
Es Du, der mißtraut — mir mißtraut: ich könnte
Den Glauben meines Volks an Dich zerstören.
(Lächelnd)
Ich will Dich lehren, besser zu vertraun.

Huesca (erregt.) Es darf nicht sein!

Raimon (fährt auf.) Es darf nicht? . . Doch ich will!
(Er tritt von Huesca fort.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Erzbischof. Granden. Hofstaat. Volk und Pedrige.

Raimon (tritt in die Mitte der Halle; nach einer Pause.)
Ihr Großen meines Staates, Hof und Volk!
— Nicht eher darf ich meinen Thron besteigen,
Bis ich die Manen meines teuren Vaters,
Des weiland Königs, dieses meines Reichs,
Heraufbeschwor vor seines Volks Gedächtnis.
Ich kann nur dann ein guter Herrscher sein,
Vermag als guter Sohn ich zu bestehen.
So laßt mich meiner Sohnespflicht genügen.
(Mit wachsender Leidenschaft.)
Ich trete vor Euch hin und heische Sühne;
Denn ich fand Schuld! Auf meines Thrones Schwelle
Stieß mein entsetzter, mein empörter Geist
Auf eine alte, grauenvolle Spur
Vergoss'nen Bluts. Der Boden dampft davon.
Mein ganzes Reich hüllt ein der graue Dunst,
Umqualmend und verfinsternd Sonn' und Sterne.
Zu einem Leichnam leitet mich die Bahn,
Zum Leichnam eines Königs — Eures Königs!
Volk! Hinterrücks durchbohrte ihn der Pfeil.
(Allgemeine mächtige, aber vollständig lautlose Bewegung.)
Gemordet ward mein Vater . . Man verschweig's Euch.
Die Gründ' dafür wird Herzog von Huesca —
Sie werde ich darlegen vor dem Reichsrat,
Den ich auf morgen anfag' und berufe.
Die Wunde, die man meinem Vater schlug,
Fährt fort zu bluten; hier in meinem Herzen!
Und muß auch brennen in des Volkes Seele;

Digitized by Google

Denn ungerächt blieb des Monarchen Tod . . .
Hört mich, Asturier: Eures Landes Herr
Fiel von verruchter Hand, und diese Erde
Trank nicht des Frevlers Blut, ob sie darnach
Auch lechzte, dürstete. Verdorren wird
Das Königreich, wenn von des Mörders Blut
Asturiens Scholle sich nicht purpurn färbt.
(Die Bewegung wird lauter; dumpfes, grollendes Gemurmel.)

Huesca (dumpf vor sich hin.) Es ward gesagt.

Germonde (außer sich.) Ihr lieget es ihn sagen

Raimon (ruft in die Bewegung hinein.) Ihr teilt mein
schweres Leid; Ihr grollt dem Schicksal,
Das meiner jungen Herrschaft gab solch Erbe:
Die Blutschuld, die mit Blut ich sühnen muß.
(Pause. — Dann milder)
Doch kam ich nicht allein, um anzuklagen.
Und heische ich für Schuld gerechte Sühne,
So fordert die Gerechtigkeit von mir,
Verdienst zu lohnen, wie Vergehn ich richte.
(Er wendet sich zu Huesca.)
Erst jetzt hab' ich dich ganz erkannt; erst jetzt
Begreif ich ganz, was ich dir danken muß —
So hat noch nie ein Herrscher danken müssen!
Aus eines Abgrunds Tiefe ward mein Reich
Durch Deinen Geist machtvoll emporgehoben.
Rastlose Sorge um mein Volk bestreute
Dies teure Haupt mit frühem Lebensschnee;
Und diese Augen, deren Blick mich straft,
Weil ich zu jung, zu ungeübt empfinde,
Sie wachten über meines Staates Heil
Mit Vaterliebe; darum —

Huesca (rasch, stark.) Herr, nicht weiter!

Raimon (gereizt.) Zuviel Genügsamkeit — Herr von
Oviedo!
Des Landes reichste, blühendste Provinz,
Das große, gold'ne Herz von meinen Staaten,
Allein sei würdig, daß Du ihren Namen
Im Buche uns'res Ruhms unsterblich machst.
(Huesca ist langsam vor den König hingetreten, hat zaudernd, widerwillig sein Haupt geneigt. Granden und Volk bleiben stumm.)

Huesca (halblaut.) Du danktest mir zur Unzeit.

Raimon (steht ihn groß an, nach einer Pause tief bewegt.)
Sieh doch: Undank!
Und Undank schon so bald! . . . Genug! Zum Thron!

Erzbischof (tritt vor.) Geruhen Majestät . . .

Raimon (faßt sich gewaltsam.) Nein, Erzbischof!
Zu jener Stätte müssen and're Hände
Mich führen, Hände, die noch würd'ger sind,
Als Eure segenspendenden, geweihten.
— Geliebte Mutter, leite Deinen Sohn.
(Er tritt zu Germonde.)

Germonde (mit einem langen Blick in seine Augen.)
So komm'!

Raimon (immerfort sich Gewalt antuend.) Von Dir geführt!
So zärtlich ward
Noch nie ein König auf den Thron erhoben.
(Er verstirbt in Gedanken.)

Germonde (bleibt in einiger Entfernung vom Thron stehen.)
Dir sei der Sitz des Herrschers ein Altar!
Erfülle darauf Deine Fürstenpflicht,
Als kleide statt des Purpurs Dich die Stola,
Als hieltest statt des Scepters Du den Kelch,
Als müßtest Du vergeben — nicht vergelten.
Dem ungetreuen Priester flucht die Kirche;
Dem ungetreuen König flucht sein Volk,
Und Volksfluch gilt gleich dem Fluch des Himmels.
Auch Dir ward Macht zu binden und zu lösen.
Du kannst das Wohl in Fesseln schlagen,
Und frei es vorwärts — vorwärts schreiten lassen,
Empor zu Alpengipfeln, Wolkenhöhen.
Auch Du hältst fest mit Deiner Menschenhand
Das Allerheiligste der Welt umschlossen!
Den Völkerfrieden!

Raimon (blickt wie erwachend auf; läßt sich von ihr.)
Gute Mutter, Dank.
Ich kenn' mein Königsamt und werd' sein walten.
(Huesca ist vorgeschritten, steht, den König erwartend, als selbstiger Reichsverweser, auf den Stufen des Throns zur Rechten.)

Raimon (bleibt unten stehen, sieht Huesca an, sagt lächelnd, halblaut.)
Ich schau zu dir empor, und thu's mit Freuden;
Aus Ueberzeugung und gebeugten Geist's.
Doch sollst Du's nicht gerade proklamieren;
Damit hier Alle seh'n und fühlen müssen:
Der Diener steht hoch über seinem Herrn!
Es weiß die Welt, wie groß Huesca ist;
Und ich, der König, neben ihm — wie klein.

Huesca (steht dem König mit einem vollen Blick in die Augen, regt sich nicht, sagt ehrfurchtsvoll, aber unbeugsam fest.)
Der Platz gebührt mir.

Raimon (huldvoll, aber ohne zu lächeln.) Also nimm das
Deine.
Nur laß' du mir in Zukunft auch das Meine.
(Er nimmt die Kron-Insignien, besteigt den Thron, steht hoch aufgerichtet, ruft mit klarer, lauter Stimme.)
Und so besteig' ich diesen Thron allein!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Wilde Gegend.

Hochgebirge. — Schroffe, kahle Felsenwände. Abgestorbene, zum Teil gestürzte Riesen-Arven. Grauer Tag.

Erster Auftritt.

Von hinten (links) Raimon (im Jagdkleid, ohne Waffen.)

Raimon. Allein! — — Nicht König mehr. Nichts,
als ein Mensch
Im ungeheuren Weltenreich des Alls.
(Er kommt vor.)
Glückselig'ge Einsamkeit, geliebte Wildnis!
Hier kann ich träumen — leben darf ich hier.
(Hinter der Scene Töne eines Jagdhorns.)
Ruf', ruf' nur, lautes Horn! Mich lockst du nicht.
(Er wirft sich nieder.)
O heilige Natur, Allmutter, Göttin!
An deinem Herzen ruht dein müder Sohn.
Entrückt dem Staube der gemeinen Welt,
Umfängt der Erde hehre Schönheit mich;
Von Menschen weit entfernt, enthüllt sich mir
Im tiefsten Busen das rein Menschliche.
(Er lauscht plötzlich.)

Digitized by Google

Ein rascher Schritt und rieselndes Gestein —
In welche Wüsten muß ein Herrscher fliehen,
Will einmal er sich selber angehören.

(Er springt auf. — Von links hinten Huesca.)

Zweiter Auftritt.

Raimon. — Huesca.

Raimon (mit Ueberwindung.) Mein Herzog ist's! — — Doch: „Niemand folge mir!"
Hab' ich geboten; Dich hab' ich gebeten:
„Laß mich allein sein." — Du gehorchtest nicht, —
Erfüllteste meine Bitte nicht.

Huesca (mild.) Weil Dir
Die Einsamkeit nicht dienlich, Herr.

Raimon. Du irrst.
Es muß der Mensch zu Zeiten einsam sein.
Und mehr, als Andre noch, bedarf der Fürst
Der stillen, tiefen Einkehr bei sich selbst;
Denn Tag für Tag prüft' Nieren er und Herz,
Daß er die Prüfung eines Throns bestehe.

Huesca. Du denkst zu viel.

Raimon (lächelt gezwungen.) Mein Sinn ist viel zu leicht
Für solche schwere Arbeit meines Hirns.
Sie macht die Seele dunkel, und ich will
Ein hell Gemüt behalten. Darum laß' ich
Den Geist in goldnen Phantasien schweifen,
Am liebsten weit von diesem Erdball fort.

Huesca. Zieht dann die Welt Dich wieder zu sich nieder,
Stößt ihre rauhe Wirklichkeit Dich ab

Raimon (geht auf die andere Seite zu einer gestürzten Fichte.)
Sie ist nun einmal da . . . Zum Ueberfluß,
Damit ich ja des Lebens Last empfände,
Gabst Du zur Felsenbürde meiner Krone
Mir noch ein ungeliebtes Weib.

(Leidenschaftlich.) Und dann
Rufst Du verwundert aus, mit Klägermiene:
„Du fliehst die Menschen, suchst die Einsamkeit.
Du denkst zu viel, das Denken taugt Dir nicht;
Du könntest an Dein — Unglück denken müssen."

Huesca. Die Königin, die schwer Du kränkst, hätt ich —

Raimon (heftig.) Dem Lande wolltest Du die Fürstin geben;
Und, Deinem Wunsch gehorchend, wählte ich,
Und gab dem Lande, was Huesca wollte.

Huesca. Nicht ich! Bei meiner Treu' zu Dir — nicht ich!
Ein höh'rer Wille, als der meine, heischte
Gebieterisch die Wahl der Königin
Das Wohl und Heil des Staats, der Völkerfrieden,
Den Du dem Königreich hast zugelobt
Mit dreifach heil'gem Eidschwur, forderte,
Daß Dein Asturien mit dem neid'schen Nachbar,
Dem mächt'gen Erbfeind dieses Herrscherhauses,
Mit Aragon, unlöslich sich verbände.

Raimon. Wann würd's der Politik an Gründen fehlen?
Du hast's erreicht! Mein Herz erstickte ich;
Und schenkte dieser Aragonierin
Aus weiser, schnöder Politik die Hand.

Huesca (mit tiefem Nachdruck.) Die Königin liebt Eure Majestät.

Raimon (lacht auf.) Sie liebt mich, liebt mich. Führe ich kein Scepter?

Huesca. Unsel'ges Mißtraun!

Raimon. Wiederum dies Wort;
Ewig dies Wort! . . . Doch bist Du ungerecht

Huesca. Aus tiefstem Herzensgrunde Dank, bin ich
Voll ungerechten Mißtrauns gegen Dich.

Raimon. Du bist's. (Er umfaßt Huesca, führt ihn weiter.)
Sag' selbst: Du willst, ich soll nicht lieben!
Sei still, Du willst es: „Hüte Dich zu lieben!"
So mahntest Du und gabst mir dieses Weib,
Das ich nicht lieben kann, nie lieben werde.
Nicht lieben soll ich, weil ich König bin;
Und weil ein König nicht beherrscht darf sein;
Und weil ein König sich beherrschen läßt,
Sobald er liebt. Dich aber soll ich lieben;
Denn herrschen willst Du über mich, den König.
Für Staat und Volk willst Du der Herrgott sein,
Der neben sich nicht and're Götter duldet.

(Er läßt ihn los. — Pause.)

Du sagtest?

Huesca. Nichts.

Raimon. Und thust sehr wohl daran.

(Er wirft sich nieder.)

Huesca. Ja, Herr, ich thu' sehr wohl. — (Pause.)

Raimon. So trugst Du glücklich
In meine schöne Einsamkeit den Streit.
Wo Menschen sind, muß gleich auch Leiden sein!
Ich wollte, diese Felsen stürmten sich
In einem mächt'gen Königsbau empor.
Ringsum die Wildniß, ringsum Majestät;
Die ganze Welt versunken, und ein Abgrund —

(Er springt auf und tritt nach hinten.)

Ein Haus dort in der Tiefe? Zinnen, Kuppeln!
Wie Marmor schimmert es heraus, wie Gold . . .
Ein Zauber ist's, ein Traumgebilde scheint's!
Inmitten dieser Felsenwüste Menschen;
Und Menschen, welche schönheitsdurstig sind
— Denn voller Schönheit muß die Stätte sein —
Genau so wie ich selber! Menschen, welche
Nach Einsamkeit sich sehnen . . . Auch genau
So wie ich selbst.

(Er wendet sich zurück.)

Wer sind sie, die mir gleichen?

Huesca. Die Burg ist's, Herr, von Admar ben Medina.

Raimon. Dort haust mein stolzer Feind? Denn stolz muß sein,
Erhaben stolz, wer so mit sich allein
In königlicher Oede leben kann.

Huesca. Den jungen Mauren aus Asturien zu
Verbannen, bat ich dringlichst.

Raimon (leichthin.) Ja, Du warntest:
Gefährlich sei der Maure.

Huesca. Herr, er ist's.

Raimon (kommt vor.) Ein Einzelner, der in der Wildnis lebt?
Vertrieben wurde längst sein ganzer Stamm.
Doch dieser Jüngling kam zurück; und weil
Voll trotz'gen Mutes er zurück gekommen,
So mög' er bei uns bleiben

Huesca (will reden.)

Digitized by Google

Raimon (mit einer gebieterischen Handbewegung.) Bleiben soll er!

Huesca. Du thust nicht Recht.

Raimon. Das thu ich nie — wollt' man Huesca hören. Stets bin ich im Unrecht.
— Jetzt grollst Du wieder. Du grollst stets, weil ich
Ich selber bleiben will. Und bleiben muß ich's!
Sonst wär' ich bald nur Schatten Deines Ichs,
Das nichts aus seinen festen Grenzen schleudert.
Und wandelst Du in vorgeschrieb'nen Bahnen,
So göttlich sicher, göttlich ruhig aufwärts,
Dem Stern gleich, dessen Weg der Herr bezeichnet —
So bin ich nur ein irrender Komet.
Entsetzt von meinem eig'nen wilden Lauf,
Hinschweif' ich haltlos durch Unendlichkeiten,
Ein Funken Himmelsglanzes, der versprüht.
(Das Jagdhorn ertönt in der Ferne.)
Noch immer lärmt das Horn!

Huesca. Willst Du's nicht hören?

Raimon. Ich mag nicht sagen, wie Du weißt; sonst hätt' ich
Ramiro bei mir mit dem Jagdgerät;
Und wär' nicht hier, um hier — allein zu sein.

Huesca. Du schickst mich fort?

Raimon. Befehlend nicht, nur bittend.

Huesca. Herr, ich gehorche.

Raimon. Dank . . . Ich steige höher.
(Er thut einige Schritte nach rechts, bleibt stehen.)
Du lässest eifrig nach dem Mörder suchen?

Huesca. Wie Du befahlst.

Raimon. Noch immer nichts gefunden?

Huesca. Noch immer nichts.

Raimon. So suche eifriger!
(Er kommt zurück, tritt dicht an Huesca heran, faßt seinen Arm
Mit halberstickter Stimme und mühsam unterdrückter Seelenqual.)
Denn immer, immer denk' ich dran, Huesca:
Dein Vater war Despot! Er ward es, weil
Es in ihm ruhte . . . Tiefer, immer tiefer
Gräbt der Gedanke sich in mein Gehirn.
Es wühlt in mir und sticht und nagt und frißt
Mir aus der Seele alles Licht, und macht
Mich toll! Gemordet ward mein Vater, und
Sein Mörder atmet noch . . . Darum, Huesca,
Noch eifriger laß suchen.
(Er tritt zurück.)

Huesca. Herr, o Herr,
Ich bitte Dich.

Raimon (mild.) Eifriger suchen laß'!

Huesca. Wie Du befiehlst.

Raimon (lachelt.) So lobe ich Dich mir.
(Er steigt rechts hinauf.)

Huesca (nach einer Pause, mit dem Ausdruck tiefster Sorge.)
Wenn Du mich lobst, muß ich mir selber zürnen.
(Er geht nach links vorn ab.)

Dritter Auftritt.

Von links hinten **Admar** (mit Köcher und Pfeil.) **Mira** mit **Rubia.** Mira trägt über der Schulter an einem Band eine kleine maurische Laute.

Admar. Höher stieg er!

Mira. Admar, Bruder!

Admar. Mira, laß mich, folgen muß ich.

Mira. Diesem König?

Admar. Unserm Todfeind.

Mira. Tör' ihn! Räche unsern Vater,
Unsern Stamm und unsern Gott,
Aber tör' im Kampf den Christen.

Admar (blickt hinter die Scene.) Immer höher! Kennt den Weg nicht.
Irrt vom Weg' ab, und verirrt sich,
Wo der Berg wie ein vom Sturm
Aufgepeitschtes, wütend Meer
Steinerstarrter Klippen brandet,
Wo die Welt Gefels und Abgrund.
Nur ein Straucheln, nur ein Ruck —

Mira. Schleich ihm nach denn! Hinterrücks
Stürz' Dich auf den Ruhewehrten,
Reiß' ihn in die graue Tiefe —
Feiger Mörder!

Admar. Er verschwindet,
Wo kein Pfad zurück ihn leitet,
Keiner vorwärts.

Mira. Laß ihn ziehen!
Allahs Hand faß' den Verhaßten;
Deine rühre nicht an ihn.

Rubia. Hauft dort nicht die grimme Bärin,
Deren Junges Du getötet?

Mira. Möge Christenblut denn fließen.
Jauchzen will ich!

Admar. Einen Pfeil!
Meinen schärfsten.
(Er nimmt einen Pfeil aus seinem Köcher, prüft sorgfältig die Spitze.)

Mira. Admar bleibe!

Admar. Folgen muß ich.

Mira. Ihn zu töten?

Admar. Leben soll er! Soll mir danken,
Daß er lebt.

Mira. Horch!

Rubia. Welch ein Schrei? (Pause.)

Mira. Wie ein Hülferuf . . .

Admar. Ich helfe!
(Er steigt rechts hinauf.)

Vierter Auftritt.

Mira. Rubia.

Rubia. Höher, höher klimmt er aufwärts.

Mira. Wilder, Arger! Still, ich zürn' ihm.
Warum blieb er nicht in Bagdad?
Was gilt uns die ferne Fremde,
Uns der Streit von Christ und Maure?
Allah trennte Volk vom Volke,
Jedem, je nach Art und Sitte,
Seine festen Grenzen schmiedend.
Von der wunderschönen Erde
Wurde uns das Allerschönste:
Unter aller Länder Blumen
Ist das Maurenreich die Rose;
Perle ist es im Geschmeide,
Das der Schöpfung Leib umgürtet.
Und von allen Götterscharen,
Welche kommen, welche schwanden,
Wurde uns durch den Propheten

Digitized by Google

Der allein'ge Gott verkündet.
Wären niemals wir gekommen!
Spanien nicht ist uns're Heimat;
Nicht der blut'ge Mann am Kreuz
Unser glanzumstoss'ner Allah;
Nicht der König — Nubia, hörtest
Wied'rum Du den Hülferuf?
(Pause.)

Nubia. Alles lautlos.

Mira. Grabesstille . . .
Mich erdrückt dies graufe Schweigen!

Nubia. Nimm die Laute. Ei, wir wollten
Fröhlich sein mit Deinem Bruder;
Auf der heitern Alpenwiese
Rosen und Genzianen pflücken.

Mira. Heimatweisen dazu spielen . . .

Nubia. Aber Admar sah den König
Sich vom Jagdgefolg' entfernen.

Mira. Schlich ihm nach.

Nubia. Wir schlichen mit.
Hätten gar zu gerne heimlich
Dem verhaßten Christenherrscher
Eifrig in's Gesicht gespäht.
— Träumst Du wieder?

Mira (vor sich hin.) Sagen hört' ich:
Jung sei er und schön und gut.
Licht die Locken — licht die Seele.
Und so steht er nachts im Traume
Oft vor mir, von Schein umflossen;
Lächelt, flüstert leise, leise — —
Er soll stürzen, er soll sterben!
In sein schnödes Christenherz,
Soll die grimme Bärenmutter
Ihre gier'gen Zähne schlagen.

Nubia (stößt einen Schrei aus.)

Mira. That ließ? Starb er? Sprich, was siehst Du?

Nubia. Admar! . . . Admar mit dem König!

Mira. Mit dem todten?

Nubia. Nein, noch lebt er!
Scheint ermattet, scheint verwundet.
Admar führt ihn.

Mira (steht hinter der Scene.) Nieder sinkt er!

Nubia. Admar hält ihn.

Mira. Bringt ihn her!
(Sie eilt nach links.)
Sehen soll ich diesen König?
— Nubia, fort!

Nubia. Dein Bruder winkt uns.

Mira. Fiel er von der Felsenwand?
Griff ihn an das Ungeheuer?
Bluten wird er . . . Kann kein Blut seh'n.

Nubia (lacht.) Ei, und bist doch Jägerin?
(Sie geht zu ihr und raunt ihr zu.)
Christenblut ist's, Blut des Todfeinds

Mira. Es wird rot sein, wie das uns're.

Admar (kommt, den halb bewußtlosen Raimon führend.)

Mira. Bruder! Admar! . . . Nubia, hilf doch!
(Sie bleibt regungslos stehen. Nubia eilt zu Admar, hilft ihm den sinkenden Raimon vorführen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Raimon. Admar.

Nubia. Admar, was geschah am Abgrund?

Admar. Nur ein Pfeilschuß, der den König
Holte aus der Bärin Armen.
In die meinen.
(Sie lassen Raimon rechts vorn auf einen Felsen niedergleiten.)

Admar. Ihm wär's wohler,
Bär' er an der Brust geblieben,
Der ich unsanft ihn entrifs.

Nubia. Leise doch!

Admar. Der König hört nicht.

Nubia (über ihn gebeugt.) Wird er sterben?

Mira (erschauert; tonlos) Sterben —

Admar. Allah
Wird ihm nicht so gnädig sein.

Nubia. Wie er blutet! — Hier mein Schleier.

Mira. Nimm den meinen!
(Sie reißt sich den Schleier ab, bleibt stehen, sieht unverwandt auf Raimon.)

Admar. Eil' doch; gieb doch!

Mira (vor sich hin.) Was um meinen Hals sich schlang,
Was ich barg an meinem Herzen,
Soll sein warmes Blut nun trinken . . .

Admar. Rasch die Binde! Er verblutet!

Mira (mit einem tiefen Seufzer.) Mir wär's wohler.
(Sie geht zu Admar, läßt ihren Schleier auf ihn fallen, betrachtet Raimon.)
Jung ist er . . .
Ach, und schön!
(Admar und Nubia verbinden Raimon sorgsam an Arm und Schulter.)

Admar. Gerettet ist er!
— Wache haltet jetzt beim König.

Nubia. Willst Du sein Gefolge rufen?
Weit entfernt hört' ich das Jagdhorn.

Admar. Hassan hol' ich und die Diener.
Lang wird währen die Betäubung.
Allzuhart für einen Herrscher
Ist dies Lager; weicher will
Ich Asturiens König betten.

Mira. Dieser Christ in unserm Hause?
— Niemals, niemals!

Admar. Was ergreift Dich?

Mira. Schwerverwundet, Qualen duldend;
Und ich schauend seine Leiden —

Admar. Keine Hand pfleg' ihn als meine!
In der letzten Deiner Kammern,
Bleib' verborgen mit den Mädchen,
Bis der Christ verlieb den Mauren.
(Er will fort.)

Mira. Laß mich mit Dir!
(Sie hängt sich an ihn.)

Admar. Eilen muß ich.
(Er eilt ab.)

Sechster Auftritt.

Raimon. Mira. Nubia. (Dann ohne diese.)

Nubia (um Raimon beschäftigt.) Seine Stirn brennt.

Mira (im Hintergrund.) Admar will,
Daß er lebe.

Nubia. Wohl, so tauch' ich

Meinen Schleier in die Quelle,
Seine heiße Stirn zu kühlen.

Mira. Geh'! Ich wache.

Nubia. Setz' Dich zu ihm.
Ruhlos ist er, möchte leicht sich
Ab vom Arm die Binde reißen.

Mira. Geh'! Ich komme.

Nubia. Doch ganz nahe.

(Nubia eilt ab mit dem Schleier.)

Mira (steht in einiger Entfernung von **Raimon** betrachtet ihn, murmelt.) Licht die Locken — licht die Seele . . .

— Pause. —

Nubia will, ganz nahe soll ich —
Nein, ich bleibe!

— Pause. —

Doch wenn er
Abreißt sich vom Arm die Binde?
Bluten würd' er, sich verbluten.

(Sie eilt zu ihm, steht zu seinen Häupten.)

Viel zu rauh für einen König
Ist dies Lager — meinte Admar.
Weicher muß sein Haupt ich betten.
Ach, worauf nur? . . . Wohl, es hilft Nichts.
Armes, blasses Königshaupt,
Ruhe denn auf meinem Schoße.
Allah möge mir verzeihen.

(Sie setzt sich, hebt sanft sein Haupt, läßt es auf ihren Schoß sinken.)

Er bewegt sich, seufzt; er flüstert.
Horch, was spricht er?

Raimon. Nicht lieben soll ich? . . . Wohl, so muß ich sterben;
Den ohne Liebe ist das Leben Tod.

Mira. Ach, was sprach er?
„Denn ohne Liebe ist — — Sonst muß ich sterben?"
Allah hilf ihm, Allah, schütz' ihn!
Still, nicht regen darf ich mich.
Wenn er aufschlüg' seine Augen;
Jetzt sie aufschlüg' — — Wied'rum seufzt er,
Flüstert wied'rum . . . Spielen will ich,
Leise, leise. Tiefer werde
Dann sein Schlaf; tiefer sein Friede.

(Sie greift in die Laute.)

Leise sing' ich . . . Silberreicher,
Wilder, schöner, stolzer Vogel!
Hat mein Pfeil dich wund geschossen?
Drücke meine roten Lippen
Auf die rote, rote Wunde — —

(Sie hat sich während des Gesanges allmählich zu ihm herabgebeugt; reißt sich empor.)

Weh mir, wehe!

— Pause —

Und er sagte:
„Denn ohne Liebe ist das Leben Tod."

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte in schwäbischer Mundart.

Grundfalsch.

Du schmoichlest, du streichlest
Und lachst mi so a',
Brauchst hon'gsüaße[1]) Wörtla
Und hangst an mi' na';
Du thuast als wär'st selig,
Wenn d'mi nu verblickst,
I zähl's it, die Grüeßla,
Die du an mi schickst.
Doch's Netz ist verrissa,
Drum machst du koin Fang,
Denn daß du grundfalsch bist,
Dös merk' i scho' lang.
I denk it, i wünsch it
Wenn i di 'nu hätt,
Der Ma', der di hoimfüahrt,
Kriegt Neßla[2]) in's Bett.

[1]) Honigsüße; [2]) Nesseln.

Hyazinth Wäckerle.

Gelt's Gott.

Mi' hat a schöns Mädle
No gar nie verschreckt,
Und hat's mir au's Mäule
Zum Kussa herg'reckt.
Wenn d' Kirscha guat wachset,
Sind d' Vögel am Platz,
So g'scheit bin i au
Wie a Fink und a Spatz.
So kirschroate Lippa
Sind süaß und sind lind, —
Was soll oin da ruia?[1])
A Kuß ist koi Sünd.
Und hat's a netts Mädle
Recht hoimli mit mir,
I halt's für a Wohlthat,
Sag „Gelt's Gott!" derfür.

[1]) reuen

Hyazinth Wäckerle.

Dito.

Es wohnet neumen uf em Wald[1]
Zwei Chrömerslüt, sind brav und alt.
Und händ[2] sich redli dure gschlage;
Wa gschieht in ihren alte Tage?
Vu Basel händ se d' Ware gha,
Z' Wiehnächte chumt di Rechnig a.
„En Kaffeesack macht Guldi zwanzig
Und no ein dito: Guldi zwanzig."
Do schmälet[3] 's Wib und schild de Ma:
„En Dito kämmer[4] doch nit gha.
Des lömmer[5] üs no lang nit biete,
Wa d' Basler Herre wönnd gebiete!"
Und uf und furt und Basel zue!
Der alte Ma lauft wie nen Bue.
Und brummlet no uf Stroß und Wege:
„De Basler Herre will i's säge!"
Und z' Obed chumt er wieder hei;
„Wa händ se gsait?" frogt d' Frau Marei. —
„Sie hämme dütli b'lehrt! wa witt no —[6]
Ich seig en Esel und du dito!"

Hans M. Grüninger.

[1] irgendwo auf dem Schwarzwald; [2] haben [3] schmälen schimpfen. [4] haben wir, [5] lassen wir, [6] was willst du noch weiter

Digitized by Google

Die Dithmarschen bei Hemmingstedt.

— 2. November 1500. —

Von Julius Havemann.

Noch liegt die Haide in Nebel und Nacht,
Da klirrt es, da rasselt's, da flucht es und lacht
Die Gassen auf, die Gassen her;
Geschütze knirschen trüg und schwer
Über zerrauster Lager durchnäßtes Heu.
Dort verkriecht sich das Feuer ersterbend und scheu.
Der Fackelschein rieselt an Harnisch und Spießen,
Als begänne erstarrtes Blut zu fließen.
Rohe Stimmen schallen aus Knechtestroß,
Dazwischen das Stimmlein des Herrn zu Roß.

Ein Auf und Ab, ein Stoßen und Kufen,
Die Pferde traben mit klappernden Hufen.
So wälzt sich's, so klirrt es an Hütte und Haus,
Vorüber am Kloster, zum Thore hinaus.
Und drinnen wird's still. —

In Straße und Stall,
Auf Kirchenstufen, allüberall,
Da liegen erschlagen die Männer und Frauen,
Die Kleinen zerschmettert in Blut und Grauen,
Und stumpf und sinnlos streckt den Leib,
Den man entehrt, manch freies Weib.
Wachtruppen klapfen mit schwankendem Gang,
Von der Kirche klingt Johlen und Wurfeklang.
Sonst nur ein Stöhnen noch und der Wind,
Der knirschend über die Dächer rinnt:

„Du Land, das aller Freiheit Heerd,
Das ich geliebt, bist nun entehrt,
Bist nun gebückt in Ketten und Frohn,
Durch's Marschland hetzt mich nun der Hohn.
Wo seid ihr, Männer, von Kiefen gezeugt,
Wo Weiber ihr, die Kiefen gesäugt?" —

Hoch aber von der Kirche Turm
Weht das Dänenbanner im Wolkensturm.

Auf Haidewegen schiebt sich das Heer,
Als wenn's eine schuppende Schlange wär'.
Der König Hans von Dänenland
Streckt nach den Marschen die gierige Hand,
Will seine Herrenburgen bauen
In freier Bauern freien Auen,
Und im Gelächter und Tändelreime
Träumt er den liebsten der Herrenträume.
Bang noch aus dem Düster der Kirchturm guckt;
Der Sturm den bösen Klang verschluckt
Und jagt und wirbelt die saugenden feuchten
Blauschwarzen Wolken vor's Morgenleuchten,
Das fahl am östlichen Himmel kriecht.
Da ertrinkt im Dunkel das zillernde Licht.
Weiße Fetzen schleierend am Boden streifen,
Die Krähen fliehen mit Krächzen und Keifen;
So geht's von der Geesten haidigem Sand
Hinab in das glimmernde Marschenland.
Goldröthlich die schwarzen Wege dämmern.
Darüber dämpfelt's wie Heerden von Lämmern.
Der Tauwind löst überfrosteten Schlamm.
Grundlos tieft sich der Wege Damm.
Auf Wiesen zersplissen ist erstes Eis,
Da recht es empor sich flatternd weiß,
Und aus den Wolken peitscht der Regen
Den Söldnerhaufen den Gruß entgegen.

Das giebt ein Zerren, ein Schleppen und Kleben,
Ein geißelndes, schimpfendes Vorwärtsstreben,
Und der Haufe grölt in Grimm und Hohn,
Als hätt' unterm Fuß er die Feinde schon:

„Wo sind die Bauern, die Kecken, Freien!
Wir hören sie Zeter und Gnade schreien.
Verständig ist der Dänenkönig;
Er lehrt's euch wie man unterthänig.
Ihr sollt die tölpische Scheu nicht büßen.
Ihr sollt die liebe Heimat küssen,
Solch Pflaster sieht das Sumpfland gern,
Drob traben — zur Ehr euch — die Reiter und Herrn.
Wo sind die Freien, als Buben und Narren
Wollen sie lieber im Winkel harren;
Nicht blut'ge Fahnen, siegesschwer,
Die Kulen waschen wir im Meer."

Und still bleibt alles. Es quillt in den Gräben,
Als ducke sich horchend zu Boden das Leben.
Die Weiden erscheinen wie Schatten und winden
Die dürren besetzten Arme und schwinden.
Ein Windstoß zeigt die Deiche weit,
Dann deckt sie Nebel und Dunkelheit. —

Digitized by Google

Sie sind gewandert ohn' Wort und Klang
Seewärts wie trunken mit taumelndem Gang, —
In Krämersorg' von den Städten verlassen,
Vom Söldner um gefüllete Kassen,
Auf der Schulter die zuckenden Spieße und Stangen,
Die Zähne verbissen, die Stirnen gehangen.
Ob der Sturm sie zauste mit Hohn und Spott,
Sie zuckten, sie blickten nicht um wie Lot,
Die rauchenden Dörfer nicht zu sehen,
Zu hören des rothen Hahnes Krähen;
Sie wären zurückgestürzt im Schrei,
Und ihr Grab nicht einmal wär deutsch und frei.
Sie sind gewandert vor sichrem Tod
An schirmloser Grenze in Scham und Not,
Verstopften die Ohren dem Wimmern und Weinen
Der Greise und Schwachen, der Frauen und Kleinen
Und wußten, was dahinten kam,
Das kannte Erbarmen nicht noch Scham.

Denn die große Garde ist voran,
Ihr zittern Bauer und Reitersmann,
In allen Landen ist sie zu Haus,
Sie spie die Hölle zu Menschen aus.
Aus Kerkern enthaftet und Bagnohellen
Verlebt sie bei Wein, bei Weibern und Wetten,
Fehdweben verjubelnd als letzten der ihren,
Die Tage als Schergen an fremden Thüren.
Voll Gier nach Gold, nach Blut und nach Flammen
Und nie als vorm Feinde gedändigt zusammen,
So zieht sie mit Lanzen, Hell'bardenspitzen,
Mit knarrenden, sinkenden Feldgeschützen,
Die Wämser zerschlissen, die Bärte zerwirrt,
Buntscheckig, von allen Gewaffen umklirrt,
Und geht die Flasche von Mund zu Mund
Unter rohen Scherzen die Reihen rund,
Da stößt die Trommel an und brummt:
‚Ru wahr di, Buer, de Gard', de kummt!"

Das lacht dem Dänen Hans das Herz.
„Der Söldner pflegt wie Kampf den Scherz.
O, süße Sicherheit' mit Wilden,
Die sonst uns drohten, die Brust zu schilden.
Die Welt steht Kopf! Wer hätt's gedacht,
Daß der Strolch uns den Bauern dienstbar macht."

Er reitet weit hinter starrenden Lanzen
Zwischen den prunkenden Junkern und flötenden Schranzen,
Vor sich, im Nebeln bald verloren,
Die lauten Haufen als Trost den Ohren,
Und hinten zum künftigen Siegesfeste
Mit Prunk und Flaschen beladen auf's Beste:
Zeltwagen und Lastlier und goldbehangen
Viel lachende Dirnen mit glühenden Wangen

Da jügeln die Knäblein die tänzelnden Rosse,
Da flattern der Witze galante Geschosse.
Barettlein, Zierdegen, man konnte nicht klagen,
Von den besten Meistern in Kopenhagen.
Schöne Beinchen wie vom Gevalter Storch;
Daneben gefährlich manch Ritter Georg,
Blaustarrend im Harnisch, den ernst der Stunde
Haudegengrimmig auf höhnendem Munde.
Viel Wänste dabei und kupfernde Nasen,
Pausbacken, die ärgernd den Regen blasen,
Und nicken die Weiber verschämt und scheu
Vom Glase zu so gewaltigem Leu
Und zeigen ihm schöner die schönste Gestalt,
Schlägt so ein Funker die Brust sich kalt:
Guitarrengeklimper und Gimpelart!
So rauher Krieger streicht sich den Bart
Und bringt ein Jöllein und lacht recht schwer.
Der Mannskraft staunen die Schönen sehr.
Auch Heldenthaten läßt er hören,
Als wenn's für ihn Bagatellen wären.
Die Räder vor lauter Ehrfurcht verstehn.
Man peitscht, halloh't unter Lachen und Trinken
Und kreischt vor Lust über Regen und Pfützen,
Als trüg' man zum Siegsfest schon Narrenmützen.
Nur ein Kundiger biegt sich hin und vor,
Die Augen verdunkelt, gespitzt das Ohr;
Zerstößt dem Nachbar die Rippen schier:

„Verruchten Grund durchreiten wir.
Habt ihr die Totenraben gesehen,
Die grauen Hexen sich huschend drehen?"

Und ringsum lugts mit starren Blicken,
Thut lachend sich zusammendrücken,
Daß an des lieben Nächsten Leibe
Man sich den Mut ins Leben reibe,
Bis sich im Sattel ein frösteluder Gauch
Kuslauschend hebt: „Still! hört ihr auch?"
Und zu der glühenden Dirnen Ergötzen
Nach vielen Versuchen und trällernden Sätzen
Unterm gellen Lärchen er nachahmend summt:
„Ru wahr di, Buer, de Gard', de kummt!"

Und der Weg wird Morast, die Winde jagen
Meerrüchig durch Zeltgetakel und Wagen.
Ein Keißen, ein Treiben im Nebel, ein Sinken.
Weit — weithin glimmernd die Wiesen blinken.

Und noch überbraut von dem grauen Tanze
Schiebt quer über'n Weg sich die Bauernschanze.
Dahinter steht eine kleine Schaar.
Im Winde flattert ihr strohernes Haar.
Die Wangen von tausend Fältchen zerrissen,
Das Auge klar, die Lippen verbissen.
Sie hören des mächtigen Heeres Trotten.
Sie zählen schweigend die spärlichen Rotten.

Die Frauen treten in ihre Reihn,
Der Führer fügt sie schweigend ein.
Unterm ärmlichen Rocke die straffe Gestalt
Hält stand in den prüfenden Sturms Gewalt.
Die rückt den krämpigen Hut dem Mann,
Die zieht eine klirrende Sense heran
Ein Weiblein meint: „Klaß wird der Däne."
Ihr flattern verklebt die grauen Strähne.
Auf der Schanze stehn ihr der Söhne drei,
Sie wüßt' es gern, wo jeder sei.
Der Nachbar lacht und sucht und nickt.
Seinen Arm entlang sie eifrig blickt:
„Siehst, Mutter. Dahinten" Er weiß's ihr genau

Digitized by Google

Sie nickt zufrieden, die alte Frau,
Und schaut und schaut und lächelt gar,
Als hätt' es nun weiter nicht Gefahr. —
Und reglos, an der Axt die Hand
Wurzelt am Lugaus Wolf Ilebrand.
Ein dunkles Wallen, ein Blitzen naht.
„Ihr Wiesen, das giebt noch späte Mahd."
Er legt die stählerne Rüstung ab.'
„Wird mir zu schwül damit im Grab.
So recken sich besser im Boden die Knochen,
Liegt unsre Handvoll ersäuft und erstochen.
So wird die Schande besser verwaschen,
Entdampft aus unsrer Dörfer Äschen,
Kuch hält, das einst mit Roß und Wagen
Den goldnen Pharao geschlagen,
Das Meer nicht Freundschaft mit dem Eisen.
Möcht' uns wie jene Götter speisen."

Sie hören's schweigend und thun's ihm nach.
Schon naht sich Johlen und Trommelschlag,
Und hoch in der Wolken verdämmernder Nacht
Kauft's mit Posaunenton zur Schlacht.

Und es kommt, es blinkt, es leuchtet und wankt,
Auf den Schultern die Hellebarde schwankt,
Und Arm in Arm aus heisern Kehlen
Die halbberauschten Rotten grölen. —

Da blitzt es auf. Da scharf ein Knall.
Die Pferde bäumen und kommen zu Fall.
Ein Laufen. — „Was ist?" — Man drängt und schiebt.
Wie Schatten im Nebel die Garde zerstiebt.
Man hört sie klirren. Sie trennt sich zur Schlacht.
„Was treibt die Garde so tolle Jagd?" —
„Sind Schanzen vorn." — „Schlagt kurz und klein." —

Da kracht es wieder, und das schlug ein.
Zwei, drei durchwälzen mit Krachen den Kot.
Die Wasser, die Erde färben sich rot.
Die Junker recken die Hälse in Ängsten.
Dem wird es bange und jenem am bängsten;
Doch spitzen den Mund sie zu Scherzmelodien
Und wiheln fahlwangig mit schlotternden Knien.

Der König zupft zittrig an der Nase:
„Die Garde macht's. Ich hör ihr Geblase.
Nun geht es dem Bäuerlein an den Kragen,
Nun wird auf die Bauernhosen geschlagen."
Ein Krachen und Blitzen erkennt er die Mannen.
Der Regen rauscht auf die Pulverpfannen.

Ein unheimlich' Puffen noch. — Alles dann stumm.
Man schaut sich ratlos an und um.
Dickwolkig wälzt sich wie im Kampf
Über den Boden der Pulverdampf.

Doch vorn die Garde entbrennt in Wut,
Die Garde lechzt nach Bauernblut.
Ergrimmt auf Nebel und Nässe und Schweigen
Will sie die Schanzen erennen, ersteigen.
Da, auf den Höhen, wie Schattenriesen
Wächst es empor, jagt auf die Wiesen,
Mit flachsigen Bärten, wie Feuer verweht,
Die verwaschenen Kittel wie Segel gebläht.
Voran eine Jungfrau, im Sturme wild
Hoch schwingt sie des Gekreuzigten Bild.
Und am Springstock über die Gräber her,
Das trottet und stampft so stumm und schwer,
Ohn' Helm und Harnisch kaum bewehrt,
Nur hier eine Sense und da ein Schwert.

Dem Wind der rauhe Atem stockt.
Es ist als ob er sich niederhockt,
Und durch die Zähne höhnend summt:
„Nu wahr, di Gard', de Buer, de kummt."

Dem Söldner wird's so kalt wie nie.
Manch einer sinkt erstarrt ins Knie,
Als säh er jetzt schon todeswund
Plötzlich hinab in den Höllenschlund.

Da sind sie. — Ein Kreischen! — Ein Fassen! — Im Sturm
Aufkrümmt sich der Nebel ein ringelnder Wurm.
Durch Krachen und Brechen der Kampfruf schwillt
Wie Donner, der über die Haide brüllt,
Und würgend wälzt sich's von Weg und Damm
Hin über die Wiesen durch Lehm und Schlamm.
Den Gräben, den Wassern drängt es zu.
Wer strauchelt, den stürzt der Bauernschuh,
Und über ihn hin vor die glimmernden Weilen
Die Nebeldecken des Todes gleiten. —

Doch seit sie Aug' in Aug' sich schauen
Entwuchs die Scham des Söldners Grauen,
Und seit der Tod ihm griff die Kehle,
Will ihren Hofstaat seine Seele,
Will lachend unter Feindesscharen
Wie im Triumph zur Hölle fahren.
Schon ringt sich die Überzahl empor
Wie über Lichtstrahlen der Wolkenflor,
Schon ragt's heran in neuen Schwärmen
Und sprengt den Bann mit Siegesstürmen,
Schon nur wie Felsen im brandenden Meere
Entlauchen die Bauern dem Feindesheere,
Und zu der Schanzen steilen Hängen
Wich schrittweis' mancher schon dem Drängen, —
Da — ein jähes Jauchzen aus wälzendem Knäul,
Ein Kufen gellt wie Triumphgeheul,
Als hätte die Mutter die Söhne berührt
Und neue Kraft in sie geführt,
Wie ein eiserner Schlag in der Feinde Hauf':
„Das Wasser kommt! — Die Schleusen sind auf!" —

Und da kommt es gesprungen mit Mähnen weiß
Und duckt sich und jagt im Grabengleis,
Die hangenden Wolken in schwärzlichen Decken
Wollen das Klimmern, das Blitzen verstecken,
Und da quirlt es und gluckst braunblasig empor
Und schwillt und kriecht aus dem Belte hervor.
Es spült über'n Rand, greift fingernd auf,
Dreht kreiselnd sich, springt hoch im Lauf.
Wild setzt der Nordwest die Schwingen ein
Und kippt die Wellen landein, landein.
Sie heben sich her wie grünes Glas,
Sie splittern hinab in das gischtende Naß.
Schon plätschert und sprüht es in den Kampf;
Der Tod lugt aus dem Wolkendampf

Digitized by Google

Und rührt mit schwarzem Flügel den Schaum,
Als glaubte er selber sich im Traum.
Und daß der alte Störenfried
Dem Bauern singt, das wilde Lied,
Heut klingt's so süß vertraut dem Ohr
Wie der Himmelsscharen Weihnachtschor:

„S' ist Meeresboden von uns zu Lehn,
Den wir nur Freisten zugestehn.
Der Zins ist Arbeit, Kampf und Ringen,
Und jeden Acker heißt's erzwingen.
Den düngt nicht einmal Herrenblut.
Wir waschen's fort mit unsrer Flut."

Da strömen in Eins mit Sturm und Fluten
Der Marschensöhne Herzensgluten.
Nicht für Hab mehr und Haus, für Weib und Kind,
Für ein Recht nicht länger sie Kämpfer sind,
Sie feuert nicht Rache, nicht Freiheit an;
Sie brachen wie Größe des Niedern Bann,
Wie Natur vernichtet was thöricht und klein,
Zertreten sie, was arm und gemein.
Und gab der Bauer zum Fall den Stoß,
Da umarmt das Wasser den Eisenkoloß.
Ein Schrei vergurgelt in den Wellen.
Die letzten Trümmer der Garde zerschellen.
Den letzten, den Führer ins nasse Bett
Wirft der lange Reimer von Wimmerstedt,
Der Reimer, den zum Dienst am Rocken
Kein Mägdlein jemals kount' verlocken,
Der Reimer, der höhnend, wie sie rang,
Die Nordsee sich zur Liebsten zwang.

Und die Bürger zersprengt aus däuischem Land,
Die Söldner, die Knechte überrannt.
So geht es weiter und hinterher
Hüpft die Flut, und schäumt das blanke Meer.

Am Weg mit ungeduldigen Blicken
Klatschen die Herren die Pferderücken.
„Ist's noch nicht aus? — Sagt an, wer schuf
Der Garde nur den großen Kuf?"

Und offenen Mundes horchen und lauschen
Sie auf das Klirren, das Schreien und Rauschen,
Stumpfsinnig bückt zuletzt sich jeder
Und prüft das Wasser um Huf und Räder.
Graubräunlich wie kleine Straßenjungen
Keckt es den Gaffenden zu die Zungen.
Die blanken Klepper hängen die Köpfe.
Ein Dirnlein flicht dem nächsten Zöpfe.

„Unheimlich Land, hier blieb ergeben
Die flüchtige Zeit der Sündflut kleben.
Das arme Ding zaust nun der Wind.
Des heult sie wie ein Bauernkind,
Als wär' nicht ihre rechte Stelle
Statt hier im Lande in der Hölle."

Da plötzlich dem Nebelgrau entlaucht
Es schwarz, wie wenn der Boden raucht
Erst schemenhaft, dann scharf und klar;
Wie Flämmchen flattert im Nebel ihr Haar.
„Wer kommt?" — „Wir sind's." Das lacht so gell,
Als schlüg ein Blitz das Dunkel hell.
Der König giebt dem Roß den Sporn.
Das Wasser spritzt ins Wams ihm vorn.
Die Knechte auf die Gäule hauen
Es kreischen die Dirnen in Todesgrauen.
Der Troß verwickelt, die Karren gebrochen,
Die Tiere plumpen hin erstochen;
Schon türmen — ein Wall — sich die Wagentrümmer.
Darunter Gurgeln und Gewimmer,
Im lehmigen Wasser durch Gold und Flitter
Über Tote wälzt sich und Deichselsplitter
Mit Schühlein und Federn zählebiger Knäul.
Die Flucht zerbrandet mit Wutgeheul.
Da ist's als ob aus den Dörfern weit
Vielstimmig brauste Festglockengeläut.

Die Bauern aber packen mit Lachen,
In die Winde sie schleudernd, die Siebensachen;
Und sitzt ein Herrlein mit offenem Mund,
Gespreizt die Beine, im schlammigen Grund,
Hebt blöd sein Glas, — aus Schweiß und Gten
Die Häärchen sich zu sträuben quälen, —
Thut gleich am Bein ihn einer fassen,
Hat weit ins Feld ihn fliegen lassen.

„Kennt nach deinem König, du pußlender Wicht!
Du beugst dem Bauern den Nacken nicht."
Und grimmig fängt er an zu laufen
Ohn' umzublicken, zu verschnaufen.
„Wart, roher Bauer! Wart, roher Patron!"
Den aber lockt ein andrer schon.

Haudegen, eingeklemmt im Troß,
Bringt's angerostete Schwert nicht los.
Da trifft ihn ein lachender Schlag in den Magen.
Pardauz! Er hält sich für erschlagen.
Ist mit dem Kopf ins Wasser gesunken
Und ohne Widerstand ertrunken.

Der Reimer aber jubelt, — wie laut! —
Als sank ihm aus Herz die erkämpfte Braut,
Und auf Leichen mit Narren- und Siegeskronen,
Über Wagen, enträderten Kanonen
Und über dem Zetern und bunten Gewog'
Schwingt er hoch das erbeutete Danebrog.

Da drängt die Sonne, die Nebel zu teilen
Und schießt herab mit vergoldeten Pfeilen
Und wirft Goldkränze ums gelbe Haar
Der schweißbedeckten Bauernschar,
Und am Horizont gegen die Großen hinauf
Da blättern drei Pappeln sich silbern auf,
Da flieht vor blaufeuchten Wolken im Glanz
Spottsüchtiger Strahlen der König Hans.
Ein Trüppchen hier und dort ein Pärlein,
Weltmüd' gesenkt die kecken Speerlein,
An Wunden reicher jetzt als an Schätzen,
Die Pluderhosen verklebt und in Fetzen,
Das sind der großen Garde Trümmer,
Das ist der Rest vom höfischen Schimmer.

Und wie hoch auf funkelnden Flügeln erhoben,
Er so die Macht'gen sieht zerstoben,

Digitized by Google

Da reißt von der Kirche fernem Turm
Das Dänenbanner der Wolkensturm. —

Und auf der Walstatt braunen Wellen,
Die um die Trümmer gluchsen und quellen,
Vor regenblauen Wolkenzügen,
Drob hellerflallernd die Nebel fliegen,
Durch klaffenden Riß herniederbricht
Eine Strahlengarbe von weißem Licht.

Und drunter reichen auf inselndem Strand
Die Bauern sich die schwielige Hand.

„Das Land der Väter liegt verheert.
In Ehren ist das Bauernschwert,
Und kam zurück der Urwelt Brei,
Natur ist schöpf'risch, ist sie frei,
Und nimmer mög' aus diesem Thone
Sich formen eine Herrenkrone."

Sturmnacht auf dem Eibsee.

Nacht war's.
Die fahlen Felshänge
Glänzten fast weiß
Im Mondlicht.
Drunter rauschten die Forsten,
Kollte der See.
Auf schwarzen Wogen
Glitzerte flüchtig verrinnendes Gold —
Und über die schwarzen Wogen,
Goldumschüttet,
Glitt, schoß, stampfte mein Boot.

Mit herrischem Ruder
Zwang ich's, den Bug
Den Kämmen zu bieten,
Die, Feuer im Auge,
Und Schaum auf den Lippen,
Zum Sprung anstürzten,
Ohnmächtigen Zorns:
Sie hätten so gern
Mit dem Nachen gespielt,
So gern an den Flanken
Ihn tückisch gepackt.

Und immer tiefer
Zog's mich hinein
In den düster prächtigen,
Flammen zuckenden See.
Rings auf den Wäldern
Webte ein weicher Duft.
Und draus empor
Stiegen der Felsenkette
Einsame Wände,
In steiler Majestät,
Geisterhaft bleich.

Hoch oben im Aether,
Durch wirres Gewölk,
Flog des Mondes
Reifer, runder Ball.
Schüchtern lugten
Da und dort
Neugierig funkelnde
Sternenaugen
Durch des Himmels
Vielverhangene,
Tiefblaue Wölbung

Wie krank mein Auge
Die Wunder der Nacht!
Wie sang mir der Sturm
Seine Freiheit ins Herz!
Dumpf rauschten die Tannen,
Kollte der See.
Auf schwarzen Wogen
Glitzerte flüchtig verrinnendes Gold —
Und über die schwarzen Wogen,
Goldumschüttet,
Glitt, schoß, stampfte mein Boot.

Christian Morgenstern.

Hüben und drüben.

Am Fenster sitzt die kalte Schöne
Vertäumten Blicks
Und sinnt, wie sie sich neu verwöhne
Im Schein des Glücks.

Die Schwalbe streift mit leichtem Flügel
Des Baches Flut,
Und drüben auf dem grünen Hügel
Ein Kätzchen ruht.

Es furrt: „Wo nehm' ich wohl zum Schmäuschen
Ein Vöglein her?
Nach all den dummen grauen Mäuschen
Richt frag' ich mehr."

Marie Stona.

Digitized by Google

Ein Bekenntnis.

Das folgende Schreiben wird hier nicht allein seiner Verfasserin wegen mitgeteilt, ja nicht einmal hauptsächlich um des Interesses willen, das sie hervorzurufen vermag.

Dies Interesse ist allerdings kein ganz geringes; die Schreiberin, die hier mit größter Offenheit und Wahrheitsliebe über sich selbst spricht, gehört immerhin zu jenen wenigen Schriftstellerinnen der Gegenwart, deren Werken auch ein gewisser, wenn auch nicht eben künstlerischer Wert nicht abgesprochen wird. Und bei strengerem Pflichtgefühl hätte sie sogar vielleicht Anderes geleistet, als was nun ihren Namen aufbewahrt: Clara Bauer, genannt Karl Detlef. Es gab eine Zeit, da ihre Romane „Schuld und Sühne“ und „Mußte es sein?“ in Aller Händen waren; auf einen Mann deutete nicht blos das Pseudonym, sondern auch die Kraft der Komposition, der scharfe Blick für das kulturgeschichtliche Detail. Die Romane spielten im modernen Rußland und so riet man auf einen Russen, der nun in Deutschland lebe. Niemand hatte an diesen Vermutungen größeren Spaß, als der wirkliche Autor, eine junge Dresdener Musiklehrerin. Im Jahre 1836 in Pommern als guter Leute Kind geboren, mußte sie noch des Vaters Tode ihr Brod selbst erwerben, ging als Musiklehrerin nach Petersburg und gewann sich dort durch ihre bescheidene Anmut, wie ihr musikalisches Talent manchen vornehmen Gönner; u. A. verkehrte sie viel im Hause Bismarck's, der damals als Gesandter in Petersburg lebte. Da ihre zarte Gesundheit unter dem nordischen Klima litt, kehrte sie nach Deutschland zurück und ließ sich als Pianistin in Dresden nieder. Was ihr die Feder in die Hand gedrückt, mag sie selbst erzählen, und um dieser Beichte willen veröffentlichen wir den Brief. Denn diese Beichte ist nicht blos für „Karl Detlef“ bezeichnend, sondern gilt auch von neun Zehnteilen ihrer Colleginnen, vielleicht sogar von — neunundneunzig unter Hundert!

Der Brief ist 1868 geschrieben und an Gustav Kühne gerichtet; am Morgen nach einer Gesellschaft in seinem gastlichen Hause, wo er die junge Autorin, die auch ihm gegenüber Versteckens spielte, mit ihrer Schriftstellerei geneckt:

Sehr geehrter Herr Doctor!

In aller Frühe — es ist nämlich noch zeitig am Morgen, wie ich diese Zeilen schreibe — komme ich Ihnen meine ergebene Bitte vorzutragen, und zwar die, von einem jammervollen Schriftstellersubjeckt, genannt K. Detlef, nicht die geringste Notiz nehmen und auch seiner in Gesellschaft nicht zu erwähnen, da besagtes Individuum in üblen Leumund steht. Doch nun in allem Ernst gesprochen, seien Sie so freundlich, bester Herr Doktor, mich nicht mehr zu necken, ich spiele eine zu dumme Rolle bei diesen Anspielungen.

Wenn ich Ihnen bis jetzt diese Versündigung an Tinte und Papier nicht eingestanden, so geschah es, weil ich gerade meinen Freunden, denjenigen, die mir werth sind, gegenüber eine besondere Scheu empfinde, ihnen gedruckt zu Gesicht zu kommen. Dann hatte ich eigentlich gewünscht, Ihnen meine Novellen erst zu bringen, wenn auch die zweite bereits erschienen, die ich für besser halte. Vorläufig ist indessen nicht einmal die erste beendigt. Es würde wie falsche Bescheidenheit klingen, wenn ich die Sachen „schlecht“ nennen wollte, denn für etwas ganz Werthloses giebt ein Verleger nicht Honorar und namentlich nicht ein so bedeutendes. Sie sind aber auch nicht gut und beurtheile ich vielleicht schärfer wie jemand Anderer ihre Fehler. Und eben weil so viel daran auszusetzen, ist es mir peinlich, wenn meine Freunde davon erfahren. Ich hasse jede Art von Oeffentlichkeit, am meisten die schreibender Frauen und würde ich diesen ersten Produkten noch hundert nachfolgen lassen, die alle den größten Erfolg hätten, ich würde mich doch nie zu der Autorschaft bekennen. Selbst meine Schwester weiß bis heute nicht, was, wo, unter welchem Namen ich geschrieben habe und sie hat sich darein gefunden, weil sie mich zu genau kennt, um das für einen Mangel an Vertrauen zu halten. Ich will bloß, daß sie sich nicht zu ärgern hat, wenn Jemand in ihrer Gegenwart über mich raisonnirt. Auch glaube ich, daß Alles, was Erfolg haben soll, nicht zuviel besprochen werden darf. Weil ich die Sache so heimlich angefangen, deßhalb ist sie gelückt und von dem Moment an, wo Frau Schleiden, Frau Serre und wie sie heißen, sich darüber verbreiten würden, bin ich gewiß, Nichts mehr schreiben zu können, und auch nicht zu wollen. Mich hat dazu kein anderes Motiv getrieben, als auf etwas wenlger mühsamem Wege, wie auf dem des Stundengebens, Geld zu verdienen, ohne Honorar würde ich keine Zeile schreiben. Ich bitte Sie also sehr, bester Herr Doktor, nicht so verfängliche Reden wie gestern zu führen, es sollte mich wundern, wenn Frau Schleiden mit ihrem Scharfsinn nicht schon auf der rechten Spur wäre, und das könnte mir allerdings die Lust daran verleiden; auch H. König hat mir das Ehrenwort geben müssen, nie seine Mitwisserschaft zu bekennen und ich wählte gerade ihn zum Vermittler, weil er erstens in der Journalistik mitten drin ist und dann, weil er mir nicht so nahe wie and're Freunde steht.

Nun wünsche ich Ihnen noch einen recht vergnüglichen Abend bei Frau von Pawloff und bitte Sie mich nur als Sonntagskind zu betrachten und Ihre Frau zu grüßen.

Clara Bauer.

Der Brief ist nicht blos für diese Schriftstellerin charakteristisch — wie viele ihrer Genossinnen mit der Feder würden, wenn sie gleich ehrlich wären, dasselbe von sich sagen können. Sie beginnen lediglich zu schreiben, um sich leichter zu ernähren; sie setzen es fort, weil der gewünschte Erfolg erreicht wird, das heißt: weil Novellenschreiben thatsächlich mehr einträgt und minder

Digitized by Google

mühsam ist, als Stundengeben; sie würden ohne Honorar keine Zeile schreiben, und wenn sie wüßten, daß das Heil der deutschen Litteratur davon abhinge; sie wollen nur Geld verdienen und erreichen eben darum ihren Zweck, weil sie sich eben darum genau dem Bedürfnis des lieben Lesepöbels anschmiegen und jene Waare bieten, welche die Verleger „populärer“ Blätter brauchen. Ihre Zahl ist Legion; nicht gleich groß ist aber die Zahl jener Schriftstellerinnen, die sich an Begabung mit Clara Bauer messen können. Auch sie freilich war auf dem besten Wege, aus einer Mode-Schriftstellerin von pikantem Reiz eine Roman-Fabrikantin zu werden, als sie — 1876 — der Tod ereilte, aber eingehender von ihr zu sprechen, geschweige denn auf die so früh Dahingeschiedene einen Stein zu werfen, liegt uns völlig fern. Ihre Auffassung der Litteratur ist eine typische — und darum haben wir sie veröffentlicht.

Man wende nicht ein, daß es auch Männer giebt, die lediglich durch den Wunsch, ihr Brot leichter zu erwerben, Novellen- und Romanschreiber werden. Ihre Zahl ist im Vergleich zu der ihrer weiblichen Colleginnen eine verschwindend geringe, nicht weil die Männer Ideales angelegt sind, sondern weil jene Herren, die lediglich aus diesem praktischen Grund zur Feder greifen, in der Regel Journalisten werden. Dann treiben sie recht und schlecht ihr Handwerk, aber sie schädigen die Kunst durch Roman-Tapisserien und Novellen-Häkeleien nicht, wie dies die Damen thun. Von hundert Männern, die schlechte Novellen schmieren, haben neunzig mit den besten, reinsten künstlerischen Absichten begonnen — womöglich gar als Lyriker, was gewiß eine brodlose Kunst ist — und sind erst sachte auf jenes Niveau hinabgeglitten, das den Verlegern fast aller Familienblätter und den Herausgebern der meisten Tagesblätter das erwünschte ist; von hundert Frauen haben neunzig — vielleicht mehr! siehe oben! — von vornherein aus demselben Grund zur Feder gegriffen, wie Clara Bauer, die wahrlich lange nicht die Schlimmste war. Und da heutzutage die Zahl der Verfasserinnen von Romanen und Novellen mindestens fünfmal so groß ist, als die Zahl männlicher Autoren dieser litterarischen Gattungen, darum ist die Frauenfrage in der Litteratur eine so wichtige. „Es ist eben eine Magenfrage!“ hört man oft zur Entschuldigung sagen. Das ist sie freilich, aber daneben eine Geschmacks- oder vielmehr eine Unkunstfrage von höchstem Interesse, weil diese Art Handarbeit das Publikum verdirbt, die Litteratur immer tiefer herabbringt! Clara Bauer war persönlich sicherlich höchst achtungswert, aber ihr Brief erweist einen Cynismus in Kunstsachen, an den man sich nimmer schweigend gewöhnen mag, so oft er Einem auch heutzutage entgegentritt!

Litterarische Notizen.

— Ein künstlerisch ganz wertloses Buch — „Klippen. Novellen von Arthur Bornstein (Berlin, Deutsche Schriftsteller Genossenschaft) — sei hier deshalb erwähnt, weil sich an ihm ein Krebsschaden unserer neuesten Litteratur demonstrieren läßt. Der Verfasser ist wahrscheinlich selbst Arzt oder hat doch viel mit Aerzten verkehrt und von ihnen einige häßliche, wüste Geschichten gehört, wie sie eben im Leben einer Großstadt den Aerzte immer wieder vorkommen. Vor zehn Jahren hätte Herr Bornstein diese Geschichten gewiß nur seinen Freunden in der Kneipe erzählt, heute, von den Vorbildern des Naturalismus verführt, hat er „Novellen“ daraus gemacht und läßt sie drucken! Welche Stoffe da verarbeitet sind, sei nicht angedeutet; man denke an das Widrigste und wird nur eben das Aechtige voraussetzen; ein wahres Glück, daß Herr Bornstein weder spannend erzählen, noch schildern kann, so daß über dem häßlichen Zeug auch der Brodem einer dumpfen Langweiligkeit liegt, so daß selbst dem Leser, der derlei Stoffe gontiert, der Geschmack daran bald vergehen wird. Wir sagten: das Buch wäre vor zehn Jahren noch unmöglich gewesen, wir sagen in froher Zuversicht bei, daß ein ähnliches nach zehn Jahren wahrscheinlich auch nicht mehr wird geschrieben werden können, weil sich bis dahin das heute arg irregeleitete Gefühl dafür, was man öffentlich sagen darf, zurecht gefunden haben wird, aber daß wir in einer Zeit leben, wo derlei Waare als „Novelle“, als Dichtung ausgeboten wird, ist doch schmerzlich!

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Krauß, Rudolf. Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Stuttgart. Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1895.

Fuchs, Georg. Sanctus Diabolus. Märchen und Reime. München. Verlag der Allgemeinen Kunstchronik. P. Albert. 1894.

Weigand, Wilhelm. Der Vater. Drama in einem Akt. München. Hermann Lukaschik. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Weigand, Wilhelm. Sommer. Neue Gedichte. München. Hermann Lukaschik. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1894

Savage, R. H. Prinz Schamyl's Brautwerbung Amorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Ohnet, Georges. Das Recht des Kindes. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Wanda von Sacher-Masoch. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Armand's ausgewählte Romane. Lief. 1 u. 2. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt. 1894.

Goette, Rudolf. Singen und Sagen. Lieder und Gesänge. Wachwitz-Dresden. Max Geißler. o. J.

Laverrenz, Victor. Allaunstreiche. Berlin und Leipzig. J. L. B. Laverrenz. o. J.

Krauß, Maximilian. Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. München. J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1894.

Quartus. Völkerbund nicht Völkerkrieg. O. J. u. O.

Bierbaum, Otto Julius. Nemt, Frouwe, diesen Kranz. Ausgewählte Gedichte. Berlin. Gustav Schuhr. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird Strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow“.*)

Von Karl Emil Franzos.

Die Geschichte meines ersten Buchs ist zugleich die Geschichte meiner Jugend. Ich hätte damals nur dieses, kein anderes schreiben können und war tief in der Arbeit, ohne die Absicht, daß es ein Buch und ich ein Schriftsteller werden sollte. Ich hegte andere Pläne für meine Zukunft und schrieb die ersten Blätter im heißen Drange, mir das Herz zu entlasten und gleichsam mit mir selbst ins Klare zu kommen. Das Schicksal hatte dafür gesorgt, daß ich diesen Drang nach Klärung empfinden und nur mit harter Mühe befriedigen sollte. Denn es waren seltsame und widerspruchsvolle Eindrücke, die ich früh erfahren, und was später hinzutrat, mußte, so sehr es mir zum Heil war, zunächst nur verwirrend wirken.

Wollt' ich alle diese Eindrücke ausführlich schildern, so gäbe dies keinen Aufsatz, sondern ein Buch, ich glaube ein lesenswertes, auch wenn der Knabe und Jüngling dann als Mann seinen Namen nie gedruckt gelesen hätte, so merkwürdig waren die Menschen und Zustände um mich her. Hier soll nur das Wichtigste gesagt sein.

Ich bin im Spätherbst 1848 in einem Forsthause des russischen Gouvernements Podolien geboren, unweit der oesterreichischen Grenze, im weiherreichen Waldland, durch das der Podhorze rinnt. Als ich vor zwanzig Jahren die Gegend durchstreifte, wollt' ich mir mein Geburtshaus ansehen und fand nur rauchgeschwärzte Trümmer, um die junge Buchen fröhlich emporsproßten; das Haus war niedergebrannt und nie wieder aufgebaut worden. Damals stimmte mich der Anblick wehmütig und den kleinen Zweig, den ich mir zur Erinnerung brach, bewahre ich mir noch heute auf, aber meine Heimat ist dies Haus nicht gewesen. Sechs Wochen war ich alt, als ich es verließ, und darf nicht einmal sagen, daß dort meine Wiege gestanden. Denn die war für den schwächlichen, von einer angstgequälten Mutter vorzeitig geborenen Ankömmling nicht gerüstet, ich wurde in ein Kofferchen gebettet und in demselben Kofferchen machte ich dann meine erste Reise, sechs Meilen westwärts, ins Elternhaus, das Haus des k. k. Bezirksarztes Dr. Heinrich Franzos zu Czortkow in Ostgalizien. Wohl aber deutet der Ort meiner Geburt auf den bestimmendsten Einfluß meiner Kindheit hin: ich kam auf russischem Boden zur Welt, weil mein Vater aus ganzem Herzen ein Deutscher, ein Oesterreicher und freiheitlich gesinnt war.

Mein Vater! — möglich, daß einiges von dem Licht, das mir sein Haupt umstrahlt, aus dem eignen Herzen kommt, aber das Lob seiner Tüchtigkeit und seines Gemüts habe ich von jedem vernommen, der ihn gekannt, und doch waren es nur politische, nationale und religiöse Gegner, die mir von ihm gesprochen haben! Denn er hatte keinen Gesinnungsgenossen im Städtchen, vielleicht sogar keinen im vereinigten Galizien und Lodomerien, und allzu zahlreich hätte er sie damals auch im ganzen großen Kaisertum Oesterreich nicht vor-

*) Der vorliegende Aufsatz ist das vorletzte Stück der Serie der selbstbiographischen Aufsätze, welche die Deutsche Dichtung seit mehreren Jahren gebracht hat und deren Veröffentlichung in Buchform nahe bevorsteht; er erscheint hier in etwas breiterer Form, als im Buche. Um der Serie einen besonders würdigen Abschluß zu geben, haben wir als letztes Stück den Aufsatz von Paul Heyse aufgespart. D. Herausg. d. D. D.

Digitized by Google

gefunden. Ganz einsam stand mein Vater, und es ist kaum zu sagen, welche große Wirkungen das auf mich geübt hat.

Er war anders, als die Leute um ihn her, schon kraft seiner Abstammung und Erziehung. Unsere Vorfahren waren spanische Juden, die vor den Verfolgungen der Inquisition nach Holland geflüchtet und endlich in Lothringen eine neue Heimstätte gefunden; ihr Ritus blieb der spanische, aber sie sprachen nun französisch; auch der Familienname „Levert" hat diesen Klang. Mit Stolz hat mir mein Vater oft erzählt, daß sie in Spanien reiche und gebildete Handelsherren gewesen, aber mit noch größerem Stolz, daß sie sich in Lothringen als arme, fleißige Lichtzieher ernährt, Geschlecht um Geschlecht durch dasselbe Handwerk. Einer von ihnen, Michel Levert in Nancy, arbeitete sich zum Fabrikanten empor; neben Wachskerzen goß er auch Nippes und Statuetten im Geschmack seiner Zeit, des Rococo; die Familiensage erzählt: nach eigenen Modellen, und spricht ihm regen künstlerischen Sinn zu. Gewiß ist, daß ihm daraus viel Ansehen, aber auch viel Anfeindung seitens seiner Glaubensgenossen erwuchs; der fromme Jude darf ja kein Bild verfertigen. Aber das focht den tapferen Mann nicht an, mit dem Erfolg wuchs ihm auch die Thatkraft, und da er viele polnische Magnaten zu seinen Kunden zählte, weil damals im Osten keine Wachskerzen gefertigt wurden, so ging er um 1770 mit seinen beiden jüngsten Söhnen nach Polen und errichtete dort für jeden von ihnen eine solche Fabrik, bei Warschau und bei Tarnopol.

Michel Levert war mein Urgroßvater und sein jüngster Sohn, der die Tarnopoler Fabrik übernahm und daher zwei Jahre später österreichischer Unterthan wurde, mein Großvater. Mit dem Michel hatte er den Sinn für höhere Interessen, die Abneigung gegen alles Pfäffische gemein, nicht aber die kaufmännische Tüchtigkeit und Thatkraft. Es lag in seinem weichen, phantastischen Wesen, daß er den Niedergang seines Geschäftes leichter ertrug, als das Scheitern seiner Beglückungspläne für Andere. Ein seltsamer Mann; sein Leben lang sehnte er sich aus dem barbarischen Ostland nach der schöneren Heimat zurück und mühte sich doch gleichzeitig eifriger, als seinem Vermögen und persönlichen Glücksgefühl gut that, sein Leben anzuknüpfen an das der Anderen um sich her. Es gelang ihm nur kümmerlich, am wenigsten wohl bei den Juden. Das war so natürlich; er war ein Fremdling von anderem Ritus, anderer Sprache und Tracht, zudem der einzige jüdische Fabrikant seiner Gegend, während die anderen Händler oder Talmudisten waren. Vor allem aber rissen seine Überzeugungen die Kluft so breit und tief, daß wohl noch ihn sein mitleidvolles Schwärmergemüt zu den armen Brüdern hinübertragen konnte, während er für sie nur eben ein Abtrünniger und Feind war. Er war ein ungestümer Aufklärer und begriff gar nicht, daß die Starrgläubigen aus seinen Reden gegen den Aberglauben nur seine „Gottlosigkeit" heraushörten. Gleich eifrig, aber etwas fruchtreicher war sein Mühen um Verbreitung deutscher Kultur; der und jener lernte auf sein Zureden deutsch; die Bücher, die er freigebig verschenkte, namentlich Mendelssohn und Lessing fanden Leser. Freilich so sehr, wie ihm selbst, war es keinem um die deutsche Bildung zu thun; hatte er doch um 1790, ein vierzigjähriger Gatte und Vater, sein Geschäft fremden Händen anvertraut und war nach Lemberg gegangen, um da an der neuen Universität nach Herzenslust zu treiben, was ihm gefiel, Deutsch und Geschichte, Jurisprudenz und Ästhetik. Größeres Entgegenkommen fand der edle Sonderling, dessen höchstes Vergnügen neben dem Bücherlesen das Briefschreiben war und der wohl nur eines äußeren Anstoßes und gereifterer Bildung bedurft hätte, um selbst ein Bücherschreiber zu werden, bei den deutschen Beamten seines Kreises; sie schätzten vornehmlich auch seinen treuen Anschluß an das neue Regiment; dem großen Schmerz freilich, den ihm dies Regiment kurz nach Beginn angethan, konnten auch sie nicht abhelfen. Als nämlich die Juden Galiziens auf Josef II. Geheiß von der Militärverwaltung Familiennamen zugeteilt erhielten, ward auch er zum Auditor entboten und gefragt, wie er heißen wolle. Natürlich erwiderte er, er wünsche den Namen, den seine Familie seit Jahrhunderten führe, zu behalten. „Du lügst!" rief der Auditor, „die Juden haben ja noch keine Namen!" — „Da irrst Du, mein verehrter Duzfreund," erwiderte mein Großvater, „in Frankreich längst; von dorther stamme ich und darum

Digitized by Google

nennt man mich ja den Franzosen." — „Also Franzos!" entschied der Auditor und dazu gab's noch wegen des „verehrten Duzfreundes" zwanzig Gulden Ordnungsstrafe. Das Geld erlegte er, aber von seinem angestammten „Levert" wollte er nicht lassen und schrieb ein halbes Dutzend Rekurse an das hohe Gubernium, ihm den „fürchterlichen Namen", der in Galizien übrigens damals ziemlich oft, auch ohne jeden Anhaltspunkt erteilt wurde, wieder abzunehmen. Aber es war vergeblich und so blieb ihm der einzige Trost, daß er nur Töchter, keine Söhne habe.

Da wurde ihm 1808 als Spätling mein Vater geboren. Sein Jubel kannte keine Grenzen; „Franzos" mußte der Junge nun freilich auch heißen, aber in allem anderen sollte er es besser haben, als der Vater; nicht Kaufmann sollte er werden, sondern Gelehrter, sein Leben unter Gebildeten verbringen und nie um der Aufklärung willen leiden müssen. Wie tief sich der Mann, der seine Jünglingsjahre in Frankreich verbracht, in seinen Mendelssohn, Lessing und Schiller hineingelesen, mag die Thatsache erweisen, daß er, obwohl alles Äußerliche — die verwandtschaftlichen Beziehungen und die bessere Lage der französischen Juden — dafür und nichts dagegen sprach, doch gar nicht daran dachte, den Sohn nach Frankreich zu schicken; er sollte seine Heimat in Deutschland finden. Demgemäß wurde der Knabe zuerst von einem protestantischen Kandidaten aus dem Hannöverschen erzogen, dann auf ein Wiener Gymnasium gegeben. Ebenso bezeichnend war die religiöse Erziehung, wenn man die folgenden Mahnungen so nennen will: „Es ist Ein Gott über uns Allen, alle Religionen sind gleich gut, weil alle zur Menschlichkeit verpflichten, Zeremonien sind überflüssig. Als Jude geboren, hast du Jude zu bleiben, weil dies offenbar Gottes Wille ist, und weil deine Glaubensbrüder, die noch — mit Recht und Unrecht — scheel angesehen werden, guter und gebildeter Männer bedürfen, die sie läutern und verteidigen. Nach den hiesigen Juden darfst du sie nicht beurteilen; je weniger du dich um diese kümmerst, desto besser ist es für sie und dich." Woher ich dies so genau weiß, warum alles, was ich bisher erzählt und namentlich diese Mahnungen in die Geschichte meines Erstlingswerks gehören, wird bald klar werden, und ebenso warum mir einige Mitteilungen über meinen Vater notwendig erscheinen.

Blicke ich in meine Kinderjahre zurück, so sehe ich ihn so klar vor mir, als hätte ich ihn gestern und nicht vor einem Menschenalter verloren: ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit ernstem, scharfgeschnittenem Antlitz, die Lippen fast immer fest geschlossen — er war sehr schweigsam — so daß dies Antlitz wohl düster erschiene, wenn nicht die Augen wären, die guten, warmen Schwärmeraugen. Der Mund lächelt selten, aber in den Augen leuchtet es zuweilen auf, und nie habe ich sie heller strahlen sehen, als wenn er mir von seiner Jugend erzählte. Das war seine glücklichste Zeit gewesen, aber harmlos fröhlich war er wohl auch damals nicht, denn er hatte das weiche Gemüt und den selbstlosen Idealismus vom Vater geerbt, nur war er nicht gleich diesem eine naive, selbstzufriedene, sondern eine empfindsame Natur. Vielleicht auch haben erst seine frühen, schmerzvollen Erfahrungen diesen Zug an ihm ausgebildet. Mein Großvater hatte leicht selbstbewußt bleiben; die ihn anfeindeten, standen eben sozial und geistig tief unter ihm; meinem Vater fehlte, als er nach Wien kam, dieser Trost. Als er zuerst das Klassenzimmer bei den Piaristen betrat, hatte er gar nicht die Empfindung, daß er ein anderer Mensch sei, als der Christof Huber und der Xaver Meyer; wie auch hätte er's ahnen sollen? — alle Religionen waren ja „gleich gut" und was sein Volksgefühl betraf, so war er ja auch ein Deutscher; vermutlich, dank der Lessing-Schwärmerei des Vaters und der Erziehung durch einen Schüler Jahns — ein viel bewußterer Deutscher, als die Wiener Bürgerssöhne jener Zeit. Nun erfuhr er, daß er doch etwas anderes sei, ein Jude nämlich, erfuhr es vielleicht, da die ängstliche Absperrung ihn vor Sprechweise und Manieren des Ghetto bewahrt hatte, etwas glimpflicher als andere, aber weh thats ihm dennoch. Noch schwerer aber traf ihn der notgedrungene Verzicht auf den Beruf, für den er sich früh selbst bestimmt; er wollte Historiker werden und dies ging nicht an; dem Juden stand kein Lehramt offen und er mußte sich einst selbst sein Brot schaffen, die väterliche Fabrik gab

Digitized by Google

immer geringeren Ertrag. So wurde er Mediziner, ohne Neigung, aber mit kraftvollem Ernst und Pflichtgefühl. Nachdem er an der Wiener Hochschule einen tüchtigen Grund gelegt, wandte er sich, seinen eigenen wie des Vaters Plänen entsprechend, nach Süddeutschland; neben dem lebhaft aufgestachelten Nationalgefühl trieb ihn eine fast leidenschaftliche Freiheitsliebe aus der Metternicherei hinweg. In Erlangen wurde er Mitglied der Burschenschaft, einer der ersten jüdischen Studenten, die das schwarz-rot-goldene Band getragen. Dieses Band hat er sein Leben lang wie ein Heiligtum bewahrt und das vermürbte, verschossene Seidenstreifchen bedeutet für zwei Menschenleben sehr viel: den Vater band es an seine Vergangenheit fest und den Sohn an seine Zukunft. Und beiden ward es, wenn man ein höheres Innenleben mehr schätzt, als äußeres Behagen, zum Segenspfand.

Auch meinem Vater. Anscheinend konnte ja jenes Band nur daran erinnern, um wie viel dunkler sich sein Leben gestaltet, als er einst hatte erwarten dürfen. Aber das hatte er selbst so gewollt, nicht sein Hirn, sondern sein Herz. Als er 1835 als junger Doktor heimkam, die greisen Eltern zu besuchen war die Wohnung in München bereits gemietet und er wollte vier Wochen bleiben; er blieb aber sein Leben lang. Ein junges schönes Mädchen gewann sein Herz; auch sie liebte ihn, aber ihr Vater forderte als Preis der Einwilligung die Ansiedelung des jungen Paares in Galizien, als Schutz gegen die vermeintliche Gefahr, daß der Schwiegersohn Christ werde. Mein Großvater Franzos warnte flehentlich: „Du kennst Galizien nicht, du wirst für Lebenszeit unglücklich.“ — „Das werd' ich auch,“ war die Antwort, „wenn ich meine Braut lasse und sie nicht minder, hier werde im schlimmsten Fall nur ich unglücklich.“ Und die Hochzeit wurde gefeiert.

In meines Vaters Leben ist sehr viel Kampf und Leid gewesen, aber unglücklich ist er nicht geworden, trotz all der Sorgen und Entbehrungen, trotz der inneren Vereinsamung. Der gesuchteste Arzt im Kreise, verdiente er doch nur das Nötigste, weil er nie um ein Honorar feilschte oder mahnte, und es selbstverständlich fand, Armen auch die Medizin und die Mittel zur Pflege zu schenken. Das weckte unter den Leuten von Czortkow, wie sie nun einmal waren, zunächst nur eine Art spöttischen oder mitleidigen Staunens, das erst nach Jahrzehnten wärmeren Empfindungen wich, aber daß er anders war als sie, vergaßen sie doch niemals. Von den Juden schied ihn die Abstammung von den „gottlosen Fremdlingen,“ die freie Auffassung des Glaubens; daß er sich dennoch als Jude bekannte, in seinem Sinne auf sie einzuwirken suchte, war ihnen nur peinlich. Die Polen aber vergaßen nie, daß er ein Jude und vor allem, daß er ein Deutscher sei. Das war er freilich; glühender kann niemand sein deutsches Volk geliebt, die Größe Deutschlands ersehnt haben; schon darum war er für die Germanisierung und ein Gegner der polnischen Zukunftsträume; aber auch als Oesterreicher bekämpfte er ihre Loyalität auf Kündigung; sein Ideal war ein germanisiertes, freiheitlich regiertes Oesterreich, als Vormacht eines geeinigten Deutschland. Diese Freiheitsliebe aber und der Haß gegen den Metternichschen, dann den Bachschen Polizeistaat schied ihn auch von den Beamten. Nur die armen, ruthenischen Bauern, denen er, wie in Krankheitsnöten so gegen ihre adeligen Peiniger beistand, meinten: „Nein, ein solcher Herr haßt Gott und den Kaiser nicht!“ — aber konnte ihn dies gegen die Vereinsamung schützen? Dazu schweres Leid im Hause, die zahlreichen Kinder, allesamt kränklich und der Tod kein seltner Gast. Und dennoch hat sich mein Vater nie unglücklich gefühlt, weil ihm aus seinem Gemüt immer neuer Trost quoll: er war ja anderen nützlich und kämpfte für seine Ideale! Der Arzt in meiner Erzählung „Moschko von Parma“ ist Zug um Zug mein Vater.

Da mag man denn ermessen, wie diesem Mann im Frühling 1848 zu Mut wurde: Oesterreich und Deutschland frei; ein oesterreichischer Prinz Reichsverweser, die Juden gleichberechtigt, die Robot aufgehoben! „Heute,“ heißt es in seinem Tagebuche aus jener Zeit, „habe ich mein Burschenband wieder hervorgeholt — mein Herr und Gott, ich murre nicht mehr!“ . . . Die dankbaren Ruthenen wollten ihn in den Wiener Reichstag wählen, aber die Familie mußte ja ernährt sein! So blieb er, half die erregten Bauern zügeln und hat in jenem Sommer manchen Polen

Digitized by Google

vor Schlimmem bewahrt. Der Dank dafür ward ihm im Herbst. Gleichzeitig mit Wien empörte sich auch Lemberg gegen die kaiserlichen Truppen, polnische Freischaren durchzogen das Land; nur in wenigen Städten behaupteten sich die Beamten mit Hilfe der Bauern. Daß es auch in Czortkow so war, hatte nur mein Vater bewirkt; halb mit Gewalt hatte er den Kreishauptmann zum Bleiben, zum Aufbieten der Bauern genötigt. Aber sie waren ein schwacher Schutz, bemächtigten sich die Polen des Städtchens, so war meines Vaters Kopf verwirkt. Das wußte er und blieb dennoch; nur die Gattin, die mich eben unter dem Herzen trug, sandte er mit den Kindern in jenes Forsthaus; der Förster, ein Westfale, war ihm dankbar ergeben. Dort bin ich gleich nach ihrer Ankunft zur Welt gekommen.

So war mein Vater; in seinem Sinne hat er mich erzogen, nach denselben Grundsätzen, in derselben Absicht wie mein Großvater ihn. Und diese Erziehung eines Knaben zum freiheitlichen Deutschen, der lediglich aus Pflichtgefühl Jude bleiben sollte, vollzog sich in einem kleinen, von Polen und orthodoxen Juden bewohnten Kotstädtchen Ostgaliziens. Daraus schon mag man ahnen, wie eigentümlich dies alles war, aber keine Phantasie wird hier die Wirklichkeit erreichen.

Gleich das erste klare Bild, das mir aus dem Dämmer meiner Kindheit emportaucht, kann dies erweisen. Ein Sommertag; ich spiele, ein fünfjähriges Bübchen, mit der Marinia in unserem Garten. Die dicke Ruthenin war früher meine Amme, und weil vor allem ihr das Wunder gedankt wird, daß das arme Sorgenkind kräftiger gedeiht, als seine Geschwister, so ist sie nun als meine Kindsmagd im Hause geblieben. Sie hat mich gehen, sie sprechen gelehrt, natürlich ruthenisch, auch etwas polnisch; sie ist — der Vater ist tagsüber selten daheim, die Mutter mit dem Hauswesen überlastet, der Bruder Mediziner in Wien, die weitaus älteren Schwestern sehr kränklich — mein Eins und Alles, auch meine einzige Spielgefährtin. Mit anderen Bübchen habe ich noch nicht gesprochen, mein Vater hat's verboten. An jenem Julitag aber sagt sie mir: „Wenn Du heut' artig bist, bekommst Du einen Kameraden!" Das freut mich so, daß ich mich kaum zu regen getraue, das Glück nicht zu verscherzen; nur mein Herz klopft ungestüm. Und da kommt er wirklich, mein Vater selbst führt mir den blonden Knaben zu, ein fremder Herr wandelt hinterdrein. Das ist der neue Bezirksrichter, Herr Werner, der eben aus Eger hierher versetzt worden. Ich ziehe den Knaben zu meinem Schaukelpferd: „Komm' . . . da darfst Du reiten! Wie heißt Du?" Er sieht mich ängstlich an und schweigt. Ich frage nochmals lauter; keine Antwort. „Ein Herrenkind!" belehrt mich die Marinia, „Du mußt es polnisch sagen!" Ich thu's, da spricht er endlich, aber deutsch! „Um Himmels willen!" ruft sie, „er versteht uns nicht!" ich aber beginne bitterlich zu schluchzen: „O das ist zu hart! Habe ich endlich einen Kameraden, so ist's so ein dummer Deutscher!" Da tritt mein Vater auf mich zu; mich tröstend zu liebkosen, meine ich, wie er's immer thut, wenn ich weine, aber diesmal faßt er mich hart an der Schulter. „Das ich das nie wieder höre", sagt er drohend. „Auch Du bist eines Deutschen Sohn und wirst einst in Deutschland leben." So habe ich zuerst erfahren, zu welchem Volke ich gehöre.

Und ähnlich erfuhr ich ein Jahr später, welchen Glaubens ich sei. Ein Sonntag-Vormittag. Die Marinia geleitet mich von meinem Freunde Martin Werner heim. Daß ich ein Deutscher bin wie er, weiß ich nun ganz genau, spreche auch deutsch so geläufig wie ruthenisch, weil Mutter und Schwestern es mich auf des Vaters Geheiß gelehrt haben und weiß sogar schon: kein anderes Volk auf Erden kommt dem deutschen gleich. An jenem Sonntag bitte ich die Marinia, als wir an der Klosterkirche vorbeikommen, mit mir einzutreten. — „Nein, nein!" — „Aber das ist ja Gottes Haus, und ich hab's schon lange sehen wollen!" Da höhnt ein Knabe, der vorbeigeht: „Seht das Jüdchen! Will in die Kirche!" — „Lüge!" ruf' ich zornig. „Ich bin ein Deutscher!" — „Ein Jüdchen bist Du!" Ich stürze mich auf ihn, die Marinia muß mich davontragen. Als mein Vater mein Abenteuer erfährt, zieht er mich liebreich an sich. „Du bist ein Deutscher", sagt er, „freilich jüdischen Glaubens. Aber auch dessen hast Du Dich nicht zu schämen. Ich erklär's Dir, nach Jahren, sobald Du es verstehen kannst!"

Digitized by Google

Aber er versuchte es doch schon nach Wochen, als er sah, wie sehr es mich beschäftigte. Hang zur Grübelei und lebhafte Phantasie waren mir angeboren, die Einsamkeit meiner Kinderjahre ließ sie wachsen. Schon die Belehrung über mein Deutschtum hatte mich erregt; ich war also ein anderer als alle Knaben in Czortkow, den Martin ausgenommen, und in Deutschland sollte ich leben, das ebenso herrlich war, wie Podolien armselig; gewiß, dachte ich, ist jedes deutsche Haus so prächtig wie das Schloß der Bawarowski. Aber nun auch ein Jude? Das waren schmutzige Kastanlente, deren Sprache ich nicht verstand, und zu ihnen gehörten wir?! Es nützte wenig, als mir mein Vater erklärte, wir hätten nur denselben Glauben, er sei gut und schön, auch stünden die deutschen Juden höher; aber auch die hiesigen müsse ich brüderlich lieben. Ich versprach's unter Thränen, denn das schien mir schwer, aber warum durft' ich dann nicht mit ihnen verkehren?!

„Der Junge grübelt zu viel", klagte mein Vater, aber noch mehr bekümmerte ihn das Überwuchern meiner Phantasie. Die Schwestern schalten mich einen Lügner, wenn ich erzählte, daß ich heute in einer Wolke den lieben Gott gesehen oder irgend ein Märchen der Marinia als mein Erlebnis berichtete; er that es nicht, nahm mir aber früher, als beabsichtigt, einen Lehrer und gab ihm zur Richtschnur: „Möglich viel Rechnen, keine Märchen!" Das hat denn auch der arme Trainsoldat Heinrich Wild ehrlich eingehalten, aber ich fürchte, er ist doch mitschuldig, daß ich ein Schriftsteller geworden bin. Der Unglückliche war einer jener Studenten von 1848, die dann zur Strafe ins Militär gesteckt wurden; er wurde nun milder behandelt, namentlich da er brustkrank war, durfte sogar in seinen Freistunden Lektionen geben, aber wie loderte in ihm der Haß gegen die „Tyrannen"! Und weß das Herz voll war, ging der Mund über, auch beim Unterricht. So lernte ich von Wild in meinem siebenten Jahre nicht blos Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch die Freiheit lieben, die Reaktion hassen, so gut ich's damals verstand. Wie mich das entflammte! ich konnte oft Nachts nicht schlafen, wenn ich an die Eroberung Wiens dachte; aber es kam noch einst die Vergeltung und dann war ich Student! Mein Vater erfuhr es erst nach Wilds Tode, im Herbst 1855. Da erzählte er meinem Bruder Max, der zu den Ferien daheim war, wie ihn die verderbten Beamten unschädlich gemacht, damit der unbestechliche Mann sie in ihren Geschäften bei der Rekrutierung nicht behindere: sie hatten seine Berufung in eine Enquete durchgesetzt, die gleichzeitig in Lemberg über Maßregeln gegen diese Mißbräuche berathen sollte. Empört rief ich dazwischen: „Oh, wir brauchen eine neue Revolution, die das Gesindel wegjagt!" So kam's heraus.

Nach einigen Versuchen mit anderen Lehrern gab mich mein Vater in die Schule der Dominikaner, deren Hausarzt er war. Drei Jahre bin ich dort geblieben, und da wir weit weg wohnten, so verbrachte ich im Kloster fast den ganzen Tag, speiste auch im Refektorium mit. Ich bewahre den Patres dankbare Erinnerung; sie lehrten uns nicht viel, aber was sie eben selbst wußten: ein wenig Mathematik, Polnisch und Latein. Die Zucht war gelind, die Behandlung gerecht; einen einzigen Vorfall abgerechnet — und da war der Pater Marcellin betrunken — haben sie mich meinen Glauben nie entgelten lassen; auch meine Mitschüler — ich war natürlich der einzige Jude — verhöhnten mich selten. Dennoch hat mich die Empfindung, ein andrer zu sein, nie verlassen. Der alte, gewaltige Bau mit den unzähligen Bildern und Altären, die pomphaften Zeremonien wirkten auf meine Phantasie: vieles von den Gebeten und Legenden grub sich mir ein, aber ich wußte: „wir haben denselben Gott gemeinsam, nicht dieselben Formen, und Gott zu dienen ist all der Pomp überflüssig." Denn so sagte mein Vater und darum war's so. Aber allmählich mochte er fühlen, daß es da doch eines Gegengewichts bedürfe. Ich bekam einen Lehrer des Hebräischen, Nathan Weiser. Ein seltsamer Mann, äußerlich bigott, innerlich frei, aber was in ihm vorging, habe ich erst als Jüngling erfahren; sein Unterricht langweilte mich unsäglich, denn er ließ mich nur Urtext und Übersetzung der Bibel auswendig lernen. Hingegen fesselten mich meines Vaters Erzählungen sehr; nachdem er mich allabendlich, wie ermüdet er auch sein mochte, eine Stunde im Deutschen unterrichtet, sprach er mir bald von den deutschen Befreiungskriegen, bald von den Kämpfen der Makkabäer,

Digitized by Google

von Hermann, dem Chernsker und den jüdischen Märtyrern zu Worms. So wuchsen mir Deutschtum und Judentum thatsächlich zu einer Einheit zusammen, von beiden hörte ich nur das Edelste, was mich zur Begeisterung entflammen konnte. Aber bezüglich des Judentums stieß sich die Phantasie an der harten Wirklichkeit. Wie verwahrlost waren Menschen und Häuser des Ghetto! Durchschritt ich es, so bewarfen die Knaben den „Abtrünnigen" mit Koth. „Grolle darum deinen Brüdern nicht," mahnte mein Vater, „sie wissen nicht, was sie thun." Aber auch meine bescheidenen Annäherungsversuche fielen übel aus: die kleinen Langröcke prügelten mich; begegnete ich aber nur einem von ihnen, so lief er davon. Weiser war bis in mein zehntes Jahr der einzige Czortkower Jude, mit dem ich in Berührung kam, sehr selten betrat ich ein jüdisches Haus, nie die Synagoge, die religiösen Bräuche kannte ich nicht. In unserem Hause wurde kein Fest gefeiert, der Sabbath glich einem Werkeltag; der Sonntag war nur insofern ein Festtag, als mich da der Vater auf seinen Fahrten in die Umgebung mitnahm.

Man sieht, nach meinen Kindersjahren stand nicht zu erwarten, daß ich gerade Ghetto-Novellen als mein erstes Buch schreiben würde. Ob überhaupt je ein Buch? Sicherlich haben die Eindrücke meiner Kindheit meinen Lebensberuf mitbestimmt. Ich fühlte mich überall ein Fremder, im Kloster und im Ghetto, im Haus meiner Mitschüler, wie in der Bauernhütte und im adeligen Hof, es war überall anders als daheim, darum beobachtete ich unwillkürlich alles und prägte es mir ein. Das war aber auch ein heilsames Gegengewicht gegen meine Phantasterei, der mein Vater vergeblich entgegenzuwirken suchte, indem er mir Märchen und Geschichten entzog; lag ich an freien Nachmittagen allein auf der weiten Heide, so brauchte ich keine fremden Bausteine für meine Luftschlösser. Als ich dann aber, im nennten Jahr, zuerst eine Erzählung las, war die Wirkung fast unheimlich. Es war — noch seh ich das grünkartonnierte Bändchen mit dem miserablen Titelkupfer vor mir — Gustav Nieritz' „Trompeter von Dresden": ein armer, deutscher Knabe geräth 1813 den Franzosen in die Hände, befreit sich und zieht mit den Verbündeten in Paris ein, das als herrliche Stadt geschildert wird. Seit ich das Büchlein gelesen, nein verschlungen, beherrschte mich nur ein Gedanke: auch ich mußte dies herrliche Paris sehen, und so völlig wurde ich ihm unterthan, daß ich eines Morgens meine Sparbüchse ihres Inhalts von 57 Kreuzern entleerte und statt in die Schule nach Kopeczynce ging. Denn von dorther hatte der Graf Bawarowski bei seiner Heimkehr aus Paris seinen Einzug in Czortkow gehalten; das war also die richtige Straße. Ich erinnere mich deutlich, daß mir auf dem Weg der Gedanke, Eltern und Geschwister so lang nicht zu sehen, bittere Thränen erpreßte, aber vorwärts ging ich doch. Natürlich roch der Schänkwirt von Kopeczynce, bei dem ich einkehrte, Lunte und brachte mich selben Tags zurück. Die Mutter prügelte mich tüchtig, der Vater war starr vor Entsetzen, den Grund erfuhr ich erst aus seinem Tagebuch: sein Zweitgeborener, ähnlich veranlagt wie ich, war schon an der Schwelle des Jünglingsalters in Wahnsinn verfallen. Und die Sorge, daß mir vielleicht das gleiche Los beschieden sei, bedrückte ihn um so schmerzvoller, als ihm sein Sohn Max kurz vorher an der Schwindsucht gestorben war.

Nun war ich Jüngster meines Vaters einziger Sohn: seine Liebe zu mir konnte sich ja nicht steigern, aber seine Sorge; von da ab hat er jede freie Stunde mit mir geteilt und war er verhindert, so mußte ich zu einem Kameraden; allein durfte ich nicht mehr bleiben, auch wenig mehr lesen. Als aber im Frühling 1858 eine deutsche Schmiere nach Czortkow kam und mich mein Mitschüler Ludwig Noß, des Apothekers Sohn, einlud, mit ihm und seinen Eltern — die meinen waren ja in Trauer — die Eröffnungsvorstellung zu besuchen, bettelte ich's mir doch aus. Dieser mein erster Theaterabend ist mir in unauslöschlicher Erinnerung. Gegeben wurde Mosenthal's „Deborah". In fieberhafter Aufregung folgte ich der Aufführung. Theater! und nun handelte es zudem von Juden! Aber für mich trat die tragische Katastrophe leider schon am Schluß des zweiten Akts ein. Als der Schulmeister auftrat und rief: „Wir brauchen keine Juden im Land!" applaudierten einige Polen, und auch mein Nachbar Ludwig; ich aber schnellte entrüstet empor und gab ihm eine Maulschelle,

Digitized by Google

daß er unter die Bank fiel. Es gab einen Tumult, Juden und Christen lachten, mich aber traf die für mich furchtbarste Strafe: der entrüstete Apotheker setzte mich eigenhändig vor die Thüre. Die Nacht darauf schloß ich kein Auge, denn auch, nachdem sich Zorn und Schmerz gelindert, mußte ich mir ausmalen, wie etwa das wunderschöne Stück weitergehe. Am nächsten Morgen schrieb ich auf, was ich noch davon wußte und wollte es in meiner Art fertig bringen. Damit kam ich nicht weit, aber dieselbe Schmiere sollte mein erstes selbstständiges Werk zeitigen. Da mich mein erster Theaterabend nicht blos zum Sünder, sondern gewissermaßen auch zum Märtyrer meines Glaubens gemacht, so ließen mich die Eltern mit Werners zu einer anderen Vorstellung gehen; gegeben wurde Kotzebue's „Schneider Fips" und das „Landhaus an der Heerstraße". Das war nicht so schön wie „Deborah", aber doch auch ganz herrlich; namentlich das Meckern des Schneiders entflammte Martin und mich zu dem Entschlusse, das Stück selbst aufzuführen. Ich dichtete es zu diesem Zwecke etwas frei nach und fühlte mich durch das Gelingen zu einem Original-Lustspiel ermutigt; „Der tanzende Lieutenant". Der Lieutenant war ein Geck, — natürlich meckerte er auch — zum Schlusse riefen Alle: „Nieder mit der Tyrannei!" Das Schicksal dieses Erstlingswerks war ein exceptionell trauriges: es wurde noch vor der Aufführung von der Kritik zerrissen. Herr Werner vernichtete das Manuskript in patriotischer Aufwallung.

(Schluß folgt.)

Stilles Glück.

Die Sehnsucht sang ein leises Lied;
Es summte mir im Ohr
Ein Klang, der kommt, ein Klang, der flieht
Wie ferner Kirchenchor.

Und Andacht flügelt mir um's Haupt
Schwebt mir zum Herzen ein;
Und Friede, den ich fern geglaubt,
Bettet sich weich darein.

Der Schmerz, der wilde Wellen schlug.
Da ich mein Lieb verließ,
Und bangen Leides mir genug
Für manchen Tag verhieß —

Er löste sich und nahm die Qual;
Kuhvoll mein Fühlen ist —
Ein Weiher, den der Sonne Strahl
Am frühen Morgen küßt.

Und eine Stimme flüstert mir:
„Zeit kann nicht stillestehn;
Entgegen eilest du mit ihr
So süßem Wiedersehn."

Die Sehnsucht sang ein leises Lied,
Es summte mir im Ohr
Ein Klang, der kommt, ein Klang, der flieht
Wie ferner Kirchenchor.

Hans Lange.

Herbstsonne.

Die goldne Sonne mit Zittern flirrt
Ueber das Feld ohn' Ende;
So lang bin ich unübergeirrt,
Jetzt berg' ich den Kopf in die Hände,
Und strecke mich still und atme kaum,
Kings hat der herbstliche Sonnentraum
Seinen Zauber ausgegossen,
Lichtkönig mich umflossen.

Das ist ein Kiefeln, ein Fluten, ein Sprühn,
Goldpurpur schmückt den Bezwinger,
Ein leuchtendes Meer von schwankem Grün
Sieht blinzelnd mein Aug' durch die Finger.
Das dehnt sich und flimmert, soweit ich nur seh;
Kein Laut — nur ein Wagen auf ferner Chaussee.
Traumleise mit schwärmendem Brummen
Mich Sonnenkäfer umsummen.

Die Glieder streck ich und dehne sie weit
Voll übermächtiger Wonne;
Das Gras blüht spinnwebüberschneit
Im Banne der Mittagssonne.
Herbstfäden verstricken mit spielendem Hauch
Im glitzernden Netzwerk den glühenden Strauch,
Sie flattern und flirren und kosen
Um Hagebuttenrosen.

Die ragen zu Haupt mir, ein wisperndes Dach,
Mit flammenden Früchten sie prunken,
Sie rufen zwei kieschrote Lippen mir wach,
Mein Herz träumt rauschverfunken,
Der Sonnenzauber das Schweigen umher
Und das grüne, das flimmernde Blättermeer —
Es kommt das Glück gegangen
Schlafrot mit schämigen Wangen . . .

Wilhelm Arminius.

Digitized by Google

Gedichte

von

Karl Werder.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

„Wüßt ich's nur nicht immerdar . . ."

Wüßt' ich's nur nicht immerdar,
Was ich doch besessen;
Könnt' ich's nur vergessen,
Daß es schöner war!

Daß ich es ertragen kann,
Das ist viel und wenig;
Immer bin ich noch ein Mann,
Doch ich war ein König.

Nur Eins.

Nur Eins, o Herr der Gnade,
Erfleh' ich heut vor dir:
Den Stern auf meinem Pfade,
Allliebender, laß mir!
Der mit so mildem Glanze
Verheißet und verklärt,
Der mir das große Ganze
So festlich süß beschert.

Ach, so beseligt steh' ich
In deiner weiten Pracht,
So morgensonnig seh' ich
Durch all die Dämmernacht
Den Lenz der ew'gen Güte,
Dein ganzes Liebemeer,
Den Himmel im Gemüte
Trag' ich mit mir umher.

Zwei Augen laß mir offen,
Den allertreusten Blick!
Und nichts hab' ich zu hoffen,
Zu wünschen vom Geschick.
Mir deine Welt zu geben,
Hab' ich mich selber, mich,
Fürs lange kurze Leben —
Und sterb' ich, hab' ich dich.

„Nur eine Stelle ist auf dieser Welt . . ."

Nur eine Stelle ist auf dieser Welt,
Wohin ich immerdar gehöre —
Von Ewigkeit bin ich darauf gestellt,
Und darin eingepflanzt mit meiner Ehre.

Das ist dein Herz! Dein heilig Liebesherz!
Mit seinem Weh und seiner Wonne.
Da sind auch meine Freuden und mein Schmerz,
Da meine Nacht, und da auch meine Sonne.

Dir nie zu fehlen, wenn du rufst: tritt ein!
Nur deine Sehnsucht mein Gewissen —
Das soll die Ruhstatt meiner Tage sein,
Und in der letzten Not mein Sterbekissen!

Bei dir.

Sei mir gesegnet! Ja bei dir
Sind alle Götter noch!
Da schaff' ich, da genüg' ich mir,
Da weiß, da bin ich doch.

Da in des Zimmers engem Raum
Hab' ich die beste Welt;
Da webt der kurzen Stunde Traum
Das tiefste Himmelszelt.

Da aus dem treusten Auge bricht
Der Seele Macht, die mehr
Von Lieb' und ew'gem Leben spricht,
Als Nachts das Sternenheer.

Unsagbar.

Könnt' ich's nur mit einem Wort
Sagen, wie mir ist!
So mit einem Liebeston
Der mich ganz ermißt!

Schütt' ihn hin, den heißen Schmerz,
Kätselvolle Brust!
Selig unersättigt Herz,
Sprich von deiner Lust!

Wie nur schaff' ich mich heraus?
Ach, wen ruf ich an?
Ach, ich leide, was ein Mensch
Nur erleiden kann!

Thräne, die im Auge schwimmt,
Fall' auf mein Gedicht!
Namenloser Seufzer du,
Gieb ihm dein Gewicht.

*) Aus dem von Otto Gildemeister herausgegebenen, in den nächsten Wochen im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin erscheinenden Nachlaßbande: „Gedichte von Karl Werder". Wir werden auf das schöne und bedeutsame Buch noch zurückkommen. Anm. d Red.

Digitized by Google

Ich.

Wie sollt' ich klagen, daß ich nicht
Ein Andrer worden bin?
Hab' ich hienieden denn die Richt'
Gegeben meinem Sinn?

Von gestern und von heute sind
Die Klagen und die Reu;
Wie sie von Ewigkeit gesinnt,
Bleibt sich Natur getreu,

Ich blühe ja und bringe Frucht!
Laß andre schöner blühn;
Laß ihrer Früchte stolzre Wucht
In reicherer Fülle glühn.

Mich labt der eignen Blüte Duft,
Und mir, mir schmeckt sie süß
Die Frucht, die meines Himmels Luft
Spät an mir reifen ließ.

Die klein an Zahl, doch guter Art
An meinen Aesten schwillt,
Die langsam wachsend, wurmverwahrt,
Die Sehnsucht mir gestillt.

In meinem Winkel ist ja Ruh'!
Wer hat denn mehr? Was ist,
Das ich noch außerdem dazu
Begehren sollt und müßt'?

Mit Waffenblitz und Geistesticht
Der Welt zu gehn voran?
Ich mag ja nicht, ich will ja nicht,
Will ja nur, was ich kann;

Will eins nur sein und bleiben, was
Ich bin: ein freier Mann!
Der so lang' wanderte, bis daß
Er fand nach Canaan!

Getrost, Gemüt! Hier stehn wir froh
Auf eignem Grunde fest;
Sorg' nur, daß unser Lebtag so
Der Herr uns stehen läßt!

Die Tiere.

Sei freundlich! Lad' in dein Gemüte
Die scheuen Tiere dir zu Gast!
In einer Menschenseele Güte
Gieb ihnen Raum, gieb ihnen Rast.

Sieh ihnen in die Augen! Achte
Sie nicht geringe — ob er dann
Vielleicht sich löst, gelind und sachte,
Der strenge, schwere, finstre Bann,

Der immer, ob du ihnen wehe,
Ob wohl thust, sie zu dulden zwingt,
Der, wie ihr Aug' auch zu dir flehe,
Zum Schweigen ihre Seelen bringt.

Auch sie, durch eigenstes Geschicke
Sind sie geworden, was sie sind;
Ein Märchen bricht's aus ihrem Blicke,
Geschicht' ist's, die sich tief verspinnt.

Sie sind Natur! sind aus dem Ganzen,
Und auch in ihnen ist das All,
Die Erde mit Gestein und Pflanzen,
Mit aller Sterne Wiederhall

Der Aether, und mit Hauch und Klange
Der Seelen jenes Geisterreich,
Davor sie stumm und scheu und bange,
Und des sie hoffnungsfroh zugleich!

O schone sie! sei ihnen milde,
Lausch' ihrem wunderlichen Thun!
Auch auf dem seltsamsten Gebilde
Laß deinen Blick in Ehrfurcht ruhn.

Denn du kannst keines machen! Quälen
Nur kannst und töten kannst du sie.
Und schöner kannst du sie beseelen
Durch deiner Liebe Phantasie.

Und wenn du nichts erführst von ihnen —
Erfahren wirst du viel an dir!
Die Erde wird dir lichter grünen,
Und froher wirst du sein auf ihr.

Die Philosophie.

Sie weiß nicht alles, aber viel;
Mit jedem Schritt steht sie am Ziel
In rein gezogen Schranken,
Und spielt des Geistes Schöpferspiel
Im Doppelsinn der Gedanken.

Letzte Probe.

Wenn es kommt zum letzten Schlafen,
Herz, dann hilf' mir, daß uns nicht
Die Sekunden Lügen strafen
Unser lebenslang Gedicht!

O dann streckt euch, treue Glieder,
So gelassen in den Tod,
Bis die kühnsten meiner Lieder
Euer Marmor überbot!

Bis, von Leibeslast entzügelt,
Unser letzter Atemzug,
Jener leise, überflügelt
Meiner Hymnen höchsten Flug!

Dann im scheidenden Gemüte
Gegenwärtig, Gott, sei du!
Daß es aus der Todesblüte
Um sich hauche deine Ruh.

Laß die Augen, wenn sie brechen,
Herr des Lebens, laß sie dann
In den Lieben laß sie sprechen:
Vorwärts! Aufwärts! Himmelan!

Digitized by Google

Die See geht hoch.

Die See geht hoch! Sieh die Tritonen
Sind alle wach zu neuem Fest!
Sie kommen all in Silberkronen,
Sie blasen deinen Marsch, Nordwest.
Sieh! das ist Schönheit, das ist Leben!
Kuh' aus an solcher Leidenschaft!
Sieh, wie dem Element gegeben
Zu frohem Spiel die wilde Kraft.

So roll' auf deinen Stunden, Seele,
Wie hier der alte Gott gebeut;
So schwing' den Dreizack der Befehle
Gelassen über deiner Zeit;
So hohe Flut aus solcher Weite,
Laß deiner Tage Heerschar sein,
So kühn, mit solchem Machtgeleite,
Zieh als ein Gott zum Gotte ein!

Der Fliederbusch.

Sieh diesen Busch! Wo nur zwei Blättchen.
Da liegt auch in dem grünen Bettchen
Halbwach ein Blütenangesicht,
Voll Duft für alle seine Tage;
So trinkt er ohne Pein und Klage
In seiner Freuden Kraft das Licht.

Das t! u' ihm wissend nach, Gemüte!
So reich sieh einmal nur in Blüte,
Wie dieser Flieder jedes Jahr, —
In Blüte deines freien Glückes,
Im Himmelsduft des Erdgeschickes,
Dann bist du schön für immerdar.

Sei gefaßt darauf.

Geht vielleicht, was du gesät,
Manches dir nicht auf;
Und was wunderferne steht,
Bricht in deinen Lauf;
Aber nichts wird dir vergessen,
Alles wird dir zugemessen,
Sei gefaßt darauf.

Michaut.

Achtzehn Jahre warst du alt geworden,
Und die letzten neun in unsrer Pflege
Und in unsrem Dienst, du braver Michaut,
Kuspruchloses Muster deines edlen
Wiederübenden Geschlechts! Wie viele Tage
Hat nicht schon ein einzig Jahr! und keiner
Von den Tagen allen all der Jahre
Ist zu nennen, wo du nicht zur Freude,
Und zum Nutzen deinem Herrn gewesen!
Ach, von wen'gen Menschen, die das Leben
Ihm verbunden, ward ihm das bereitet.

Und du warst ein Tier — doch reich an Tugend;
Immer munter, munter, unverdrossen,
Keines Sporns bedürftig, jedes Zeichens,
Kuch des leisesten, der Hand, des Schenkels,
Kundig, rasch aus eignem Trieb gehorchend,
Ohne Tücken, wie ein Mensch verständig,
Von dem Reiter eines nur, die Ehre
Des Verstandes, auch Verstand verlangend,
Niemals kränkend, und ein guter Kresser.

Oft auch hast du mich hinausgetragen
Weit in's Feld, und mich durch Nacht und Nebel
Heimgebracht, gesunden Leibs, den Stümper,
Immer so, wie ich mich dir vertrauet,
Immer frisch und froh. In allen Nöten
Warst der Helfer du im Scherz und Ernste.

Endlich, eh dein Herr noch wußte, wann er
Oder ob er je dich lassen sollte,
Als wir eben deiner Trefflichkeiten
Seltsam neuer Steigrung noch verwundert,
Als du mich zum letztenmal getragen,
Alter! gingst du selber, wie wir alle
Gehen müssen — gingst, als unser Mund noch
Voll war deines Lobes mehr denn jemals.
Der Erniedrigung, du treuer Diener,
Solltest du entgehn, und in dem Stalle,
Wo du standst in deiner Ehre, fallen.

Nun so fahre wohl, du guter Michaut!
Wenn die Menschen ihre Pflicht erfüllet,
So wie du, dann sagen wir: die Erde
Möge ihnen leicht sein! und wir meinen,
Ihre Seele werde, rasch befreiet,
Von dem Druck des Staubes, ihres Lebens
Reife Frucht in besrer Welt genießen.
Sieh, auch du, wir hoffen's, wirst nicht ohne
Bessre Zukunft sein; so ehren wir dich,
Wackrer Michaut, und wir werden oft noch
Von dir reden und dich nicht vergessen.

Selig still, unangefochten.

Selig still, unangefochten,
In Gedanken süß verflochten,
Und des Körpers leichte Glieder
Jung und frisch wie meine Lieder,
Hingewendet dieses Herz
Zu der Einen liebewärts —
Heilig unerforschlich Walten,
Wolle mir dies Glück erhalten!

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

In den königlichen Gärten.

Im Hintergrund eine Terrasse. Teppiche sind gebreitet, Polster gelegt. Eine Tafel ist gedeckt und mit Erfrischungen belegt. Abendsonnenschein.

Erster Auftritt.

Auf der Terrasse zwei Damen und zwei Pagen der Königin. Die Damen winden Kränze, die Pagen reichen Blumen. Im Gespräch mit Huesca kommt die Königin Affalide vor.

Affalide. . . . Und seit dem Tage, da Ihr meinen Herrn
Verwundet fandet in des Mauren Haus,
Sank sein Gemüt in Schwermut tief und tiefer,
Ward mehr und mehr sein Herz mir abgewandt.
Huesca. Er spricht bisweilen von dem Abenteuer?
Affalide (leise.) Mein lieber Herr schweigt gern, ist er mit mir.
Zu seinem Knappen, einem treuen Knaben,
Der heimlich hold ist einer meiner Frauen,
Beliebt's dem König gern davon zu reden.
Huesca (hastig, erregt.) Was ist ihm in der Mauren-burg geschehn?
Affalide. Aus tiefer Ohnmacht war er aufgewacht;
Und dennoch weiter schien sein Schlaf zu währen,
Und Traum auf Traum ihm lieblich vorzugaukeln.
Er war entrückt in eine and're Welt,
Wo alles eitel Glanz und Schönheit war.
Wie Töne einer fernen, lichten Sphäre
Erklangen wundersame Melodieen;
Und zu der Saiten Wohllaut eine Stimme,
So Zauber und Magie, gleich jenen Liedern,
Die auf dem Fels im Meer Sirenen singen.
— Pause. —
So liegt er noch und schaut und staunt und lauscht,
Als Sang und Spiel verstummen, und auf einmal
Der gold'ne Teppich lautlos sich zurückschlägt;
Und auf dem Grund von düstrem Purpursammt
Ein Bild erscheint, umwallet von Geweben,
Die wie gewirkt aus Strahlen —
(Sie sieht im Garten Raimon kommen, erschrickt, bricht ab.)
Ach, der König!
Und wiederum allein, und wied'rum ganz
In dunklen Gram verloren.
(Leise, flehend.)
Geht zu ihm!
Wie vor dem Bild der schmerzensreichen Mutter,
Das ew'ge Lämplein leuchtet, so seid ihr
In seiner Brust der Schein, der nie verlischt.
Huesca. Er grollt mir, weil ich ihn mit rauher Hand
Entrissen dem arab'schen Zauberbanne;
Und löschte gern die Sonne selber aus,
Auf daß kein greller Strahl von Tageslicht
Des Daseins Unerbittlichkeit ihm zeige.
Affalide (steht ihn an.) Ihr tragt es schwer.
Huesca (erwidert den Blick.) Nicht doch — ba ich ihn liebe.
(Er lächelt.)
Affalide (aufwallend.) Inbrünst'gen Dank! . . . Ich wich ihm gerne aus,
Damit mein Anblick nicht verletzt sein Herz,
Das an der Wunde seines Mißtrauns blutet.
(Sie tritt hastig nach hinten. Huesca folgt.)
(Von der Mitte, rechts vorn, Raimon. In einiger Entfernung Ramiro.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Raimon. Ramiro.

Raimon (starrt vor sich hin und redet zu sich selbst.)
. . . Es brauen Nebel auf, Gewölk umzieht
Die Sonne meines königlichen Tags.
Ob sie wohl merken, daß es Dämmrung wird?
Ich muß es wissen! Immer denk' ich dran.
Doch keiner, der mir's sagt . . . So will ich fragen
— Ramiro!
Ramiro (eilt herbei.) Majestät!
Raimon. Sei wahrhaft, Knabe!
Ramiro (legt die Hand aufs Herz.)
O Herr . . .
Raimon. Laß deine Hand vom Herzen fort,
Und antwort' nur mit: Ja und Nein. Sei wahrhaft!
Gedeiht das Land, seitdem ich König bin?
Ramiro (feurig.) Ja, Majestät!

Digitized by Google

Raimon. Und — liebt man mich?
Ramiro. Herr; ja!
Raimon. Man segnet mich am Morgen und am Abend?
Ramiro (begeistert.) Erhab'ner: ja.
Raimon. Demnach beglück' ich sehr?
Ramiro (verwirrt.) Mein König —
Raimon (rasch.) Ja also?!
— Pause —
Raimon (lächelt.) Ganz im Vertrauen:
Es stand viel besser um das Königreich,
Als Herzog von Huesca —
Ramiro (ruft erschreckt aus.) Nein!
— Pause —
Raimon (sieht ihn still an; dann leise und traurig.) Ich weiß
Und wollteſt du in Wahrheit wahrhaft ſein —
Du kannſt nicht, darfſt nicht; denn ich bin der König;
Du aber biſt des Königs Kreatur.
(Er wendet ſich ab, murmelt mit vollkommen verändertem Ausdruck)
Und Kreaturen wandeln Fürſten in Tyrannen.
(Er erblickt **Affalide** und **Huesca.**)
(halblaut, mit gerunzelter Stirn und finſterem Blick.)
Huesca hier, und mit der Königin —
Belauert werd' ich Schritt auf Schritt, belauſcht . . .
(Er wendet ſich ab.)
Ramiro!
Ramiro. Majeſtät?
Raimon. Man ſchickte doch
Zu jenem jungen Mauren Ben Medina?
Ramiro. Das dritte Mal bereits.
Raimon. Und ließ ihm melden:
Der König bitt' bereits zum dritten Male?
— Man ſagte doch; der König bitte, nicht
Befehle?
Huesca (tritt vor.) Herr, du ſchickteſt nach dem Mauren?
Raimon (ohne ſich umzuwenden.) Vergleb! Ich fragte
Dich nicht um Genehm'gung.
(Er ändert ſeinen Ton.)
Gut übrigens. Huesca, daß Du kamſt.
Das Land hat trübe Tage, Winterszeit.
Laß darum Feſte geben, viele Feſte!
Nimm alle unſ're Sonn- und Feiertage —
Wofür hat Spanien ſeine tauſend Heil'gen?
Zu ſchmauſen gieb den lieben großen Kindern:
Gebratne fette Ochſen — ſchmeckt das prächtig!
Fontainen ſprühen rauſchend auf: Wein, Wein!
Sie ſtürzen hin, ſie drängen, drücken ſich;
Sie wälzen ſich in purpurfarb'nem Schlamme . . .
Statt hübſcher Puppen ſchenk' den art'gen Kleinen
Stierkämpfe, recht ſchön blutig, hübſch beſtialiſch.
Sie geben ihre Seligkeit dafür,
Verlaſſen darum Freund, Geliebte, Weib —
Milch, ihren König, ihren Gott, Huesca.
Und tanzen laſſ' aſturiſch wild! Fandango,
Der alle Sinne macht wie Flammen lodern.
Ich öffne meine Gärten; denn ich wünſche,
Daß dieſe ſchatt'gen Haine tönen ſollen
Von Volksluſt wie vom Lied der Nachtigallen.
Es wiege mich mein Volk in Schlummer ein,
Und miſch ſein ſeſtlich Glück in meine Träume;
Denn ſchlaflos, ruhlos werden mir die Nächte . . .
Vor Allem aber ſorg' für Feuerſpiele,
Daß tageshell die Finſternis erſtrahle,
Als wär' Aituriens Heimat allen Lichts.
Ich will das Firmament hernieberreißen!
Die Sonnen alle will ich kreiſen laſſen.
Die Monde ſollen mit dem Heer der Sterne
In buntem Chaos durcheinanderflammen,
Als ſtürz' der Himmel über uns zuſammen.
— Pause —
(Er kommt langſam vor, murmelt.)
Ich muß doch meinem Namen Ehre machen:
„Raimon der Sonnige."
Affalide. Ach, er iſt krank.
(Sie weint heimlich.)
Huesca (iſt zu Raimon getreten.) Sieh, lieber Herr, die Fürſtin weint um Dich.
Raimon (ſieht **Affalide** an, murmelt.) Erlogen Naß! . . .
Mich friert bei ihren Blicken,
Den ſtillen, kühlen, bis ins Herz hinein.
Ich brauche Sonnenaugen, mich zu wärmen,
Auch bis in's tiefſte Herz.
Huesca, (durch den ſehnſuchtsvollen Ton des Königs betroffen.)
Herr, Sonnenaugen?
Raimon (wie zu ſich ſelbſt kommend, mit verzücktem Lächeln.)
Sie ſah'n mich an; ein Mal nur, kurz und ewig —.
Nicht leuchtet mir der Tag mehr, nicht der Himmel;
Der eine Strahl verzehrte alles Licht.
Huesca (rauh.) Nicht das Bewußtſein Deiner Königspflichten!
Raimon. An die mahnſt Du, und mahnſt genug; ſelbſt ſie
Erfüllend, wo ich läſſig bin.
Affalide. Huesca!
Raimon. Die Fürſtin ruft!
Huesca (leiſe, dringlich.) Sei gütig. Sie iſt einſam.
(Er geht zu ihr.)
Raimon (mit eigentümlichem Ausdruck.) Einſam . . . Ich bin es auch.
(kleine Pauſe.) Doch fühl' ich Mitleid
Affalide (leiſe zu **Huesca.**) Nein, laßt mich geh'n. Er wird es gar nicht merken.
Huesca (laut.) Wohl, ich geleite Eure Majeſtät.
Raimon (mit ſtarker Ueberwindung.) Entführſt Du uns're holde Königin?
Affalide. O mein Gemahl!
Raimon (rasch.) Doch ohne meine Mutter?
(Er führt **Affalide** vor.)
Affalide. Sie wünſcht nicht auszugeh'n.
Raimon. An dieſem Abend
Der ſich wie Wohllaut in die Seele ſchmeichelt,
Die heiße Stirne, die den Tag erduldet,
Mit ſanften Schwingen kühlt; und Well' auf Welle
Von Blumendüften anſtrömt über uns,
Bleibt einſam ſie im dumpfen, dunkeln Hauſe?
(Er läßt **Affalidens** Hand fahren.)
Man hat ſie nicht genug.
Affalide. Ich bat inſtändig.
Raimon. Ich will doch ſelbſt —
(Thut einige Schritte, bleibt ſtehen.)
Sie grollt gewiß mit mir,
Und wünſcht nicht, mich zu ſehn' . . Sie grollt jetzt oft.
(Er wendet ſich zu **Affalide.**)
Genehm'ge Eure blaſſe Lieblichkeit!
(Er führt ſie zur Tafel.)

Digitized by Google

Zu rauh dem zarten Fuß sind diese Teppich?
Der König ist zu arm um sie zu schmücken,
Die königlich sein Reich mit Grazie schmückt.

Alfalide (mit gesenkten Augen, stammelt.) Herr, lieber Herr —

Raimon (hastig.) Was darf ich Euch kredenzen? Pfirsich aus Avile, Granatäpfel Von unsern Gärten am Berg Estaca? Blutrote Feigen, übertaut vom Dunst Der vollen Reife, gold'ge Würze träufelnd; Doch nicht so süß wie meiner Herrin Lippen.

Alfalide (steht an der Tafel, sieht vor sich hin, flüstert.) Dies ist gewiß ein Sommerabendtraum,

Raimon (tritt hastig von ihr fort.) Doch meine Mutter sitzt allein und härmt sich!

(Er nimmt ein Gefäß, füllt es mit Trauben, winkt einem Pagen.)

Bring diese Trauben ihr von ihrem Sohn.

Alfalide (winkt dem Pagen, bricht einen blühenden Rosenzweig, legt ihn über die Trauben. Mit tiefem Erröten und einem schüchternen Liebesblick auf Raimon.)

Und diesen Rosenzweig von — ihrer Tochter.

Raimon (tritt zu dem Pagen.) Sehr anmutsvoll!

(Er streift wie unversehens über die Schale. Der Zweig fällt herunter.)

Wie ungeschickt.

(Page bückt sich nach dem Zweig.)

Raimon Jetzt laß nur!
Der holde Zweig am Boden . . . Tummle dich.

(Der Page ab.)

Raimon (ruft **Ramiro** zu.) Noch nichts von Ben Medina?

Ramiro. Nichts, o Herr.

Raimon (aufgebracht.) Schick einen vierten Boten; König Raimon
Befiehlt den Mauren vor sein Angesicht
Ganz unverzüglich, diese Nacht noch. Fort!

Ramiro (eilt ab nach links.)

Raimon. Er muß sich danken lassen! . . . Herzog!

(**Huesca** tritt vor.)

Raimon. Hast Du
Den Preis erhöht für jenes Mörders Haupt?

Huesca. Er ist so hoch, daß singt in San Leone
Ein Sohn den Vater zieh des Königsmords,
Gereizt vom hohen Preis.

Raimon (mit entstelltem Gesicht, flüsternd.) Noch nichts entdeckt?

Huesca (verneint.)

Raimon. Giebt's kein Gericht in diesem Königreich?
Wozu hab ich denn Richter eingesetzt,
Kann nicht einmal ein Sohn den Vater rächen.
Und dieser Sohn ist König. — — Lasse foltern!
Die Folter Jedem, den ein Mißtraun trifft,
Mein ganzes Volk ist schuldig dieses Mords.
Ein flüchtiger Verdacht, ein Hauch, ein Argwohn
Die Folter meinem ganzen Volke! Denn
Es ist nicht wahr, daß der Despotengeist
In meines Vaters Brust gerannt: Das Volk,
Das ganze Volk schuf zum Despoten ihn!
Darum laß foltern, foltern; und den Preis
Noch höher also.

Huesca (langsam und schwer.) Gut: noch höher, Herr.

Raimon (mit zuckenden Lippen.) Dein Mund spricht: gut! Dein Herz grollt: „schlimm und — Schlimmer!

Huesca (bark.)

Raimon (tritt auf ihn zu.) Du wagst —

Ramiro (kommt eiligst.) Der Maure, Herr!

Raimon (tritt von **Huesca** zurück.) Beliebts ihm endlich? Den Preis nicht höher also. — — Führ' ihn her!

Ramiro (ab.)

Raimon (hastig zu **Huesca**.) Du mahntest Recht. Hab' Dank. Geleit die Fürstin.

Die Nacht bricht an. Ich folge gleich.

Huesca. Mein König —

Raimon. Kein Wort, Huesca!

Huesca (tritt dicht an ihn heran.) Herr, ein allerletztes. — Hüt' vor dem Mauren Dich und vor — der Maurin, Um die du dreimal bitten ließ'st den Feind, Und deren Sonnenaugen Dich geblendet, Daß Du dich selbst nicht mehr erkennst.

Raimon (winkt ihm ungeduldig.) Geh', geh'!

Huesca (geht zur Königin.)

Alfalide (leise.) Was saget Ihr ihm heimlich? Seht er zürnt.

Huesca (laut.) Der König sinnt und wird sich gleich besinnen:
Auf sich und auch auf mich: daß ich in Treuen
Als meinem teuern Herrn ihm stets begegne.

(Er geleitet die Königin hinweg.)

(Damen und Pagen folgen — Die Sonne geht unter. Ueber dem Garten steht ein flammender Abendhimmel.)

Dritter Auftritt.

Raimon. Dann **Ramiro** mit **Admar** den **Medina** und **Hassan**

Raimon (allein.) Wie tönte der Gesang des schönsten Weibes?
Sie sang von einem Silberreiher, der —
(Er steckt, besinnt sich.)
Schlecht hört' ich zu! . . . Sieh da, mein stolzer Retter

Ramiro (führt **Admar** herbei.)

Hassan (folgt seinem Heeren, bleibt auf einen Wink **Admars** zurück.)

Raimon (zu **Ramiro**.) Ramiro geh'! (heimlich.) Bleib dicht in meiner Näh';
Und hab' ein scharfes Aug' auf diesen Mauren.

Ramiro (geht.)

Vierter Auftritt.

Raimon. Admar (in reicher, mauriſcher Gewandung mit weißem Burnus. Er steht bis gegen Ende der Scene **Raimon** in der Haltung eines Erstaunten gegenüber, die glühenden Augen unverwandt auf den König geheftet.)

Raimon (nach einer Pause.) Der Abendhimmel scheint mit seinen Flammen
Dich auszulpei'n wie einen lichten Geist.
— Tritt näher, Maure.

Admar (der in der Mitte der Bühne steht, regt sich nicht.)

Raimon (lächelt.) So komm' ich zu Dir.
— Ich bin dein Todfeind, bins, weil meine Väter
Die Deinen unterjochten und verjagten;
Ursach genug für Dich, mein Feind zu sein.

Admar (schweigt.)

Raimon. Noch immer stumm? Du läßest gern Dich bitten.
Wohl! Dir zu Lieb', befleiß ich mich zu lernen,

Digitized by Google

Worin ein König sonst recht ungelehrig.
Ich bitt' Dich also, mir Gehör zu schenken.

Admar. König Raimon, wohl, ich höre

Raimon. Du warst so groß, dem Gegner wohl zu thun.
Sei größer noch, und zeig' Dich wahr dem König
— Man sagte mir: Du hassest mich?

Admar. Bin ein Heide, König Raimon,
Also hass' ich meinen Feind.

Raimon (sieht ihn verwundert an, murmelt.) Ein Mensch
Und keine Kreatur!
(Er entfernt sich, bleibt stehen. Dann ohne **Admar** anzusehen.)
Vertrieben wurde
Mit andern edlen Mauren auch Dein Vater . . .
Sprich, würdest Du mir anvertrau'n, weswegen
Du nach Asturien bist zurückgekehrt?
— Pause. —
Du kannst ja lügen, Maure.

Armar. Bin kein Christ zwar, lüg drum doch nicht.

Raimon. Stolz fürwahr!
Gewiß hat Dich Dein Volk hierher gesandt
Zu Späherdienst und um Verrat zu üben.
— Obschon kein Christ, lügst Du vielleicht jetzt doch?

Admar. König, ja! Ich ward gesendet.

Raimon (rasch). Von den Verschwörern wider meinen
Thron?

Admar. Allah sandte mich hierher.

Raimon. Und was befiehlt Dir Allah hier zu thun?

Admar (lächelt.) Herr, was thut man bei dem Feind?

Raimon (mildet.) Du möchtest deinen Vater rächen,
Admar?

Admar. Nicht nur meinen Vater, König.

Raimon. Dein ganzes Volk? An wem denn rächen?
Wie?

Admar. Allah weiß es. Er ist mit mir.

Raimon (mit scheinbarer Strenge.) Weißt Du, daß ich
jetzt nur zu winken brauche,
Und Deine ganze Rache fällt zu Stand,
Ob auch Dein mächt'ger Allah mit Dir sei?

Admar. Da so groß ich von Dir denke:
„König Raimon könnt' die Wahrheit,
Die er sucht, wenn er sie findet,
Auch vernehmen, auch ertragen" —
Denkst Du selbst von Dir so klein?

Raimon (erregt.) Wer lehrte Dich die Sprache zu
mir reden
Nach deren stolzem Laut mein Herz sich sehnt?
(In anderem Ton.)
Verstünd' ich nur, warum Du von der Bärin
Mich nicht zerfleischen ließest?

Admar. Nicht Dein Tod ist's, der mir frommt.

Raimon. Räthselvoller!
Warum denn schlichst Du mir zum Abgrund nach?

Admar. Nachzuwandeln Deiner Spur
Trieb der Geist mich, und ich folgte.

Raimon. Als Du mich fortrugst und in Ohnmacht
wähntest,
Sahst Du mich seltsam an, mit einem Blick
An grimm'ger Wildheit dem der Bärin gleich.
Da Du so groß bist in Wahrhaftigkeit,
Sag' schrankenlos, was bei dem Blick Du dachtest.

Admar. Herr, ich dachte: Hielt' sein Herz ich
So in meiner Hand, wie jetzt
Ich im Arm sein Leben halte.

Raimon. Was würdest Du mit meinem Herzen thun,
Gesetzt, Dein Allah legt's in Deine Macht?

Admar. Gäbe Allah mir Dein Herz,
Würd der Gott mir auch gebieten,
Was zu thun mit seiner Spende.

Raimon. Jetzt suchtest Du mit klüglich zu entwischen.
(**Raimon** schreitet in leidenschaftlicher Bewegung auf und ab, kämpft mit einem großen Entschluß; bleibt vor **Admar** stehen.)
Ich will Dir sagen, Maure, was geschähe,
Gäb' Dir Dein großer Gott mein Herz zu eigen.
Du würdest es sehr bald erkennen; und
Erkenntnis würde schmelzen Deinen Haß,
In Neigung ihn verwandeln, Freundschaft — Liebe.
Du wirst mich lieben müssen, kennst Du mich.

Admar. Herr, vielleicht; doch schwerlich, glaub' ich.

Raimon (lächelt.) Ganz sicher, Admar! Sieh, man
warnte mich:
„Hüt' Dich vor diesem Mauren!" Und ich wollte
Der Warnung treulich folgen. Aber jetzt,
Nachdem ich Dich als wahrhaft hab' erkannt —
Medina, jetzt vertrau' ich Dir so ganz,
So unermessen, daß ich nicht allein
Mein Leben würd in Deine Arme betten;
Ich lege auch mein Herz in Deine Hände,
Nicht ruhend, bis in Deines Du's geschlossen.
(In seiner sonnigsten Weise.)
Es scheint ein Wunder Dir; doch ich vollbring's.
Mir widerstand noch keiner, den ich liebte.
Soll ich versuchen, Admar?

Admar (nach einer Pause.) Herr, versuch's.
(vermeint sich, will sich entfernen.)

Raimon (hastig, erregt.) Sobald entkommst Du nicht.
(Er geht zu ihm.)
Soll ich an Dir
Ausüben meine Magierkünste, muß ich
Von deinem Mund vollends das Siegel lösen.
(Es wird Dämmerung.)

Admar. Frag! Ich werde Antwort geben.

Raimon. Just meine Jahre mußt Du haben! Nur
Mit zwanzig Jahren hatst man so wie Du;
Und liebt man so wie ich . . Wir wollen Beide
Den vollen Becher überschäumen lassen!
— Du hausest in der Wildnis ganz allein?

Admar. Herr, wie meinst Du?

Raimon (verbirgt mit Mühe seine Aufregung.) Dir blüht
gewiß auf deinem Alpenfeld
Von Bagdads wunderholden Blumen eine?

Admar (langsam leise.) Hab' kein Weib.

Raimon. Ob Du auch jetzt wohl wahrhaft bist?

Admar. Sieh ich gleich vor einem König,
Lernt' ich doch so rasch nicht lügen,

Raimon. So muß ich meine Ohren Lügen strafen
Und meine Augen auch . . .
(Leise.) Ich lag bei Dir,
Und hörte, Admar, sah —
(**Admar** erbebt am ganzen Leib in leidenschaftlicher Erschütterung.)

Raimon (betrachtet ihn) Zum ersten Male
Gewahr' ich, daß Du menschlich bist wie ich;
Das Bild aus Erz, das tönt, kann sich auch regen.

Admar (wiederum regungslos). Meine Schwester sahst
Du, Mira

Digitized by Google

Raimon. Ihr Nam' iſt wie ſie ſelber. „Mira!" Hört' ich
Den Namen nur, er zauberte vor mich
Ein Frauenbild, an Reiz ſo unvergleichlich. . . .

Admar (hebt fanatiſch die Arme, bricht leidenſchaftlich in den Ausruf aus.)
Groß iſt Allah!

Raimon (täcelnd.) Ei, beteſt Du, hörſt Du von Mira reden?

Admar. Allah pries ich.

Raimon (mißtrauiſch.) Es klang beinah, als dankteſt Du dem Gott.
Weil er auf einmal gnädig Dir gewährt,
Um was Du lang vergeblich bitten mußteſt.

Admar (blickt Raimon feſt in die Augen.) König ja! In Deiner Stimme
Hört' ich Allah zu mir reden.
Und ich beug' mich ſeinem Willen.
Danke Ihm und — danke Dir.
(Er kreuzt die Arme, verneigt ſich, zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Raimon (vor ſich hin träumend.) Ob mich auch Mira haßt? . . . Kann Mira haſſen?
Kann finſter ſein die Sonne, Frühling Winter?
(Er blickt auf.)
O Admar, Admar, laß mich Mira ſehen!

(**Admar** antwortet nicht, weicht langſam zurück, in den Schatten der Bäume.)

Raimon. Du gehſt, Du ſchweigſt! Ein Wort nur —

Admar (aus der Entfernung.) König, komm!
(**Admar** verſchwindet im Dunkel.)

Raimon. Die Sonnenaugen! . . . Eile mir voraus;
Ich folg' Dir gleich zur Schweſter! Meine Sehnſucht
Soll meinem Andaluſier Schwingen leihen,
Damit ich überflügle den Araber.
(Er lauſcht.)
Da ſprengt er ſchon davon! . . Er meldet Mira;
Der Silberreiher breitet ſeinen Fittich,
Und kommt herabgerauſcht aus Wolkenhöhen . . .
Jetzt fällt das Lied der ſüßen Frau mir ein:
(Er ſingt leiſe vor ſich hin.)
„Wilder, ſchöner, ſtolzer Vogel,
„Hat mein Pfeil Dich wundgeſchoſſen!
„Drücke meine roten Lippen
„Auf die rote, rote Wunde."
(mit lautem Jubel.)
O thu's, und heil' im Kuß mein krankes Herz!
Ich trinke Lebenskraft von Deinem Munde.
(Er ſtürmt davon.)

(Fortſetzung folgt.)

Gleichnis.

Quer durch den Wieſengrund führt ein Weg, ihn haben viel tauſend
Füße getreten, die ſtets einer dem andern gefolgt.
Oft ſchon wandelt' ich ihn, doch heute trieb ein Gelüſt mich,
Mitten durch wehendes Gras pfadlos zu ſchweifen dahin. —
Zwar hat der Hüter des Feldes den Hut mir vom Kopfe gepfändet,
Aber wie nimmer zuvor blumengeſchmückt kehrt' ich heim!

Siegfried von Volkmann.

Im Strom.

Verankert im Strom ein Kaſten liegt,
Von der Flut, der hohen, unwegt, gewiegt,
Durch Löcher ſtrömt ſie ein und aus,
Und ſie müſſen leben im Kellerhaus!

Sie ahnen, ſehnen, drängen ſich, lauſchen:
Ein Gurgeln nur, ein Schluchzen und Kauſchen.

Sie fühlen ſich in den Kerker geſperrt
Von einer Welt da draußen genärrt.

Sie wollen wiſſen, wohin ſie gehören,
Sie woll'n der Wahrheit ſchaun in's Geſicht!
Auch Fiſchblut mag ſich 'mal empören —
Und Menſchenblut nicht?

Franz Herold.

Mit Roſen.

In die helle Sommerfriſche;
In das grünumlaubte Haus,
Folgt dir dieſer träumeriſche,
Sehnſuchtsſchwere Roſenſtrauß.

O, ich weiß, aus Roſenfluten
Hebt ſich euer Tuskulum,
Wie ein Haus aus Flammengluten;
Roſen, Roſen um und um:

Dennoch ſend' ich dieſes Sträußchen
Dir in ſichrer Liebesruh;

In das volle Taubenhäuschen
Fliegen neue Tauben zu!

Mag dich Roſenduft umkoſen,
Roſenflammen dich umglühn,
Send ich doch nach Schiras Roſen,
Wie in Schiras keine blühn:

Alſo heiß in Liebe glühend,
Ganz ihr Leben weihend dir,
Alſo demutvoll erblühend
Roſen, ſo wie dieſe hier.

Hugo Salus.

Digitized by Google

Ungedruckte Briefe von Bismarck.

Von den großen Männern, die dies Jahrhundert geboren, hat — mindestens soweit unser Wissen reicht — nur Einer gegen die Veröffentlichung seiner Briefe nie etwas einzuwenden gehabt, geschweige denn, daß er eine solche durch Wort oder That zu verhindern gesucht hätte. Dieser Einzige ist Bismarck. Solange es sich nicht etwa um aktuelle Staatsgeschäfte handelte, wo das Geheimnis auch für ihn eine Bürgschaft des Erfolges war, hat Bismarck selbst die Veröffentlichung seiner politischen Briefe geschehen lassen, und nun gar der unpolitischen, persönlichen, der Familienbriefe. Hier hat er nicht blos Andere gewähren lassen, sondern zuweilen selbst die Veröffentlichung gefördert. So würden wir, um ein einziges Beispiel herauszugreifen, ohne sein direktes Mitthun die Briefe an seine Frau gewiß nicht kennen gelernt haben.

Es hieße den Rahmen einer Mitteilung überschreiten, wenn wir hier Bismarck als Briefschreiber eingehend charakterisieren wollten. Nur so viel sei gesagt: wie seine Handschrift nicht ihres Aehnlichen hat, diese zugleich wuchtige und kühn anstrebende, zugleich klare und eigentümlich verschnörkelte Schrift, so ist auch im Inhalte selbst dem gleichgiltigen Billet sein Stempel aufgedrückt: so eben äußert sich Bismarck und kein Anderer. Er ist immer unübertrefflich klar und überaus knapp; selbst wo er sich behaglich gehen läßt, ist kein Wort überflüssig, keines steht müßig da; es hat seinen Zweck, es soll etwas sagen, was die anderen Worte nicht gesagt haben. Und ferner: wie an Prägnanz des Ausdrucks, so suchen diese Briefe auch an Korrektheit der Form ihresgleichen. Der Mann, der das Deutsche Reich geschaffen, gehört auch zu denen, die in diesem Reiche das beste Deutsch schreiben. Und daß der Inhalt an sich Beachtung verdient, versteht sich ja bei diesem Manne von selbst.

Aus all' diesen Gründen sind bisher ungedruckte Briefe von Bismarck eine willkommene Gabe für den Leser und dies Interesse wird auch den hier mitgeteilten nicht fehlen. Es sind ihrer drei, jeder von ihnen an einen anderen Adressaten gerichtet — daß sie hier zusammen veröffentlicht werden, bewirkt derselbe Zufall, der uns die Mitteilung ermöglicht. Die Briefe kamen jüngst in Berliner Autographenauktionen zur Versteigerung und wir haben von den Eigentümern Abschriften erworben.

Der Brief, der chronologisch die Reihe eröffnet, ist auch inhaltlich von größtem Interesse. Eines Kommentars bedarf er nicht; es wird auch für das Verständnis des ferner stehenden Lesers genügen, zu bemerken, daß sich während des dänischen Krieges von 1864 die Notwendigkeit, den achtzigjährigen Wrangel durch einen jüngeren Führer zu ersetzen, sehr früh deutlich herausgestellt hatte, ohne daß sich König Wilhelm dazu entschließen konnte; erst nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen bot sich die Möglichkeit, den alten Haudegen in allen Ehren seiner Dienste zu entheben. Unter den Belohnungen, die ihm zuteil werden sollten, durfte eine materielle nicht fehlen; der alte Herr hatte sie nötig; es lag am nächsten, seinen angestammten, der Familie verloren gegangenen Besitz — das Gut Wrangelsburg bei Greifswalde in Pommern — zurück zu erwerben und ihm zu schenken. Zur Ermöglichung dieses Vorhabens schrieb nun Bismarck an seinen entfernten Vetter, den Grafen Theodor von Bismarck-Bohlen, Gutsbesitzer auf Karlsburg in Pommern, den folgenden Brief:

Berlin, 23. Mai 1864.

Lieber Theodor!

Der König geht mit dem Gedanken um, dem Feldmarschall Wrangel bei seinem bevorstehenden Ausscheiden aus dem Dienste eine Dotation zu gewähren und zu diesem Behufe, in Ausführung eines schon vom hochseligen König angeregten Gedankens, Wrangelsburg anzukaufen, falls diese Besitzung zu annehmbaren Bedingungen zu haben ist.

Seine Majestät hat mich heute schriftlich beauftragt, zunächst bei Dir, als nahem Nachbarn und Sachkundigen, Erkundigungen darüber

Digitized by Google

einzuziehen, ob Wrangelsburg gegenwärtig käuflich ist, für welchen Preis und wie sich letzterer zum landesüblichen Werte der Besitzung verhält.

Du hast also wohl die Freundlichkeit, mir in dieser Beziehung mitzuteilen, was Dir zugänglich ist. Da durch das Verlautbaren der eigentlichen Absicht das Geschäft, wenn es überhaupt zu machen ist, erheblich verteuert werden würde, so empfiehlt es sich vielleicht, wenn Du anscheinend im eigenen oder im Interesse eines andern möglichen Käufers die nötigen Ermittlungen anstellst.

Verzeih', daß ich Dich im allerhöchsten Dienst mit diesen Dingen behellige, es läßt sich nicht anders machen.

Uns geht es mit Gottes Hilfe wohl, nur fühle ich mich von der ununterbrochenen Anstrengung allgemein körperlich matt und sehne mich nach einer ausruhenden Pause, ohne daß ich die Möglichkeit voraussehe, den dazu nötigen Stillstand in die Tretmühle zu bringen.

Meine Frau grüßt herzlich.

Dein treuer Vetter

v. Bismarck.

Graf Bismarck-Bohlen unterzog sich ungesäumt der ihm gestellten Aufgabe. Auf dem Brief Bismarck's findet sich folgendes Brouillon eines Schreibens, das Graf Theodor noch am Tage des Erhalts an den Besitzer von Wrangelsburg richtete:

Ew. Wohlgeboren

wollen gefälligst entschuldigen, wenn ich mir erlaube, Sie mit einer ergebenen Anfrage zu beschweren.

Ein sehr geachteter und völlig zahlungsfähiger Mann von auswärts, welcher den Wunsch hat, sich hier in der Nähe anzukaufen, hat sich an mich mit der Anfrage gewendet, ob Sie geneigt wären, Wrangelsburg wieder zu verkaufen und glaube ich, seinen Absichten am besten zu entsprechen, wenn ich mich in dieser Sache direkt an Sie selbst gleich wende.

Im Falle nun Ew. Wohlgeboren zu einem Verkaufe geneigt sein sollten, würde ich Sie ergebenst um Angabe des Preises, welchen Sie setzen, so wie um Mitteilung der Größe des Gutes in Hektar und Magdeburger M., endlich auch darum ersuchen, gefälligst anzugeben, ob in den von ihnen bestimmten Preiß Saaten, Ackerbestellung, todtes und lebendes Inventarium etc. mit einbegriffen sind.

Ich brauche wohl nicht die völlige Discretion meiner Seits zu verbürgen und gestatte mir nur zu bemerken, daß der Käufer wahrscheinlich die ganze Kaufsumme mit einem Mahl auszahlen würde.

Um eine gefällige Antwort ergebenst bittend nenne ich mich

hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren ganz ergebensten

Bismarck-B.

Man sieht, Graf Theodor Bismarck-Bohlen war ehrlich bemüht, seine Mission recht diplomatisch zu lösen. Aber die Kunst nützte nichts. Der Besitzer von Wrangelsburg roch Lunte und forderte einen überaus hohen Preis. Das war nun freilich seinerseits keine Kunst. Die Thatsache, daß schon Friedrich Wilhelm IV., dann Wilhelm I. die Absicht hegten, dem greisen Feldmarschall sein Stammgut zurückzukaufen, war allerdings nicht bekannt, ist auch bis heute weiteren Kreisen nicht bekannt geworden, so daß erst unsere Veröffentlichung den Sachverhalt authentisch darlegt, aber daß Wrangel eine Dotation des Königs erhalten solle, war seit Erstürmung der Düppeler Schanzen in allen Zeitungen zu lesen, und so gehörte kein besonderer Scharfblick dazu, den Besitzer von Wrangelsburg erraten zu lassen, wer der „sehr geachtete und völlig zahlungsfähige Mann" war, der sich durch Vermittelung des Grafen Bismarck, eines Vetters des regierenden Staatsmannes, an ihn wandte! Vielleicht auch vermutete er es blos oder sein Gut war ihm zu geringerem Preiße überhaupt nicht feil.

Jedenfalls irrte er darin, daß man ihm jeden Preis bewilligen würde. Dazu war König Wilhelm ein viel zu sorglicher Hauswirt. Nutzlos Geld zu opfern, nur weil es sich hübsch gemacht hätte, dem alten Wrangel sein Wrangelsburg zu schenken, oder weil es der Feldmarschall — was allerdings der Fall war — sehnlich wünschte, lag nicht in seiner Art. Und so erhielt Wrangel beim Ausscheiden aus dem Dienst die erbliche Grafenwürde und eine Dotation, auf sein Stammgut mußte er verzichten.

Das aber fiel dem alten Herrn schwer, und obgleich ihm schwerlich unbekannt geblieben war, daß ein Versuch, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, gemacht worden, wollte er es doch noch einmal auf eigene Faust versuchen. Er wandte sich an denselben Mann, der bereits in der Sache gewirkt, Grafen Bismarck-Bohlen. Natürlich konnte ihm dieser nur einen negativen Bescheid geben. Daß die Sache dies, in mehr als einer Beziehung merkwürdige Nachspiel gehabt, ersehen wir aus dem folgenden Schreiben Wrangel's, das zufällig in derselben Auktion zur Versteigerung kam:

Verehrte Exzellenz und theurer Freund,

ich danke Ihnen so verbindlich als ganz ergebenst, — für die Geneigtheit, — mit der Sie meine Bitte, betreffend die Nachforschung, ob

Digitized by Google

Wrangelsburg zu kaufen ist, — unterzogen haben — unter den angeführten Gründen, muß ich auf den lieblings Wunsch, Wrangelsburg zu kaufen — verzichten — habe aber die Ehre, mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Ihr aufrichtiger Freund

v. Wrangel.

Daß das Briefchen ein wenig unorthographisch und recht ungrammatikalisch ausgefallen ist, kann bei „Papa Wrangel“ nicht verwundern, wenigstens gewiß nicht in dem Maße, als die Thatsache dieses nachträglichen Versuches an sich . . .

Daß der „eiserne Kanzler“ sich oft nach einer „ausruhenden Pause“ sehnte, ohne daß sie sich finden wollte — und als sie sich 1890 endlich fand, war er bekanntlich gar nicht glücklich darüber — wissen wir nicht allein aus seinem Schreiben. Er hielt aber doch aus und war selten leidend. Von einem solchen Unwohlsein berichtet der folgende, im Spätherbst 1864 gerichtete Brief an die Prinzeß Karl von Preußen:

Sonnabend.

Durchlauchtigste Prinzessin,

ich bin nach dem Zustande meiner Gesundheit leider nicht in der Möglichkeit, mein Zimmer zu verlassen und mich auch nur so weit anzuziehen, daß ich es könnte. Jeder Versuch dazu, den dienstliches Pflichtgefühl mich hat unternehmen lassen, ist von großem Nachtheil für mein Befinden gewesen und kann ich einen solchen nicht wiederholen, bevor eine Besserung nicht eingetreten ist. Ich bin daher zu meinem Schmerze außer Stande, den gnädigen Befehlen Eurer Königlichen Hoheit für morgen Folge zu leisten, indem ich nicht einmal den täglichen Anforderungen des allerhöchsten Dienstes zu entsprechen vermag.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster Diener

v. Bismarck.

Diese höfliche Entschuldigung, einer Einladung nicht folgen zu können, enthält einen Passus, den sicherlich kein Höfling, aber auch mancher Andere nicht einer Dame gegenüber gebrauchen würde: den Hinweis auf die Unmöglichkeit, sich so weit zu bekleiden, um das Zimmer verlassen zu können . . .

Auch der dritte Brief, der uns vorliegt, enthält eine Klage über die „amtliche Qual“. Er ist, wie uns gesagt wird, an einen Vetter des großen Staatsmannes, Herrn Gustav v. Puttkamer, gerichtet und lautet:

Berlin, 11. Nov. 1871.

Lieber Gustav,

ich habe die Papiere, welche auf Lehngüter Bezug haben, Rezeß-, Pachtverträge u. s. w. nach Möglichkeit hervorgesucht, aber in der Eile nicht die Zeit gehabt, sie zu verpacken und Dir zuzuschicken. Ich habe sie auf das Sopha in der Vorderstube des alten Herrn gelegt und Villrok beauftragt, sie zu Deiner Verfügung zu stellen. Brauchst Du Weiteres, so laß nachsuchen; ich bin ermüdet von der Papiermasse, die alle Spinden füllt. Sobald Du von rechtskundiger Hand einen Entwurf über die Auseinandersetzung hast machen lassen, wird Drews hier bereit sein, mit Deinem Beauftragten in Verbindung zu treten, eventuell ich mit Bernhard, der leider noch immer über seine Leber klagt.

Ich habe leider jetzt wenig Zeit, mich mit meinen Privatangelegenheiten selbst zu beschäftigen. Die amtliche Qual ist groß und mir um so schwerer, als ich wegen Johanna's Gesundheit in Sorgen bin. Ich hoffte sie doch etwas kräftiger wiederzufinden, sie war aber matter, wie bei meiner Abreise. Sie mag nicht essen und kann nicht schlafen.

Ich schreibe hauptsächlich, um zu fragen, ob Du willst, daß ich wegen der auf den Lehngütern für mich stehenden Capitalien, die ich wegen meiner Salitzer Schulden und anderer Lauenburger Verbindlichkeiten cediren muß, die Unkündbarkeit auf einige Jahre, etwa bis 1880, stipuliren soll. Es war mir das, nachdem ich es in Rücksicht auf den alten Herrn verlangt hatte, zugesagt, und ich kann es noch fordern, sobald es Dir convenirt.

Empfiehl mich der verehrten Cousine.

Dein treuer Vetter v. Bismarck.

„Johanna“ ist bekanntlich die Gemahlin des Fürsten, der „alte Herr“ war sein Schwiegervater, Herr v. Puttkamer; der Brief ist nach dem Tode des alten Herrn geschrieben und soll die Erbteilung zwischen Bismarck und den Mitgliedern der Familie v. Puttkamer einleiten. Daß der Staatsmann dabei alle Rücksichten üben will, ist unverkennbar. Die „auf den Lehngütern stehenden Capitalien“ waren seine Mitgift, die er nun erst flüssig machte, um seine Lauenburger Güter möglichst schuldenfrei zu gestalten.

Schließlich sei eine Frage beantwortet, die sich manchem Leser aufgedrängt haben wird: Wie kommen derlei Briefe in den Autographenhandel? Bezüglich dieser Briefe wissen wir zufällig die Antwort. Den Brief an die Prinzeß Karl nahm eine Hofdame an sich und schenkte ihn einem Autographensammler, der ihn nach Jahren bei einem Antiquar losschlug. Der Brief an Gustav v. Puttkamer wurde von diesem an seinen Rechtsfreund gegeben und kam zu den Akten. Vermutlich durch

Digitized by Google

einen Schreiber dieses Anwalts wurde der Brief an einen Wiener Antiquar verkauft, von diesem an einen Berliner Sammler, der ihn gegen andere Autographen vertauschte. Der Brief an Graf Bismarck-Bohlen kam nach dessen Tode mit seiner Bibliothek an ein Berliner Antiquariat, dann an einen Sammler, von diesem sehr bald an einen anderen Sammler und schließlich zur Auktion. Hoffentlich sind die Leser dieser Mitteilungen die Letzten, die diesen raschen Kreislauf und damit die Möglichkeit dieser Veröffentlichung schelten.

Aus Laube's Jugend.

Seit einigen Jahren sammelt ein Comité für ein Laube-Denkmal in Sprottau; 25 000 Mark soll es kosten. Davon sind — wir wiederholen, es wird seit Jahren gesammelt — etwa 18 000 Mark, zwar nicht ganz, aber doch beiläufig so viel beisammen; nun den Rest von 7000 Mark zu beschaffen, geht soeben ein Notschrei des Comités durch die Presse. Das wäre ja wahrlich jammervoll genug. Aber die Pointe kommt erst noch: was da ist, hat zum allergrößten Teil der Stiefsohn Laube's, Prof. Hänel in Kiel, aus seinem eigenen Säckel beigesteuert. Wäre Herr Prof. Hänel nur ein wackerer und dankbarer, aber zufällig nicht auch ein wohlhabender Mann, so wäre das Fiasco gradezu bodenlos.

Wie ist derlei möglich? Man sagt, es sei ein Fehlgriff gewesen, das Denkmal in der kleinen Geburtsstadt des großen Dramaturgen errichten zu wollen, für Sprottau habe eben das deutsche Volk wenig übrig! Als ob es sich dabei um Sprottau und nicht um Laube handelte! Und wären etwa dieselben Leute, die nun nichts geben, bereit gewesen, für ein größeres Denkmal in einer Großstadt — etwa Breslau, Wien oder Leipzig, wo er gewirkt, — Tausende zu spenden? Das glaube, wer mag. Wahrlich, das ist eine Historie, die für niemand ehrenvoll ist, nur Herrn Professor Hänel ausgenommen, aber am beschämendsten ist sie doch für die deutschen Theater. Welches von ihnen hat die Dankesschuld abgetragen, die sie ihm alle schulden, sicherlich nicht etwa blos das Wiener Burg- und das Leipziger Stadt-Theater, die unter seiner Leitung Glanztage erlebt. Laube hat als Dramaturg, als Regisseur, als Erzieher von Hunderten brauchbarer und von Dutzenden vortrefflicher Schauspieler für sie alle gewirkt, selbst von seinen eigenen Werken zu schweigen, von denen einige noch heute ihre Anziehungskraft nicht eingebüßt haben. Auch die deutsche Tagespresse hätte sich seines Denkmals wärmer annehmen dürfen, wenn nicht schon aus anderen Gründen, so doch um dessenwillen, weil er lange Jahre einer der tüchtigsten, ehrlichsten und schneidigsten Journalisten gewesen, die im Deutschland der dreißiger und vierziger Jahre die Feder geführt.

An den alten Laube zu erinnern und dabei Einiges vom jungen Laube mitzuteilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Es sind zwei Briefe, der eine aus seinem 25., der andere aus seinem 34. Jahre; der erste ist auch inhaltlich wichtig, aber auch der spätere und kürzere teilt mit dem ersten das Verdienst einer für Laube charakteristischen Tonart. Der Mann ist alle seine Tage knorrig, frisch und wohlgemut gewesen.

Dieser derbe Humor hat ihn auch in seinen schwersten Zeiten nicht verlassen. Und dazu gehört jene, aus welcher der erste Brief stammt. Die Theologie hatte er nun für immer an den Nagel gehängt, um Schriftsteller zu werden, ebenso die Hauslehrerei. Auch hatte er schon allerlei Politisches und Unpolitisches für Zeitungen geschrieben, sogar Bücher — „Polen“ und die „Politischen Briefe“ — herausgegeben, aber eine Kleinigkeit fehlte doch noch: die Möglichkeit, Schriftsteller zu bleiben. Denn dazu gehört nicht blos das Talent, auch das Gedrucktwerden thut's nicht, sondern man muß auch essen und wohnen können; dieser einstige Burschenschafter — er war „alter Herr“ der Breslauer „Raczeks“ — war zudem noch so ungenügsam, ab und zu auch etwas trinken zu wollen. Dazu gehört Geld und die Honorare flossen spärlich — o wie spärlich! — der kümmerlichste Zeilenschmierer verdient jetzt in einem Vierteljahr mehr, als Laube im ganzen Jahr. Seine Arbeiten druckten die Verleger sehr bereitwillig, in Breslauer, wie in Berliner und Leipziger Blättern war er ein gern gesehener Gast, aber Honorar zahlten sie ungern und am liebsten gar nicht. Und wie's ihm ging, wenn er mahnte, erweist der folgende Brief an einen Leipziger Schriftsteller:

Breslau, d. 20. April 1831.

Ich habe Sie, sehr werther Herr Doktor, um Verzeihung zu bitten, daß ich auf Ihren freundlichen Zusatz zu dem encyklischen Planetenbrief so spät antworte. Hr. Hartmann trägt die Schuld. Er war eine Zeitlang sehr zuvorkommend gegen mich, lud mich zu sich nach Leipzig ein, und es war mir dies Alles sehr erfreulich, da ich eine einigermaßen begründete literarische Karriere meiner mir sehr wenig zusagenden theologischen gern vorgezogen haben würde — seit kurzer Zeit aber, da ich ihn um das unregelmäßig eingegangene Honorar für meine Artikel angegangen, hat er mit allwöchentlich die größere Hälfte davon zugehen lassen, mir aber nicht mehr geantwortet. Das schien mir zu meinen ferneren Beiträgen ein stummes Kopfschütteln zu sein, ich habe darum nichts mehr geschickt, und werde, wenn dem so ist, nach den Aufforderungen Wolfgang Menzels meine Hauptthätigkeit nach dem Morgenblatt wenden.

Eine Beurtheilung des Planeten werden Sie vielleicht dort nicht ungern sehen. — Ich wünsche sehr, daß wenn mich auch solche Äußerlichkeiten von Ihrem Blatte scheiden, es möchte dies unser durch dasselbe angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß nicht im Geringsten stören und ich möchte sonst Ge-

Digitized by Google

legenheit haben, Ihnen den Werth darzuthun, den ich darauf lege. — Um doch meinen Namen einmal in Ihrem Blatte zu nennen, werde ich Sie mit meinen Tragödienproben (Gustav Adolf und Moritz von Sachsen) beim Wort halten und Ihnen selbst nächstens auf den Hals schicken, falls Sie sie nicht bis zur nächsten Woche resusiren. Dazu werde ich noch ein Referat legen und — wenn ich Herrn Hartmann recht verstanden habe — damit vom Planeten scheiden, denn ich will mich nicht disharmonisch von einem Blatte lösen, an dem ich lange so großen Antheil genommen.

Könnten Sie nur die Referenten aus kleineren Orten, die so viel mit vollem Munde an der Schaale ihres Örtchens nagen, was nur durch geistige Darlegung des Kerns im bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Interesse erregen kann, beschneiden! Sie mißdeuten mich gewiß nicht. Rosgarn (?) ist Privatdozent der Theologie dahier und heißt Suckow. Ed. Arnd lebt in Rom und ist ein Schlesier.

Am liebsten führ' ich mit Dr. Heine (Cousin des Reisebilderlichen) am heutigen schönen Morgen nach Leipzig — ich habe mich eben von allen bürgerlichen Banden losgemacht und bin durch nichts gehindert, einen literarischen Posten mit vielen tausend Thalern anzutreten — um Ihnen zu sagen, mit wie großer Hochachtung ich bin

Ihr ergebenster
Heinr. Laube.

An den
Redacteur „Unsere Planeten"
Herrn Dr. Ludwig Storch
Leipzig.

Man sieht, Herr Hartmann, der Verleger der Zeitschrift „Unser Planet" ist „sehr zuvorkommend" gegen den jungen talentvollen Mitarbeiter, aber wenn dieser so kühn ist, für seine stets willkommenen Arbeiten Honorar zu verlangen, so schickt Herr Hartmann jede Woche „die größere Hälfte", die kleinere bleibt er schuldig und — antwortet nicht mehr; er ist beleidigt, er zieht den Verkehr mit den artigen Leuten vor, die kein Honorar verlangen. Und dazu gehören die „Referenten aus kleinern Orten, die so viel mit vollem Munde an der Schaale ihres Oertchens nagen". Darum auch darf der Redakteur ihnen wenig oder nichts streichen — sonst hätte es Ludwig Storch, der ein geschmackvoller Schriftsteller war, sicherlich gern gethan und der Rath seines Breslauer Korrespondenten mag ihm ein wehmüthiges Lächeln entlockt haben . . . Bezeichnend für die Geduld Laube's ist die sachte Art, in welcher er — offenbar unter Verzicht auf die „kleinere Hälfte" — trotzdem nur in freundschaftlichster Form von dem traurigen Planeten, auf dem es so wenig Honorar gibt, scheiden will; vielleicht noch bezeichnender freilich ist diese Sanftmut für seine bedrängte Lage; er will sich das gern gelesene Blatt nicht zum Feinde machen und doch mindestens den einen Nutzen davon haben, daß es Fragmente aus seinen beiden Trauerspielen, den ersten, die er geschrieben, veröffentlicht! Sicherlich aufrichtiger als diese Sanftmut ist die Sehnsucht nach Leipzig — und nach einem „literarischen Posten mit vielen tausend Thalern". In der That hindert ihn nichts daran, hat er sich doch „von allen bürgerlichen Banden losgemacht", das heißt: seine letzten Lektionen aufgegeben oder verloren; wäre man aber etwa philiströs genug, zu den „bürgerlichen Banden", die einen jungen Mann an die Stadt, in der er mehrere Jahre gelebt, auch die — Schulden zählen zu wollen, dann hat Laube allerdings, wie wir einmal zufällig aus seinem eigenen Munde gehört haben, nicht die volle Wahrheit geschrieben.

Als sich der Leipziger Posten mit dem vielen Geld von Breslau aus nicht gewinnen ließ, obwohl der junge Mann schon damals gute Verbindungen in Leipzig hatte, entschloß er sich, auf eigene Faust hinzukommen und einen mit einigen hundert Thalern zu suchen. Man weiß, daß er einen solchen Posten bald fand; 1832 nach Leipzig übersiedelt, war er bereits ein Jahr darauf Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" und bald auch einer der Führer des „Jungen Deutschland". Daß die preußische Regierung bald für eine Unterbrechung dieser regen publizistischen Thätigkeit sorgte, indem sie ihn wegen seiner Teilnahme an der Burschenschaft neun Monate als Untersuchungsgefangenen in der Hausvoigtei festhielt, ist ebenso bekannt, wie daß mit diesem Herbst und Winter für ihn das Schlimmste überstanden war; nun durfte er als Neuvermählter mit seiner Frau die anderthalb Jahre Festungshaft, zu denen er verurteilt war, im Schlosse des Fürsten Pückler zu Muskau in den behaglichsten Verhältnissen zubringen, seine deutsche Litteratur-Geschichte und sein Jagdbrevier schreiben. Nachdem er eine Reise durch Frankreich gemacht, auch in Algier gewesen, ließ er sich nun wieder in Leipzig nieder.

Von dort aus ist der folgende Brief geschrieben. Er geht aus ganz anderer Tonart als der erste, vor neun Jahren nach Leipzig gesendete, und ist an Heinrich König gerichtet; es ist der berühmte Schriftsteller, der liebenswürdig zu dem minder bekannten Genossen spricht, und ihn gleichzeitig zu einer Rezension bestimmen möchte:

Storchnest in Leipzig, 5. November 1840.

Wie lange hab' ich nichts mehr von Ihnen gehört, verehrte Pauline? Eben lese ich Ihre Anzeige der Völkerschau und das treibt mich, anzufragen: wie's Ihnen geht, was Sie schaffen, ob Sie meiner noch gedenken, ob Sie meine Literatur-Geschichte haben, was Sie dazu sagen, ob meine französischen Lustschlösser schon in Hanau sind; ob Sie Lust und Gelegenheit haben, Ihre unumwundene Meinung über diese Bücher irgendwie öffentlich auszudrücken, und ob ich sie Ihnen zu dem Ende senden lassen soll? Ist's genug gefragt?

Seit Sie auf dem Gensdarmen-Markt in die Droschke stiegen, bin ich was herum gefahren, habe ich was zusammen gelesen und geschrieben, habe ich was Hirsche und Hasen geschossen! Und Sie? Überall wo von Pressfreiheit die Rede, da ist er mit verwegener Stirn zum Vorschein gekommen und kommt solcher Gestalt nicht sobald wieder nach Cassel.

Digitized by Google

Meine Frau grüßt Sie schönstens und Sie möchten uns doch etwas von sich erzählen. Ist die Ihrige wohl und heiter? Sind Kinder angekommen? Haben Sie einen Roman vor? Ich bin complet wie ein Thorschreiber und schreibe erst viel besser, wenn Sie erst wieder einmal geschrieben haben

Ihrem
getreuesten Laube.

Herrn Heinrich König
Finanzsecretär
Hanau.

Warum Laube den alten Bekannten — wohl auch einen solchen des Lesers; wenigstens verdiente es König einiger seiner Romane, namentlich der „Klubbisten von Mainz“ wegen zu sein — als „Pauline“ anredet, wissen wir nicht. Laube's Brief, der keines Kommentars bedarf, traf ihn übrigens nicht mehr in Hanau; er war kurz vorher, trotz der „verwegenen Stirn“, mit der er bei Preßfesten „zum Vorschein gekommen“ von der hessischen Regierung wieder angestellt und als Oberjustiz-Sekretär nach Fulda versetzt worden.

Dichter-Feste.

Am 7. Oktober d. J. ist Wilhelm Müllers hundertster Geburtstag festlich begangen worden, und am 5. November werden noch weitere Kreise die fünfte Saecularfeier des Geburtstages von Hans Sachs begehen. Es ist die Gepflogenheit dieser Zeitschrift, solcher Gedenktage nur dann in besonderen Aufsätzen zu gedenken, wenn sie zu diesen Tagen wichtige, bisher unbekannte Reliquien aus dem Nachlaß der betreffenden Dichter zum ersten Male veröffentlichen kann, oder wenn über die Dichter neue Quellenforschungen aus jüngster Zeit vorliegen, deren abschließendes Resultat bei diesem Anlaß geboten wird. So haben wir, um nur an wenige Namen zu erinnern, Chamissos und Eichendorffs Saecularfest durch Mittheilung ungedruckter Gedichte begangen, jene von Hutten und G. A. Bürger durch Aufsätze, solcher Litteratur-Historiker, deren Forschungen neue gewonnene Ergebnisse und Gesichtspunkte zur Würdigung dieser Dichter zu verdanken waren. Bei Wilhelm Müller und Hans Sachs ist weder Neues von ihnen, noch aus jüngster Zeit Wichtiges über sie mitzutheilen und darum begnügen wir uns mit dem Hinweis an dieser Stelle. Denn so löblich wir es finden, wenn Tagesblätter oder Zeitschriften mit einem Leserkreise, der sich sonst wenig um Litteratur bekümmert, diese Gedenktage benützen, um ihr Publikum in immer wohlgemeinten, freilich nicht immer wohlgelungenen Aufsätzen daran zu erinnern, wer Chamisso und Eichendorff, Hutten und Bürger, Wilhelm Müller und Hans Sachs gewesen und welche Werke wir ihnen verdanken — jenen Lesern, an welche sich die „Deutsche Dichtung“ wendet, derlei Gedenk-Artikel aufzutischen, wäre zum Mindesten ein überflüssiges, wohl auch ein sonderbares Beginnen.

Wohl aber sei es uns gestattet, diesem Kreise, der durchweg aus gebildeten und sicherlich auch durchweg aus warmherzigen und für die Volksbildung interessirten Kreisen besteht, bei dieser Gelegenheit eine Anregung zu vermitteln, wie derlei Gedenktage ohne viel Benützung für eine Kräftigung des idealen Sinns in den unteren Schichten unseres Volkes benutzt werden könnten: durch Veranstaltung einer öffentlichen Gedenkfeier in bescheidenstem äußerem Rahmen, aber mit möglichst reichem innerem Gehalt.

Das ist an sich ja kein neuer Gedanke; derlei Feste werden ja seit dem Schillertag von 1859 in größeren Städten ab und zu schon gefeiert; in Berlin hat das neu begründete „Schiller-Theater“ sogar seit dem September regelmäßig „Dichter-Abende“ veranstaltet. Wir haben in Berliner litterarischen Kreisen von diesen Abenden zuweilen mit einem gewissen Lächeln reden hören; der und jener sei nicht der rechte Mann, um über den und jenen Dichter zu sprechen, auch die Deklamationen und Gesangs-Vorträge werden bemängelt. Wir haben darüber noch kein eigenes Urteil und möglich ist's ja immerhin, daß einzelne Deklamationen und Gesangs-Vorträge einem verwöhnten Geschmack, einzelne Reden dem tiefer Gebildeten, geschweige denn dem Litterarhistoriker von Beruf nicht genügen konnten; das ist sogar wahrscheinlich. Aber einen solchen Maßstab an derlei Darbietungen anzulegen, ist ja grundfalsch, denn sie wenden sich nicht an den verwöhnten Geschmack und den wahrhaft Gebildeten, sie sollen der Masse, die nicht viel von Goethe und vielleicht nichts von Wilhelm Müller weiß, eine Stunde der Belehrung und der künstlerischen Erbauung bieten. Freilich ist für das Volk das Beste gerade gut genug, aber wo ihm dies nicht geboten werden kann, sei das Gute nicht bespöttelt, das ihm gespendet wird, sogar das Mittelmäßige nicht; es ist ja noch immer besser, als wenn ihm nichts von derlei edlerer Kost vorgesetzt wird.

Eben darum meinen wir, daß sich auch die Gebildeten kleiner, ja kleinster Städte nicht abhalten lassen sollten, Dichter-Gedenktage durch Veranstaltung solcher Feste zu begehen; ist es doch zudem ein arges Vorurteil, daß Kenntnisse und Geschmack nur in großen Städten zu finden sind! Der dies schreibt, ist bei seinen Vortragsreisen oft in kleinsten Städten einer Bildung, einem künstlerischen Geschmack begegnet, der ihn zunächst — Großstädter sind hochmütig — in Erstaunen versetzt, dann aber in's tiefste Herz hinein erfreut und erquickt hat. Wir sind überzeugt, nicht blos Städte, wie Hamburg oder Breslau, Leipzig oder Stuttgart, Magdeburg oder Frankfurt, München oder Cöln, auch viel kleinere könnten gleich Gutes bieten, wie die Dichter-Abende des Berliner Schiller-Theaters. Und sollte dem in irgend einem ganz kleinen Städtchen nicht so sein, was läge daran? Man will ja bei solcher Gelegenheit nicht selber glänzen, sondern Schichten, in

Digitized by Google

die sonst schwer ein Strahl des Idealen dringt, erfreuen und erheben.

Darauf allein kommt's an und darum sollt' es überall gehen, weil es überall notwendig ist, und wird gehen, sofern man sich nur die Sache nicht überflüssig erschwert. Ein größerer Saal ist in jedem Städtchen vorhanden, und wohlgesinnte Menschen, welche die wenigen Thaler für Saalmiete, Beheizung und Beleuchtung aufbringen, hoffentlich auch. Denn allerdings sollte und dürfte bei solchen Darbietungen — im Gegensatz zu den Berliner Veranstaltungen dieser Art — kein Eintrittsgeld erhoben werden; auch dies ist eine Art Gottesdienst und gerade den Armen zubestimmt. Vielleicht ist nicht einmal Saalmiete nötig; es giebt ja Vereine genug, die über eigene Lokale verfügen, und werden einmal die geheiligten Räume einer „Erholung" oder „Harmonie" durch Arbeiter-Stiefel entweiht, so wird dies hoffentlich nur wenige kränken; gar zu schlimm denken wir uns jogar eine solche Entweihung durch Holzpantinen nicht . . . Auch ein Podium, eine Gipsbüste von Schiller oder Goethe oder gar von beiden zugleich wird überall vorhanden sein. Ebenso anspruchslos denken wir uns den geistigen Apparat. Ein redetüchtiger Mann, der sich auf Grund guter Bücher — wenn er dessen erst bedarf — so weit über den Gefeierten orientieren kann, um dann sein Bild den Hörern zu entwerfen, ist überall gefunden, eine Liedertafel, die dann einige Compositionen der Gedichte des Gefeierten vorträgt, ist nun schon gar zweifellos zur Hand und sicherlich auch erbötig — und daß sich ein Herr oder eine Dame findet, die ein oder ein paar Gedichte rezitieren kann, ist gleichfalls billig vorauszusetzen. Und mehr braucht's ja nicht.

Man gehe an's Werk, frischen Muts und im Bewußtsein eine sittliche Pflicht zu erfüllen, und es wird glücken. Freilich darf man sich dann nicht dadurch betören lassen, daß der Besuch zuerst aus jenen Kreisen, auf die man wirken will, ein spärlicher ist, oder daß Einzelne darüber spötteln, und Andere meinen, es nütze ja nichts, das Volk verstehe nichts davon und bleibe roh, wie zuvor. Was es mit dieser „Rohheit" in Wahrheit für eine Bewandtnis hat, wäre ein besonderes Kapitel, das nicht in Kürze abgethan werden kann, aber so viel ist gewiß: thun wir Gebildeten nichts, der Rohheit entgegenzuwirken, so haben wir auch kein Recht, uns über sie zu beklagen. Gut Ding braucht Weile — von heut zu morgen ist die Wirkung solcher guten Thaten nicht zu verspüren. Aber sie bleibt nicht aus, und angenommen, daß sie erst dem nächsten Geschlecht zu gute käme — sollten wir sie deshalb ungethan lassen?!

F.

Engelhorns Roman-Bibliothek.

Es ist auch in Deutschland möglich, dem Publikum gute Bücher zu billigen Preis zu bieten und dabei weder die Autoren noch die eigenen Interessen zu kurz kommen zu lassen, nur gehört Wagemut und geschäftliche Tüchtigkeit dazu — das ist die Lehre, die der deutsche Verlagsbuchhandel aus dem Erfolg von Engelhorns „Allgemeiner Roman-Bibliothek" ziehen kann, und hoffentlich auch, sofern er sich auf seinen Vorteil versteht, in immer größerer Ausdehnung ziehen wird. Als der rührige Stuttgarter Verleger vor zehn Jahren zuerst die bekannten ziegelroten Bändchen — durchschnittlich zehn Bogen guter Ausstattung — zum Preise von 50 Pfennigen in die Welt sandte, begriff man gar nicht, wie der Mann dies leisten könne; schon die „Kollektion Spemann", von welcher der Band eine Mark kostete, war dem Publikum, wie den Verlegern als unerhörtes Wagnis erschienen, und nun gar dasjelbe — nur den Einband abgerechnet — für die Hälfte! Aber noch mehr: Spemann druckte auch viele Werke, an denen, da die Verfasser seit mehr als dreißig Jahren tot waren, keine Autorrechte mehr bestanden, die also zum Mindesten nur den Druck und das Papier, aber kein Honorar mehr kosteten; für Engelhorn fiel diese Erleichterung weg; er brachte allerdings im ersten Jahrgang ausnahmslos Uebersetzungen aus fremden Sprachen, aber auch da mußte das Autorisations-Recht bezahlt sein, dazu die Uebersetzung. Nun aber begab sich das Merkwürdige und sogar für die Gelehrten der Leipziger Buchhändler-Messe, geschweige denn für gewöhnliche Sterbliche geradezu Unfaßbare, daß Spemanns Kollektion trotz aller Rührigkeit ihres Verlegers und der im Ganzen sehr guten Auswahl nicht einschlug, während Engelhorn schon im zweiten Jahr in der Lage war, auch Werke hervorragender deutscher Autoren zu bringen! Das Rätsel erklärte sich wohl sehr einfach: der Deutsche ist so sehr an die Leihbibliothek gewöhnt und des Bücherkaufens ungewohnt, daß ihm auch noch die Ausgabe von einer Mark schwer fällt, aber kosten's nur die Hälfte, so thut er's schließlich doch.

Heute, nach zehn Jahren, ist die „Allgemeine Roman-Bibliothek" so bekannt und verbreitet, daß eine Empfehlung des vortrefflichen Unternehmens fast überflüssig erscheint; wir begnügen uns mit einer knappen Uebersicht des uns vorliegenden zehnten Jahrgangs.

Aus der deutschen Litteratur finden wir da einige kleinere Novellen von Ossip Schubin, „Schatten" betitelt, nicht alle gleich gut, einzelne ungebührlich manierirt, aber alle talentvoll; eine sehr gediegene, vielleicht stellenweise zu breit geratene, aber doch höchst achtungswerte Arbeit „Margarethe und Ludwig" der noch viel zu wenig gewürdigten Schriftstellerin Frieda Freiin von Bülow; sowie eine Sammlung sehr hübscher frischer Dorfgeschichten von Hermine Villinger: „Unter Bauern"; sie gehören mit zu den echtesten und lebenswahrsten ihrer Gattung; daß die begabte Erzählerin leider zu viel schreibt und daher nicht immer auf derselben Höhe bleibt, ist übrigens auch in diesem Buche — einer ihrer besten Sammlungen — ab und zu unverkennbar. Den drei Damen stehen drei Männer gegenüber. Karl Emil Franzos' Novelle „Ein Opfer", der noch zwei kleinere Skizzen

Digitized by Google

(„Victorine“ und „Landsmann und Landsmännin“) beigefügt sind, kann hier nur registriert, nicht kritisiert werden; von den beiden Anderen — Roberts und Wildenbruch — ist der weit Unverühmtere diesmal (es ist übrigens nicht gar so selten so) der Preiswertere. Roberts Roman „Lou“, dem wir übrigens schon früher begegnet sind — er ist vor Jahren in anderem Verlage in Buchform erschienen — ist kein tadelloses Kunstwerk, wohl aber eine fesselnde, originell erfundene und packend geschriebene Unterhaltungs-Lektüre. Hingegen vermögen wir der Erzählung: „Das wandernde Licht“ von Ernst von Wildenbruch beim besten Willen nichts, gar nichts Gutes nachzusagen; so wüstes und dabei flaches Zeug zu schreiben, ist eines Dichters von seinem Namen wenig würdig; vollends aber erweist es eine fast unbegreifliche Pflichtvergessenheit gegen sich selbst, derlei drucken zu lassen. Wir haben das Buch, das uns nur peinliche Empfindungen eingeflößt hat, sehr gern und sehr weit aus der Hand gelegt.

Diesen sechs Werken aus der deutschen Litteratur gesellten sich im abgelaufenen Jahrgang deren fünf aus der Englischen, sämtlich größere Romane: „Einer alten Jungfer Liebestraum“ von Alan St. Aubyn, „Die Herzogstochter“ von Mrs. Oliphant, „Prinz Schamyls Brautwerbung“ von R. H. Savage, „Erinnerungen einer Schwiegermutter“ von George R. Sims und „Unerwartet“ von C. M. Croker; letztere drei Bücher sind zweibändig. Keines dieser Werke ist von hervorragendem künstlerischen Wert, aber gute, brauchbare Unterhaltungs-Lektüre sind alle; am meisten hat uns Sims „Erinnerungen einer Schwiegermutter“ durch den drastischen Humor gefesselt, der so unerschöpflich sprudelt, daß man darüber fast vergißt, wie das Thema von der Schwiegermutter doch eigentlich kein ganz neues mehr ist, ferner „Prinz Schamyls Brautwerbung“ durch die ganz brillante Technik; Savage, der Verfasser des enorm gelesenen Romans: „My official wife“, ist in der Kunst der Darstellung auch für die englische Litteratur eine beachtenswerthe Erscheinung; vollends könnte ihm mancher heimische Schriftsteller in dieser Hinsicht viel abgucken; „die Kunst zu lernen“ sind die deutschen Erzähler sehr oft viel zu „träge“.

Noch besser ist die französische Litteratur vertreten durch Alphons Daudet's „Briefe aus meiner Mühle“ (freilich auch für das deutsche Publikum keine Novität), die packend erzählten „Unheimlichen Geschichten“ von Dick-May, deren erste das psychopathische Problem vom Doppelbewußtsein behandelt, das dann Paul Lindau in seinem gewiß litterarisch sehr unbedeutenden, aber doch wirksamen Drama „Der Andere“ ausgeführt hat (von Lindau rührt auch die sehr gute Übersetzung des Bändchens her), ferner die Familien-Romane: „Das Geheimnis des Hauslehrers“ von Victor Cherbuliez (zwei Bände), „Geopfert“ von Georges Simmy und „Jean von Kerdren“ von Jeanne Schultz; die beiden letzteren Bücher sind ja Marlittiaden, Heimburgiaden und Wernerianden, nur machen die Franzosen derlei doch ein wenig geschmackvoller und graziöser. Die italienische Litteratur ist nur durch eine, aber lesenswerte Gabe, den zweibändigen Roman „Don Cirillos Hut“ von Emilio de Marchi vertreten; eine sehr düstere, sehr spannende, aber auch mit psychologischer Kunst erzählte Geschichte aus dem Neapolitanischen Volksleben, die zudem auch als Kulturbild von Wert ist. Eines Dänen, Zacharias Nielsen, zweibändiger Roman „Die Möve“ und die vortreffliche Novelle von Jonas Lie „Hof Gilje“ vervollständigen das internationale Ensemble dieses Jahrgangs.

Der neue, erste Jahrgang hat mit einem zweibändigen Roman „Das Recht des Kindes“ von Georges Ohnet begonnen; wer an Ohnet Freude hat — wir gehören nicht dazu — wird auch diesen Roman um so lieber lesen, als er nicht blos sein jüngster, sondern vielleicht auch sein bester ist; hier ist doch zum Mindesten ein Anlauf genommen, ein Problem ernstlich anzufassen und zu gestalten. „Mademoiselle“ von F. M. Peard ist ein recht netter, englischer Gouvernanten-Roman, der aber auf französischem Boden spielt. Die erste deutsche Gabe des Jahrgangs ist der Roman: „Ein schlechter Mensch“ von A. v. Gersdorff, offenbar einer Dame. Die ersten Seiten lassen Übles befürchten; die Verfasserin kokettirt mit den Leiden der Berühmtheit, was um so seltsamer berührt, als sie doch wahrlich nicht aus eigener Erfahrung spricht, — wir wenigstens haben ihren Namen nie vorher nennen hören — auch ist Manches manierirt, Anderes ungeschickt erzählt, aber der Kern ist gut und ein wirkliches Talent vorhanden.

Alles in Allem — Engelhorns Bibliothek verdient die gute Aufnahme, die ihr geworden ist.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Lie, Jonas. Hof Gilje. Eine Familiengeschichte. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. Mangold. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Kleber, Eduard. Walther von der Vogelweide. Sämtliche Gedichte. Straßburg. J. H. Ed Heitz. 1894.

Roberts, Alexander Baron von. Lou. Roman. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Heinrich, Eugen. Heil dir im Siegerkranz. Recitation mit Klavierbegleitung, componiert von Alfred Brandt. Altona. H. Höner.

Telmann, Konrad. Schattenpflanzen. Novellen. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Brehna, Max. Zu spät! und andere Novellen Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Novellenbuch. I. Wien. Litterarische Gesellschaft. 1894.

Wichert, Ernst. Frauengestalten. Drei Novellen. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Zurück zu Christus. Gedanken eines Protestanten nach einem Gespräch mit einem höheren Geistlichen seiner Kirche. Kommissionsverlag A. Pritschow. Berlin. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregorius & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Meine Erſtlingswerke.

Von Paul Heyſe.

Als der Herausgeber der „Deutſchen Dichtung“ mich aufforderte, „die Geſchichte meines Erſtlingswerks“ zu erzählen, verhehlte ich ihm nicht, daß ich zu einem ſo bedenklichen Unternehmen durchaus keine Neigung verſpürte.

War es doch ſelbſt von unſern Klaſſikern nur den Größten vergönnt, gleich bei ihrem erſten Schritt in die Öffentlichkeit den Platz zu bezeichnen, von dem aus ſie ihre Welt bewegen ſollten. Erſtlinge wie Werther und die Räuber, deren „Geſchichte“ auf ein tiefes Intereſſe aller Gebildeten Anſpruch hat, ſtehen vereinzelt da. Wohl geben die erſten Schriften mit denen Leſſing, Herder, Wieland hervortraten, dem liebevollen Biographen Anlaß, nachzuweiſen, daß auch hier das Kind der Vater des Mannes geweſen ſei. Schwerlich aber würden wir uns einer gewiſſen Verwunderung erwehren können, wenn dieſe Männer es der Mühe wert gehalten hätten, ſich ſelbſt den zweifelhaften Liebesdienſt zu erweiſen, mit pſychologiſch-hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit ihren Werdeprozeß zu beleuchten, den Waffengang zu ſchildern, in dem ſie ſich die erſten Sporen verdient. Und wäre dies nicht mit der leuchtenden monumentalen Ruhe und reinen Sachlichkeit geſchehen, die „Dichtung und Wahrheit“ zu einem ſo einzigen Muſter hoher Selbſterkenntnis machen, ſo wären bei allem Intereſſe, das jeder autobiographiſche Bericht erregt, dergleichen vereinzelte Studien über dichteriſche Produktionen, die nur den Wert von Vorübungen haben, dem Vorwurf der Selbſtgefälligkeit kaum entgangen.

Und nun wir Hentigen, wenn wir uns auch eingeſtehen dürfen, redlich das Unſere gethan und das Erbe der Väter nicht bloß genoſſen, ſondern in mancherlei Weiſe gemehrt zu haben — ſollen wir uns wichtiger dünken, als Jene? glauben, es ſei der Litteraturgeſchichte oder der Aeſthetik ſonderlich damit gedient, wenn wir es der Welt nicht vorenthalten, wie uns zu Mute war, als wir zum erſten Mal mit in die Schranken traten, wer uns die Waffen geliehen oder uns mit ſeinem Beiſpiel vorgeleuchtet habe?

Sind doch auch, wie geſagt, in den meiſten Fällen „Erſtlingswerke“ wenigſtens der Form nach nicht reine Eingebungen der eigenſten Dichternatur, ſondern, wenn ſie überhaupt einen künftigen Meiſter ankündigen, Zeugniſſe einer löblich abſolvirten Lehrzeit, die noch ein wenig nach der Schule ſchmecken und neben Selbſterlebtem, das ſich bedeutſam hervorthut, Anerzogenes und Anempfundenes genug enthalten, um noch nicht für voll genommen zu werden. Nicht einmal die ganz Großen ſind immer gleich zu ſich ſelbſt gekommen. Tragen doch ſelbſt Rafael's erſte Tafeln deutlich das Schulzeugnis Perugino's an der Stirn. Und wer hört nicht aus Beethoven's erſten Sonaten und Quartetten Anklänge an Haydn's und Mozart's Tonſprache heraus, die in der Seele des jungen Genius wiedergeklungen war?

Doch jene Werke, auch wenn ſie erſt mit ſchönem Flügelſchlage die künftigen hohen Flüge vordeuten, entzücken uns noch heut. Von erſten Produktionen aber, die ſchon heute, bei Lebzeiten ihrer Urheber, vergeſſen ſind und deren Entſtehung nur dieſen ſelbſt und ihren nächſten Freunden von Intereſſe ſein kann, mit einer faſt wiſſenſchaftlichen Chroniſtenmiene zu reden, ſcheint alles Andere als Dank zu verdienen. Wohl heißt es: „friſch auf die

Digitized by Google

Zäune, dann trocknen die Windeln" und wer, zum Manne gereift, sich sagen darf: Anch'io sono pittore — in derbem Deutsch: am Ende bin ich doch auch kein Hund! — wird sich selbst die Übereilung nicht zu schwer anrechnen, mit der er seine Erstlinge allen Winden der Kritik preisgegeben hat. Aber so viel Wesens davon zu machen und selbst die Welt darüber aufzuklären, daß

Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling —

schien mir eher den Spott als den Beifall der verehrlichen Mit- und Nachwelt herauszufordern.

Ich sehe nun freilich, daß ich mit dieser Meinung im Irrtum war. Die in der Deutschen Dichtung erschienenen autobiographischen Rückblicke einergroßen Anzahl von trefflichen Kollegen sind beifällig aufgenommen und Manches daraus in anderen Blättern weiter verbreitet worden. Und so würde ich mich, während ich den Verdacht der Selbstbespiegelung von mir abzuwehren suchte, dem schwereren aussetzen, als wünschte ich „durch meine Abwesenheit zu glänzen," oder als hätte ich Ursach, mich meines Erstlingswerks so sehr zu schämen, daß ich am liebsten überhaupt nicht daran erinnert werden möchte.

Dies ist nun freilich in gewissem Sinne dennoch der Fall, zugleich aber auch weniger als bei den ersten Publikationen mancher Anderen. Denn so wenig Grund ich habe, an das erste Buch, das von mir in die Welt gegangen, mit sonderlicher Befriedigung zurückzudenken, so beruhigend ist mir der Gedanke, daß die Verantwortung für die Veröffentlichung nicht mir allein zur Last fällt.

Ich rede von dem Märchenbuch, das unter dem Titel „Jungbrunnen. Neue Märchen eines fahrenden Schülers" im Verlag von Alexander Duncker 1850 erschienen ist. Was von meinen lyrischen Erstlingen schon 1847 in Gubitz' „Gesellschafter" und 1848 in den politisch-patriotischen „Fünfzehn neuen deutschen Liedern" — mit Beiträgen von Franz Kugler, Friedrich Eggers, L. A. Aegidy, Bernhard Endrulat — gedruckt worden war, kann hier nicht in Betracht kommen, zumal es in keiner Hinsicht eine „Geschichte" hat, sondern dem poetischen Bedürfnis des Augenblicks entsprungen war.

Mit jenen Märchen aber hatte es eine andere Bewandtnis. Eines derselben reichte bis in meine Primanerzeit zurück und war von dem sentimentalen Duft einer melancholischen Schülerliebe durchweht. Die anderen hatte ich für die Kinder Franz Kugler's geschrieben, in dessen Haus Geibel den siebzehnjährigen Studenten eingeführt hatte. Ich stand damals unter dem Zauber der Clemens Brentano'schen Märchenwelt, deren phantastischer Reiz und barocke Laune mir noch immer anziehend sind, wenn auch der witzelnde Ton, der dem echten Märchen volkstümlicher Herkunft fremd ist, vor einer gestrengen Ästhetik nicht bestehen kann. Damals aber verführte gerade dieser ungebundene romantische Humor, der selbst vor Wortspielen und tollen Reimscherzen nicht zurückschreckt, den jungen Berliner, auf seine Manier Ähnliches zu wagen. Und da sein kleines Publikum ebenfalls aus Berliner Kindern bestand, die Spaß verstanden und für jede Anspielung auf Personen und Verhältnisse der häuslichen Coterie dankbar waren, so überließ sich meine Märchenphantasie ohne Bedenken all ihren kraufen Gelüsten und hielt es nicht einmal unter ihrer Würde, gelegentlich einen richtigen Kalauer einzumischen.

Ich nahm mir das um so weniger übel, als der werdende Poet neben diesen harmlosen Scherzen, bei denen er nie an ein Drucken lassen oder gar an einen litterarischen Erfolg gedacht hatte, sich an ernstlichen Aufgaben emporzuarbeiten suchte. In leidenschaftlichem Drange regte sich der dramatische Trieb, die ersten Novellen in Prosa und in Versen entstanden, eine unermeßliche lyrische Vegetation grünte und blühte zwischendurch. Von alledem aber, was später nur den Wert von Exercitien für mich hatte, soll hier nicht die Rede sein. Als ich nun Ostern 1850 nach Bonn auf die Universität zog, war bis auf die erwähnten lyrischen Erstlinge nichts von meinen Sachen gedruckt. Geibel's Warnung, nicht zu früh hinauszutreten, hatte ich dankbar beherzigt.

Nun überraschte mich im Sommer mein teurer Vater mit der Nachricht, er habe meine Märchen, die er sorgfältig aufbewahrt hatte, Alexander Duncker zum Verlag angeboten, der bereitwillig darauf eingegangen sei. Ich zweifle nicht, daß meine nachträgliche Zustimmung vorbehalten war. Doch weiß ich mich zu ent-

Digitized by Google

sinnen, daß ich in einen peinlichen Zwiespalt geriet und lange schwankte, ob ich in die Herausgabe willigen sollte. Nicht, daß ich gar zu schlecht von diesen Jugendsünden dachte. Zu viel heitere Erinnerungen hingen daran, und auf einige dieser Erfindungen that ich mir sogar heimlich etwas zu Gute. Doch hatte ich, sobald ich den heimischen Kreisen entrückt worden war, zu bedeutsame Wandlungen durchgemacht, um wünschen zu können, als der leichtherzige Juvenil, der diese Schnurren zusammenfabuliert hatte, zum ersten Mal vor der litterarischen Welt zu erscheinen. Die politischen Unruhen, die damals gerade am Rhein gährten und unter Anderem Kinkel's Vorlesungen über Kunstgeschichte jählings abbrachen, hatten mich nicht unberührt gelassen. In harten inneren Kämpfen um meine eigene Entwicklung hatte ich bald nach dem Eintritt in das Sommer-Semester der klassischen Philologie abgesagt mich der Kunstgeschichte zugewendet und auch diese allzu lose Haut wieder abgestreift, um unter der Führung des edlen Diez endlich mit einer Wissenschaft Ernst zu machen und als romanischer Philologe einen festen Halt für meine Studien zu gewinnen.

Daneben war mir die hohe Gestalt Spinoza's aufgegangen, und im täglichen Verkehr mit einem der schärfsten Denker und abgründlichsten Gelehrten, die mir im Leben begegnet sind, mit Jacob Bernays, sah ich auf die Juvenilia, die mich in Berlin ergötzt hatten, mit überlegener Herzenskühle herab.

Und nun sollte ich in den Kinderschuhen, die ich längst ausgetreten hatte, vor dem deutschen Volke, das damals in so schweren Mannesnöten rang, den Aufstieg zu den Höhen des Parnasses beginnen!

Wie ich es über mich gewann, in diese beschämende Ehre zu willigen, ist mir heute nicht ganz verständlich. Sicherlich war, was mich trotz alledem dazu bestimmte, nicht der eitle Trieb, mich um jeden Preis gedruckt zu sehen, vielmehr die Rücksicht auf den sehr geliebten Vater, dessen Urteil und Willen ich stets verehrt hatte, und der mit ernster Kritik sonst nicht zurückzuhalten pflegte. So dachte ich wohl auch, er müsse am Ende besser wissen, ob diese Sächlein sich sehen lassen könnten, als ihr Autor, der schon damals wie während seines ganzen späteren Lebens sein Herz von jeder noch so freudig begonnenen Arbeit abzuwenden pflegte, sobald sie abgeschlossen vor ihm lag. Also ließ ich das Verderben seinen Gang gehen und deutete nur in einer kleinen Vorrede an, daß diese Kinderpossen mir selbst höchst unzeitgemäß erschienen.

Das Schicksal, das sie fanden, habe ich schon damals als gerecht anerkannt.

In Berlin freilich wurden sie freundlich aufgenommen, gerade um ihrer Fehler willen. Doch was sich in einigen an echter Märchenstimmung findet und heute noch eine Kinderphantasie erfreut, wurde weniger geschätzt, als was an unkindlichem Witz dazwischen wetterleuchtet. Den reinsten Eindruck machten die vielen eingestreuten Lieder, deren sich auch die Komponisten, darunter einige der bedeutendsten, sofort bemächtigten. Auch das aber war nicht dazu angethan, mich sonderlich stolz zu machen, da ich mir nur allzu wohl bewußt war, wie viel ich von dem saugbaren melodischen Hauch in diesen Jugendliedern meinem herrlichen Eichendorff verdankte.

Im übrigen deutschen Publikum wurde der fahrende Schüler wenig beachtet. Auch eine neue Auflage, die im Jahr 1877 im Verlag der Gebrüder Paetel erschien, von den gröbsten Spuren eines unreifen Geschmacks gereinigt, machte so wenig Glück, daß die Verleger sich ihrer bald entledigten und den Vorrat an einen Bonner Kollegen verkauften, der gleichfalls, nachdem der Rest vergriffen war, zu einer dritten Auflage sich nicht veranlaßt fühlte. Und so könnte ich hier die nicht eben glorreiche „Geschichte meines Erstlingswerkes" beschließen. Doch sei mir noch ein kleines Nachwort — oder zwei — gestattet.

Zunächst: nachdem ich auf diese Weise gleichsam hinter meinem Rücken in die Öffentlichkeit getreten war — denn nicht einmal das Manuskript hatte ich vor dem Druck wieder durchgesehen, und selbst die Korrektur war von meinem Vater besorgt worden — fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen, ja eine Art moralischer Verpflichtung, ein Werk folgen zu lassen, zu dem, so jugendlich unvollkommen es sein mochte, ich mich voll bekennen durfte.

Im Frühling des nächsten Jahres erschien im Hertz'schen Verlage mein erstes Trauerspiel „Francesca von Rimini", das ich nun im eigentlichen Sinne als mein „Erstlingswerk"

Digitized by Google

betrachten darf. Eine Geschichte desselben wüßte ich freilich nicht zu erzählen. Es war entstanden unter dem mächtigen Eindruck der berühmten Episode aus Dante's „Göttlicher Komödie", und zum ersten Mal hatte ich Seele und Geist mit voller Inbrunst und rücksichtsloser Energie an einen tragischen Stoff gewendet. Im Stil freilich zeigte sich auf den ersten Blick die Abhängigkeit von dem gewaltigen Vorbilde Shakespeare's. Aber die Gestalten waren meiner eigenen Phantasie entsprossen, und es war nicht mehr ein leichtes ästhetisches Spiel, sondern eine ernste Hingabe der vollen Natur, was in diesem Erstling zum Ausdruck gekommen war.

Die Wirkung, so seltsam sie war, so sehr sie mich in meiner Arglosigkeit befremdete, konnte mir nicht unerwünscht sein. Eine allgemeine sittliche Entrüstung empfing dies leidenschaftliche Gedicht, und die hochmoralischen „gebildeten" Kreise Berlins waren einig in der Meinung, nur ein sehr lasterhafter junger Mensch könne die sündige Liebe des selig unseligen Paars mit so tiefer Sympathie behandelt haben. Daß eben die Naivetät eines noch unerfahrenen Jünglings dazu gehörte, in unverhüllter Offenheit die Scenen glühender Schuld und reueloser Hingebung zu schildern, fiel der „guten Gesellschaft" nicht ein, die den bisher für „wohlerzogen" gehaltenen Professorssohn in Bann und Acht erklärte. Ich mußte erfahren, daß ich zwar noch nicht berühmt, aber schon berüchtigt war. Da außer dem eigenen Gewissen auch mein verehrtester Richter, mein Vater, für mich eintrat, kümmerte mich die Verdammung, die ich von den „Müttern" erfuhr, nicht im Geringsten. Hatte ich's doch auch durch diesen ungezogenen Wildling erreicht, die Scharte auszuwetzen, die ich durch das allzu zahme Märchengetändel erlitten hatte.

Und nun zum Schlusse, nachdem der ernsten „historischen" Pflicht Genüge geschehen, ein heiteres Histörchen, das sich um ein allererstes dramatisches Opus des späteren fahrenden Schülers dreht.

Am 15ten Mai 1854 feierte ich meine Hochzeit mit dem Mädchen, dem ich das Märchen von Fedelint und Junzfindelchen erzählt hatte, als sie noch kurze Kleider und Schleifchen im Haare trug. Am Abend vorher wurde im Kugler'schen Hause allerlei lustiger Polterabendscherz getrieben, und die jungen Freunde und Freundinnen des gastlichen Hauses thaten ihr Bestes, das Fest zu verherrlichen. Nach verschiedenen Einzelanreden an das Brautpaar ging ein Vorhang vor einer kleinen Scene auf, in welcher ein würdiges Ehepaar erschien, Fritz Eggers als der Gatte, eine Tante der Braut als seine Frau. Sie führten einen kleinen trockenen Dialog über die Unsicherheit, die in der Stadt herrsche; unter Anderem sei sogar ein Preis auf die Ergreifung eines berüchtigten Räubers, Vorsicht genannt, gesetzt worden! Alsbald wurde die Frau unruhig und gestand, sie habe im Zimmer ein verdächtiges Geräusch gehört. Der Mann glaubte Anfangs, dasselbe rühre von ihrem Knaben her — keinem Geringeren als Adolf Menzel, der in einem Kinderröckchen am Boden kauerte und mit einem hölzernen Pferdchen spielte. Doch gleich darauf kam unter dem Sofa ein haarbuschiger Geselle — wenn ich mich recht erinnere, Wilhelm Lübke — hervorgekrochen, der sich als den Gesuchten und mit einem Preise Ausgezeichneten zu erkennen gab und auf den Knieen das erschrockene Ehepaar anflehte, ihn laufen zu lassen. Mit der großmütigen Handlung, die Gnade vor Recht ergehen ließ, schloß der erste Akt.

Ich hatte das Spiel in höchster Verwunderung mit angesehen und mir den Kopf zerbrochen, wie die ganz witz- und reizlose Scene in unsern anmutigen Polterabend hereingeschneit sei. Die übrigen Zuschauer schienen sich desto königlicher zu amüsieren, so daß ich mit verlegenem Lachen in den Applaus einstimmte. Gleich aber ging es an den zweiten und letzten Akt. Das nämliche Ehepaar mit seinem schon damals berühmten Knaben erschien auf einer Reise und erklärte, sich im Walde verirrt zu haben. Sofort wurden sie auch von einigen verdächtigen Gesellen mit geschwärzten Gesichtern umringt und aufgefordert, ihre Baarschaft herzugeben. Sie stehen auf den Knieen um Gnade — vergebens. Da, wie der Mann schon in die Tasche greift, erscheint aus dem Dickicht, einem mit einer Decke verhängtem Kleiderschrank, hervor — der vorhin begnadigte Räuber Wilhelm Lübke, schreckt das Gesindel durch seinen bloßen Anblick zurück und ruft im höchsten Tone, indem

Digitized by Google

er die Knieenden aufhebt: Beruhigen Sie sich! Ich bin Vorsicht. — Vorhang fällt!

Schon bei Beginn des zweiten Akts war mir's zum Bewußtsein gekommen: das Stück, das den Titel „Der dankbare Räuber" führte, war mein eigenes dramatisches „Erstlingswerk," in meinem zwölften Jahre in ein kleines Oktav-Schulheft geschrieben, in dem es sechs ganze Seiten füllte. Meine gute Mutter hatte es aufbewahrt und der mutwilligen Bande ausgeliefert. Ein unstillbarer Lachkrampf schüttelte mich, sobald diese Erkenntnis mir aufging, und die Vorstellung endete unter einem Beifallssturm, wie er schwerlich je einem dramatischen „Erstlingswerk" und auch keinem der späteren Bühnenwerke desselben Verfassers zu Teil geworden ist.

Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow".

Von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Kurz darauf traf unser Haus der schwerste Schlag; im Juli 1858 starb mein Vater, wie ein rechter Held in Ausübung seines Berufs. So jung noch, empfand ich doch die ganze Wucht des Verlusts und daß ich ihn nimmer sehen nimmer hören sollte, wäre mir unfaßbar erschienen, wenn sie ihn nicht vor meinen Augen in's Grab gesenkt hätten. Daß sie den Leichnam vorher nach Sitte der strenggläubigen Juden aus dem Sarg hoben, so daß er schutzlos dem Niedersausen der Schollen preisgegeben war, erregte mich so, daß ich mich mit geballten Fäusten dazwischen warf: „Ich duld's nicht, daß Ihr dem Vater wehe thut." Mit Mühe beruhigte mich Weiser so weit, daß ich ihm die Worte des Totengebets nachsprach. Dieselbe Sohnespflicht hatte ich nun täglich in der Synagoge zu erfüllen. Der alte, verfallene Bau, der düstere Betraum, den ich da zum ersten Male betrat, das leidenschaftliche Schreien der Beter flößte mir Grauen ein. Gleichwohl mußte ich nun Morgens und Abends hin; obwohl die älteren Leute es strenge verboten, puffteten und höhnten die jungen mich doch weidlich. Ich fühlte mich wie ein Spatz im Krähennest und es bedurfte all meiner Pietät für jedes Wort meines Vaters, um ihnen nicht zu grollen. Zuweilen that ich's doch.

Diese Empfindung verblaßte, als wir im Frühling 1859 nach Czernowitz übersiedelten; da entschwand das strenggläubige Judentum zunächst fast ganz meinem Blick. Die Hauptstadt der Bukowina war damals noch eine kleine, aber freundliche, durchaus deutsche Stadt; nur an Markttagen hörte man rumänisch und ruthenisch sprechen, da tauchten auch langröckige Juden auf; sonst hausten sie in einer entlegenen Vorstadt, der „Wassergasse," wohin ich niemals kam. Hingegen durchschritt ich immer wieder mit freudigem Staunen die reinlichen Straßen der Stadt und horchte den deutschen Lauten; ich fühlte mich im Vorhof zum Paradies Deutschland, das mir vorbestimmt war. Auch im Testament meines Vaters: ich solle, hieß es da, das deutsche Gymnasium in Czernowitz beziehen, dann frei mein Studium wählen und mich hierauf, wenn irgend möglich, in Deutschland niederlassen. So froh ich darüber war, meiner Mutter schuf die Bestimmung die schwersten Sorgen; wovon sollt' ich studieren, da mein Vater so wenig hinterlassen hatte; ich war für die Zukunft ihre und der Schwestern einzige Hoffnung; es schien für uns alle das klügere, wenn ich rasch in einen praktischen Beruf einlenkte. Gleichwohl fügte sie sich dem Willen des Toten, ich bezog im Herbst 1859 das Gymnasium, aber allerdings mit der Mahnung: „Wenn du nicht der Erste in deiner Klasse wirst und bleibst, so kommst du als Lehrling zu einem Kaufmann." Ich bin der Erste geworden und fast durch's ganze Gymnasium geblieben, aber welche Seelenqual schuf dies Wort in der ersten Zeit mir armem Knirps! Daß meine Mutter darnach handeln würde, zweifelte ich nicht; so oft ich an einem Krämerladen vorbeikam und die Lehrlinge mit blaugefrorenen Fingern hinterm Ladentisch stehen oder gar in's Heringsfaß greifen sah, stand mir ordentlich das Herz stille. Das soll wahrlich keine Anklage gegen

Digitized by Google

die sorgengebeugte Frau sein; sie mag die Zügel etwas zu straff angezogen haben, — von welchen Zufälligkeiten hängt die Location in der Schule ab — aber daß sie mir den Sporn einsetzte, geschah nicht blos unter dem Zwang der Verhältnisse, sondern in klügster Berechnung meines Wesens. Ich war ein verträumter Knabe; was mich fesselte, nahm ich leicht auf, was mich langweilte, ließ ich liegen, und spann lieber an meinen Phantasien, tagelang, und dies war auch das Einzige, dessen ich nicht bald überdrüssig wurde. Das änderte sich nun; was irgend an Thatkraft in mir schlummerte, wurde wachgerüttelt, ich lernte arbeiten, fleißig sein.

Das fiel mir hart, denn das Talent des Fleißes — auch dies ein Talent, was freilich nicht jeder glauben will — fehlte mir und es hat mich bittere Mühe gekostet, es mir so weit anzueignen, als eben Selbsterziehung ein Talent ersetzen kann; ohne äußeren Zwang wär's nicht gegangen, der aber fehlte auch dann nicht, als mich das Heringsfaß längst nicht mehr schreckte: Vom vierzehnten Jahr ab mußte ich mich selbst ernähren, natürlich durch Lektionen, zumeist an Mitschüler, die schwer vorwärts kamen. So mußt' ich um anderer willen gründlicher sein, als ich es um meinetwillen allein gewesen wäre, und habe als Lehrer mehr gelernt, als auf der Schulbank. Das gilt namentlich von meinem früh erwählten Lieblingsfach, den klassischen Sprachen; hier gab mir erst das Unterrichten völlige Sicherheit in den Formen und damit die Freiheit in den Geist der Alten einzudringen, und mich seiner klaren Schönheit zu freuen.

Wie viel Dank ich jedoch dafür auch meinen Lehrern schulde, habe ich nie verkannt. Die Anstalt, seit 1860 das einzige deutsche Gymnasium des Ostens, und darum überfüllt, verfügte fast durchweg über tüchtige Kräfte; die alten Sprachen, nächst ihnen die Geschichte, waren vortrefflich vertreten. Geradezu musterhaft aber war die Zucht, musterhaft der Geist, der die ganze Anstalt durchwehte, und selbst den rohesten und beschränktesten Schüler nicht ganz unberührt ließ, der Geist der Humanität. Direktor und Lehrer waren meist Deutsche, die Achtung vor deutscher Geistesarbeit, die Überzeugung von der Heilsamkeit deutscher Kultur wurde uns ebenso sacht wie andauernd eingeflößt, aber dabei fiel kein Wort gegen eine andere Nationalität. Niemals vollends wurde eine Konfession angegriffen; eine Unbill, eine ungerechte Zurücksetzung aus solchen Gründen war geradezu undenkbar; nicht Jeder sagte uns, wie es der edle Herbartianer Ressl that, daß über allen Konfessionen ein religiöses und sittliches Ideal stehe, aber Alle handelten darnach. Und darum auch die Schüler. Denn das Leben wirkte der Schule nicht entgegen, in der Stadt, im Lande herrschte tiefster Frieden aller Bekenntnisse, und daß die gebildeten Juden sich als Deutsche fühlten, fanden nicht blos sie, sondern Jedermann selbstverständlich. Hier also war ich kein „Anderer" mehr, sondern ein Deutscher unter Deutschen, meine Angehörigkeit zum Judentum spielte in meine Gedanken, meine Empfindungen kaum mehr hinein. Das änderte sich erst, als ich in meinem 16. Jahre nach Czortkow kam, das Grab des Vaters, der Geschwister zu besuchen. Sie waren wohl gepflegt; die Ehrfurcht sonst roher Menschen vor der Majestät des Todes brachte mich ihnen näher; was ich unter Weisers Leitung von ihrem Leben sah, ihren Bräuchen erfuhr, interessirte mich sehr; es war ja so merkwürdig und mir neu. „Ja", sagte mir mein alter Lehrer, „kümmere dich ein wenig um uns, wir sind's ebenso wert wie die Bauern, mit denen du so gern sprichst, und du gehörst doch zu uns!" Ich fühlte die Berechtigung des Vorwurfs und ging nun auch in Czernowitz zuweilen in die „Wassergasse", oder nach dem nahen Sadagóra, dem Sitz eines Wunderrabbi. Ich that's gerne und immer öfter, weil alles so eigentümlich war, aber der Eindruck war doch zum mindesten ein zwiespältiger. Das Poetische vieler Bräuche zog mich an, obwohl sie doch ihren Zauber nur auf jenen voll können, dem sie zugleich ein Stück Kindheits-Erinnerung sind, auch die guten Seiten dieses Wesens gingen mir voll auf und zudem war mir nun ja ihre und die allgemeine Geschichte vertraut genug, um zu wissen: auch das Schlimme an ihnen hatten wahrlich nicht sie allein zu verantworten. Aber des Schlimmen war viel, besonders peinlich berührte mich die Erkenntnis in welchen Aberglauben nun diese einstigen Bannerträger des reinsten Monotheismus versunken waren. Alles in

Digitized by Google

allem, ich wollte Jude bleiben, schon als meines Vaters Sohn, aber der Gedanke, mein Leben nicht hier, sondern in Deutschland verbringen zu sollen, war mir sehr erfreulich.

Über mein Berufsstudium war ich früh mit mir einig; die klassische Philologie. Daß ein Schriftsteller in mir stecke, haben damals andere vermutet, ich nicht. Allerdings, wenn ich abends nach harter Arbeit — fünf Schulstunden, vier Lektionen — in mein Stübchen heimkehrte, ging erst meine schönste Zeit an: ich saß still da, spann Träume und sann Geschichten aus wie einstens auf der Haide. Oder ich las; es hat damals Monate gegeben, wo ich allnächtlich einen Band verschlang: Goethe und Viktor Hugo, Heine, Hackländer und die Paalzow — was ich eben erraffen konnte. Auch hielt ich mir, die „Gartenlaube“ und „Westermanns Monatshefte“, und war Theater in Czernowitz, so aß ich lieber des Mittags trockenes Brot, als abends auf der Gallerie zu fehlen. An solchen Abenden empfand ich den Drang, selbst etwas zu schreiben, am stärksten, aber „der tanzende Lieutnant“ erhielt doch zunächst einen epischen Nachfolger: in meinem fünfzehnten Jahr schrieb ich als erstes Gedicht eine Romanze: „Im Walde“. Dichter lieben nicht zu schweigen, meine Mitschüler verbreiteten meinen Ruhm und als ich eines Nachmittags Herrn Rudolf Eckhardt, den Verleger des „Bukowinaer Hauskalender“ begegnete, sagte er mir: „Geben S' mir Ihr Gedicht; ich hab g'rad a Seiterl leer, heimische Talente unterstütz' i gern!“ Wie mir dabei zu Mut wurde, wie ich das Erscheinen des Kalenders erharrte, beschreibt kein Wort, und nun gar die Empfindung, als ich mich gedruckt sah. Daß ich da „Francoz“ hieß, dämpfte das Entzücken nur wenig, hingegen war ich betroffen, als mich mein Direktor, Stefan Wolf, anfuhr: „Ein Gymnasiast läßt Verse drucken?! Unfug! Und ein sonst vernünftiger Schüler? Doppelter Unfug!“ Erst nach Wochen hatte ich mich so weit gefaßt, ihm zu sagen: ich wolle die Allotria lassen. Aber er: „Freilich Studium Hauptsache! Allotria Unfug! Aber nicht ganz lassen, nur mir zeigen!“ So that ich denn, und was der „Hauskalender“ fortab von mir brachte, allerlei sentimentale Geschichten und selbsterfundene „Sagen aus der Bukowina“, passierte seine Censur. „Unfug!“ donnerte er immer wieder und gab sein Imprimatur; am heftigsten aber fuhr er mich der Novelle wegen an, die ich ihm als Oktavauer (Primaner) brachte, sie spielte zur Römerzeit im Pruththal. „Niederträchtig!“ donnerte er. „Mir scheint gar, Sie haben Talent für solche Schmieralien! Und Sie haben mir doch versprochen, Philolog zu werden, dazu taugen Sie auch am besten.“ Ich beruhigte ihn, die Philologie sei nach wie vor mein einziges Lebensziel. So war's auch; nichts auf der Welt stand meinem Herzen näher, und wenn ich abends auf meinem Stübchen den Homer oder Sophokles rezitierte, so wurde mir feierlich zu Mut. Ich darf sagen, es war Gottesdienst.

Freilich, ob ich ein Priester an diesen Altären werden durfte, hing nicht allein von mir ab. Es war ein Studium, das die ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm, wenn man was Rechtes werden wollte und ich war arm. Aber Wolf meinte, die Regierung werde mir sicherlich ein Stipendium gewähren: ich konnte neben den besten Zeugnissen auch eine Arbeit vorlegen: eine metrische Übersetzung der Eklogen Vergils in die Sprache Theokrits, den dorischen Dialekt. Der Landeschef der Bukowina, ein wohlwollender Mann, gab gleichfalls gute Hoffnung. Aber als nun die Entscheidung eintraf, war der brave Mann in sichtlicher Verlegenheit, sie mir mitzuteilen. „Ihre Eignung steht außer Zweifel, aber —“ Aber vorher die Taufe! Einem Juden wurde das Stipendium nicht gegeben, es hätte auch keinen rechten Sinn gehabt, denn ich wollte ja Universitäts-Professor oder doch Gymnasial-Lehrer werden und das war damals — im Sommer 1867, vor der liberalen Ära — einem Juden unerreichbar. Ich sagte sofort Nein. Ich hatte kein Vorurteil gegen Christen und Christentum, wahrlich nicht! Auch war ich damals leidenschaftlich in ein christliches Mädchen verliebt, und es war mein beglückendster Traum, sie einst heimzuführen. Aber mit der Taufe Handel treiben, das ging nicht. Auf das Stipendium mußte ich also verzichten und damit auch auf die Philologie. Ein Mensch mit meinen Pflichten mußte ein Brotstudium wählen. Ich beschloß also, in Wien Jura zu studieren und that's. Das schreibt sich leicht hin, aber wie viel Schmerz, wie viel schlaf-

Digitized by Google

lose Nächte zwischen jeder dieser Zeilen stehen, weiß nur, wer selbst je in ähnlicher Lage war. Indeß — dies Selbstverständliche würde ich nicht aussprechen, wenn es nicht zur Sache gehörte. Mein Judentum hatte mich bisher wenig angegangen, hatte mir weder Vorteil noch Schaden gebracht, nun brachte es mir Schaden, den schwersten den ein Mensch erleiden kann, legte es mir ein furchtbares Opfer auf, den Verzicht auf den Beruf, für den ich mich selbst bestimmt, von dem damals ich und die anderen meinten, daß er am besten für mich tauge. Derlei wirkt auf den Menschen verschieden, je nach seinem Wesen. Der Eine kann das Opfer nicht bringen, ihm scheint die Taufe das geringere Opfer. Der Andere bringt's zwar, beginnt aber innerlich sein Judentum als Unglück zu empfinden und zu hassen; den Dritten aber beginnt das Judentum eben deshalb näher anzugehen, wärmer zu interessieren, weil er ihm ein solches Opfer hat bringen müssen. Dies letzte war bei mir der Fall. Meine Weltanschauung bekam keine konfessionelle Prägung, mein deutsches Nationalgefühl verringerte sich nicht im geringsten, aber das Gefühl, daß ich daneben auch einer anderen Gemeinschaft angehörte, wurde stärker.

Dies Gefühl verlor sich auch in Wien nicht ganz. Ich wurde Burschenschafter wie mein Vater, schloß mich aus innigster Ueberzeugung den Deutsch-Nationalen an, die trotz 1866 Bismarck hochhielten und den Ausbau des Norddeutschen Bundes zum deutschen Einheitsstaate ersehnten, hielt als einer ihrer Vertreter beim Berliner Burschentag von 1868 eine Rede, die mir nach der Heimkehr nach Wien arge polizeiliche Chikanen eintrug. Kurz, ich fühlte mich nicht blos als Deutscher, sondern handelte danach. Aber dazwischen dachte ich zuweilen doch: „So fühlte und handelte auch dein Vater und erfüllte dabei doch auch die Pflicht gegen die Juden!"

Im Sommer 1868 war ich wieder in Czernowitz und verlobte mich heimlich mit der Geliebten. Sie sollte Christin, ich Jude bleiben. Sie schien es zufrieden. Dann aber weinte sie viel und flehte, ihr das Opfer zu bringen. Ich redete es ihr aus und reiste beruhigt nach Graz ab, wo ich die nächsten Semester studieren wollte. Dort ereilte mich ihr Brief: „Ich bring's doch nicht über's Herz . . ."

Ich litt sehr, denn sie war mir sehr teuer gewesen. Einen Tag, eine Nacht ging ich verstört in meiner Stube auf und nieder. Am zweiten Tage lief ich vor's Thor hinaus und sank endlich ermattet in einem Wäldchen nieder. Als ich dann heimging, standen plötzlich so klar, wie nur je Einer eine Vision gesehen, zwei Gestalten vor mir, zwischen denen sich eine ähnliche Geschichte abspielte, wie jene, an der ich mich zu verbluten drohte. Nur alles gesteigert, der Gegensatz zehnfach schärfer. Ich sah ihre Gesichter, hörte ihre Stimmen, und — diese Gestalten schritten durch die Gassen meines Heimatstädtchens. Ich sah's, als hätte ich es gestern verlassen: das Schloß, das Kloster, das Ghetto . . .

Ich kam heim, zündete die Lampe an und begann zu schreiben: „Da steht es wieder greifbar lebendig vor mir, das arme, verfallene Landstädtchen . . ." und so weiter, ohne Besinnen, mit fiebernden Pulsen. Ich schrieb bis in den hellen Morgen hinein, sank dann aufs Sopha hin und schlief bis zum nächsten Morgen. Als ich da erwachte und die Blätter liegen sah, mußt' ich mich zunächst erst besinnen, wie's damit stand. Dann schloß ich sie hastig in eine Lade und ging fort.

So ist meine erste Ghetto-Novelle entstanden; ich habe sie später „Das Christusbild" genannt. Damals lag sie ein halbes Jahr titellos in jener Lade. Ich schente mich, das Ding auch nur nochmals zu lesen; seinen Zweck hatte es ja erreicht, ich hatte darin meinen Schmerz entladen und begraben, soweit sich derlei überhaupt je ganz begraben läßt. Aber noch mehr: ich hatte darin mich selbst wiedergefunden; nun ahnte ich, wo die innere Ausgleichung des Gegensatzes lag, der mir nun plötzlich das Herz zerriß, nachdem ich ihn so lange garnicht als Gegensatz empfunden: ich mußte in der kleinen jüdischen Gemeinschaft ebenso meine Pflicht thun, wie in der großen deutschen. Mir war zu Mut wie meinem Helden Friedrich Reimann, ich wollte nun auch derer gedenken, von denen ich stammte. Nicht ihrer allein, das war der Unterschied zwischen ihm und mir, aber auch ihrer. Und ich wollte versuchen, ihnen zu nützen wie er.

Dies alles ging mir schon in den nächsten Wochen durchs Hirn. Aber das Wie war

Digitized by Google

mir nicht klar. Etwa indem ich mich als Rechtsanwalt unter ihnen niederließ? Nein, ich konnte mein Leben nicht unter Polen verbringen, dagegen sträubte sich mein deutsches Gefühl. Und dann, was konnt' ich dort für die deutsche Gemeinschaft thun? Ich wollte ja beiden dienen.

In dieser Unklarheit verstrich mir ein halbes Jahr. Erst an dem Tag, wo ich jene Blätter wieder las, dämmerte es in mir auf: wie, wenn das wirklich eine Novelle wäre, eine richtige, nicht eine für den Bukowinaer Hauskalender, und wenn du deren mehr schreiben könntest? Andere, bessere, klarere, solche, die dem deutschen Volke wirklich ein Bild des östlichen Ghetto gäben. Dann stündest du als deutscher Schriftsteller in der großen Gemeinschaft, würdest ihre Kenntnis durch bisher nie geschildertes Leben vermehren und damit der kleinen Welt nützen, indem du ihr mahnend einen Spiegel vorhieltest.

Aber ich war ja Jurist, wollt' es bleiben! Und ich hatte auch ohnehin so viel zu thun: Kollegien hören, bei Kommersen Hochs auf Bismarck und Pereats auf Beust auszubringen, mich dafür von der Polizei verhören, zuweilen auch einsperren lassen und dann — das Letzte, das Geringste, aber notwendig war auch das — ich mußte durch Lektionen mein Brod verdienen. Auch war ja noch fraglich, sogar sehr fraglich, ob ich solche Novellen schreiben konnte; als ich mein „Christusbild" abermals las, schien es mir doch sehr, sehr unreif . . .

Und über alle dem verging wieder ein halbes Jahr. Da, im Winter 1869 beschloß ich die Weihnachtsferien zu einem neuen Versuch zu benutzen. Ich erinnerte mich eines merkwürdigen Zugs aus dem Leben meiner Mutter. Sie hatte als Braut die ganze Schwere des Opfers gefühlt, das ihr mein Vater durch sein Verbleiben in Galizien bringen wollte und bangte um sein Glück. Nur darum wollte sie ihm schreiben, sie habe sich in ihrer Liebe für ihn getäuscht und gebe ihn deßhalb frei. Sie begann auch den Brief, aber die Thränen schwemmten immer wieder die Schrift hinweg. Sie konnte es nicht.

Wie, dacht' ich, wenn sie es gekonnt, wenn er ihr geglaubt hätte?! Dann war durch das fromme Vorurteil das Lebensglück zweier Menschen zerstört. So entstand die Novelle: „Esterka Regina". Aber nun schrieb ich ja besonnen, suchte auch eine bestimmte Tendenz hineinzulegen, das ging viel langsamer. In diesen Ferien bracht' ich die neue Arbeit nicht fertig, nun mußte sie bis zu Ostern liegen bleiben.

Da ereignete sich mit meinem „Christusbild" eine kuriose Geschichte. In der Murvorstadt zu Graz gab es damals ein Bierhaus „Zum Sandwirt", in dem sich eine Tafelrunde von jungen Doktoren und Studenten zusammenzufinden pflegte, darunter auch ich. Eines Abends nun kneipt der Redakteur eines damals in Graz erscheinenden kleinen belletristischen Blattes, der „Oesterreichischen Gartenlaube", Dr. Hans v. Z., mit uns. Der frische, liebenswürdige Mann — er hat sich seither als Historiker einen guten Namen gemacht — klagt uns sein Leid: Gedichte kämen in Hülle und Fülle, aber an brauchbaren Novellen fast nichts. Nun habe ich schon sehr schwächliche Sachen dort gelesen und frage darum: „Ist es denn gar so schwer, für Sie eine brauchbare Novelle zu schreiben?" — Darauf er: „Probieren." — „Ich hab' es probiert", erwidere ich. „Ich denke nicht dran, das Zeug drucken zu lassen, aber daß es im Notfall ebenso brauchbar wäre, wie Vieles, was Sie bringen, glaube ich doch." — „Aha!" lacht er, „Hic Rhodus, hic salta!" — „Schön", sage ich, „morgen sollen Sie die Novelle haben!" Natürlich lachen meine Kollegen gehörig auf meine Kosten. Aber den Gipfelpunkt erreicht die Heiterkeit eine Woche später, als der Redakteur wieder beim „Sandwirt" erscheint und das Manuskript vor mich hinlegt. „Lieber F.", sagt er, „das Novellenschreiben müssen Sie lassen. So schlechtes Zeug habe ich überhaupt noch nie gelesen." — „Das glaub' ich nicht", erwidere ich trotzig. „Ich bilde mir nichts auf die Arbeit ein, denke nicht daran, ein Novellist zu sein, aber druckbar ist die Arbeit wohl." Natürlich wird dadurch das Halloh noch ärger, bis ich endlich unvorsichtig genug dem Redakteur sage: „Geben Sie zu, daß die Westermann'schen Monatshefte strenger redigiert sind, als Ihr Blättchen?" — „Natürlich — und?" — „Und Sie werden meine Novelle im „Westermann" lesen!" Er und die Anderen wollen sich ausschütten vor Lachen, und auch mich rent das Wort, kaum daß es

Digitized by Google

mir entfahren war, aber nun muß ich das Manuskript wohl oder übel nach Braunschweig senden. Vierzehn Tage später erhalte ich von dort einen Brief von Adolf Glaser, worin er die Annahme meldet und weitere Beiträge „aus diesem interessanten Stoffkreis“ erbittet.

Aber auch die erste englische Übersetzung, die von dieser Novelle gedruckt wurde, hat ihre Geschichte; die jedoch will ich kurz erzählen, in Ehrfurcht vor dem größten Novellendichter, dem Schicksal. Als die Novelle bei „Westermann“ erschienen war, schickte ich ein Exemplar an meine Familie. Meine Schwester gab sie jenem Mädchen. Sie las, war tief erschüttert, bat, das Exemplar behalten zu dürfen. Kurz darauf verheiratete sie sich nach England. Im Jahre 1878 erhalte ich von ihr einen Brief, ihr Mann verdiene nicht genug, da wolle sie sich durch Übersetzen etwas verdienen, um der armen Kinder willen. Nun habe ein Magazin die Übersetzung des „Christusbild“ angenommen, verlange aber die Autorisation des Verfassers . . .

Jener Braunschweiger Brief hat nicht über meinen Beruf entschieden, wohl aber bewirkt, daß ich mich rechtzeitig entschied. Nun wurde „Esterka Regina“ fertig geschrieben und bis 1872 folgten die anderen Novellen des Buches; die zuletzt entstandene: „Nach dem höheren Gesetz“ ist wohl die beste. Mit jeder Arbeit fühlte ich in mir die Kraft wachsen, aber auch die Klarheit über meine Tendenz. Die Hauptsache war sie mir trotz alledem nie; vor Allem wollte ich Novellen schreiben, die künstlerisch so wertvoll waren, wie ich nur irgend vermochte. Auch blieb ich bei der Wahrheit, wollte die Juden von „Barnow“ nicht besser, noch schlechter malen, als sie sind, sondern genau so, wie sie mir erschienen. Aber daneben wollte ich Andere zu gerechterer Beurteilung der Verachteten führen, sie selbst aber anstacheln, den Zwang des frommen Wahns abzuthun und sich der Kultur zuzuwenden. „Barnow“ nannte ich den Ort nicht blos deshalb, weil „Czortkow“ der deutschen Zunge Mühe macht, sondern weil mein Heimatstädtchen nur der äußere Schauplatz ist, die Gestalten, die Geschichten holte ich mir zum geringsten Teile von dorther, zumeist aus Sadagóra.

Wesentlich hat es mich, glaub' ich, gefördert, daß ich damals dem Ghetto so fern, ja sogar in einer Stadt lebte, in der es anfangs außer mir keinen, dann von 1869 nur sehr wenige Juden gab. Als ich zehn Jahre später meinem Freunde Leopold Kompert erzählte, daß ich meine Ghetto-Novellen zu einer Zeit zu schreiben begonnen, wo ich jedem Verkehr mit Juden völlig entrückt gewesen, war er ganz fassungslos vor Staunen und rief dann: „Es ist zu merkwürdig! Genau so ist es auch mir ergangen! Ich schrieb meine ersten Ghetto-Geschichten, während ich Erzieher im Hause eines Grafen Andrassy war, mitten im Alföld, es gab auf zehn Meilen in der Runde keinen Juden! Sollte dies ein Gesetz sein?“ Vielleicht! Jeder Dichter bedarf, bis er festen Fuß gefaßt hat, einer gewissen Distanz zu seinem Stoffkreis. Der Beispiele ließen sich unzählige beibringen, ich beschränke mich auf eines. Vier der besten Dorfgeschichtenschreiber unserer Litteratur: Berthold Auerbach, Ludwig Anzengruber, Melchior Meyer und Josef Rank haben ihr Leben in der Stadt verbracht.

Die Geschichten wurden rasch gedruckt, in den „Westermann'schen Monatsheften“, dann in „Über Land und Meer“, auch in der „Gartenlaube“; heut würden sie vergeblich an die Pforten der Familienblätter pochen, sie blieben ihnen verschlossen, nicht blos mit Rücksicht auf eine hässliche Zeitströmung, sondern weil sie nun viel prüder geworden sind, als vor zwanzig Jahren.

Im Frühling 1872 gab ich meine Juristerei endgiltig auf und beschloß Schriftsteller zu werden. Denn Advokat mocht' ich nicht werden und die Richterlaufbahn war dem Juden, der sich obendrein politisch „kompromittirt“, verschlossen. Sonst hätte ich wohl ausgeharrt, beiden Göttinnen zu dienen gesucht. Ob es lange gegangen wäre, ob es für mich gut gewesen wäre? Jedenfalls hat der rasche Abdruck dieser Ghetto-Novellen mich ermutigt, den entscheidenden Schritt schon damals zu thun.

Nachdem ich noch zwei solcher Novellen geschrieben, beschloß ich, sie in Buchform herauszugeben. Der Titel ergab sich von selbst, die Bogen waren rasch zusammengeheftet, ein Vorwort geschrieben. Daß es mit dem Verlag Schwierigkeiten haben könnte, dachte ich gar nicht, weil die Sachen ja in angesehenen

Digitized by Google

Zeitschriften gedruckt waren. Wohlgemut wandte ich mich an Cotta.

Nach vierzehn Tagen war das Manuskript wieder in meinen Händen, dazu ein höflicher Brief, die Handlung bedaure lebhaft, wegen Überbürdung mit anderen belletristischen Novitäten u. s. w. Diese Erfahrung sollte sich zunächst nicht wiederholen, das heißt: in so kurzer Frist und mit einem so höflichen Brief bekam ich das Manuskript nicht wieder. Brockhaus schickte es nach geraumer Zeit mit einem gedruckten Formular, Trewendt mit einer unwirschen Karte zurück: man habe doch erst anzufragen, ob Manuskripte erwünscht seien, eh' man sie sende. Aber wollt' ich alle jene Firmen aufzählen, bei denen die „Juden von Barnow" vergeblich ihre Aufwartung gemacht haben, so würde ich den Leser arg ermüden. Sie sind von 1872 bis 1875 gewandert und sind von siebzehn Verlegern abgelehnt worden. Zwei darunter hatten das Buch vorher gelesen, beide meinten, es sei nicht ohne litterarischen Wert, aber an einen Absatz, der die Druckkosten decke, sei nicht zu denken. Und nun verlangte ich gar ein, wenn auch höchst bescheidenes Honorar!

Ach, ich hatte es nötig, denn ich hatte es in den ersten Zeiten meines Schriftstellerlebens recht hart, weil ich schon damals wie auch heute nur langsam produzierte. Um nicht in's Vielschreiben zu verfallen, wie mancher Andere, verdingte ich mich als Journalist und habe bis 1875 manches „Vermischte" zusammengeschnitten, manchen Leitartikel geschrieben, auch Gerichtssaalreporter bin ich gewesen. Zwischendurch packte ich meine „Juden von Barnow" immer wieder in feines Umschlagpapier, sandte sie ab und harrte des Bescheids. Und wie schwer harrt sich's in solcher Lage!

Nach drei Jahren war ich doch so weit durchgedrungen, um das Tagelöhnern bei Zeitungen entbehren zu können. Im Jahre 1875 brachte die „Neue freie Presse" in rascher Folge meine Kulturbilder „Aus Halbasien", die Beachtung fanden. Auch Hallberger wollte für „Über Land und Meer" derlei Arbeiten haben, und als ich ihm darauf die erste solche Skizze für sein Blatt und gleichzeitig „Die Juden von Barnow" für den Buchverlag sendete, erwiderte er mir, wenn ich ihm noch mehr solche Skizzen verspräche, so wolle er in Gottes Namen das Buch gelegentlich bringen, auch ein kleines Honorar bezahlen, obwohl er sich keinen Erfolg davon verspreche.

Wie froh war ich! Freilich „gelegentlich" — im Laufe des Jahres 1875 fand sich leider diese Gelegenheit nicht, obwohl es doch ein schönes, langes Jahr von 365 Tagen war. Im November 1875 wurde mir eines Tages aus Kopenhagen ein Büchlein gesendet: „Folkelivsbilleder. Af K. E. F.". Die dänische Buchausgabe, aus den Zeitschriften zusammengestellt, war früher erschienen, als die deutsche — natürlich ohne meine Genehmigung. Wie leicht verzieh ich das! Nun war mein Erstlingswerk freilich im Ausland früher erschienen, als in Deutschland, aber nun mußte es doch endlich auch hier an's Licht.

Als aber jedoch auch im Winter auf 1876 die Bogen aus Stuttgart nicht kommen wollten, beschloß ich ein anderes Buch früher erscheinen zu lassen. Ich bot die Skizzen „Aus Halb-Asien" der Firma Duncker und Humblot in Leipzig an. Sie acceptierte sofort und brachte das Buch schon im Mai 1876. Daß das Werk Erfolg hatte, ist bekannt.

Nun endlich ward auch mein armes Erstlingswerk, das nun dem Erscheinen nach mein zweites geworden, an's Licht gezogen. Es erschien zuerst im Dezember 1876, vierzehn Tage vor Weihnachten, also zu sehr ungünstiger Zeit. Der Absatz war anfangs sehr spärlich, die Kritik beschäftigte sich wenig mit dem Buche. Nur Johannes Scherr empfahl es dringend, das sei „ein ehrliches Buch", das „von Haß und Liebe inbeirrt, die jüdische Volksseele schildere, wie sie sei", und prophezeite ihm, es „werde fröhlich fortleben und bald seinen Rundgang durch Europa antreten." Ach, du lieber Gott, dacht ich, wenn's nur erst in Deutschland herumkäme. Die Prophezeiung erschien mir ebenso wohlwollend wie verwegen.

Und dennoch hat sie sich erfüllt. Das Buch ist heute in seinem Genre, dem der Ghetto-Novelle, das verbreitetste. In Deutschland sind mehrere starke Auflagen nötig geworden — die fünfte vermehrte ist im Frühling dieses Jahres (1894) bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen; im Ausland ist es bisher in sechszehn Sprachen verbreitet, auch eine Übersetzung in's Hebräische und in das sogenannte

Digitized by Google

Judendeutsch ist erschienen. So häßlich der Jargon ist, mir ist diese und die hebräische Übersetzung sehr willkommen gewesen; durch sie ist das Buch im Osten eines der Mittel im Kampf der Aufklärung gegen die Finsternis geworden.

Dies ist die Geschichte meines Erstlingswerks.

Schlußwort.*)

Heute, wo mir der letzte Bogen der Buchausgabe druckfertig vorliegt, lese ich in deutschen Zeitungen eine Notiz über ein neues englisches Werk: „My first book“, herausgegeben von Jerome K. Jerome; diese selbstbiographischen Plaudereien hervorragender englischer Schriftsteller der Gegenwart sind vorher in einer Londoner Monatsschrift erschienen. Eine Nachahmung liegt vor, aber nicht meinerseits. Bereits im Januar 1891 veröffentlichte ich in der „Deutschen Dichtung“ das Programm der Serie „Die Geschichte des Erstlingswerks“: Darlegung des inneren Entwickelungsganges, der jeden Dichter zu seinem Erstling geführt, und zugleich den ersten Aufsatz: von Conrad Ferdinand Meyer. Er wurde auch ins Englische übersetzt; dasselbe geschah mit einigen folgenden Arbeiten. Dadurch angeregt, ging Herr Jerome ans Werk; daß er nun doch vor mir fertig geworden, ist mir schon nach dem Wenigen, was ich heute vom Inhalt erfahre, nicht verwunderlich: indem er seine Kollegen zur Aufzeichnung ihrer ersten Erfahrungen mit Zeitungsherausgebern und Verlegern, namentlich auch der Art, wie sie von ihnen honoriert und behandelt worden, anregte, hat er mein Programm mit praktischem Sinn aus dem Innerlichen ins Äußerliche, aus dem Ernsten ins Heitere gewandelt, auch schnelle Lieferung der Beiträge bewirkt. Selbsterlebte Anekdoten sind rascher geschrieben als ernste Selbstanalysen. Doch erscheint nicht allein deshalb dies Buch erst jetzt; es war nicht von vorn herein geplant. Erst als der Beiträge so viele und wertvolle geworden, daß sich der Gedanke einer Buchausgabe von selbst aufdrängte, setzte ich sie ins Werk.

Ich habe nun mitzuteilen, wie mir einst der Gedanke zu meiner Anregung kam und wohin sie zielte.

Sind schon Selbstbiographien überhaupt fast immer fesselnd, gleichviel ob sie mehr oder minder gut geschrieben sind, sofern nur hinter dem Buch ein richtiger Mensch steckt, so tritt bei solchen Gaben aus Dichterhand zumeist der Reiz der Darstellung hinzu. Ganz wertlose Bücher dieser Art giebt es kaum; einiges Lesenswerte über Zeit und Menschen, vielleicht sogar über das Wesen dichterischen Schaffens enthält wohl jedes. Darum ist's erfreulich, daß ihre Zahl groß, und nur zu vermindern, daß sie nicht größer ist. Denn je reicher der Lebensinhalt, je größer die geistige Bedeutung des Menschen, je berechtigter sein Wunsch ist, sein Lebenswerk vor Mißdeutung zu schützen, um so mehr drängts ihn zur Niederschrift seiner Schicksale — und beim Dichter fehlt ja, was den Staatsmann oder Krieger zuweilen abhält, die Scheu vor der ungewohnten Arbeit des Gestaltens. Mögen wohl überhaupt mehr hervorragende Menschen, als man glaubt, im Stillen eine Selbstbiographie geplant haben, so vollends die meisten Dichter; von jenen, die ich näher kennen lernte, hat mir fast jeder davon gesprochen. Aber wie viele sind inzwischen auf immer verstummt, ohne uns dies Buch geschenkt zu haben! Man kommt nicht dazu, wie oft man auch in Gedanken alles aufgebaut, die Bausteine behauen und geschichtet hat. Aber es ist schade, daß dies von so vielen gilt, um ihret- und unsretwillen.

*) Was hier als Schlußwort erscheint, bildet in der fast gleichzeitig mit diesem Hefte bei Adolf Titze in Leipzig erscheinenden Buchausgabe die Einleitung. Das Buch bringt die Aufsätze von Theodor Fontane, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Wichert, Felix Dahn, Julius Wolff, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Georg Ebers, Rudolf Baumbach, Ernst Eckstein, Richard Voß, Ossip Schubin, Hermann Sudermann, Ludwig Fulda und dem Herausgeber. Beigegeben sind die Jugendbildnisse der Dichter. Die Einleitung wird hier mitgeteilt, weil sie den Lesern der „Deutschen Dichtung“ gleichfalls von Interesse sein dürfte, da sie Aufschluß über die Ziele der Sammlung und die Art ihres Werdens giebt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Wer aber dazu gekommen ist, hat keinem äußeren oder inneren Erlebnis mehr Raum und Kraft gewidmet, als seinem Erstlingswerk. Das ist so natürlich. Die erste Höhe, die man erstiegen, die erste Schlacht, die man geschlagen hat — um wie vieles Frühere und Spätere sich die Schatten des Vergessens breiten mögen, dies leuchtet fort. Es war ja vielleicht nur eben die erste Schlacht und nicht der erste Sieg, noch weniger der schönste, den man davongetragen hat, und doch, welchem Dichter wird nicht die Zeit, wo er seinen Erstling schrieb, als ein Unvergeßliches, in seiner Art Einziges und Höchstes im Gemüte fortleben? Und dann — man setzt ja auch später seine volle Kraft ein, leistet Besseres und Reiferes, aber was schafft man unter ähnlichen Stürmen der Seele, mit dem gleichen heißen Drang sein Inneres auszuströmen? Vielleicht gelingt es nicht und man stammelt nur für weniger Leute Ohren, wo man herrlich zu allem Volke zu reden vermeint, aber wie bezeichnend für des Dichters Wesen, geradezu der Schlüssel zu seinem Schaffen bleibt dies erste Buch, ob es nun ein Reden oder ein Stammeln ist! Oft genug giebt sich darin das Talent ursprünglicher als später; ist's aber im Gegenteil da noch in Anderer Bann, so ist auch diese Abhängigkeit bezeichnend und über seine Entwickelung belehrend. Darum verweilt der denkende Leser lange bei diesem Kapitel jeder Selbstbiographie: es weiß ihm eben sehr viel über den Dichter zu offenbaren. Der Verfasser aber thut's, weil er da besonders viel zu sagen hat, weil er bewußt oder instinktiv fühlt, daß Mißverständnisse über sein Erstlingswerk besonders peinlich wären. Und dann: nicht blos von dem, wes das Herz voll ist, auch von dem, was andere gerne hören, geht der Mund leicht über; der Dichter weiß, daß dem Leser der Werdende besonders interessant ist. Kurz — die Geschichte des Erstlingswerks ist eines der längsten Kapitel jeder Selbstbiographie und oft genug das interessanteste.

Was folgt daraus? Etwa daß jeder Dichter nur dies Kapitel schreiben soll? Im Gegenteil: nur das Buch kann uns sein Werden und Wesen völlig klarstellen. Aber solche Bücher anzuregen und dann zu veröffentlichen, ist keinem Redakteur möglich und so wollt' ich zum mindesten das mir Mögliche thun und die Dichter zu jenem einen Kapitel veranlassen.

Das war schon vor vielen Jahren, aber mit der Ausführung zögerte ich lange. Denn ich wußte wohl, wie schwierig sie sein würde, und sollte sie irgend glücken, so mußte der Plan genau erwogen sein.

Das Wichtigste: daß es die innere Geschichte des ersten Schaffens sein müßte, stand von vornherein fest; an einen Anekdotenschatz aus dem Schriftsteller- und Verlegerleben habe ich nie gedacht. Aber allmählich kam ich auch über alles andere ins Klare. Unter dem Erstlingswerk durfte nicht etwa die erste Schreib- und Dichtübung des künftigen Schriftstellers verstanden werden, sondern eben sein erstes größeres Werk, mit dem er in die Oeffentlichkeit getreten. Demgemäß bat ich meine verehrten Mitarbeiter, auf unreife Versuche nicht näher einzugehen, denn auch dies hätte lediglich zur Anekdote führen müssen. Warum? wird vielleicht jemand einwenden; gerade die allerwesentlichsten Aufschlüsse wären da zu gewinnen: über die Entstehung des dichterischen Talents. Die aber kann uns niemand geben; poeta nascitur; man wird nicht ein Talent, sondern ist es; auch über der Entstehung des Dranges, dieses Talent zu bethätigen, liegt ein so dichter Schleier, daß ihn selbst das schärfste Auge im Rückblick nicht ganz durchdringen kann. Sogar darüber, wie seine Phantasie in reiferen Jahren arbeitet, wird kein Dichter ganz bündigen Aufschluß geben können; was Friedrich Spielhagen in seinem Aufsatz darüber sagt, war und ist auch meine Ueberzeugung, und nur von seinem Beisatz: „der Autor vielleicht am wenigsten" glaube ich das Gegenteil: der noch am meisten, und wenn auch nicht vieles, einiges kann er uns vielleicht doch darüber mitteilen. Anderes aber kann er uns sicherlich sagen: wann und wie ihm der Gedanke zu seinem ersten größeren Werk klar aufgegangen ist, aus welchen Stimmungen, welchen Eindrücken und Erfahrungen, wieviel Selbsterlebtes er bewußt mit eingeflochten hat, was er damit sagen gewollt, warum er sich gerade dies bestimmte Ziel gesteckt hat, wie das Werk auf andere gewirkt hat, wie auf sein ferneres Schaffen. Und ich war der Meinung: es ist wichtig, daß er es sage.

Digitized by Google

Wichtig zunächst für die Bereicherung unserer, immer noch so dürftigen Kenntnisse von der Art, wie sich das dichterische Talent innerlich bethätigt. Kann uns der Einzelne nicht allzuviel, jeder nur eben Individuelles geben, so sind wir ja an solchen Einzelzügen zur „Physiologie der Dichtung" oder, wie's Hans Hopfen nennt, zur „spekulativen Aesthetik" bisher noch so arm, daß auch wenige neue Beobachtungen willkommen sind. Die Befürchtung desselben Dichters, es könnte deshalb jemand aus diesen Aufsätzen das — Dichten lernen wollen, ist sicherlich nur scherzhaft gemeint.

Wichtig aber erschien mir das Unternehmen auch für die Litteraturgeschichte. Erwog ich, welcher Fleiß und welche Fülle von Scharfsinn heute daran gewendet wird, um zu erkunden, unter welchen Einflüssen und Verhältnissen die Dichter des XVIII. Jahrhunderts ihre Erstlingswerke geschrieben, so glaubte ich mir durch mein Beginnen den Dank der Litterarhistoriker in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunders zu verdienen; da dürfte sich ja wohl die Wissenschaft mit den Dichtern, die wir Ungelehrten jetzt lesen, beschäftigen. Findet jemand diese Voraussetzung kühn, weil sich die Litterarhistoriker der Zukunft wohl nur mit wenigen dieser Dichter beschäftigen würden, so möchte ich bemerken: so bedeutend wie die kleinen Hainbundlerte, über die heute dicke Bücher erscheinen, sind Alle, die hier zu den Lesern sprechen; nur mich selbst bringe ich hiermit gern zum Opfer.

Ferner schien mir meine Anregung auch für die Dichter nützlich. Beileibe nicht in dem gemeinen Sinne, die Aufmerksamkeit auf sie und ihr Erstlingswerk hinzulenken; sondern in demselben, in dem Hebbel eine Selbstbiographie als „heilige Verpflichtung" jedes Dichters gegen sich und die Welt bezeichnet: um eine richtige Deutung seines Lebenswerks zu fördern. Das geschieht natürlich vornehmlich durch das Werk selbst; schlechtes Zeug schützt kein Kommentar vor der Verdammung, in der Kunst gilt nur das Können, das Wollen nichts. Aber ebenso gewiß ist, daß uns die Erkenntnis des Entwickelungsganges eines Dichters auch seine Werke näher bringt, daß wir dann mehr an ihnen haben. Und ferner: Unser Urteil über den Wert der Leistung kann diese Erkenntnis nicht ändern, wohl aber vielleicht jenes über die Stärke der ursprünglichen Begabung, wenn wir erfahren, gegen welche Hindernisse sie sich durchzusetzen hatte.

Schließlich aber meinte ich, daß solche Aufsätze auch dem denkenden Leser interessant und erfreulich sein würden.

So ging ich denn ans Werk. Es stärkte mir den Mut, daß gleich der Erste, an den ich mich wandte, Conrad Ferdinand Meyer, die Idee warm begrüßte und bald einen Aufsatz einsandte, der alle meine Erwartungen erfüllte, ja überbot. Auch in der Folge habe ich mit meinen Werbungen Glück gehabt, nur keinen einzigen Korb geholt: nur zwei erst im August d. J. eingeladene Dichter konnten leider ihre Aufsätze nicht mehr rechtzeitig liefern. Bedenken gegen die Beteiligung wurden allerdings in einigen wenigen Fällen geäußert, aber nicht brieflich, sondern — im Aufsatz; nur einmal kam zuerst ein Brief, dann aber auch der Aufsatz. So durfte ich diese Bedenken nicht allzu schwer nehmen: beteiligten sich die Dichter doch, so konnten sie ihnen selbst nicht triftig erscheinen. Aber auch aus inneren Gründen nahm ich sie leicht. Diese Dichter sehen den Vorwurf der Selbstgefälligkeit voraus und suchen sich durch Verwahrungen dagegen zu decken; ich aber meine: böswillige und unvernünftige Leute werden diesen Vorwurf schon um der Thatsache willen erheben, daß hier Dichter von sich und ihren Werken erzählen, vernünftige und gerechte Beurteiler nur dann, wenn ihnen die Art, wie's einer thut, dazu Grund geben könnte. Die einzige wirksame Verteidigung liegt in der Tonart, im künstlerischen Ernst der Mitteilung; und ich meine, diese wirksamste Verteidigung tragen auch die Aufsätze jener Dichter in sich; was sie sonst beifügen, wäre ja auch leicht widerlegt. Denn wenn Jensen andeutet, daß er sich nur durch Meyer's Voranschreiten zu seinem Aufsatz bequemt, so wissen wir Alle: wär's ihm nicht selbst richtig erschienen, dann hätte es selbst der liebe Herrgott diesem ehrlichen Künstler vergeblich befohlen. Und äußert Ludwig Fulda: wenn es uns mit unserer ernsten Sache Ernst sei, so sollten wir keine Stunde übrig haben, um von uns zu sprechen, so ist wohl Jeder, der Fulda's Werke

Digitized by Google

kennt, mit mir der Ueberzeugung: würde er selbst nicht geglaubt haben, daß er auch mit diesem Aufsatz im Dienst unserer „ernsten Sache“ stehe, dann hätte ich vergeblich darauf gewartet, denn er hat ja nicht blos Stunden, sondern Tage darauf verwenden müssen. Was nun vollends die Einwendungen Heyse's betrifft, so hieße es geradezu Unrecht an ihm begehen, wenn man sie wuchtig auffassen wollte. Ein Aufsatz dieser Art scheint ihm ein selbstgefälliges Beginnen, ja ein „bedenkliches Unternehmen“, das „eher den Spott, als den Beifall der verehrlichen Mit- und Nachwelt herausfordere“. Und nach dieser Einleitung giebt er mit dankenswerter Ausführlichkeit seine selbstbiographischen Mitteilungen! Warum? Weil die in der „Deutschen Dichtung“ erschienenen Aufsätze „beifällig aufgenommen“ und in anderen Blättern weiter verbreitet worden, ferner, weil man ihm dann nachsagen würde, er fehle, um „durch seine Abwesenheit zu glänzen“. Daß ein Mann deshalb, um einem an sich nicht allzuschweren, zudem für sein eigenes Gewissen unbegründeten Vorwurf anderer zu entgehen, sich an einem für seine Empfindung bedenklichen Unternehmen beteiligt, nachdem es Beifall gefunden — das trane ich im Ernste keinem Dichter zu und Paul Heyse am wenigsten. Und wenn er's mir zehumal selber sagt, ich glaub's ihm nicht, denn ich weiß, daß er an Noblesse des Empfindens von niemand übertroffen wird. So nehme ich denn nur die eine Zeile voll und ernst: „Ich sehe nun freilich, daß ich mit dieser Meinung im Irrtum war.“ In der That ist auch sein Hinweis auf die Klassiker nicht stichhaltig; wäre er's, dann hätte auch jene Berliner Kommerzienrätin Recht, die ungern Telegramme absendet, weil sie in der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe kein einziges Telegramm gefunden. Es ist bedauerlich, daß ein Sammelwerk wie das vorliegende nicht schon im vorigen Jahrhundert erschienen ist, bedauerlicher, als wenn es für die Gegenwart gefehlt hätte, aber daraus, daß damals niemand die Dichter zu derlei Aufsätzen angeregt und sie daher keine geschrieben, zu folgern, daß sie sie auch nicht geschrieben hätten, wäre nur dann ein zutreffender Schluß, wenn die Dichter damals mit Mitteilungen über sich selbst zurückhaltender gewesen wären, als heute. Nun ist aber das Gegenteil richtig und ebenso ist es eine Thatsache, an die ich einen so feinen und gründlichen Kenner unserer Litteratur, wie Heyse, kaum erst zu erinnern brauche, daß sich vor einem Jahrhundert nicht allein das berechtigte Selbstgefühl der Großen, sondern auch das minder berechtigte der Kleinen und Kleinsten in einer Art zu äußern pflegte, die heute nicht als geschmackvoll gelten würde.

Eine andere Einwendung des verehrten Mannes widerlegt sich durch den Inhalt dieses Buches. Heyse meint, ein Erstlingswerk, auch in dem Sinne, welchen ich dem Wort gegeben wissen wollte, sei zumeist eine unreife, schon bei Lebzeiten des Dichters mit Recht vergessene Leistung. Aber was er als Regel hinstellt, ist in Wahrheit, wenigstens was die Litteratur der Gegenwart betrifft, eine Ausnahme. Linggs „Völkerwanderung“, Meyers „Hutten“, Spielhagens „Problematische Naturen“, Wolffs „Till Eulenspiegel redivivus“, Hopfens Lyrik, Jensens „Unter heißerer Sonne“, Ebers „Ägyptische Königstochter“, Baumbachs „Zlatorog“, Ossip Schubins „Ehre“ sind auch heute nicht vergessen und werden immer wieder dem Besten beigezählt, was diese Dichter geschaffen. Ebenso bestätigen Dahns „Harald und Thcano“, Eckstein's „Schach der Königin“, Fuldas „Unter vier Augen“ doch sicherlich Heyses Behauptung nicht. Gewiß bietet dies Buch auch einzelne Beweise für Heyses Ansicht; daß sein „Jungbrunnen“ mit Recht vergessen sei, wird freilich niemand behaupten, der das frische, liebenswürdige Büchlein gelesen, aber allerdings wird es wenig mehr beachtet, ebenso die Erstlinge, von denen uns Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Wichert und Richard Voß erzählen. Das spricht natürlich nicht gegen diese Dichter, so wenig ein längeres Leben, ja sogar die bleibende Bedeutung eines Erstlingswerks für einen Dichter spricht; über seinen Wert entscheidet nur sein gesamtes Schaffen. Aber hier kommt's nur auf die Thatsache an, ob Heyses Behauptung zutreffend ist, und daß sie es nicht ist, würde noch klarer werden, wenn Theodor Fontane von seinen Gedichten und Hermann Sudermann von seiner „Frau Sorge“ erzählt hätte.

Diese beiden Dichter sind die einzigen, die nicht ihr erstes größeres, auch zuerst ver-

Digitized by Google

öffentlichtes Werk behandelt haben; der Grund lag an einem Mißverständnis, sie glaubten, daß ich einen Bericht über den ersten Versuch wünschte; Hörenswertes haben sie uns dennoch mitgeteilt. Ebenso Hopfen, der uns gleichfalls im ersten Teil seines Aufsatzes in seine Knabenzeit zurückführt. Ihm war das Programm bekannt, der zweite größere Teil seines Aufsatzes erfüllt es ja auch, nur reizte es ihn, die Geschichte seiner ersten Reime voranzuschicken. Für diese Mitteilung einer Anekdote, hielt er eine Verteidigung nötig, und dem alten Korpsburschen erschien auch hier der Hieb als beste Deckung. Demgemäß versichert er, meine Definition des Erstlingswerks sei eine „Tifelei", es könne darunter nur die erste Reimerei verstanden werden, und daher sei sein „Erstlingswerk" nicht etwa wie ich angenommen, und auch er dann ausführt, die von Geibel im „Münchener Dichterbuch" mitgeteilte Auswahl seiner Gedichte, sondern jenes Knabengedicht; freilich käme bei derlei nur eine Anekdote heraus, aber weil ich darnach gefragt, so habe er es wohl erzählen müssen. Ich habe zwar nicht darnach gefragt, glaube aber, daß die kleine Anekdote einer Verteidigung nicht bedarf.

Der Inhalt der Aufsätze, die sich in den vier Jahren allmählich einfanden, war natürlich je nach der Individualität ein sehr verschiedener. Da mir die Durchführung im Ganzen geglückt schien, ergab sich der Gedanke einer Buchausgabe von selbst. Von den 23 in der „Deutschen Dichtung" erschienenen Aufsätzen mußten die von Bodenstedt, Schack, Roquette und Roquette leider wegbleiben, weil sie bereits in Buchform erschienen waren, die anderen 19 lege ich hiermit — nach dem Geburtsjahr der Dichter geordnet — vor. Beigegeben sind die Bildnisse der Dichter aus derselben oder doch annähernd derselben Zeit, die der Aufsatz behandelt; von Lingg, Meyer, Jensen und mir mußten, da keine Jugendbilder vorhanden waren, solche aus späterer Zeit gewählt werden.

Ob dies Buch dem Ideal entspricht, das mir einst vorschwebte? „Ideal ist, was man nicht erreichen kann", hat einmal mein Landsmann Taaffe gemeint. Welches Buch wäre durchaus vollkommen und einwandfrei! Aber ich bin der ruhigen Zuversicht: das Werk ist, so wie es ist, freundlicher Aufnahme nicht unwert. Das Verdienst dafür gebührt meinen Mitarbeitern und mit dem Dank an sie sei dies Geleitswort geschlossen.

Berlin, 5. Oktober 1894.

Der Herausgeber.

O die trüben, trüben Tage . . .

O die trüben, trüben Tage,
Wie so still und trüb sie sind,
Still und traurig — eine Klage
Rauscht das tote Land dem Wind.
Und verhaucht im dunst'gen Nebel
Hat die Sonne all' ihr Licht:
Leise kommt der Regen, leise.
Fällt er nieder fein und dicht

Und die Füße, die da wandern
Weit hinaus in's Morgengrau,
Und die Füße, die da schreiten
Über regennasse Au:
Ach, das Gras grünt immer weiter,
Ihre Spur verweht der Wind —
Keine Lippe weiß zu sagen, —
Wo sie hingegangen sind.

Und die trüben, trüben Tage
Decken ihre Wege zu —
Immer, immer müd vom Wandern,
Ach, und immer ohne Ruh
Schreiten sie dahin durch's Leben
Ohne Herd und ohne Zelt
Immer weiter, immer weiter,
Bis sie finden aus der Welt.

Georg Edward.

Digitized by Google

Das ſchlummernde Lied.

Der Tag verglomm, die Sonne ſchied,
Gar manches ſchöne Glück verfloß:
Es klingt in mir ein halbes Lied
Von allem, was ich heut genoß.

Nicht weiß ich, was es ſagen will,
Und ob es jubelt oder klagt;
Es kommt die Nacht, die Welt wird ſtill,
Vielleicht, daß es ein Traum mir ſagt.

Vielleicht, daß erſt ein ferner Tag
Das Lied mir ganz zu Ende ſingt,
Wenn einſt der Nachtigallen Schlag
Die Jugendträume wiederbringt.

Camillo P. Sufan.

Weinleſe.

Alt und Jung und Groß und Klein
Kommt zu Fuß und kommt zu Wagen,
Alles eilt dabei zu ſein
Und ein jeder will was tragen.

Volle Körbe ſchleppt man her
Vor des Torkels braune Stufen,
Trauben werden goldig ſchwer
Eingeſtampft in hohen Kufen.

Groß und Klein und Jung und Alt
Weiß die Freude kaum zu zügeln,
Alles jubelt, daß es ſchallt,
Wiederhallt an allen Hügeln.

Mir auch will den Augen lacht
Heute von den Mädchen eines,
Weil ich immer groß gedacht
Von dem edlen Gott des Weines.

Weil ich ſein Getreuer war,
Der ihm freudig ſtets gehuldigt,
Weil mich ſeine Nymphenſchar
Nie der Läſſigkeit beſchuldigt.

Lach, du Schöne, lach nur zu,
Schwing dich auf den Wagen munter,
Schürze Dich und ſtreife Schuh'
Und die Strümpfchen auch herunter!

Auf den Tyrſusſtab geſtützt
Schaut ich dich heut Nacht im Traume,
Bis an's Knie hinauf beſpritzt
Von dem ſüßen, roten Schaume.

Einen guten Jahrgang muß
Dieſe Traubenleſe bringen
Und den Wein, wie mich dein Kuß,
Wird des Feuers Kraft durchdringen.

Hermann Lingg.

In fremden Landen.

Wohl leuchten auch im fremden Land die Sterne,
Doch weſenlos und hall ſcheint mir das Licht;
Ich ſchaue immer nach der weiten Ferne,
Die Sterne meiner Heimat ſind' ich nicht!

Wohl fließen breite, wunderbare Ströme,
Da klingend ſich die Mondeswelle bricht:
Doch, wie ich lauſche, was ich auch vernehme,
Der Heimatſtröme Rauſchen hör' ich nicht!

Wo grüne Tannenbäume ſich erheben,
Da wird auch hier ein Säuſeln zum Gedicht;
Doch mag es immer tönen, immer weben,
Das Wehen meiner Tannen iſt es nicht!

Wohl leuchten auch im fremden Land die Sterne,
Doch weſenlos und hall ſcheint mir das Licht:
Ich ſchaue immer nach der weiten Ferne
Und finde meine alte Ruhe nicht! . . .

Emil Hügli.

Trabe, mein Rößlein, trabe!

Schon blickt aus den Bäumen das Haus hervor,
Wo Liebchen wohnt: ich habe
Ihr ſelige Worte zu flüſtern ins Ohr, —
Trabe, mein Rößlein, trabe!

Gar lange hielt ich im Herzen zurück,
Wie unendlich lieb ich dich habe,
Doch nicht länger trag' ich allein mein Glück, —
Trabe, mein Rößlein, trabe!

Heut will ich dir, Holde, zu Füßen knien:
Dann nimm als Liebesgabe
Mein ganzes Sein, mein Leben hin, —
Trabe, mein Rößlein, trabe!

Carl von Arnswaldt.

Digitized by Google

Schön Mabel.

„Vielschöne Mabel, nur einen Tag
Noch warte, dann führ' ich den letzten Schlag;
Dann reit ich mit meiner Frau hinaus
Zur Jagd, und nimmer sieht sie mein Haus."

Und über die Haide flog die Jagd;
„Dort streicht der Fuchs! ihm nachgejagt!"
Und an der Spitze der Jägerschar
Frau Amely ritt in goldenem Haar.

Und ihr zur Seite ritt der Gemal.
„Den Graben nimm! 's bleibt keine Wahl!" . . .
Und er flog voraus in gestrecktem Lauf,
Und er schlug ihr Pferd mit der Peitsche Knauf.

Versunken sind Roß und Frau im Grund. —
„Was hat noch gerufen Frau Amelys Mund?"
So frug die Buhlin am selben Tag
Den Mann, der ihr im Arme lag.

„Sie schaute mit brechendem Auge mich an.
Drin glühte die Frage: „Was hast du gethan!"
Und als sie versank, da scholl im Wind
Ihr klagender Schrei: „o Gott, mein Kind!"

„Vielschöne Mabel, du Teufelin
Bist schuld, daß ich ein Mörder bin;
Bist schuld, daß ich zur Hölle fahr'
Unselig, der ich so selig war!"

Und sie lachte wild: „Vieledler Lord,
Es ist ja nicht euer erster Mord!
Habt ihr vergessen des Pächters Kind?
Ihr schwurt ihm Treue, und es glaubt' euch blind.

Und ward mit Hunden gehetzt vom Schloß,
Und ward verspottet von Herr und Troß.
Und starb im Elend mit ihrem Kind —
O meine Schwester, gerächt wir sind!"

Hans M. Grüninger.

Berenice.

Ptolemäus Euergetes zog zum Krieg nach Syrerland.
Seine Gattin Berenice, als er ihrem Blick entschwand,
Rang die Arme, schlug den Busen, eines Herzens heilig Zelt,
Das dem Gatten war zu eigen und sonst keinem in der Welt.

Schwerlich, daß ein Weib Ägyptens schön wie Berenice war.
Aber auf dem ganzen Erdkreis zierte keine schönres Haar,
Daß sogar die goldgelockte Venus ward von Neid entbrannt,
Wenn ihr reiches Haar zu flechten jene vor dem Spiegel stand.

Aber Berenice liebte mehr als ihres Leibes Pracht
Den Genossen manchen stolzen Tages, manchen süßen Nacht.
Vor der Göttin auf den Knieen lag sie tiefen Kummers Raub.
Mit den langen, aufgelösten Haaren fegte sie den Staub.

„Kehrt er unversehrt und siegreich seinem treuen Weib zurück,
Will ich dir mein Liebstes opfern außer meinem Liebesglück.
Auf den Altar will ich legen, Wellenschaumgeborne, Dir
Diese schmuckdurchflochtnen Locken, meiner Schönheit schönste Zier!"

Ptolemäus kehrte wieder sieggekrönt und unversehrt.
Seiner Gattin Liliengleider sind ihm länger nicht verwehrt.
Mit den prächtgen Locken bindet fest er sich an ihre Brust
Und in ihren Armen findet er der Liebe Götterlust.

Aber in den Götterlauden droben in Olympos Hain
Schweben Aphroditens Tauben ängstlich flatternd aus und ein,
Weil zu aller Augen Wonne Junos prächtger Pfau entrollt
Eine irisfarbne Sonne, seines Rades Blau und Gold.

Berenice sah's im Traum. — Also sprach die schöne Frau
„Im Olymp nicht, noch in meinem Herzen siegen soll der Pfau!
Was ich einst gelobte, Göttin, sei erfüllt und wehe mir,
Hinge meines Gatten Liebe nur an diesen Locken hier.'

Durch die Nacht der schweren Strähnen glitt die Scheere schonungslos;
Doch ein Regen goldner Thränen sank mit ihnen auf den Schooß,
Wie zugleich mit nächtgem Dunkel Thau auf weiße Rosen sinkt.
Heimlich in der Scheere Klirren manch ein leiser Seufzer klingt.

Digitized by Google

Heimlich trägt sie um das Rührei ihren Stolz und ihren Ruhm
Als ein herrlich Liebesopfer in der Venus Heiligtum,
Und die Göttin selbst erkannte in dem Haar, von Thränen naß,
Einen Schatz, wie gleich an Wert ihn kein Unsterblicher besaß.

In der Venus Muschelwagen ward das Haar voll Thränenthau
Zu den Sternen aufgetragen. Deinen Namen, treue Frau,
Für die Ewigkeit zu adeln, weht es nun und blitzt voll Pracht
Haftend wie mit Demantnadeln an dem dunklen Sammt der Nacht.

Rudolf Knuffert.

Herbst.

Welk hängt am Strauch die Blume, des Duftes bar;
Ihr Sommertraum, der holde, ist ausgeträumt;
Ein Schattenbild noch einst'ger Schöne
Schwankt sie im flüsternden Abendwinde.

Trüb wird's und still. Nach schimmerndem Blättergold
Greift leise schon der Winter mit eis'ger Hand;
Ein letztes süßes Vogelzwitschern
Grüßt noch vom Wald her den stillen Wandrer.

Die Erde liegt im Sterben; doch wie ein alter Greis,
Der ganz und voll genützt seinen Arbeitstag,
Fühlt sie die Pulse mälig stocken,
Ruhig den ew'gen Gesetzen folgend.

Rosa Rübsaamen.

Bergwanderung.

Die Hochalm lassend, traf ich einen Mann,
Der schien zu schleppen schwer an seiner Kraxe.
Mit brauner Hand wischt ab er sich den Schweiß,
Mit plumpen Holzschuhn drückt' er tiefe Stapfen
Dem Viehweg ein, der sacht zum Troge stieg,
Draus überrieselnd Wasser niederfloß
Und den die letzte volle Fichte schirmte.

Er sah's, doch hielt er, hob den Bergstock zornig
Und schlug ihn auf die Latschen rechts am Wege,
Durch die ich grad mich wand auf steiler'n Pfade.
„Kann so nicht mehr hinüber! Alles eins!
Gleich hier verenden!" stieß er grimmig aus —
Und warf sich nieder, daß die Kraxe ächzte.
„Das Bettelgeld! Der grobe Kloß von Bauer!
Ich geh' nicht weiter, hol' der Teufel mich!"

Stumpf brütend wie ein Schlachtlier saß er da.
Der Knecht, der alte, auf dem Botengange.

Mich faßte Mitleid', und ich rief:

„Grüß Gott!
Ein „schlacher" Weg? gell? habt's ein diffel fall?
Na denkt nur, s' Alter —"

Ei da kam ich schön an!
Ein böser Blick fuhr dem Gepolter vor
Wie Blitz dem Donner.

„Alter? Scherl's euch denn?
Was gafft ihr auch? Kehrt vor der eig'nen Thür!
Ich alt? Haha! Ich schein's vielleicht vor Arbeit,
Was weiß von der solch ein gelechter Stadthaas?
Von Euch ein Dutzend steck' ich mir in' Rucksack
Und trag' euch tanzend über alle Löcher!"

Und stracks war auf er, schritt er schon voran,
Die Kniee biegend, fest, mit langem Bergschritt
Traun, wie ein Krieger letzten Aufgebots
Stieg er vor mir, den Stock als Spieß geschultert.

Ein Donner murrte von der Jochwand her:
Ein Riesenstier, der drohend sich verbittet
Auf seiner Weide menschlichen Besuch;
Sein Auge rot glüht und jetzt brüllt er auf.
Die Winde fuhren ängstlich hin und her
Im großen Pferch der grauen Schrofenwände,
Wie Jungvieh, blökend, kallos und verspreng,
Und eines trug wohl eine Glocke? Nein,
Es war vom Thale her das Wetterläuten,
Verschlagen durch der Luft bewegten Kusgleich.

„Da hört die Narren", sprach der Alte hämisch,
„Die glauben noch an Ihn, den alten Senn,
Der auf der Himmelsalm von ewig weidet,
Die blau von lauter Glockenenzianen,
Wo's Edelweiß wie Gras wächst, Stern an Stern,
Jetzt hat er grad in's große Horn getutet,
So glauben sie, auch ich war 'mal so dumm,
Das hören die Verirrten und Verflieg'nen
Und trampeln heim wie Ochsen von der Steilwand,
Wo, — wißt's vielleicht? — so gern sie Ausschau halten,
Wie Ochsen, ja, kein Schulkind glaubt es mehr —"

Da fuhr ein Blitz in eine dürre Fichte,
Belaubt ich lehnt' an einem kalten Felsblock,
Blau lohte eine ungeheure Kerze,
Dann rot und gelb, dann löschte sie der Regen.
Der losbrach, wie der Reue Thränen stürzen,
Den Schmerz zu löschen, den ein scharfes Wort schlug.

Digitized by Google

Wo war der Alte? Auf den Knieen lag er
Und schlug die Brust und murmelte und flennte:
„Herr Gott, vergieb mir meine Schuld —
Ich armer Sünder — in die Hölle nicht —
Mir Zeit zur Buße — eine Messe lesen —
Ein Kerzel jeden Sonntag — nicht mehr fluchen —“
Und fort so, daß mich Widerwill' ergriff
Und Argwohn. Nein, der Mann war wohl gewachsen,
Die Stirne rund und hoch, das Auge frei,
Kein „Trottel“, keineswegs, ein richt'ger Mensch.
Bis auf die Haut naß saß er klappernd da;

Verflogen war im Nu das laun'ge Wetter,
Eisperlen noch im Übermute streuend —
Da labt' ich ihn aus meiner Wanderflasche,
Wie durch die Nerven ihm der Kotwein fuhr!
Wie nach dem Becherlein von Zinn er langte!
Nun schnalzt' er mit der Zunge. Iſt's vorüber?
Sein scheues Auge fragt es noch einmal.

„Ja, ja, hier oben sind die Wetter gach
Und wie verliebte Leut' die Berg' und Wolken.“

Dann stand er auf, pflückt' eine Alpenrose,
Steckt' in ein Loch sie des zerhüllten Kilzes,
Schwang seinen Stab und gröhlte einen Juchzer,
Als wär er trunken.

Drum entlieh ich ihn,
Schickt' ihn voran, denn voller Ehel war ich.
Und wie sein Bergstab im Geröll verklungen,
Sann ich in Sinnen.

Wie die Menschheit, dacht' ich
Die schwankend so von Angſt zum Übermut,
Von Kraft zur Schwäche und vom Sinn zum Unsinn,
Vom Rausch zur Nüchternheit, von Wahn zu Wahn,
Ein unfried'ner Knecht des Weges steigt
Zum Joch, hinüber.

Franz Herold.

Die Neugier.

In der Nacht im alten Schlosse ward ich aufgeführt als Posten,
„Hier in diesen Gange wache, bis die Sonne färbt den Osten!“
— „Was bewach' ich?“ — „Dies Gewölbe. Steh vor dieser Eichenthüre!
Weiß nur, daß ich viele Jahre nächtens her den Posten führe.“
Und er ging, der alte Pförtner. In dem Gange patrouilliert' ich,
Um die Einsamkeit zu lösen pfiff ich leise, declamiert' ich,
Dann, da mir den Schlaf zu bannen, geistige Arbeit wenig nützte,
Übte ich mit dem Gewehre, drauf das Bajonettlein blitzte.
Aber zwischen meine Verse, in das ewige Auf und Nieder
Drängte mahnend, drängend, bohrend sich die Frage immer wieder:
„Was bewach' ich? Welch Geheimnis birgt die Thüre, stahlbeschlagen?
Birgt sie Schätze? Königsleichen? Kann mir Niemand Antwort sagen?“
So, indeß auf schweren Sohlen durch die Nacht die Stunden gingen,
Fühlte ich der Neugier Stachel tiefer mir ins Herze dringen;
Vor der Thüre blieb ich oftmals, an dem Griffe rüttelnd, stehen,
Bückte mich, um in die Kammer durch das Schlüsselloch zu sehen.
Bückte mich, ob nicht vom Golde gleißend mir's entgegenblitze;
Da erschrak ich: auf der Schulter meines Bajonettes Spitze
War, da ich zum Schloß mich beugte, von der Neugier ganz bezwungen,
In das Eichenholz der Thüre, leise klirrend, eingedrungen.
Und es tagte. Und in Schleiern durch die hohen, grauen Fenster
Vor dem Morgenscheine flohen aus dem Gang die Nachtgespenster,
Müde wankte ich und schläfrig durch den Gang, den nebelfahlen,
Auf die Eichenthüre fielen hell die ersten Morgenstrahlen.
Sieh, und bei dem schmalen Stiche von des Bajonettes Spitze
Sah ich flammend eine lange Reihe gleich geformter Ritze;
Ganz zerstochen war die Thüre! Lachen mußt' ich; in der langen
Dunklen Stille war's den andern ebenso wie mir gegangen!
Wie die Kameraden alle mit den derben Schwielenhänden
Mußt' auch ich, Student und Dichter, nicht die Langweil abzuwenden
Hatt' auch mich die blöde Neugier zu der Eichenthür getrieben,
Hatt' auch ich mein Armutszeichen in das Eichenholz geschrieben!

Hugo Salus.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Verwandlung.

Vorhof von Admars maurischer Burg von Arkaden umschlossen. Im Hintergrund das weite, hohe, offen stehende Thor, durch welches man die Felsenberge erblickt. In der Mitte des Hofes, zwischen tropischer Vegetation, ein kleines Becken voller Lotosblumen, daraus sich die Brunnenfigur eines großen silbernen Reihers erhebt. — Um die weißen Marmorsäulen der Arkaden schlingen sich Rosen und Goldjasmin. Sie werfen von einem Bogen zum andern, ebenso über den Hof hinüber, blühende Gewinde. Vorn hängen schleierartig Lianen herab, von rankenden Glycinen durchblüht. Das Prodeenium entlang zieht sich ein schmales Beet von Feuerlilien und Iris. Den Boden bedecken bunte Matten, an den Seiten Marmorsitze, mit Polstern und Teppichen belegt. Vorn, an einer Säule, ein Erzbecken mit Klopfer. — Ueber dem Gebirg liegt leuchtendes Mondlicht, das allmählich tagdell den Hof erfüllt.

Erster Auftritt.

Durch das Thor stürmen, **Mira** an der Spitze, **Rubia, Thamar, Leila** und **Iris**. Sie tragen weite weiße Gewänder und Schleier, über der Schulter Bogen und Köcher.

Zwei Beduinen bringen auf einer mit Reiß geschmückten Tragbahre die Jagdbeute. Sie besteht aus wilden Schwänen, Reihern, Fasanen und Berghasen. Maurische Diener folgen, begeben sich ins Haus.

Mira (eilt den Mädchen durch den Säulengang vor.)
Herrlich Mädchen, war die Jagd!
Hoch auf unsern feur'gen Rossen
Hinzusausen durch die Thäler,
Aufzuschweben aus den Tiefen,
Höher, höher — freier, freier!
Ueber Nebeln, über Dünsten,
Grüßt im Sonnengold der Gipfel.

(Sie tritt in die Mitte ihrer Jungfrauen aus dem Säulengang)

Rubia. Tollkühn wahrlich war Dein Rasen,
Wie gepeitscht vom Wind der Wüste,
Flogst voraus Du Deinen Jungfrau'n.

Mira. Schilt nicht, Tante. Mir war's wohl so!
Frei sein wollt' ich wie der Falke,
Der, entronnen seiner Fesseln,
Auf sich schwingt in weiten Kreisen.

Rubia (leise.) Sprich, was hast Du?

Mira (ebenso). Fragst Du noch?
Admar ist bei diesem König!

Thamar. Aufgelöst sind Deine Flechten.

Mira (lächelt.) Meine Thamar flicht sie wieder.

Leila. Und zerrissen hängt der Schleier,

Mira (umfaßt sie.) Leila hüllt mich in Lianen,
Bunt gestickt mit Balsamblüten.

Iris (nimmt Miro Köcher und Bogen ab.)
Alle Pfeile sind verschossen.

Mira. Frisch füllt Iris meinen Köcher.
— Hörtet Ihr die wilden Schwäne
Singen auf dem dunkeln Alpsee?
Sausend kam mein Pfeil gepflogen;
Und sie starben im Gesange.

(Sie nimmt Iris ihren Köcher ab.)
Ein Pfeil ist mir noch geblieben.
Auch der letzte muß von hinnen!

(Sie nimmt den Bogen.)

Rubia. Uebermüt'ge!

Mira. Rubia laß' mich
Feuer rollt durch meine Adern.

(Sie kommt vor.)
Immer noch verzieht mein Bruder
Bei dem hellgelockten König,
Mit den sehnsuchtsbangen Blicken,
Mit den liebensdurst'gen Lippen,
Mit dem falschen Spanierherzen —
Mädchen seht: gespannt der Bogen.

Rubia. Thörin, aber wo das Wild?

Thamar. Wüßt Du Schmetterlinge jagen,
Duftberauschte mächt'ge Falter?

Iris. Funkelnde Johanniskäfer
Sendet Allah Dir als Beute.

Leila. Hört die Nachtigallen schlagen
Liebeskrank im Mangobaume.

(Alle lauschen auf den Gesang der Nachtigallen.)

Mira (ist zurückgegangen.) Könnt' ich doch den Stern
dort treffen!

Rubia. Ei, das ist der Liebe Sternbild.
Trifft Du, fällt die Welt der Liebe'
Aus den Himmeln zu uns nieder.

Leila. Ach, dann wird es schön auf Erden!

Mira. Himmelwärts fliegt mein Verlangen,
Doch die Erde hält mich fest!

Digitized by Google

Muß den Haß des Bruders teilen —
Gebt ein Ziel für meinen Pfeil!
(Sie hat den Pfeil aufgelegt.)
Jris. Dort der hübsche Silberreiher!
Rubia. Sinnbild sei er Dir des Königs.
Thamar. Triff ihn!
Rubia. Tör' ihn!
Mira. Fort! Ich schieße.
König Raimon heiß' mein Wild.
(Sie schießt den Pfeil ab. Die Mädchen lauten lachend zur Fontäne:)
Leila. Hübscher armer Silberreiher!
Rubia (mit wildem Triumph.) Mitten durch das Herz geschossen!
Mira. Nie berühr' ich mehr die Sehne!
(Sie wirft den Bogen von sich. Dann wirft sie sich auf ein Polster.)
Ach, wie haß' ich diesen König!
Weßhalb bracht' ihn her der Bruder,
Daß der Christ das Haus verpeste!
Hab' mit Salben, hab' mit Narden
Ueberflutet alle Räume,
Die getrunken seinen Atem;
Hab' mit heil'gen Lotosblumen
Hoch bedeckt die Ruhestätte,
Wo in Leiden er gelegen,
Zu verscheuchen seinen Schatten.
Doch er will und will nicht weichen!
Sehe seine Augen trauern,
Sehe seine Lippen lechzen,
Fühl' das Sehnen seiner Seele —
(Sie springt auf.)
Fühl' den Haß in Flammen lodern.
Die Mädchen (sind zum Thor getaufen, reißen die Schleiertücher ab, wehen damit hinaus.)
Rubia. Mira, hör' doch; Mira, sieh doch!
Mira. Rosseschwanken, Schleierwehen . . .
(Sie eilt dem eintretenden Admar entgegen, dem Hassan folgt.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Admar. Hassan. Dann ohne diesen.

Mira. Arger, Lieber! Kommst Du endlich?
Todesblaß sind Deine Wangen,
Und es brennen Deine Blicke!
— Unheil bringst Du . . . Laß uns fort!
Flieh'n aus diesem wilden Lande,
Wo verwildern auch die Seelen;
Unsre Sinne —
(Sie umschlingt ihn.)
Admar, laß' uns
Allen Haß und alle Rache
Senken in des Tigris Wellen,
Bergen in der ew'gen Wüste.
Wie sie leuchtet, wie sie lodert!
Himmel flammt und Erde glüht.
Sieh, wir wandern, wallen, pilgern — —
„Mekka, Mekka, sei gegrüßet!"
Und am Grabe des Propheten
Sterben alle wilden Wünsche,
Bleibt nur leben uns're Liebe.
Admar (ist aufgestanden, geht zu Hassan.)
Hassan, Alter; heut' erweis' Dich!
Zauberschnell sein Säl' und Hallen
Feierprangend, festeshell
Breite Decken, goldgewebte,
Häufe Polster, seid'ne, bunte
Von Flamingodaunen schwellend;
Hole Weine! Mische, würze!
Rüst' ein Mahl, als stiege Allah,
Menschgeworden zu uns nieder.
(Hassan (will in's Haus eilen.)
Admar (winkt ihm zu bleiben, geht mit ihm vor, leise.)
Geize nicht mit Wohlgerüchen.
Nicht mit kräft'gen Räucherwerken;
Daß der Glanz von Wänd' und Decken,
Schimmre wie durch wall'nde Nebel;
Und allein das Atmen Jedem,
Dem Arabiens Balsamdämpfe
Keine Heimatslüfte sind,
Alle Sinn' verwirr', betäube.
Wie ein Rausch umfang's den Geist —
Hassan (leise.) Hassan hat gehört, verstanden.
(Saut.)
Herr, Du sollst zufrieden sein!
(Er eilt in's Haus.)
Admar. Hurtig, Mädchen, schwärmt gleich Bienen
Durch die Gärten, Blüten sammelnd
Für das Fest des Sonnengottes,
Wo er schreitet, spricht' ein Frühling!
Doch als schönste aller Blumen
Bringt Euch selber ihm zu bienen;
Und mit Euren süßesten Weisen
Sucht dem König zu gefallen.
Thamar. Jris. Leila (aufjubelnd.)
Wir, dem König!
Admar (stampft mit dem Fuß auf.) Fort mit Euch!
(Die drei Mädchen eilen hinweg.)
Mira (starr, tonlos.) Er kommt wieder —
Admar (wendet sich zu Rubia.) Hilf die Schwester
Hüllen in die Prachtgewänder,
Die für sie gewirkt zu Basra,
Aus Phöniziens lauterm Golde.
Ganz bedeckt sie mit Geschmeide!
Denn wie eine Königin
Soll sie treten vor den König.
Mira (vor sich hin.) Schmücken — ich — für ihn mich schmücken!
Rubia (umfaßt sie.) Traute, komm'.
Mira (wild.) Berühr' mich nicht!
Mich auch will entweih'n mein Bruder,
Wie er diese Mauern schändet
Durch des Christen Gegenwart.
Admar (gütig.) Rubia geh'. Gleich folgt sie Dir.
Rubia (entfernt sich zaudernd.)

Dritter Auftritt.

Mira. Admar.

Admar (eilt auf Mira zu.) Mira, Wunder eines Weibes,
Stolze, süße Schwesterseele!
Heut' gedenke jener Zeiten,
Da wir, Spiele noch im Herzen,
Saßen zu des Vaters Füßen,
Wo des Tigris gelbe Woge
Unter dunkeln Cedernbäumen,
Bagdad's Marmorstrand umplätschert.

Digitized by Google

Mira (streckt beide Arme auf.)
Heimat! Heimat! Woran mahnst Du?
(Sie setzt sich, wie in tiefer Ermattung, auf eine Bank.)
Admar (tritt hinter sie.) Und wir hörten Tage, Nächte,
Wie der edelste der Väter
Zur Musik der Tigriswelle
Raunte von dem Maurenreich,
Welches kühn und stark und herrlich
Unser Volk in fremden Landen
Aufgebaut zum ew'gen Ruhm.
Und ein Meer von höchster Schönheit
Ueberschwemmte alle Erde,
Wo wir unserm großen Gott
Tempel und Altäre weihten.
Mira. Doch sie wankten, doch sie sanken
Wurden Trümmer, wurden Staub.
Admar (mit wachsender Leidenschaft.)
Staub zu uns'rer ew'gen Schande!
— Wie ein Priester seines Gottes
Stand der Vater, heischte Sühne,
Heischte sterbend meinen Eidschwur:
Unsres Volks gesunk'ne Größe
Machtvoll wieder aufzurichten.
Mira (ist aufgestanden.) Maurenheld! Mein edler Bruder!
Admar. Und des Vaters leuchtend Wesen,
Dieser Geist von Allahs Geist,
Wies gebiet'risch mich von dannen,
Wies hierher mich nach Asturien;
Wo, geschützt von Fels und Meer,
Ich beginnen kann zu bauen,
Stein auf Stein zusammentragend.
Mächtig, immer mächt'ger wächst es,
Bis das Bollwerk riesig dasteht,
Bis das Eine ward der Anfang
Vom gewalt'gen, stolzen Großen.
Denn ganz Spanien muß ich haben
Zu den Füßen des Propheten.
Mira. Ach, was ist Dir? Schrecklich bist Du.
Was geschah Dir bei dem König?
Admar (fanatisch.) Allah offenbarte mir
Durch den Mund des schnöden Christen,
Seinen Willen, dessen Werkzeug
Uns're Leiber, uns're Seelen.
Mira (starrt ihn regungslos an.)
Admar (langsam, schwer.) Denn der König kommt hierher.
— Pause —
Fragst Du nicht, weshalb er herkommt?
Eben erst war ich bei ihm;
Und er folgt mir auf dem Fuße.
In der Nacht noch kommt der König,
Kann den Tag nicht mehr erwarten,
Heimlich schleicht er zu dem Mauren,
Zu der Maurin —
Mira (tonlos.) Ich begreif nicht . . .
Admar (leise.) Sterbenskrank ist er vor Liebe,
Sinnlos toll ist er vor Sehnsucht.
Mira (wie oben.) Nichts begreif' ich . . .
Admar. Wirst begreifen
(Raunt ihr zu.)
Still sein Sehnen.
Mira (stößt einen Schrei aus.)
Admar. Laß Dich lieben.
Mira (fällt lautlos zu Boden.)
Admar (kauert neben ihr.) Sauge ihm mit Deinen Lippen
Mannheit, Tugend, Würde aus!
Küttle, reiß' an seinem Herzen . . .
Hörst Du nicht? Du mußt!
(Er hebt ihren Kopf auf.)
Mira (mit einem tiefen Seufzer.) Ich höre
(Sie öffnet die Augen.)
Admar (dämonisch.) Schöne Schlange, züngle, zische,
Spritze ihm Dein Gift in's Blut;
Scheide ihn von Mutter, Gattin;
Trenn' ihn von dem eing'gen Freunde,
Würge, morde sein Vertrauen,
Bis er mißtraut Allen, Allen,
Menschen, Göttern und sich selber;
Bis sein Thun verkehrt zur Unthat,
Und der König ein Despot,
Den sein Volk vom Throne stößt,
Nein: den Du in's Nichtssein schleuderst.
(Er richtet sie auf.)
Alles geb' ich für das Eine:
Mira, Mira geb' ich hin,
Meine Schwester, meine Seele.
(Er führt sie vor.)
Ist das Letzte dann gelungen —
Heissahl Es beginnt der Tanz.
Schnelle segeln auf're Schiffe,
Sicher töten uns're Pfeile,
Machtvoll zeigt sich unser Gott!
(Zu Gruse.)
Und des Vaters Traum wird Leben,
Und des Sohnes Wahn wird Wahrheit.
— Pause —
Mira (wie in Entgeisterung).
Laß' Dich lieben — — Nein, ich kann nicht.
Admar. Kehr' zurück dann in die Heimat.
Geh' verlaß' mich! Nicht die Schwester,
Eine Fremde scheidet nur.
Mira (todesmatt.) Ja, ich geh' — um mich zu schmücken
Admar. Mira! Schwester!
Mira. Bruder, küss' mich!
(Sie umschlingt ihn heftig.)
Küsse mich zum letzten Male;
Denn wenn dieses Königs Lippen
Einmal meinen Mund berührten,
Hast Du nicht mehr teil an mir.
(Sie hat ihn leidenschaftlich geküßt, entwindet sich sanft seinen Armen.)
Admar (taumelt, stürzt zum Thor.)
Horch, er naht schon! Sieh, er rast!
Wie ein bleiches Wölklein flattert
Aus dem Grund sein weißer Mantel,
Auf zur Höhe.
Mira. Daß er stürze,
Daß der Abgrund ihn verschlinge!
Admar (lacht.) Allah sendet keine Blitze,
(Raimon jauchzt hell auf hinter der Scene.)
Raimon (hinter der Scene.) Mira! Mira!
Admar. Horch, er jauchzt schon!
Raimon (hinter der Scene.) Und er ruft schon . . .
Mira (außer sich.) Meinen Namen!
Ruft ihn jetzt schon siegestrunken,

Digitized by Google

Jauchzt hinaus in alle Fernen:
„Ungeritten kommt der König,
Holt beim Feinde sichere Beute.
— Wohl, er nehme sich sie mit.

Admar (wird aufstehend.) Allah segne seinen Eintritt!
(Er stürzt hinaus.)

Vierter Auftritt.

Mira allein dann Hassan und Beduinen.

Mira (geht bis zur Mitte des Hofes.) Denkt gewiß: auch sie wird jauchzen.
Ei, ich kenne diese Weiber!
Ob es Christen, ob es Heiden —
Jede läßt sich gerne küssen,
Gleich schon, kaum, daß ichs begehre.
(Sie steht vom Mond beleuchtet, beim Brunnen, blickt hinein.)
Und sie sagen: ich sei schön . . .
(Sie beugt sich über das Becken.)
Schaue mein Gesicht im Spiegel,
Den aus flüss'gem, bleichem Silber
Mir der traute Mond geschmiedet,
— Ja, ich bin schön!
(Sie bricht Lotosblumen, schlingt sie sich um die Stirne.)
Immer schöner!
Diesem König zu gefallen,
Kränz' ich mich mit Lotosblumen
Sie geziemen einem Opfer.
(Sie geht zur Säule, woran das Erzbecken hängt, schlägt dagegen. — Hassan und Beduinen eilen herbei.)

Mira (tritt vor, vollkommen ruhig.) König Raimon ist gekommen
Er wird fortan hier gebieten
Hassan und Beduinen (äußern leidenschaftliche Bewegung umringen Mira.)

Mira. Allah will's so.
(Sie hebt die Arme.)
Groß ist Allah!
Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Grimm über Eduard Mörike.

Das folgende Schreiben des größten deutschen Sprachgelehrten, in dem er dem Comité der Tiedge-Stiftung Eduard Mörikes „Idylle am Bodensee" für einen Preis empfiehlt, ist bisher ungedruckt. Es ist so schön und edel, so charakteristisch für den Empfohlenen, wie den Empfehler, daß wir uns freuen, es in folgendem in getreuem Abdruck mittheilen zu können:

Von einem verehrlichen comité der Tiedgestiftung bin ich miterkoren worden, schiedsrichterlich über das beste in den letzten fünf Jahren erschienene Gedicht zu urtheilen. ich habe umgeschaut und erwogen, und erkläre mich für

Mörikes idylle vom Bodensee.

es ist ein weiches, ungefärbtes, von glücklichster stimmung eingegebenes Werk, voll lebendigen gefühls, das sich wohl auch mit den höheren geistigen interessen der menschheit berührt, wovon das Statut spricht. Sein verfasser hat sich schon durch andere arbeiten, wie ‚Maler Nolten' und ‚lyrische und dramatische dichtungen' hervorgethan. vor einigen jahren liess er sich wegen kraenklichkeit, mit ohne zweifel geringem ruhegehalt vom pfarramt entbinden und lebt zu Mergentheim, soll sich aber neuerlich sehr leidend befinden. ein sonnenblick der anerkennung wird ihm wohlthun.

Uhland, dem ich meinen entschluss mittheilte, heisst ihn gut, und glaubt, dass in unsrer unmaessigen Zeit dieser dichter den frieden der poesie gewahrt habe, ohne ihn in idealer ferne suchen zu müssen. er lag ihm naeher in der innersten wirklichkeit des volkslebens und volksgemüths.

Will das comité Uhlands stimme (auf die er verzichten zu müssen glaubte) neben der meinigen gelten lassen, so wird es leicht sein von Zschokke, den ich nicht persönlich kenne und der Mörikes gedicht gelesen haben muss, zu erfahren, ob er uns beitrete.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Jacob Grimm,
Berlin, 26. Juli 1847.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Thiel, Peter Johannes. Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Berlin Bibliographisches Bureau. 1895.

Roland, Emil Fräulein Kunigunde. Bade-Novelle. Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1894.

Peard, Frances Mary. Mademoiselle. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von J. Mangold. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Jacoby, Leopold. Deutsche Lieder aus Italien. München. M. Poestl. 1892.

Ljugg, Hermann. Bygbor Básní. Přeložil Jaroslav Vrchlický. Nakladatelství J. Otto Knihtiskárna v. Praze. o. J.

Crone, Max. Gedichte. Heidelberg. Carl Winter. 1894.

Löbner, Heinrich. Wintersonnenwende. Erzählung. Berlin. Herm. J. Meidinger. o. J.

Klehne, Hermann. Kleine Lieder. Nordhausen. Verlag des „Hausbuch deutscher Lyrik". o. J.

Klehne, Hermann. Die Dorfprinzeß. Volksstück. Nordhausen. Selbstverlag. 1894.

Schachtig, Otto von. Die Teufelsgreth. Bauernroman. Jena. Hermann Costenoble. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Reisegefährtinnen.

Von

Adalbert Meinhardt.

Das junge Mädchen: Ah endlich!

Die junge Frau: Bist Du gar so müde?

Das junge Mädchen: Weil ich mich so auf die Chaiselongue hinwerfe? Nein, viel eher satt als müde. Satt heißt nämlich fertig, aus, zu Ende, kurz, was Du willst. Und daß wir fertig mit Athen sind, das wirst selbst Du mir zugestehen.

Die junge Frau: Mit Athen fertig? kann man das sein?

Das junge Mädchen: Hör' mal, bist Du aber unersättlich! Was sollen wir denn nun immer noch sehen? Akropolis samt Propyläen, Parthenon und Erechtheion, Thesenstempel, Olympieion, Turm der Winde, Gräberstraße und Lysikratesmonument, — (mir wird schon ganz schlimm von den klassischen Namen) — das haben wir alles gründlich besichtigt. Im Kentrikommuseion sind wir gewesen und im Polytechnikum bei den Schliemannfunden. Und wir haben Ausfahrten gemacht, — wart' einmal: nach Eleusis, auf Kolonos, nach Menidi, nach dem Phaleron. Also vier. Ja aber ... ich hatte doch noch einen Finger ... Richtig, den ersten Nachmittag erstiegen wir gleich den Lykabettos. Du, das ist genug. Meyers Reisehandbuch selbst verlangt nicht mehr. Was wir auch länger hier anfangen sollten, ich wüßte es nicht.

Die junge Frau: Aber Ellen, es war doch so schön!

Das junge Mädchen: Na ja, ich bin nun einmal unklassisch. Und vergnügungssüchtig und weltlich und kindisch und vor allem: modern. Das bin ich wirklich, modern durch und durch. Was gehen mich die alten Tempel und die alten Griechen an! Gar nichts. Ich kenne nicht einmal ihre Sprache, Gott sei Dank! Und überhaupt, und überhaupt, — ich habe genug. . . .

Die junge Frau: Aber Ellen!

Das junge Mädchen: Aber Ellen. Ja, wenn Du's auch noch zehnmal sagst, davon wird nichts anders. Ich habe genug und ich mag nicht mehr. Denke nicht, daß ich nach Haus will, auf Bälle und mir den Hof machen lassen. . . . . — Das ist's nicht allein. Ich möchte leben. Verstehst Du das? Ernsthaft oder lustig, ich möchte nicht immer nur in meiner Schachtel hübsch in Seidenpapier und Watten verpackt gegen Luftzug weiterschlummern. Sieh nur nicht so traurig drein und mitleidig dazu. Das ist garnicht schlecht, was ich da sage. Es ist einfach natürlich. Ich bin jung, reich, hübsch. Jawohl, auch ganz hübsch, obgleich meine Nase ein wenig zu kurz ist. Das schadet nichts, so sagen mir alle. Immer besser zu kurz als zu lang. Und so ein klassisches Minervengesicht, wie Du es besitzt, kann nicht jede brauchen. Also, was ich sagen wollte; wenn man jung, hübsch, reich ist und unabhängig, — denn Papa zählt nicht, der thut, was ich will, — und eben heraus, dann ist es das natürliche für ein modernes Menschenkind, das es nicht nur Grabmonumente sehen möchte, daß es neugierig ist, das Leben zu erleben.

Die junge Frau: Du hattest ja aber, als ich Dir von der Reise sprach, so große Lust.

Das junge Mädchen: Ja, gewiß. Auch das ist natürlich. Eine Reise, in fremde Länder, mit Dir allein, — es klang so romantisch! Denn ich schwärmte für Dich und dachte mir

Digitized by Google

das Zusammensein reizend. Nicht, als ob ich nicht auch jetzt noch Dich herzlich liebte.....

Die junge Frau: Aber du hattest Dir doch das Ganze anders vorgestellt?

Das junge Mädchen: Aufrichtig gestanden: ein bißchen, ja. Ich dachte, wir würden unterwegs Menschen treffen, kennen lernen, Männer hauptsächlich. Daß sie alle Dir huldigen würden, das wußte ich. Aber der eine oder der andere hätte in den Zwischenpausen doch vielleicht.... Genug, ich redete mir ein, ohne Abenteuer könnte solche griechische Reise garnicht vergehen. Du weißt es wohl, was ich verstehe unter Abenteuern. So ein bißchen flirting, etwas Abwechselung nur. Aber daß wir immerfort allein sein würden, Du und ich, auf dem Schiff, auf der Bahn, hier sogar in unserem Zimmer.... Es ist ja viel vornehmer, gewiß, und mehr comme il faut für zwei junge Damen. Und wie Du sagst, unten an der table d'hôte in dem grellen elektrischen Licht geht es so laut her. Und im Lesesaal, — Du, gestern bin ich auf eine Minute doch drinnen gewesen, — da sitzen sie im Tabaksdunst und starren alle einen an, daß man möglichst schnell wieder davonläuft. Aber sag' mal, wie Du jung warst, so jung wie ich jetzt, — hast Du da immer auch nur gedacht, was sich schickt und was passend ist? Und hast Du dich damals schon ebenso sehr für Grabstelen interessiert, wie heute, oder — ein wenig für lebende Menschen?

Die junge Frau: Damals ... es ist so lange her. Ich weiß es kaum mehr.

Das junge Mädchen: Du Magda, sei ein bißchen nett. Habe einmal Mitleid mit mir und mit meiner Langenweile. Da lege Du Dich auf die Chaiselongue, Du brauchst es viel mehr. Und ich hocke mich zu Dir. So, so ist's recht. Und nun erzähle.

Die junge Frau: Aber Kind, was soll ich erzählen? Du kennst mein Leben so gut, wie ich selber.

Das junge Mädchen: Ja natürlich, so von außen. Du trafst aus der ersten Klasse aus, gerade als ich ein ganz kleines dummes Wurm in die letzte gekommen war. Und dann hastdu gleich darauf, — war das eine Aufregung in der Schule! — mit siebzehn Jahren Papas Schwager geheiratet. Eigentlich, wenn man es so will, wärst Du ja auch meine Tante. Aber ich mag den Namen nicht. Du bist Du. Und Onkel Ludwig, der mich immer damit quälte, daß ich Dich so nennen sollte, lebt ja nicht mehr. Überhaupt, ich finde, Freundschaft ist viel mehr als verwandt sein.

Die junge Frau: Meinst Du? Ich weiß nicht, mir scheint's doch oft, als ob die Verwandtschaft, das Bewußtsein, einem Menschen näher zu stehen ... Würde ich zum Beispiel Dich, Kleine, so verziehen und so ungeniert auszanken können, wenn meines Mannes erste Frau nicht Deine Tante gewesen wäre?

Das junge Mädchen: Na, das hoffe ich doch. Wenn das der einzige Grund dafür wäre, daß Du mich gern hast! — Ich danke schön. Sag' mal, nahmst Du mich mit auf die Reise, nur weil Tante Melanie einmal Deine — Deine Vorgängerin war?

Die junge Frau: Nein, deshalb nicht.

Das junge Mädchen: Weshalb denn, wenn ich fragen darf?

Die junge Frau: Kleine Neugier. Weil ... weil ich ...

Das junge Mädchen: Nun?

Die junge Frau: Frag' nicht so sinnlos. Das weißt Du ja selbst.

Das junge Mädchen: Daß Du, seit Du Wittwe wurdest, alljährlich gereist bist, immer mit der guten alten Mademoiselle Lefort, unserer Französischlehrerin noch aus der Schule. Daß sie krank ward und Du eine andre Begleiterin suchtest, den ganzen Winter schon, aber keine finden konntest, und dann Dich plötzlich entschlossen hast, mich mitzunehmen, das heißt statt einer Chaperonne, eine, die Du chaperonnieren mußt, — Das weiß ich freilich. Es gehört auch das zu den Außenseiten Deines Lebens, was so in der Zeitung steht: Verlobungsanzeige, Heirat, Tod; gesucht eine Gesellschafterin, von ehrwürdigem Äußeren und guten Manieren, still bescheiden ... kurz, alles, was ich leider nicht bin. Aber zwischen solchen Annoncen liegt doch noch manches.

Die junge Frau: Was soll denn noch dazwischen liegen? Du kennst mich, mein Thun, meine Gewohnheiten.

Das junge Mädchen: Ja gewiß. Des Morgens pflegst Du aufzustehen, trinkst Kaffee, besprichst mit der Köchin, was Du essen willst zum Mittag, mit Deiner Jungfer, welches

Digitized by Google

Kleid Du anziehen wirst, bestellst den Kutscher, u. s. w. ... Das heißt, alles nur zu Hause. Auf der Reise nimmst Du gleich, wie Du aus dem Bett bist, Hut und Schirm und eilst ins Museum. Wenn eins da ist, nota bene. Aber Gott sei's geklagt, es ist fast immer ein Museum da, überall. Und dann gehst Du von Bild zu Bild, von Statue zu Statue, mit dem Bädecker in der einen, Notizbuch und Stift in der andern Hand.

Die junge Frau: Bist Du bald fertig damit, Dich über mich lustig zu machen!

Das junge Mädchen: Ich wiederhole nur Thatsachen, die ich still bewundernd erlebte. Wenn die Gallerie dann gründlich durchgearbeitet ist, noch einige Kirchen, Denkmäler und Gebäudereste ebenso gewissenhaft besichtigt, dann sagst Du abends: So, das war ein fleißiger Tag. Ich bin ordentlich müde. Und nun will ich schlafen. Und dann gehst Du in Dein Zimmer, kleidest Dich aus und legst Dich zu Bette, wie ich es auch thue ueberau. Nur mit einem Unterschiede. Nämlich Du schläfst nicht.

Die junge Frau: Weshalb glaubst Du das?

Das junge Mädchen: Glauben? Ich weiß es, so gut, wie ich jetzt weiß, daß Du redest und lächelst, mich streichelst, und dabei doch in Deinem Herzen eigentlich lieber weinen möchtest. Nein, rücke nicht fort, es hilft Dir doch nichts. Das weshalb, das möchte ich gern wissen.

Die junge Frau: Höre, Du wirst mir zu unbequem, laß mich heraus.

Das junge Mädchen: Ich gebe Dir ein Kissen mehr in den Nacken. So, bleib' nur liegen, fort kannst Du doch nicht, wenn ich nicht aufstehe. Sei froh' daß Du einmal Dich ausruhen kannst in dem schattig kühlen Zimmer mit den grünen Jalousien und den netten hellbunten Cretonne-Möbeln. Und der Duft der Syringen, die Du so liebst, dort in der Vase auf dem Tisch. Und unten vom Platz her einzelne Stimmen und die leise Luft, die durch die offene Balkonthür hereinstreicht. ...

Die junge Frau: Ja und draußen Athen. Es ist schön genug. Man sollte zufrieden sein, ganz zufrieden. Du hast recht. Nur. ...

Das junge Mädchen: Nur was? sprich doch.

Die junge Frau: Kindskopf! Was denkst Du denn eigentlich! Gefangen sein selbst im goldenen Käfig behagt keinem Vogel. Also ich habe Briefe zu schreiben.

Das junge Mädchen: Bleib Du hübsch liegen. Du bist um keinen Hauch glücklicher, wenn Du drüben am Schreibtisch sitzest. Denn nicht ich halte Dich hier gefangen, sondern Du selbst. Und ehe Du selbst in Deinen Gedanken Dich freigeben wirst. ...

Die junge Frau: Ellen! was fällt Dir ein, was willst Du?

Das junge Mädchen: Deine Freundin sein, Dir helfen. Wir fahren nun schon mit einander, seit — wie lang weiß ich selbst nicht, denn Wien, Triest, Corfú, Athen, es ist so viel, es verwirrt sich mir alles, — also seit Wochen umher in der Welt. Und ich bin so fern von Dir wie der Pörtier unten, dem Du auch zunickst, freundlich ihn bittest, Deine Briefe zu frankieren, den Wagen zu rufen, dem Betteljungen ein paar Lepta zu geben für Deine Rechnung. Mir gestattest Du sogar, Briefe, die Du erhältst, zu lesen, — Du bist wirklich zu gütig. Überhaupt von früh bis spät begleite ich Dich, sehe, weiß alles, was Du thust, aber nichts, was Du denkst.

Die junge Frau: Und wenn Du nun annähmest, daß mein Thun mein Leben ausmacht?

Das junge Mädchen: Für wie alt hältst Du mich? Ich werde neunzehn — gleich wenn wir zurück sind. Und ich war ein Jahr in Pension, da erfährt man, was vorgeht. Und dann Papa, — er ist ja immer reizend mit mir, er behandelt mich wie zerbrechliches Glas, oder wie ein Baby von einem Monat, — aber am Ende, ich merke und höre doch allerlei. Und ich habe schon so viel gelesen. Nicht immer die Bücher die ich sollte, am seltensten die. Sondern sehr oft, was bei Papa auf dem kleinen Tischchen an seinem Bett so zum Einschlafen liegt. Ich hatte mir's nämlich ausgebeten, früher schon, als ich noch klein war, jeden Morgen ihm sein Zimmer aufräumen zu dürfen. Ich stellte ihm frische Blumen hin und rückte Bücher und Bilder grade. So die Zierlichkeit, weißt Du, die ihm wohlthut, das „weibliche Element" im Hause, das ihm so

Digitized by Google

fehlt, wie er immer sagte — (ich glaube, außer dem Haus fehlt's ihm garnicht). Und da ...

Die junge Frau: Aber Ellen! was sprichst Du für Sachen!

Das junge Mädchen: Ja, nicht wahr? Ich schäme mich auch. Aber am Ende, was soll man machen, man spricht, was man denkt. Und wenn man etwas wünscht und will, so geht's mit der Ehrlichkeit noch am besten. Also, wie gesagt, ein Kind, so wie Du meinst, bin ich nicht ganz. Wenn es einmal sich um mich handelt, werde ich schon zeigen, daß ich mich zu wehren weiß. Ich werde mich nicht so verheiraten lassen, wie Du es gethan hast!

Die junge Frau: Still. Du beleidigst meine armen, lieben Eltern. Und mich selbst auch. Denkst Du, ich sei gezwungen worden, damals, mit meinen siebzehn Jahren! Nein, im Gegenteil. Ich wollte, ich setzte es durch, obwohl die gute Mama geweint hat und mich warnte. Ich war so stolz, daß der vornehme, ernste Mann mich wählte.

Das junge Mädchen: Damals, sagst Du, hast Du's nachher bereut?

Die junge Frau: Nein, nie. Er war so gütig mit mir. Wie ein älterer Mann es mit einem Kinde ist. Er verzog mich. Alles, was ich weiß und kann, das habe ich von ihm. Mein bißchen Malen, meine Freude an Licht und Schönheit, auch was ich lernte, das Bewundern der Kunstwerke. —

Das junge Mädchen: Ach so, auch die Grabstelen vielleicht?

Die junge Frau: Glaube mir, es schmückt und bereichert mir mein Leben. Und wenn ich's nicht hätte, was bliebe dann? — Kurz, ich bin ihm dankbar für alles, Reichtum, Stellung, meine Reisen, meine Unabhängigkeit. Ja, wenn ich denke, wie vielleicht mein Leben wäre, hätte er minder großmütig und edel für mich gesorgt! —

Das junge Mädchen: Dann wärst Du arm.

Die junge Frau: Wie Du das sagst. Und Du meinst, Du wärst kein Kind? Glaubst Du vielleicht, daß Reichtum, wenn man ihn einmal besessen, etwas so leicht zu Entbehrendes sei? Könntest Du Dein bequemes Leben, die vielen Bälle und hübschen Kleider so rasch hergeben? Sieh Dich an, Deine gut gepflegten Hände — wenn Dir hier die Fingerspitzen zerstochen wären und schwarz und häßlich von vielem Nähen, möchtest Du das?

Das junge Mädchen: Hm, ich weiß nicht. .... meine Hände .... auf die bin ich immer ein klein bißchen eitel, das ist sehr wahr. Aber man braucht ja nicht grade zu nähen. Und warum sollst Du auch gleich arm sein! Ich möchte Dich gern glücklich sehen.

Die junge Frau: Glücklich! Du weißt es doch, ich bin Wittwe.

Das junge Mädchen: Na, eben deshalb.

Die junge Frau: Ich habe nicht Lust, Deine frivolen Kindereien anzuhören.

Das junge Mädchen: Frivol! Ich habe mir sagen lassen, die Ehe sei das Allerschönste, das Moralischste auf der Welt. Ist sie das vielleicht nicht?

Die junge Frau: Gewiß. Aber ...

Das junge Mädchen: Das wollte ich nur hören. Nun also, ehrlich, — denkst Du für immer Wittwe zu bleiben? Es muß ein bißchen einsam sein und langweilig: so denke ich mir: zur Zerstreuung griechische Statuen abzeichnen, seine Zärtlichkeit an Syringen und Orangenblüten verschwenden, — ich sah's wie Du Dein Gesicht wie dunstig neulich in die Blumen drücktest, — und als Gesellschaft zu Hause meinen Papa oder andere würdige Herren gleichen Alters; auf der Reise mademoiselle. — Du schweigst? Du hast doch wohl nichts weiter? Oder — oder täusche ich mich?

Die junge Frau: Was fällt Dir wieder ein. Überhaupt ich will dies Gespräch nicht. Du kennst mich doch. Laß es genug sein. Behagt Dir die Reise mit mir nicht länger, so kehren wir um und ich bringe Dich nach Hause, zu Deinen Altersgenossinnen, zu denen Du besser paßt. Und jetzt laß mich gehen.

Das junge Mädchen: Wie Du befiehlst. — Trala, tralala. .... Mein Singen stört Dich doch nicht im Schreiben?

Die junge Frau: Nicht im geringsten.

Das junge Mädchen: Tralalalala — Du, hör' mal, wenn man nur Dein fliehendes Profil sieht, so vom Rücken, wie Du da am Schreibtisch sitzest, hast Du wirklich klassische Züge. Ich. .... ohaa .... verzeih' daß ich gähne, — ich finde Dich schöner, als alle die

Digitized by Google

Damen mit den abgestoßenen Nasen, die man hier im Museum bewundert. Hat man Dir es nie gesagt, daß Du sehr hübsch bist? Du antwortest garnicht? Na, ich will auch nicht indiskret sein..... — Da muß ich richtig wieder gähnen.

Die junge Frau: Geniere Dich nicht.

Das junge Mädchen: Horch, hast Du das Signal gehört? Der König fährt aus. Du, das muß ich sehen.

Die junge Frau: Sieh's Dir nur an.

Das junge Mädchen: Du, Magda.

Die junge Frau: Ja?

Das junge Mädchen: Kommst Du nicht heraus auf den Balkon?

Die junge Frau: Danke nein, es ist mir zu sonnig. Und dann wollte ich ja auch schreiben.

Das junge Mädchen: Freilich, der Brief. Er scheint ungemein wichtig. Na laß Dich nicht stören.

Die junge Frau: Ich dachte, Du wolltest die Ausfahrt des Königs Dir ansehen.

Das junge Mädchen: Der ist schon vorüber. Und außerdem — er kennt mich garnicht, er sieht nicht herauf, — das ist langweilig. Ich lege mich wieder dort an der Balkonthür auf die Chaiselongue. Schreibe Du nur weiter.

Die junge Frau: Ich bin schon fertig. Hier, willst Du lesen?

Das junge Mädchen: Ich? schon wieder? Sag' mal, — wozu läßt Du eigentlich mich all' Deine Correspondenzen durchlesen? Der wird wahrscheinlich auch an den alten Professor Gerhardt gerichtet sein und über Grabstelen oder dergleichen handeln, wie der erste. Was geht mich das an?

Die junge Frau: Nun, ich dachte — Wie Du meinst, Du brauchst natürlich ihn nicht zu lesen. So, ich mache ihn sofort zu.

Das junge Mädchen. Du, Magda!

Die junge Frau: Ja!

Das junge Mädchen: Wenn Du nun einmal einen wirklichen Brief, nämlich ich meine so einen, in dem Du Dein Herz enthüllst, — zu schreiben hättest, — Den würdest Du mir doch wohl nicht zeigen?

Die junge Frau: Ich schreibe keinen, als die, die Du siehst.

Das junge Mädchen: Ja natürlich. Damit ich das glaube, läßt Du mich sie alle lesen.

Die junge Frau: Ellen!

Das junge Mädchen: Aus welchem Grund sonst? Ich wüßte keinen. Deine Korrespondenzen mit dem alten Professor, mit den Verwandten, mit dem Stubenmädchen zu Haus und mit der Schneiderin, — ich muß sie sämtlich überwachen, Du sparst mir keinen. Wozu? Nur damit ich mich überzeuge, daß Du eben keine, keine unkontrollierte führst. Nun, ich bin davon überzeugt, ganz und gar. Bist du zufrieden? Oder wünschst Du, daß ich noch feierlich erkläre, ich sei ebenso durchdrungen, daß Du auch keinerlei Korrespondenzen ungelesener Art — führen möchtest. Das nämlich bin ich nicht. —

Die junge Frau: Aber Ellen!

Das junge Mädchen: Ja seufze nur. Kann ich mich wohl ändern? Ich bin wie ich bin. Und ich habe mir die Sache überlegt hin und her mit meinem Verstande und bin zum Resultat gekommen: irgend jemand hat Dich lieb, irgendwo, vielleicht bei uns zu Hause (leider kenne ich ihn nicht). Und Du bist ihm auch gut, das weiß ich gewiß. Nun aber existiert noch ein anderer, der gleichfalls wünscht, Dich zu heiraten. Und dieser zweite will den ersten nicht an Dich lassen, warnt Dich wohl gar vor ihm, möchte am liebsten Tag und Nacht Dich bewachen, beobachten, damit Du nichts sagen, lesen, thun, nichts schreiben noch sehen kannst, als was für ihn gut ist: Dieser zweite ist klug, geschickt, hat Macht über Dich. Und er zieht Dich nach und nach näher, gegen Deinen eigenen Willen. Und er umgiebt Dich mit Spionen. Und Du wirst ihm weichen müssen, wirst ihm gehorchen, ob Du willst oder nicht. — Du kannst garnicht anders. Denn nämlich dieser gefährliche zweite ist — mein Papa!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Im Großen und Kleinen.

Beständig haben Bösewichter,
Eh' sie ihr Opfer hingestreckt,
Das Urteil durch gedung'ne Richter
Mit einem Schein des Rechts gedeckt.

Das Dokument perfider Lüge
Drängt sich zur Nachwelt, die drauf spuckt,
Indeß um ihre strengen Züge
Ein Leuchten der Entrüstung zuckt.

Im Großen wie im Kleinen, immer
Hat Bosheit heuchlerisch gesorgt
Vom Rechtthun einen falschen Schimmer,
Der ihr den Schergendienst besorgt.

Hermann Lingg.

Von fern.

Erika leuchtet und Ginsterbusch
Höher und höher im nechtschen Busch
Seh ich dich lustlachend streben.
Sonnennah schon über Wolken und Wind,
Sternenaugiges lachendes Kind,
Scheinst du leuchtend zu schweben.

Kaum sieht her durch die Nebel dein Pfad,
Schmal nur streckt sich der felsige Grat,
Mutig doch klimmst du nach oben.
Sieh, und es teilt sich der flatternde Hauch
Und im schwindenden Höhenrauch
Bald steht die Siegerin droben.

Gäbst du den Krim mir, du bliebest zurück!
Grämliche Sorge würde dein Glück
Schnell und grausam zertrümmern.
Steig' nur, mein Lieb, in die sonnige Welt!
Daß manch Schicksal im Dunkel zerschellt,
Soll dir die Lust nicht verkümmern.

Kusst du mir auch, ich will's nicht verstehn;
Bleiben will ich — von Ferne sehn
Lustig mein Herzenskind lachen.
Neidlos dich duftiges, lustiges Ding
Sonnenlichttrunkener Schmetterling
Glücklich, o glücklich machen!

Wilhelm Kreninius.

Klage.

Durch die stillen Haine geht ein Kosen,
Durch die Wiesen zieht es, durch die Hage,
Wie von eines Vestalenpeplos Stoken
Einer Priesterin verlor'ne Klage.

Und das Licht, das um die Mauern flutet,
Scharf und blendend, taucht in Blütenmeere,
Taucht in grüne Wogen, und durchglutet
Schläft die Brandung ein am steilen Wehre.

Blasse Wolken, die am Berge lehnen,
Kuh'n ermattet, und die Winde schweigen —
Nur ein Lied erklingt, ein Lied voll Sehnen
Süß und reich wie Flötenspiel und Geigen.

Eine Hirtenpfeife hör' ich blasen,
Zaghaft nur wie erste Liebesgrüße,
Schlanke Mädchen tanzen über'm Rasen
Und in Blüten bergen sie die Füße.

Aber eine seh' ich abseits wallen,
Und sie senkt die zarten Augenlider,
Lange, seidenweiche Locken fallen
Auf die feinen nackten Schultern nieder.

Ach, ich kenne sie — vor langen Jahren
Hab' ich sie geliebt und sie verstoßen:
Jetzt noch trägt sie in den gold'nen Haaren,
Die ich selbst ihr brach, die Herbstzeitlosen.

An verjährte Schuld ein bittres Mahnen
Schreitet sie durch meine Frühlingstage,
Schreitet sie auf allen meinen Bahnen,
Ach und wandelt meine Lust in Klage. . . .

Georg Edward.

Was ist die Blume ohne Thau . . .

Was ist am grünen Wiesenrain
Die Blume ohne Thau?
Was ist, fehlt ihm der Sonnenschein,
Der Falter auf der Au?

Was ist auf dieser schönen Erd'
Ein junges Menschenherz,
Wenn es nicht voll an sich erfährt
Der Liebe Lust und Schmerz?

Siegfried von Volkmann.

Digitized by Google

Der Gruß.

Einſam in Gedanken fürbaß wandernd,
Traf ich einen ſchwarzbehangnen Wagen,
Leiſe Pſalmen ſingend, Palmen ſchwingend,
Sah ich ſie den Sarg zu Grabe tragen.
Tief ergriffen von dem Ernſt des Todes,
Zog den Hut ich und ich ſchlang die Hände,
Wünſchend dieſer erdenmüden Seele,
Daß ſie den erſehnten Frieden fände.

Raſtlos aber trieben mich Gedanken
Fort durch ſtiller Gaſſen enge Runde;
Unbewußt, der Welt umher nicht achtend,
Folgt' ich planlos meinem treuen Hunde.
Plötzlich ſtand er, der bisher mich führte,
Freude bellend vor bekanntem Thore,
Vor bekanntem Fenſter, deſſen Scheiben
Faſt verdeckt von buntem Blumenflore.
„Still, mein Hund! Dein frohes Bellen öffnet
Nimmer dieſes Thor. Es iſt vergebens!
Raſch wie ſüßes Duften zarter Roſen
Iſt verweht die Hoffnung meines Lebens."

Mannhaft ringend wollt' ich los mich reißen:
Schrill dem Hund ich pfiff und wandt die Tritte.
Aber matt und mühſam nur vom Orte
Wichen langſam, wie gelähmt, die Schritte;
Und wie halb in ſchwerem Traum befangen,
Folgt' ich willenlos dem dunklen Triebe:
Zog den Hut ich. — Galt's dem kranken Hauſe? —
Oder grüßt, ich unſre tote Liebe?

Fritz Meiken.

Herbſtſegen.

Mutter, ſiehe, wie die Wagen
Vollbeladen
Gottes Segen heimwärts tragen;
Was wir thaten,
Ließ der Herr uns wohl geraten;
Gab, die Arbeit zu vollenden,
Mut dem Herzen, Kraft den Händen!

Lieblich ſtehen rings die Kronen
Fruchtbehangen,
Fleiß und Mühe nun zu lohnen.
Wie ſie prangen
Süßer Äpfel Koſenwangen!
Sieh, wie unſre Jungen ſteilen,
Ihren Anteil zu erbeuten!

Laß der Armen uns gedenken,
Wenn die Gaben
Wir in die Gelaſſe ſenken;
Gott will's haben,
Daß wir ſeine Kinder laben.
Laß die Körbe reichlich füllen.
Ihrer Armut Not zu ſtillen.

Unſre Blicke zu erheben,
Um zu danken,
Das gehört auch mit zum Leben;
Den Gedanken
Laß uns halten ohne Wanken;
Brüder ſo und Gott erfreuen,
Heißt ſein Glück erhöh'n, erneuen!

C. Handel.

Der Kanarienvogel.

Du im Bauer ſchmetterſt friſch
Eine goldne Philomele,
Feſtgebannt am Büchertiſch
Leſ' ich Plato: Von der Seele.

Träume geh'n dir durch den Sinn
Von den Flügen deiner Ahnen
Unter ſchlanken Palmen hin
Ueber blühende Bananen.

Ohne Lieder zogen dort
Grau und zwilfchernd ihre Heere;
Dir erſchuf der Schmerz ein Wort
Auszufüllen deine Leere. —

Vögelchen, verwandte Qual
Weckt auch meine Keime wieder,
So empfand ich's laufendmal:
Nur das Heimweh giebt uns Lieder.

Und mir ſchloß mein eigner Lauf
Und mir ſchließt dein lieblich Tönen
Jene dunkle Weisheit auf
Von der Heimat alles Schönen.

Bunter Schatten iſt die Welt
Spielend an des Kerkers Mauern,
Der uns hier in Ketten hält;
Aber köſtlich iſt das Trauern.

Pſyche in der Götterburg
Kegte ſtumm die reine Schwinge,
Sie verſtieß der Demiurg
In den Staub, damit ſie ſinge.

Curt Hacker.

Digitized by Google

„Maria am Gestade."

(Wien.)

Oben aus der engen Kammer
Schaut das Auge weit hinüber,
Kleine Häuschen, Dächerheere
Und der Abendhimmel drüber.

Aus dem Treiben hebt ein Türmlein
Sich, ein schroffes, mit den schlanken
Gliedern in der Gothenbauart,
Wehrhaft, wie die Trutzgedanken

Meines Geistes. Wenn mein Auge
Dich „Maria am Gestade"
Wiederfindet, jauchzt die Seele,
Findet Lust und neue Pfade

Aus den engen Alltagswirren,
Hebt sich säulenhaft zur Höhe,
Wehrhaft wird sie, spitz und schroffst sich
Selig zu des Himmels Nähe.

Otto Stoessl.

Zur Ruhe.

Des braunen Rehbahns Schrei
Zu Bett ruft seine Leute,
Der Habicht streicht vorbei
Nicht achtend mehr der Beute.

Dem Wald entschlüpft das Reh,
In grüner Saat zu liegen,
Der dunkeln Gruft das Weh,
An Hoffnung sich zu schmiegen.

Es hört der Welt Gebraus
In immer weitern Fernen,
Mit einem Blumenstrauß
Entschlummert's unter Sternen.

Franz Herold.

Ein falbes Blatt.

Das Laub ward fahl und grau mein Haar —
Ach, Lenz und Jugend sind längst verblüht!
Es schweigt mein Lied, stumm Funk und Saar,
Mein Herz und die Rosen sind sterbensmüd.

Es stöhnt der Wind und die Gruft von Leid,
Nur Dunst war's, was so goldig schien.
In die Fremde fort — o weit — so weit
Die Vögel und meine Gedanken zieh'n.

Sie wandern zu einem sonnigen Strand
Und der Frühling ruft sie zur Wiederkehr;
Ich steige hinab in's Schattenland
Und niemals kehr' ich zurück, nie mehr.

Vorbei — Vorbei! — Wer weiß, wie bald
Ich bin erlöst vom Daseins Fluch
Und lieg wie ringsum Feld und Wald
Bedeckt vom weißem Leichentuch.

Der Sturm die schwarzen Wolken jagt
Und peitscht den Regen mir in's Gesicht.
Wozu das wohl? — Gott sei's geklagt!
An Thränen fehlt es den Augen nicht.

Armin Werherr.

Noch Ein Mal.

Die Sonne des Herbstes vom Himmel lacht
Mit mildem, mit süßem Schein,
Noch einmal gießt sich die alte Pracht
Auf Hügel und Flur und Hain.

Noch einmal wollen wir lachen heut,
Dann kommt des Winters Graus:
Hast du einmal noch ohne Schuld dich gefreut,
So hältst du im Dunkel aus.

H. Löbner.

Wunsch.

Auf öder Heide ein kahler Baum ...
Die dürren Äste schwanken im Hauch.
Aus thränenlosen Augen starrt
Ein letzter Wunsch zu den Sternen hinauf.

Und käms auch, käms von dort herab
Ein Früchtesegen, herbstreifeschwer,
Du lastenwöhnter, morscher Mann,
Du stürbest an deinem ersehnten Traum.

Max Messer.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Vierter Aufzug.

Lustschloß des Königs.

Ein Kabinet im maurischen Stil, strahlend von vergoldeten Stukkaturen, mit Säulen aus farbigem Marmor, einer langen Reihe von Gemächern in derselben Bauart sich anschließend. Ein buntes Durcheinander von kostbaren Stoffen, prunkenden Gerätschaften, Bronzen usw. In silbernen Vasen blühen Rosen, in kostbaren Schalen brennt dampfendes Räucherwerk. Rechts vorn ein Fenster; links vorn, unter Palmen, ein mit einem Tigerfell bedecktes Ruhebett, daran eine Laute lehnt. In beiden Seiten offene Eingänge. Sämtliche Räume sind hagdell erleuchtet. Fackeln und Kerzen hinter Palmen versteckt. In den hinteren Gemächern glühen von Zeit zu Zeit griechische Lichter auf.

Erster Auftritt.

Durch die Reihe der Gemächer kommt **Raimon** (in fantastischem, halb maurischem Gewande) mit der herrlich gekleideten **Mira**. Es folgen **Nubia**, **Ramiro** und einige **Edelleute** des Königs. Im Hintergrunde **Bedienten**. Später ohne die Edelleute.

Raimon (führt Mira vor.) Wie nennen wir dies lichte Haus am Strand,
Das Deine Liebe wie ein schönes Wunder
Dem Wellenschooß des Meers entsteigen ließ?
— Ich rauf' es: Miramar! . . . Du bist enttäuscht?

Mira (sieht apathisch um sich.) Gold und Glanz und — Glanz und Gold!
Zürn' nicht, wenn ich dabei friere.
Aller Glanz ist kalter Schein,
Bleibst fremd Du in der Fremde.

Raimon (in leidenschaftlicher Bewegung.)
Wenn's eine Welt gäb' ohne Sonn' und Sterne;
Und wäre ich dahin verbannt, und träte
Im Reich der Nacht die Liebe mir entgegen,
So fänd' ich dort die heimatliche Erde.

Mira. Anders wohl bin ich geartet;
Doch ich dank' Dir für die Absicht.

Raimon (fieberhaft heiter.) Sie konnt' Dir Dein Arabien hier nur dichten;
Und dichten ist gelogen, wie Du weißt
(Er geht zum Fenster.)
Die wilde Nora, die zu Deinen Füßen
In's blaue Salz die blonde Woge stürzt
Ist nicht Dein gold'ger Tigris; die Cypressen
Dort drüben überschatten nicht Dein Bagdad.
(Er kommt zurück; voller Liebenswürdigkeit.)
Ich wollte mich so recht als Meister zeigen,
Und sieh' beschämt als Stümper vor Dir da.

Mira (sieht ihn an, sanft.) Schilt Dich nicht, Dein Lied tönt süß;
Bitter nur ist meine Weise.

Raimon. Wenn so Du sprichst, so weich, mit solchem Lächeln —
Ramiro!

Ramiro. Herr!

Raimon. Wie spät?

Ramiro. Längst Mitternacht.

Raimon. Die Zeit soll stillstehn und sie rast dahin.
Am liebsten machte ich den öden Tag
Zur wonn'gen Nacht, die tote Finsternis
Zur lebensfrohen, freudenvollen Helle.
Wir schlügen so der argen Welt ein Schnippchen,
Entwischten ihr durch diesen kleinen Kniff;
Denn muß sie qualvoll wachen, schlummern wir;
Und sinkt sie todesmatt in schweren Schlaf,
Begännen wir glückselig aufzuleben.
— Ramiro, höre!

Ramiro. Majestät?

Raimon Es kam
Kein Bote von Oviedo?

Ramiro (leise.) Nichts, mein König.

Raimon (vor sich hin.) Verwunderlich! (Laut.) Höchst wundervoll!
(Zu **Mira** zurück.) Es scheint,
Mein Königreich bedarf des Königs nicht.
Das Drehrad meiner Herrschaft läuft von selbst;
Vielmehr: es wird von and'rer Hand gewendet,
Von besser — um so besser!
(halblaut zu **Ramiro**.) Kommt ein Bote —
Und wär's der Herzog von Huesca selbst —
Ich bin beschäftigt, lasse Niemand vor . . .
(Er tritt zu **Mira**.)
Wen schaust du an mit solchem Feindesblick?

Mira (steht vorn und sieht düster auf **Raimons** Gefolge.)

Digitized by Google

Die Asturier, die mich hassen,
Weil ihr Herr die Maurin liebt;
Welche mich bei meinen Haaren
Schleifen möchten aus dem Lande.

Raimon (barsch zu den Edelleuten.) Ihr seid in Huld entlassen. Geht!

Die Edelleute (verneigen sich vor dem König, wollen sich nach der Seite hin fortbegeben.)

Raimon Weissres!

(Die Edelleute bleiben stehen.)

Raimon (sehr ruhig.) Lehrt' ich an meinem Hof so schlechte Sitte,
Daß jeder Höfling zu mißachten wagt,
Was ich, sein König, liebe und verehre?
(Er geht auf sie zu.)
Fehlt' selbst ich so, muß selbst ich mich bestrafen.
Ich thu's, indem ich Eures Dienstes entbehre;
Und zwar für alle Zeiten.

Ein Edelmann. Majestät —

Raimon (wild.) Mir aus den Augen! Fort!
(Die Edelleute verneigen und entfernen sich.)
(Ramiro und Rubia stehen ganz hinten.)
Pause. —

Raimon (nähert sich Mira.) Dein edler Bruder
Mißgönnt uns seinen Anblick mehr und mehr.

Mira. Soll er zuschau'n, wie ich mich
Küssen lasse von dem Christen?
(Sie wirft sich auf das Ruhebett.)
Gräßlich ist die gold'ne Leere!
Admar kommt nicht, Du gehst fort,
Einsam bin ich.

Raimon (flüsternd.) Soll ich bleiben?
(Er sinkt bei ihr nieder.)

Mira (greift mit beiden Händen in seine Locken.)
Ich küß' vom Haupt Dir fort den Sonnenschein.
(Sie drückt heftig ihr Gesicht in sein Haar, bleibt in dieser Stellung, flüstert.)
Geh' nur, geh'! Zur Mutter, Gattin.
Geh' nur! Mußt Dein Reich regieren,
Selber Dich beherrschen lassen,
Von Huesca, Deinem Herrn.
(Sie stößt ihn von sich, greift in die Laute.)
Einen Schattenkönig lieb' ich,
Und ich wähnte, daß ein Held
Herrlich mir erschienen wäre.
Ihm zu dienen war mir Wonne,
Seele ihm und Leib zu schenken
Inbegriff vom Glück des Weibes.
(Sie richtet sich hoch auf.)
Treulos ward ich meinem Volk,
Treulos ward ich meinem Gott,
Anzubeten diesen König,
Den Huesca —

Raimon (stürzt zu ihr, entreißt ihr die Laute.)
Aus das Lied!
Er durchschreitet in leidenschaftlicher Erregung das Gemach, bezwingt sich, geht nach hinten.
Ramiro!
(Ramiro tritt vor.)

Raimon. Morgen geh' ich nach Oviedo!
(Er kommt langsam vor.)
Geraume Zeit wünscht mich Huesca hin —
Scheint er zu wünschen; schon geraume Zeit
Ist seine Meinung anders, als sein Wort
[Wenn dieses jemals wahre Meinung war].
Doch will ich seinem Wunsche Folge leisten.
(Er will gehen, zaudert, bleibt stehen. In mildem Ton, aber ohne Mira anzusehen.)
Beleidigt wardst Du heut vor meinen Augen.
Den Anblick meines Volks Dir zu ersparen,
Und Deine öde Einsamkeit zu füllen
Mit heimatlichen Lauten und Gestalten —
Denn mich hält's fortan viel und lang entfernt
In meiner Hauptstadt — sein von mir berufen,
Wer Dir und Deinem Bruder lieb; sie sollen,
Obgleich mir feindlich, mir willkommen sein.
(Er geht rasch nach rechts hinaus.)

Ramiro (folgt ihm.)

Zweiter Auftritt.

Mira. Rubia. Im Hintergrund Beduinen.

Rubia (kürzt vor.) Mauren kommen, Wüstensöhne!
Freu' Dich, jauchze, triumphire.
Uns're stolze, starke Jugend
Dir zu Lieb' herrüberrusend,
Lockt er sein Verderben her.

Mira. Mir zu Liebe —
(Sie schlägt die Hände vor's Gesicht.)

Rubia. Was ergreift Dich?

Mira (läßt die Hände sinken.) Jauchzen sollt' ich, triumphiren,
Flieht er mich doch als Besiegter;
Aber sieh die Siegerin.
(Sie wendet Rubia das Gesicht zu.)

Rubia. Todesblaß!

Mira. Und matt zum Tode.
(Sie sinkt gegen eine Säule.)
Denn mit diesem König ringend,
Muß ich selber mich bekämpfen,
Selbst besiegen, ganz umflossen
Von dem Purpur meiner Wunden.

Rubia (ist vorgetreten.) Wehe Dir, säh' dies Dein Bruder!

Mira. Allah sieht es.

Rubia (mit Entsetzen.) Daß Du liebst:
Deinen Todfeind! Daß Du weinst:
Weil Du hassen mußt und rächen!

Mira. Weil ich Weib bin, nicht nur Maurin.

Rubia (blickt hinter die Scene, heftig erschrocken.) Schweig', Dein Bruder!

Mira (erhebt.) Wo?

Rubia. Hinweg!

Mira. Wollt ich auch vor Admar flüchten,
Könnt' ich doch nicht fliehn das Schicksal,
Allah's Willen nicht entrinnen.

Admar (tritt rasch durch die Mitte ein, winkt den Beduinen, sich zurück zu ziehen.)

Rubia (eilt hinaus.)

Dritter Auftritt.

Mira. Admar.

Mira (ohne sich zu erregen.) Was geschah?

Admar. Das bringt Huesca'
Gut bedient von meinen Spähern
Bin ich ihm vorausgeflogen —
Bringe mit noch einen Andern . . .

Digitized by Google

Davon später! Jetzt vernimm,
Was geschehen soll und wird.

Mira. Diese Nacht noch — hier — dem König?

Admar. Diese Nacht noch fällt Huesca.

(Mira stößt einen leisen Ausruf.)

Admar. In der Christen heil'gen Büchern
Soll geschrieben stehn von einer
Wunderholden Fürstentochter,
Die vor Juda's König tanzte,
Herzbethörend, sinnberückend,
Bis der Herrscher hingerissen,
Ihr gebot: sie möge fordern:
Was sie ford're, sei gewährt.
Und die Schöne heischte lächelnd
Ihres Wundertanzes Lohn:
Eines großen Heil'gen Leben.

Mira (mit angehaltenem Atem.) Und der König?

Admar. Er gewährte.
Des Propheten Haupt, es fiel.

Mira (lächelnd.) Ei, Huescas Haupt sitzt fest,
Tanzte sich auch vor dem König
Wie im Paradies die Houri.

Admar. Ford're nur, laß ihn verweigern.
Gute Hülfe ist Dir nah.

Mira. Meine Lippe bleibt geschlossen,
Bis ich nicht das Mittel kenne,
Das den König könnt' bewegen
Eine Gottverfluchte Hand,
An des Freundes Haupt zu legen.

Admar (flüsternd.) Höre denn: man könnte finden,
Was der König suchen läßt,
Wie ein ausgestoß'ner Engel
Die verlor'ne Gottesgnade.

Mira (flüsternd.) Suchen — seines Vaters Mörder?

Admar. Wenn er schon gefunden wäre,
Ich ihn jüngst gefunden hätte?

Mira. Du — Huesca! — Pause. — Und Du wähnst,
König Raimon könnt' Dir glauben?

Admar. Mir nicht; doch vielleicht dem Andern.

Mira. Jenem, den Du mit Dir brachtest?

Admar. Den ich suchte, den ich fand.

Mira. Und wer ist's?

Admar. Ein alter Hirte,
Welcher seine arme Heerde
Weidet in den Felsenbergen.

Mira. Dort, wo der Tyrann ermordet?

Admar (mit Bedeutung.) Dort auch.

Mira. Und er sah den Mord?

Admar (kurz.) Ja: bei Allah! Ja, er sah ihn.
— Pause. —

Mira. Kannst Du auch bei Allah schwören,
Daß Huesca war der Mörder?

Admar (schweigt.)

Mira. Und der König sollt' die Lüge
Nicht durchschauen, nicht vernichten?

Admar. So erprob' ihn.

Mira. 's ist unmöglich!

Admar (lächelt.) Gute Schwester, möglich ist
Das Unmöglichste beim Menschen
Finst're Macht beherrscht die Herzen.
Man muß nur sie wecken, reizen,
Und sie hebt sich riesengroß.

Mira. Will ihn reizen, will ihn jagen
Wie der Falke seine Beute;
Will sein Königsherz durchwühlen
Wie der Sturm die Meerestiefe,
Und ich trete vor ihn hin,
Gleiße, gaukle, wieg' mich, schmieg' mich,
Gleich der schönen Fürstentochter,
Alle Sinne ihm bethörend.
Ist er sinnlos dann geworden,
Heisch' ich lächelnd mir zum Lohn
Seines Freundes heilig Leben.

(Plötzlich in anderem Ton.)
Machtvoll wird er widerstreben;
Die er liebte, wird er hassen —

(Längere Pause; mit einer großen Gebärde.)
Wohl es sei!

(Sie eilt nach links hinaus.)

Admar. Vielmehr: es werde!
Gottgleich wird er sich erheben,
Und Huesca stürzen lassen.

(Er geht nach hinten; klatscht in die Hände, ein Beduine kommt.)

Vierter Auftritt.

Admar. Beduine. Dann Oran.

Admar. Jenen Alten . . . Wache gut.

(Der Beduine entfernt sich.)

Admar (kommt vor.) Oran, Oran, wackrer Mörder!
Kein verliebtes, heißes Flüstern
Von des schönsten Weibes Lippen,
Soll so wonnevoll mir tönen,
Wie die gräßlich wilde Klage,
Die ich Deinen Mund gelehrt.

Oran (wird hereingeführt.)
(Er ist eine wilde, wachsvolle Greisengestalt; Sandalen an den Füßen
im langen, braunen Hirtenmantel.)

(Der Beduine tritt rechts in einen Seitenraum.)

Admar. Greiser Rabe, krächz' Dein Lied,
Daß dem König Du sollst singen.
Hast Du einen eing'gen Ton
Deiner Melodie vergessen,
Schnürt der Henker Deine Kehle.

(Er wirft sich auf ein Polster.)

Oran. Ich fürchte nicht den Tod. Mein ganzes Leben —
Und dieses zählt schon siebzig müde Jahre —
Schritt er an meiner Seite; und ich mied
So wenig ihn, wie einen Freund Du meidest,
Von dem Du sicher weißt, er will Dir wohl.
Wenn ich die Herde suchte in den Klüften,
Und Nebel plötzlich einfiel, schwer und schwarz,
Und tagelang nicht wich, hielt tag'lang mich
Mein Kamerad fest bei der Hand gefaßt . . .
Dies sag' ich nur, damit Du wissest, Herr,
Daß mich kein Henker schrecken kann, und daß
Ich nicht gezwungen, sondern frei Dir folgte.

Admar. Weßhalb sprachst Du nicht so stolz
Vor Asturiens ganzem Volke,
Als Du damals dem Tyrannen
Jagtest Deinen Pfeil durch's Herz?
Hieltest prächtig Dich verborgen.
Mußte spüren, lauern, locken,

Digitized by Google

Bis der Vogel flog in's Garn.
— Zugezogen ist die Schlinge!

Oran (nach kurzer Pause.) Hätt ich die Hand, die ungebracht den König,
In des Tyrannen rauchend Blut getaucht,
Und wäre, so gezeichnet, hingetreten
Vor alles Volk auf offnem Marktplatz, oder
In's Heiligtum der allerreinsten Jungfrau;
Und hätte meine blutbefleckte Rechte
Erhoben wie zum Eidschwur; also sprechend:
„Seht, diese Hand hat Euern Herrn erschlagen,
Weil er mein einz'ges, liebes Kind geschändet —"
Das ganze Volk wär' hingedrängt, zu drücken
Die blut'ge Rächerhand; und auch der Priester,
Der Himmel selber hätte sie gesegnet.

Admar. Lieber bliebst Du ungesegnet,
Und dafür mit heilem Halse?

Oran. Als ich dem König mußt das Leben rauben,
Ließ er das meine mir nicht mehr zu eigen;
Ich mußt's der lassen, der es angehörte:
Herr, meiner Tochter, der er nahm die Ehre.

Admar (nach kurzer Pause.) Rauh bist Du wie Deine Wildnis;
Aber auch wie sie so groß.

(Er springt auf, geht zu Oran, bleibt vor ihm stehen.)

Doch, da Du hierher mir folgtest?
Nicht um Deinen Hals zu retten,
Sondern um den Königsmord
Auf Dueseas Haupt zu wälzen?
Hasset Du Asturiens Größten?

Oran. Er hat mir weder wohl noch weh gethan.

(Er tritt Admar näher.)

Zerschmettre' ich Dueseas Haupt, zermalm' ich
Das Herz des Königs! Und ich will's zermalmen.

Admar. König Raimon hasset Du,
Ihn willst treffen Du im Freunde?

Oran (wild anbrechend.) Mein Haß gilt Jedem dieses Herrscherhauses;
Ob Mann, ob Weib; ob Säugling oder Greis.
Auch König Raimon ist von dem Gezücht!
Nicht eher wird Asturien frei von Bivern,
Als bis die ganze Königsbrut vernichtet.

Admar. Deine weise Seele meint:
Wie der Vater, so der Sohn;
Darum fort auch mit dem Enkel,
Oran, Oran, wir sind Freunde,
Bundsgefährten, Rachebrüder!

Oran. Ich bin Dein Freund nicht mehr, nicht minder, Maure,
Als Du der treue Freund Asturiens bist;

(Er richtet sich drohend und machtvoll auf)

Und treff' ich wieder Dich auf meinen Bergen —

Admar (lacht.) Kommt ein Pfeil wohl angeflogen?
Dank der Warnung, werd' mich hüten.

(Medaine tritt vor, macht Admar ein Zeichen).

Admar. Kam Dueseas' . . . Dort hinein!
Alles, was Du zeugen sollst,
Steht gebrannt in Deiner Seele?
Auch weßwegen Du erst heut'
Vor den König trittst als Kläger?

Oran (lächelt.) Ich werde nichts vergessen; keine Furcht.

(Sie gehen nach links hinaus.)

(Dueseas kommt mit Ramiro von rechts.)

(Fortsetzung folgt.)

Sonntag im Polendorf.

Ebne Wiesen, weit gestreckt,
Stoppelfelder starren.
Auf der Landstraß' einsam schleppt
Träge sich ein Karren.

Frommes Glockenläuten dringt
Über leere Fluren —
Sonntag schwebt durchs Land, verwischt
Mild des Werktags Spuren.

Stille ist's im Polendorf,
Träumend in der Sonnen
Schläft es, von dem Glockenton
Friedlich eingesponnen.

Nur von Ferne, klagend wild,
Weh'n auf Zephyrs Schwingen,
Klagend wild und jauchzend hell
Dudelsack und Singen.

J. Scherek.

Fasten.

Alemannisch.

Der Pfarrer zeigt im Lehrer 's Hus.
Er füehrt en alle Stuben us.
I d'Chuche chämmet se[1]) am End,
Do sait de Pfarrer: „wenn er wennd[2])
No zeig ich eu, wienich uf d' Faste
Mich grichtet ha im Chuchechaste."

Jo frili! grichtet ifch er guet;
Wiener die Thüren öffne thuet
No gsieht mer alle Döhtle[3]) gli
Voll Fisch und Schnecke, Bier und Wi.
Waner do lige hätt' und hange
Thät für das ganze Dörfli lange.

No sait de Lehrer: „ aber ich
Bi besser grichtet sicherlich!
Es[4]) ihr uf d' Faste, chämmet nu
I will eu Alles luege lu"[5])
Und macht em uf sie Chuchechaste;
's ist Alles leer — do chammer[6]) faste!

Hans M. Grüninger.

[1]) In die Küche kommen sie, [2]) Wenn ihr wollt, [3]) Lädchen und Fächer; [4]) als, [5]) schauen lassen; [6]) kann man

Vom alten Bauernfeld.

Von **Karl Emil Franzos.**

Vor mir liegt ein Haufe Briefe, so an die dreihundert mögen es sein; fast alle sind vergilbt und von denen, die sie geschrieben, die meisten tot. Tot ist auch der Mann, an den sie gerichtet sind: Bauernfeld. Das verpflichtet an sich zu sorglicher Auswahl. „Suchet, so werdet Ihr finden," sagen die Litterarhistoriker von heute und vergessen darüber so oft der weisen Mahnung, die im selben Evangelium steht: „Lasset die Toten ihre Toten begraben." Aber auch die Art, wie diese Briefe an mich gelangten, läßt mich die Veröffentlichung jedes einzelnen wohl erwägen.

Das war vor acht Jahren, April 1886, in Wien. Die treue Resi hatte den lieben alten Herrn zur Mittagszeit in meine Wohnung geleitet, das Wetter war gut, das Menu sein gewohntes, auch kein ihm fremder Gast beigezogen, kurz Alles, wie er es liebte — und dennoch wollte er nicht zu raisonnieren beginnen. Meine Frau und ich blickten einander bestürzt an: Bauernfeld aß schweigend, erwiderte höchstens „Ja!" oder „Nein!" und als ich die Rede auf einen Mißgriff des Ministeriums brachte, sagte er: „Wird nicht so schlimm sein!"

Ich traute meinen Ohren nicht, dann wurde ich ernstlich besorgt. Ließ sich mein greiser Freund diese Gelegenheit zum Ärger entgehen, dann war er unwohl oder hatte wirklichen Ärger gehabt. Ob ihm was fehle, fragte ich.

„Was soll mir denn fehlen?!" brauste er auf. „Hätt' ich denn sonst zwei Stück Rindfleisch gegessen?" Mit steigender Heftigkeit: „Es war gut! Die Julie kocht immer gut! Das ist eine Perle! (Nebenbei bemerkt hat er diese Perle von einer Köchin bei meinem Wegzug von Wien von mir geerbt, und wie zufrieden er mit ihr gewesen ist, hat auch sein Testament bewiesen.) Aber das ist's ja eben! Da komme ich zu Ihnen, als ob's nur zum Essen wär', und Sie geben mir so ein Rindfleisch und ich hab' was gegen Sie vor!" Geradezu wütend: „Ich will was von Ihnen!"

Ich mußte lachen: „Was denn?"

„Nach Tisch! sonst vergeht Ihnen der Appetit!"

Es war nicht ganz so schlimm, obwohl — offen gesagt — für einen vielbeschäftigten Mann keine leichte Sache. Es handelte sich um seine Korrespondenz. „Die gleichgiltigen Sachen hab' ich immer weggegeben oder an Autographensammler verschenkt. Aber alles Wichtige liegt da und in sechzig Jahren sammelt sich was auf. Was soll ich damit thun? Sie sagen freilich: „Lassen Sie's liegen! (Ich hatte nichts gesagt.) Da haben Sie leicht reden. Ich bin im Fünfundachtzigsten, mein Lieber! Da bestellt man sein Haus! Es sind Sachen darunter, die verbrannt werden müssen, andere, die auch nicht so Jedem in die Hände fallen können. Darauf sagen natürlich Sie: „Also verbrennen Sie alles!" (Ich hatte noch keine Silbe gesprochen.) Geht aber nicht! Erstens wär's um Vieles jammerschade und zweitens: wer weiß, wie lang ich noch leb', gar noch fünf Jahr' — da kann ich noch was davon benötigen. Darauf kommen Sie mir mit Ihrem gescheidten Rat: „Sortieren!" Nicht wahr?"

„Ja!"

„So gescheit bin ich selber! Aber wie denn?! Ich bin ja blind! Schreiben kann ich noch, freilich kann's dann höchstens der Teufel lesen, aber lesen kann ich nicht mehr! Mir jeden Brief von der Resi vorlesen lassen? Sie müßte mir Alles ganz vorlesen, da werden wir in zwanzig Jahren nicht fertig! Hab' ich noch zwanzig Jahre vor mir? Und dann: es ist Manches darunter, was kein Frauenzimmer wissen soll. Ich brauche Jemand, der mir kurz sagt: „Brief von X oder Y) — das und das steht drin." Dann wird er verbrannt oder aufgehoben. Darauf antworten Sie: „Suchen Sie sich so einen Jemand! Meine Zeit brauch' ich für mich selber!" Natürlich!"

„Sie wissen, daß ich Ihnen dies nicht sagen werde!"

„Sie werden's mir sagen! Sonst sind Sie unvernünftig! Geradezu ein Esel! Sie müssen

Digitized by Google

mir sagen: „Was fällt Ihnen ein?! Ich schreibe wöchentlich einen Roman, redigire fünf Zeitschriften, gründe fünf andere — wie kann ich's denn übernehmen? Sie, Bauernfeld, sagen, Sie hätten das Vertrauen zu mir, daß ich den Inhalt des Verbrannten für immer vergessen würde? Vielleicht, aber für so ein Vertrauen bedank' ich mich!" So müssen Sie reden!"

Natürlich konnte ich nicht so erwidern, da ich nur eine Zeitschrift redigierte, nur eine neue vorbereitete und auch den „einen Roman wöchentlich" nicht gut vorschützen konnte, wenn ich bei der Wahrheit bleiben wollte. Ich übernahm es also, was er mit einigem energischen Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit quittirte. Denn nie war Bauernfeld liebenswürdiger, als wenn ihn Jemand um eine Gefälligkeit ersuchte, und nie gereizter, als wenn er um eine bat. Da konnte er geradezu unausstehlich werden, der edle, feinfühlige Mensch.

Daß er dies war, weiß ich vielleicht besser als irgend ein Anderer, einzig seinen Anwalt, unseren gemeinsamen Freund Dr. Edmund Weissel, ausgenommen, der ihn auch in seinen Liebeswerken beriet. Meine Kenntnis kommt mir aus jener Durchsicht seiner Korrespondenz, die uns neben der Korrektur seines Büchleins: „Poetisches Tagebuch", im Winter 1886 auf 1887 an zwei Vormittagen jeder Woche beschäftigte. Wir teilten das Ganze in drei Partien: Briefe und Dokumente, die er zu behalten wünschte, andere, die er mir überließ, um sie nach meinem Gutdünken zu veröffentlichen, endlich solche, die sofort vernichtet wurden. Den Inhalt dieser Briefe habe ich meiner Zusage gemäß vergessen. Aber sagen darf ich wohl: nicht aus Rücksicht für sich selbst, sondern für Andere hat er sie vernichten lassen, und es waren darunter schöne, ja rührende Zeugnisse für seinen Charakter.

Aus der zweiten Serie, den Briefen und Dokumenten, die er mir überließ und an denen er mir das Recht der Veröffentlichung einräumte, sei hier eines der wichtigsten Stücke mitgeteilt. Allerdings ist's kein Manuskript, sondern ein Bürstenabzug. Wichtig aber ist dies Stück nicht blos als Beitrag zur Charakteristik Bauernfeld's sondern auch als Beitrag zur Geschichte Oesterreichs in einem Wendepunkt, der immer unvergeßlich bleiben wird.

Bauernfeld hat seine Beteiligung an den Ereignissen von 1848 nie eingehend geschildert; auch die Skizze in seinem Buche „Aus Alt- und Neu-Wien" ist in jeder Beziehung unvollständig; weder erwähnt sie aller Ereignisse, an denen er beteiligt war, noch ist das, was er mitteilt, Alles, was er darüber hätte sagen können. Man darf getrost versichern, daß gerade das Wichtigste aus Zensurrücksichten verschwiegen ist. Als ich ihm nahe legte, seine Darstellung zu ergänzen, hatte er verschiedene Bedenken, aber sein wichtigstes war doch: „Was nützt es denn, wenn ich's schreibe? Zu lesen kriegt's doch nur der Staatsanwalt!" Daß dies Bedenken begründet war, habe ich selbst erfahren; als ich vor einiger Zeit in einem Aufsatz nach Bauernfeld's mündlichen Mitteilungen seine Beteiligung an den Ereignissen des 13. und 14. März schilderte, wagte kein oesterreichisches Blatt, die kleine Arbeit zu bringen, die schließlich in der „Deutschen Dichtung" erschien. (Band XIV. S. 294.) Die Tagesblätter in Deutschland druckten sie vielfach nach, ebenso sind mir Abdrücke in deutsch-ungarischen Blättern zu Gesicht gekommen, in oesterreichischen nicht. Bei der heutigen Veröffentlichung liegen die Dinge anders, auch sie bringt Wichtiges, ist aber auch ganz unverfänglich.

Der Nachmittag des 15. März 1848 hatte bekanntlich die ersehnte Konstitution gebracht. Wien schwamm im Jubel, auch Bauernfeld, an diesem und den nächsten Tagen wohl der populärste Mann in Oesterreich, wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Die Freude war kurz. Als der 16. März den Ministerwechsel nicht brachte, wurden der Dichter und seine Freunde unmutig und als auch der Morgen des 17. März noch die alten Machthaber auf ihren Stühlen fand, riß Bauernfeld die Geduld. Was er nun that, darüber finden sich in jener gedruckten Darstellung („Aus Alt- und Neu-Wien") nur einige Andeutungen; mündlich erzählte er mir etwa Folgendes darüber:

„Der Geduldigste und Vorsichtigste bin ich ja nie gewesen! Nun hatte ich damals seit der Nacht vom 9. zum 10. März, also seit acht Tagen, keine Stunde ruhigen Schlafes mehr gehabt; gleich die nächste Nacht, vom 10. zum 11. März, hatte ich am Schreibtisch verbracht, um die von Bach und mir verfaßte Petition um eine Verfassung endgiltig zu redigiren. So war es seither fortgegangen. Das ewige Hochrufen, wo ich mich blicken ließ, brachte mich an sich noch nicht aus dem Häuschen, wohl aber die Empfindung: „Ich verdien's nicht, es ist ja nur halbe Arbeit gethan, die Reaktion ist noch nicht weggefegt." Am Morgen des 17. März nun sagte ich mir: „Wir müssen ein konstitutionelles Ministerium haben!" Ich lief in den juridisch-politischen Leseverein; es war keiner von meinen näheren Freunden da. Auf der Straßen brüllten mich die Leute wieder mit ihren Hochrufen an. „Unsinn!" schrie ich ihnen zu, „was ist denn erreicht?!" und eilte heim. „Da ist keine Minute zu verlieren", dachte ich, „wenn mir kein Anderer hilft, so muß ich selbst die Leute aufklären, das Ministerium stürzen!" Zu Hause griff ich zur

Digitized by Google

Feder und entwarf den Text eines Straßenplakates. Ohne ihn auch nur zu überlesen, eilte ich in eine Druckerei und ließ ihn absetzen. Es ging mir viel zu langsam und ich muß mich wohl beim Warten im Setzersaal etwas sonderbar benommen haben, denn der Prinzipal der Druckerei trat auf mich zu: „Herr v. Bauernfeld, mir scheint, Sie sind krank!“ Meine Antwort wird ihn schwerlich vom Gegenteil überzeugt haben: „Die Zeit ist krank! Oesterreich ist krank! Sie sind krank!“ Immerhin folgte ich seinem Zureden, die Zeit bis zur Fertigstellung des Druckes im nächsten Wirtshaus abzuwarten — denn gegessen hatte ich auch seit zwanzig Stunden nichts mehr. Dann nahm ich einen Fiaker, fuhr bei der Druckerei vor und befahl, mir die Abdrücke in den Wagen zu bringen. Der Prinzipal erwiderte, der Satz sei eben erst fertig gestellt, ich möge ihn korrigiren. Während ich dies that, sagte der Mann: „Ueberlegen Sie sich's, Herr von Bauernfeld! Wenn Sie das in den Straßen anschlagen, machen Sie die Leut' noch toller!“ Ich widersprach heftig, aber die Mahnung glitt doch nicht ganz ohne Wirkung von mir ab. Ich ließ mir nur einige Bürstenabzüge machen, um sie den Freunden zu zeigen. (Die Notiz in „Aus Alt- und Neu-Wien“, die von mehreren hundert Exemplaren spricht, bezeichnete mir Bauernfeld als irrtümlich.) Ich gab schließlich den Auftrag, den Satz jedenfalls stehen zu lassen und eilte mit dem Abzug zu den Ständen. Mein Freund Doblhoff hatte kaum einen Blick auf den Titel: „Provisorische Regierung!“ geworfen, als er energisch ausrief: „Das wird nicht plakatiert!“ — „Aber so lies doch erst! —“ „Der Inhalt ist gleichgiltig! So ein Wort wirft man heute nicht in's Volk! Einen Funken ins Pulverfaß!“ Er faßte mich unter dem Arm, brachte mich sammt den Abzügen in meine Wohnung und verließ mich nur, um in die Druckerei zu eilen, wo er den Satz zerstören ließ. Davon wußte ich nichts, indeß versprach ich ihm, mit der Plakatierung bis morgen zu warten. Ich verbrachte die Nacht in entsetzlicher Aufregung. Am nächsten Morgen, dem des 18. März, brachten mir Freunde die Nachricht vom Rücktritt des Grafen Kolowrat, dann kamen Andere, darunter Bach. Ich begann ihnen eine politische Rede zu halten, während derselben verwirrten sich meine Gedanken, ich brach zusammen. Eine Gehirnhautentzündung war ausgebrochen. Drei Tage lag ich in Delirien während dieser Zeit vertilgten die Freunde die Bürstenabzüge. Ich habe nur noch einen einzigen.“

Das mürb gewordene Blatt, jedenfalls eine der seltensten und merkwürdigsten März-Reliquien, liegt vor mir. Ich lasse den Inhalt folgen:

Dringend notwendig!
Provisorische Regierung!

Konstitution ist ein leeres Wort ohne wirkliche Regierung und regiert kann in einem konstitutionellen Lande nicht werden ohne ein Ministerium und zwar ein verantwortliches Ministerium. Diese Regierung und dieses Ministerium haben nur provisorisch zu bestehen, da die Konstitution zwar beschlossen, aber noch nicht verfaßt ist. Das alte System ist gefallen — mit ihm fallen alle die Männer weg, die es eigentlich vertraten. Die neuen, welche in das provisorische Ministerium treten, müssen natürlich solche sein, die das Vertrauen des Landes besitzen. Jedenfalls muß wirklich regiert werden, was in diesem Augenblicke nicht der Fall ist. Ich habe das die ersten Tage gar nicht bemerkt, weil ich so konstitutionell selig war; jetzt aber wird mir das Ding zu toll, und ich muß um Ruhe bitten, um endlich arbeiten zu können. Also um Gottes Willen eine wirkliche Regierung, und zwar bis morgen — es läßt sich nicht länger verschieben — wo möglich heute noch.

Wie hübsch wär' es, wenn morgen schon die Linientruppen und die Nationalgarden Hand in Hand miteinander einherschreiten könnten.

Es lebe der konstitutionelle Kaiser! Aber er lasse uns recht bald durch seine verantwortlichen Minister regieren!

Jetzt will ich wieder konstitutionell herumschlendern.

17. März 1848. Bauernfeld.

Man sieht, der Inhalt ist nicht gar so schlimm; zudem läßt sich deutlich erkennen, daß ein Kranker den Aufruf geschrieben hat. Dennoch waren Bauernfeld's Freunde nach Eintritt der Reaktion nicht ohne Besorgnis für den Dichter. Auf dem Bürstenabzug, der mir vorliegt, steht in vergilbten Zügen von Bauernfeld's Hand geschrieben:

„NB. Unmittelbar vor dem Ausbruch meiner Gehirn-Hant-Entzündung geschrieben. Die Vertheilung des Blattes mit dem wahnsinnigen Titel durch Glück von Doblhoff verhindert.“

„Das habe ich,“ sagte mir der Dichter, „im November 1850 d'rauf geschrieben. Ich mochte mich von dem Blatt nicht trennen, das ja das einzige erhaltene ist, und vor einer Hausdurchsuchung war damals Niemand sicher. Die Freunde riethen mir dazu und ich that's. Denn so wohlgemeint und obendrein krankhaft das Ganze ist, der Titel hätte damals wirklich leicht verhängnisvoll werden können, im März 1848 für das Ministerium, im November 1850 für mich.“

Digitized by Google

Ludwig Pietſch.

I.

Ludwig Pietſch iſt derzeit der beſte deutſche Feuilletoniſt; hier wird auch ein ſorglich abwägendes Urtheil unbedenklich den uneingeſchränkten Superlativ wählen. Daß er's iſt, dankt er ſicherlich zunächſt der Natur. Der richtige Feuilletoniſt iſt der Halbbruder des Poeten; auch dazu macht man ſich nicht, ſo wenig wie zum Dichter, ſondern iſt es oder iſt es nicht; die Gabe zu ſehen und das Geſehene gefällig darzuſtellen, aber auch die Phantaſie muß ihm angeboren ſein und was der Dichter zunächſt lernen muß: die Kunſt des Komponierens, wird auch ihm zur Pflicht. Aber daneben dankt Pietſch auch dem eigenen Willen ſeinen Platz — es iſt ein Platz in der Litteratur-Geſchichte und nicht blos in der Geſchichte des Zeitungsweſens — ſeiner Thatkraft, ſeinem beiſpielloſen Fleiß, der ſchlichten Ehrlichkeit ſeines Strebens. Das Dritte aber, was ihn zu dem gemacht hat, was er iſt, iſt ein Ergebnis aus beiden Elementen, aus den Gaben der Natur und aus der Selbſterziehung: die Perſönlichkeit. Der Zauber, den der Menſch übt, hat den Schriftſteller gefördert, auch äußerlich, aber vor Allem innerlich: ihm dankt er's, daß er nicht blos intereſſante Geſichtnniſſe aus größerer Nähe beſehen konnte, als andere, ſondern auch mehr merkwürdigen Menſchen in's Herz geſchaut hat, als irgend ein Mann ſeiner Kunſt, die deshalb nicht minder eine Kunſt iſt, weil die Meiſten ſie leider wie ein Handwerk treiben. Was hat Pietſch nicht geſehen, wen hat er nicht gekannt?! — es wäre faſt ſchwerer aufzuzählen, als das Gegenteil. „Wenn Pietſch einmal ſeine Memoiren ſchreiben wollte, was kann dies für ein Buch werden!“ — es gibt Niemand, der ihn kennt, und ihm dies nicht einmal geſagt oder doch im Stillen gedacht hätten.

Nun hat er ſeine Memoiren zu ſchreiben begonnen und ſie halten voll ein, was man ſich von ihnen verſprechen durfte. Der erſte Band iſt vor einiger Zeit erſchienen*) ein zweiter ſoll in den nächſten Tagen folgen. Wären wir nicht blos das Volk der Denker und der Dichter, ſondern auch der Bücherkäufer, ſo wäre ihnen ein großer Abſatz von vornherein geſichert. Da wir's nicht ſind, ſo wird eine Mahnung, das Buch zu leſen, zur Pflicht. Dieſe Pflicht erfüllt der Kritiker erfahrungsmäßig am beſten, wenn er's ſo macht wie der Macronenhändler des Süden: etwas muß er zu verkoſten geben, dann gewinnen die Leute Geſchmack daran. Und darum ſei hier angedeutet, was ſich in dem Buche findet.

Ludwig Pietſch iſt am 25. Dezember 1824 zu Danzig geboren. Ueber ſein Elternhaus, ſeine erſten Eindrücke, ſeinen Bildungsgang giebt er keinerlei auch nicht die dürftigſten Anſchlüſſe. Nur ſo viel erſehen wir, daß er früh nach Berlin gekommen, um Maler zu werden; dieſe künſtleriſchen Studien wurden durch den Tod ſeines Vaters und Erhalters bald unterbrochen. „Dank einem zeittötenden, träumeriſchen zerſplitternden Treiben und einem recht verkehrten Atelierunterricht durch den damals in Berlin hochgeſchätzten, von Schülern überlaufenen Meiſter, Bildnismaler Profeſſor Otto, war ich in meiner künſtleriſchen, beſonders meiner kunſttechniſchen, maleriſchen Ausbildung noch recht weit zurück geblieben, als ich mich gänzlich auf meine wenig geübte eigene Kraft geſtellt ſah, um den harten Kampf ums Daſein anzunehmen. Natürlich erfuhr ich zunächſt meiſt empfindliche Niederlagen darin. Außer jener Unfertigkeit trug der zum Teil vom Vater ererbte, zum Ueberfluß auch noch reichlich mit der Muttermilch eingeſogene Hang zum romantiſchen Idealismus, verſtärkt durch einen ſchon ſeit dem erſten Jünglingsalter leidenſchaftlich gepflegten Kultus Jean Pauls, viele Schuld an meiner praktiſchen Untüchtigkeit, die ich auf Schritt und Tritt im Leben ſchmerzlich zu erproben hatte. Aber andererſeits entſproßte mir doch wieder zum Teil aus denſelben Wurzeln die tröſtliche Fähigkeit, Honig ſelbſt aus den ſchlimmſten Bitterniſſen dieſes Daſeins herauszufinden und zu ſaugen; auch aus denen, welche ich denſelben Eigenſchaften und Sinnesrichtungen verdankte. So hatten ſie den ſtärkſten Anteil an einer, wie meine Verhältniſſe lagen, ganz unverſtändigen unverantwortlichen Handlung, an meiner, im noch lange nicht vollendeten fünf und zwanzigſten Jahr, gerade in einer Zeit der gänzlichen Mittelloſigkeit geſchloſſenen, echt romantiſchen Heirat. Zu einer Zeit, da ich und mein ſchöner braunäugiger, ſchwarzlockiger, ſchlanker achtzehnjähriger Schatz buchſtäblich nicht „ein Bettchen, ein Tiſchchen, einen Stuhl“ unſer eigen nennen konnten.“ — Das Hochzeitsmahl beſtand aus „einem Glas Bier,“ das ein verbummelter Künſtler, Kalide, dem jungen Paare ſpendete!

Die Schilderung der jungen Ehe gehört vielleicht nicht zu den kunſtlich intereſſanteſten, aber zu den menſchlich ſchönſten Partien des Buches; einiges daraus ſei hier mitgeteilt:

„Wir haben nichts umſonſt im Leben und

*) Wie ich Schriftſteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren von Ludwig Pietſch. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Digitized by Google

werden für unsere Handlungen belohnt und bestraft durch deren Konsequenzen. Ich habe das damals gründlich an meiner eigenen Haut erfahren! Aber trotz des kümmerlichen und beengten Daseins, der Entbehrungen härtester Art und des notgedrungenen Verzichtes auf manchen kühnen und schönen Jugendtraum, auf die höhere künstlerische Thätigkeit, auf fast allen den ehemals gewohnten Verkehr mit geistig verwandten Genossen und auf jeden gesellschaftlichen Genuß empfand ich die Freuden, welche mir aus jenem „thörichten Schritt“ erblühten, noch viel stärker, als die Leiden und Schmerzen, die er zur natürlichen Folge hatte. Mit einem aus Schauder, Lust und Rührung eigentümlich gemischten Gefühl denke ich heute noch an die Jahre 1849, 1850, 1851, 1852, jene Jahre des Elends, des Hungers, des vergeblichen Ringens, der Demütigungen, mit ihrer durch das alles dennoch nicht zerstörten Fülle reinen menschlichen Glückes zurück. Es ist wahr: selbst für einen Romantiker meines Schlages bot dies Leben, das in allen Punkten von einer wohlgeordneten, gut bürgerlichen Existenz, wie sie sein soll, so gänzlich abwich, und in seiner ganzen Gestaltung es an Abenteuerlichkeit mit jeder kühnen Erfindung Tiecks oder Jean Pauls aufnahm, in dieser Hinsicht „des Guten,“ das diesen Namen wenig verdient, fast zuviel. Mich hatte von jeher Ludwig Tiecks, heute wohl nur noch von Wenigen gekannte Novelle „Des Lebens Überfluß“ ganz besonders entzückt. Nun schienen mir so manche der darin gemalten, mit so feinem, raffiniertem poetischem Reiz umwobenen Situationen des weltverborgenen jungen Ehepaars, dessen gänzliche Besitz- und Mittellosigkeit von der unsrigen sogar noch übertroffen wurde, in meinem eigenen Dasein treulichst verwirklicht. Ich entsinne mich noch, daß ich einmal, wo uns jeder Spahn Holz und jeder Groschen, es zu kaufen, mangelte, um etwas Feuer zum Wasserkochen auf dem Herde machen zu können, mit dem kleinen Küchenbeil auf den Boden des Hauses ging und von den zu Tage liegenden dicken Dachbalken die erforderlichen Stücke abspaltete. Und plötzlich trat die Szene aus jener Novelle vor meine Phantasie, wo der junge Gatte in ganz ähnlicher, aus Holznagel entstandener Notlage dem hölzernen Treppengeländer mit der Art zu Leibe geht, — und die ganze sorgenvolle Stimmung war mit einem Schlage in das heiterste Behagen verwandelt!“ — Aber da kamen Krankheiten und zugleich das erste Kind. „Und mit ihnen kam eine grimmige Januarkälte, wie wir sie selten in Berlin gehabt haben. Dabei kein dienstbares hilfeleistendes Wesen, kein Geld, kein Holz und, wie damals in ganz Berlin, keine Wasserleitung in der Wohnung. Im Hof, drei oder vier Treppen tiefer, vom Brunnen mußte das in den Krug oder Eimer gepumpte Wasser geholt und herauf getragen werden. Dort unten am Hauklotz hatte man die im nächsten Verkaufskeller für einige Groschen erstandenen Holzscheite zum Gebrauch klein zu spalten, um sie dann ebenfalls zu unserer Höhe zu schleppen. Im vollen Gebrauch meiner Glieder und durch den in der Situation liegenden Humor über das Peinliche und Unbequeme aller dieser groben häuslichen Dienste glücklich hinaus gehoben, hatte ich dieselben ohne besondern Kummer oft genug selbst verrichtet. Aber eines Januarmorgens — es war der fünfte nach der glücklichen Geburt unseres ersten Kindes — sah ich beim Erwachen die Kerzen flammen wie durch einen roten Nebel, fühlte Kopf und Körper in Fieberhitze glühen, vermochte kein Bein zu heben, um nur aufzustehen. Was thun? Die junge Mutter erhob sich aus ihrem Wochenbett, stieg statt meiner, im Dunkel des eisigen Wintermorgens, die Treppen hinab und besorgte alle jene Hausgeschäfte, die ich bis dahin auf mich genommen hatte, holte und trug das Wasser und das Holz ꝛc. Ich aber lag Wochen auf Wochen, beinahe zwei Monate lang an einer Gefäßentzündung des Beins fest daniedet und mein geliebtes „jung Genoß“ that Tag für Tag das gleiche Werk und — wie viel andres noch! und das alles ohne je den geringsten Schaden an der Gesundheit ihres herrlich erblühten Leibes zu nehmen. Man sieht, das Leben nahm uns recht bald schon in eine harte Schule und was es konnte, mir die Lust an allen Versuchen der Verwirklichung romantischer Thorheiten und Tollheiten für immer auszutreiben, das hat es damals redlich gethan. Ob aber mit vollständigem Erfolge? Ich habe Gründe wie Brombeeren, daran zu zweifeln. —“

Nun ahnt der Leser wohl schon, wen er vor sich hat, und verspürt einen Hauch dieser echten, großen Liebenswürdigkeit. Sie verleugnet sich selbst da nicht, wo Pietsch in Anschluß an seine persönlichen Schicksale ein Bild jener düsteren Reaktionszeit entwirft; es ist durchaus echt, reich an merkwürdigen Details, von ernstem Haß gegen jede Unhumanität durchloht, aber auch der Humor, die optimistische Auffassung des Schilderers brechen immer wieder durch. Man mag sie im Buche nachlesen; wir wollen hier zuerst nur das Persönliche verfolgen: wie jene Not in der Dachstube sich allmählich lichtete.

Freilich geschah's sehr allmählich. Der junge Künstler hatte, er versichert es selbst, mit der Palette nicht recht umzugehen gelernt, zudem wo das Geld für Leinwand und Farben aufbringen?! Er mußte sich auf das Anfertigen von Zeichnungen beschränken. „Von Zeit zu Zeit fand sich doch hier

Digitized by Google

und da ein kleiner Auftrag für mich. Zwar wenn ich darum bitten ging, war es meist vergebens. So wagte ich mich einmal mit einer eben von mir ausgeführten großen Kreidezeichnung — sie stellte meine Frau in ganzer Figur mit dem nackten Kinde an der Brust dar, das sie glückselig lachend betrachtet, während sie es säugt. — zu Cornelius. Unter seiner Leitung wurden in jener Zeit die Wand- und Kuppelbilder in der neu erbauten Schloßkapelle gemalt. Ich wollte den Meister bitten, mich irgendwo und wie bei diesen Malereien oder den Cartonzeichnungen zu beschäftigen. Der kleine Mann mit der scharf gekrümmten Adlernase, dem knochigen Antlitz, den tiefliegenden dunkeln, durchbohrenden, strengen Augen unter der mächtigen gebuckelten Stirn, den zusammengepreßten Lippen, dem ehernen Kinn, mußte jedem, gleichviel wie man sich innerlich zu seiner Kunstweise verhalten mochte, gewaltigen Respekt einflößen. Wenn ihn auch das Unterbrochenwerden in der Arbeit momentan etwas verstimmt zu haben schien, so zeigte er sich doch, nachdem er die ihm vorgelegte Zeichnung gesehen hatte, ziemlich freundlich und gütig. Er öffnete mir die Aussicht auf Beschäftigung bei jenen Arbeiten in der Schloßkapelle und versprach mir lächelnd, er wolle vor allem dafür sorgen, mir „den Braten in die Küche zu liefern." Ach, wir haben von diesem Braten niemals etwas zu sehen und zu riechen bekommen. — Ein Gruppenportrait, fünf fast lebensgroße Kniefiguren der Familie meines Hauswirts für die Miete von 60 Thalern gemalt, Lithographien, was es auch immer sein mochte, — einmal waren es mehrere Tafeln voll Abbildungen uralter, gänzlich ungeschmückter, in Aegypten ausgegrabener Thonvasen für das große Werk von Lepsius, — Bildnisse von „Budikern" und ihren werten weiblichen Angehörigen, für 20 Silbergroschen das Bildnis in zwei Kreiden, oder gegen Lieferung eines geringen Quantums Brot, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Speck, Schmalz oder Brennholz, und dann und wann eine Zeichnung für einen Bildhauer, nach einem von ihm ausgeführten Modell — daraus waren und blieben noch für lange Zeit meine künstlerischen Arbeiten beschränkt mittelst derer ich doch nur eine sehr partielle Erfüllung der vierten Bitte für mich und die Meinigen zu bewerkstelligen vermochte. „Täglich" wollte sich das Brot leider durchaus nicht einstellen, und dann wieder während mancher Wochen erschien es uns in der gar zu buchstäblich genommenen Form des — trockenen Brotes. Nicht selten, zumal in den Monaten vor Weihnachten, gelang es meiner Frau besser, als mir selbst, dafür zu sorgen. Sie besaß, was die Franzosen die „mains de fée" nennen; eine ganz besondere Kunst und Uebung bewies sie im Anfertigen der gesamten Ober- und Unterkleidung von Püppchen und Puppen jeder Art und Größe. Waren wir im November so glücklich, zwei oder drei Thaler zur Verfügung zu haben, so kauften wir ein oder zwei Dutzend Wachsköpfchen und Glieder und in verschiedenen Zeug-, Band- und Posamentierläden das zur Anfertigung der Kleidchen und Hütchen erforderliche Rohmaterial. Die leeren „Bälge" aus Glanzkattun waren von den Händen meiner Künstlerin in fliegender Schnelligkeit genäht. Die hohlen Leiber galt es zunächst mit Seegras fest auszustopfen. Diese Hilfsarbeit behielt ich mir gewöhnlich vor. Sie konnte ganz mechanisch mit den Fingern ausgeführt werden und zog weder die Gedanken, noch die Augen von andern Gegenständen ab. Ungehindert konnte ich während dieses Bälgestopfens bei dem spärlichen Licht einer Stearinkerze oder einer trüben „Studentenlampe" meiner während deß an den Puppenkleidchen arbeitenden Frau aus den wenigen, noch geretteten eigenen oder leihweise herbeigeschafften Büchern die großen Litteraturwerke vorlesen, von denen meine Seele zumeist erfüllt und begeistert war, die ganze Ilias und Odyssee, die meisten Dramen Shakespeares aus einem zerlesenen Leiheremplar der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung, deren Besitz noch aus meinen Knabenjahren stammte, Hermann und Dorothea, Washington Irving, Carlyle, Tiecks Phantasus und Novellen, Dickens Romane, — von dem einst so heiß geliebten Jean Paul hatte ich mich bereits gänzlich und mit einer gewissen Erbitterung abgewendet. — War ein Dutzend Püppchen von jenen geschickten schlanken, mit wunderbarer Schnelligkeit arbeitenden Frauenhänden mit den selbstgefertigten lustig erfundenen Costümen bekleidet, so ging es an das wichtigste Geschäft. Wir wanderten zu den Kunden, den Puppen- und Spielwaarenhändlern in der Friedrichs- und Königsstraße, um ihnen die zierliche kleine Ware zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich griffen sie mit beiden Händen zu. Sahen diese Kinderpüppchen doch gar zu hübsch, zu unwiderstehlich aus. Aber die Preise die dafür geboten wurden und angenommen werden mußten, waren darum nicht weniger erbärmlich. Am Weihnachtstage selbst, am Heiligabend, stand sogar die Abnahme durch jene Kunden überhaupt in Frage. Konnten sie doch in so später Stunde kaum noch auf Wiederkäufer rechnen. Was gab das dann ein trauriges Wandern von Laden zu Laden, unser Kleinstes auf dem Arm, durch die vom Winterwind gefegten oder vom Regen gepeitschten, vom herabrieselnden Schnee überschütteten Straßen, in die schon der festliche Kerzenschein der Weihnachtsbäume aus so manchen

Digitized by Google

Fenstern hinausstrahlte! . . . . Und aus jedem Laden wieder mit dem vollen Korbe heraus. „Nichts!“ — „Nichts. Sie sagen, sie können jetzt keine mehr brauchen!“ . . . . . Unser Elend erreichte so ziemlich seinen Gipfel im März 1852. Eines Tages, als wir völlig an der Grenze unsers Witzes angelangt waren, wo und wie wir auch nur das Allernotwendigste herbeischaffen könnten, war ich ausgegangen, um noch einen letzten Versuch zu machen. Das bestimmte Vorgefühl, daß auch er vergeblich bleiben würde, hatte mich nicht getäuscht. Nach mehreren Stunden kehrte ich mit so leeren Händen, wie ich ausgegangen war, zu unsrer Wohnung zurück. In deren Nähe, in der Karlstraße höre ich mich von einem Herrn angeredet, der mir nicht ganz unbekannt war: Dr. Max Schasler, der damals sehr gefürchtete Kunstkritiker der Vossischen Zeitung und Herausgeber der Kunstzeitschrift „die Dioskuren“. — Er käme eben von meiner Wohnung, so sagte er; hätte mich aufgesucht, um mir eine Mitteilung und einen Auftrag zu machen. Der Buchhändler Franz Duncker in der Johannisstraße beabsichtigte eine große Kunstzeitung mit Holzschnittillustrationen heraus zu geben und er, Schasler, würde die Leitung übernehmen Mich käme er zu fragen, ob ich geneigt sei, Holzzeichnungen gegen gutes Honorar nach den dafür bestimmten Werken auszuführen? Ich könne auf ununterbrochene Beschäftigung sicher zählen. — Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, mit welchem innern, schlecht verhehlten Jubel ich meine Bereitwilligkeit, auf den Vorschlag einzugehen, erklärte. Fatal war es nur, daß mir auch nicht der kleinste Vorschuß von seiten des Bringers der beglückenden Botschaft gezahlt werden konnte. Aber wenn auch mit nicht weniger leeren Händen, so konnte ich nun doch freudestrahlend mit einer Nachricht nach Hause eilen, die alle augenblickliche, bittre Not nur noch halb so schlimm erscheinen und auch noch länger ertragen ließ.“

Der Jubel sollte nicht lange währen; die Kunstzeitung blieb ein Projekt; allerdings honorierte Duncker die Zeichnungen, die Pietsch in seinem Auftrag von den neuen Arbeiten der Bildhauer Heidel und Wolff entworfen hatte. Doch sollte Schaslers Anregung für Pietsch gleichwohl dauernde Früchte tragen: er dankt ihr den ersten Schritt in sein eigentliches Gebiet. Andere Arbeiten derselben Künstler weckten ihm den Gedanken, die Zeichnungen einmal versuchsweise an die „Illustrierte Zeitung“ nach Leipzig zu schicken, begleitet mit einem erläuternden Text. Der hübsche Stoff, die poetische Erfindung, die graziöse Gestaltung dieser Kleinkunstwerke forderten dazu heraus. Ich schrieb in einer Novembernacht am Bettchen meines todkranken Jungen, auf dessen Rettung wir kaum noch hoffen zu können glaubten, diesen begleitenden Text nieder, packte ihn mit den vier auf Papier in Bleistift ausgeführten Zeichnungen und einem Brief an die mir völlig unbekannte Redaktion, in welchem ich beides, Zeichnungen und Manuscript, ihr zum gefälligen Abdruck gegen beliebig von ihr zu bestimmendes Honorar anbot, zusammen und sandte das Packet, unter einem Stoßgebet um glückliches Gelingen, ab. Gewiß, wir hatten überreichlichen Grund, dies Gelingen, d. h. das Eintreffen einiger Thaler oder womöglich Goldstücke sehnsüchtig zu erwünschen! Und wirklich, an einem der letzten Novembertage traf ein Brief ein, und zwar — o der Freude! — ein mit fünf Siegeln geschlossener. Zitternd vor Erregung erbrach ich ihn und las die beglückende Botschaft: wir haben Ihre Zeichnungen und den begleitenden Text gerne entgegengenommen, werden jene auf Holz übertragen, schneiden und mit letzterem zusammen drucken lassen, senden Ihnen beifolgend zwei Friedrichsd'ors Honorar und würden Ihnen verbunden sein, wenn Sie uns gelegentlich andre plastische Werke von Bedeutung und allgemeinem Interesse zeichnen und deren Zeichnungen mit Texten begleiten wollten . . . Wer solche Zeiten, wie es diese Herbstwochen für uns gewesen waren, nie durchgemacht hat, kann den Eindruck unmöglich ganz nachempfinden, welchen dieser Brief auf uns hervorbrachte. Die beiden Goldstücke erschienen uns in jenem Augenblick wie ein unerschöpflicher Schatz, der allem Elend ein Ende machen mußte. Aber fast noch größere Freude erregte die mir hier eröffnete feste Aussicht, meine zeichnerische Fertigkeit in jedem Fall fortan immer mit ziemlicher Sicherheit verwerten zu können. Ruhte doch die schöpferische Thätigkeit in den zahlreichen Bildhauerwerkstätten Berlins damals keinen Augenblick. Ich eilte zu Wolff und Heidel, um ihnen mein Glück zu erzählen. Des Letztgenannten Iphigeniastatue, sein Lutherrelief, seine Oedipus- und Antigonegruppe boten zweifellos sehr passende und willkommene Gegenstände der Nachzeichnung und der Schilderung für die Illustrierte Zeitung. Heidel gab bereitwillig seine Zustimmung und ich ging sehr bald an die Arbeit. Mein erster Schritt zum Schriftsteller war gethan!“

Nicht blos ein Unglück, auch ein Glück kommt selten allein; andere Aufträge folgten, dazu knüpften sich erfreuliche Beziehungen zu bedeutenden Menschen, namentlich John Prince Smith und Franz und Lina Duncker. Von den prächtigen Federzeichnungen, die Pietsch aus diesem Kreise entwirft, seien hier einige Proben geboten:

„Zu den ersten Sternen gehörte Julius Freese, der konstitutionelle, gothaisierende politische Schrift-

Digitized by Google

steller, der spätere feinsinnige Übersetzer des Lebens Goethes von Lewes; der, nach einem Jahrzehnt aus seinen natürlichen Bahnen herausgeschleudert, so traurig und ruhmlos als vaterlandsfeindlicher Soldschreiber zu Grunde gehen sollte; damals ein blonder, wohlgenährter, behaglicher Epikuräer von graziöem Geist und Witz, zierlicher Rede, aber von einer wahrhaft altjüngferlichen Angst vor allem, was irgend das zarteste sittliche Empfinden verletzen konnte. Dr. Pehse, der Verfasser des damals ungeheures Aufsehen machenden Werkes „Die Geschichte der deutschen Höfe", ein zur rundlichen Fülle neigender, aber beweglicher, lebhaft sprechender, gewisse allgemeine Lieblingswahrheiten, die er in kurze Sätze zusammengedrängt hatte, immer wohlgefällig wiederholender Herr von einundfünfzig Jahren mit dünnem schwärzlichem Haar und Bart; in seinem ganzen Aussehen und Bezeugen etwas vom „Pedanten, den es sticht, locker und lose zu sein." Emil Palleske, der Dichter und Rezitator, der damals eben sein Trauerspiel „König Monmouth" veröffentlicht hatte; eine prächtige, offene, herzgewinnende Natur voll Kraft, Feuer, Schwung und Leben, die sich in seinem schönen bärtigen Kopf mit den heitern glänzenden Augen rein ausprägte; dreißig Jahre alt, rastlos durch alle Gauen Deutschlands ziehend, mit Vorlesungen Shakespearescher und seiner eigenen Dichtungen das Publikum jeder Stadt und jedes Städtchens packend, fesselnd und begeisternd. Widmann, der lang aufgeschossene, rotblonde Verfasser der in jener Zeit bei Fr. Duncker erschienenen köstlichen Novellensammlungen „Am warmen Ofen" und „Für stille Abende"; ein origineller, tiefer, seine ganz eigenen Wege gehender, grüblerischer, im Mystischen und Symbolischen schwelgender Geist, der seinen Dichtungen immer am sichersten zum Gegenteil der beabsichtigten Wirkung verhalf, wenn er sie selbst in seinem unverfälschten schwäbischen Dialekt vorlas. Die merkwürdigste Persönlichkeit des damaligen Dunckerschen Kreises aber war jedenfalls Gottfried Keller, 1853 trotz seiner achtunddreißig Jahre in Berlin als Schriftsteller noch kaum gekannt; — seine Gedichte hatte man nicht gelesen, sein Roman „Der Grüne Heinrich" erschien erst im folgenden Jahre. — In seiner urwüchsigen, schweizerischen Derbheit machte der kleine, breitschulterige, untersetzte, eisenfeste, wortkarge, bärtige Mann mit den schönen ernsten und feurigen dunklen Augen unter der mächtigen weißen Stirn, der indes, wenn ihn etwas oder irgend wer ärgerte, nicht nur sehr unverhohlen seine Meinung äußerte, sondern auch immer bereit war, ihr mit seinen kräftigen Fäusten mehr Nachdruck zu geben, zwischen den abgeschlissenen Berliner Menschen eine ganz eigentümliche Figur. Daß er nicht allzuviel von ihnen hielt, daraus machte er kein Geheimnis. Nur für Frau Duncker selbst hegte und bekundete er jederzeit warme aufrichtige Verehrung. Daß diese Frau eben eine Natur sei und keins von den gesellschaftlichen Dutzendwesen, konnte keiner besser zu würdigen verstehen, als er, der große Menschenbeobachter und Herzenskundige. Was er selbst in Wahrheit sei, erkannten wir freilich erst nach dem Erscheinen des „Grünen Heinrich" aus dessen Lektüre. Der Eindruck dieser unvergleichlichen erzählenden Dichtung auf mich war ein ganz ungeheurer, völlig von dem verschieden und weit über den hinausgehend, den jedes andre, neuere poetische Werk mir bisher gemacht hatte. Eine neue Welt ging mir darin auf. Es nahm mich zunächst vollständig gefangen, ergriff Besitz von meiner Phantasie, meinem Denken und Empfinden, und erfüllte mich mit inniger Liebe und Verehrung für den begnadeten Menschen, der das geschaffen und uns geschenkt hatte. Nur der ganz unmotivierte Schluß durch den plötzlichen Tod des Helden (an Herzschlag) im vierten Bande der damaligen ersten Ausgabe ärgerte mich. Ich begriff nicht, was den Dichter dazu veranlaßt haben könne, den bis dahin so folgerecht und kunstvoll gesponnenen Faden seiner Erzählung so willkürlich zu zerreißen. Frau Duncker löste mir das Rätsel nach Kellers eignen Mitteilungen. Der Verleger Vieweg sei ungeduldig geworden, weil der Roman gar zu lang zu geraten drohe. Er habe diktatorisch: Schluß! verlangt und Keller habe sich endlich zu dem von ihm geforderten Opfer seines Intellekts bestimmen lassen und seinen Heinrich ganz wider die ursprüngliche Absicht und ohne innere Veranlassung vom Leben zum Tode gebracht, wo das rechte Leben erst für ihn beginnen zu wollen schien! Seitdem hieß es unter uns, der Grüne Heinrich sei eigentlich gar nicht am Herzschlag, sondern „am Vieweg" gestorben. Die ganze geistige Lebenslust, welche das Haus Franz Dunckers durchwehte, war eine vorherrschend litterarische. Daß ich sie daselbst während mancher Jahre einatmete, hat mich vielleicht mehr als jeder andere Einfluß „litterarisch infiziert", den Litteratur-Bazillus in mich übertragen. Da mag er denn freilich einen sehr sympathischen, wohl vorbereiteten Nährboden gefunden haben, auf dem er sich weiter und weiter entwickeln konnte, um schließlich meine Maler- und Zeichner-Zellen zu zerstören und an ihrer Stelle jene Bücherbildungen zu erzeugen, deren Wirkung auf den geistigen Organismus sich zunächst im Schreiben für Journale unfehlbar kund giebt. Eine schlimme Krankheit, gegen welche bisher fast nur ein untrügliches Heilmittel gefunden wurde, die Beförderung — in Frankreich zum Minister, in Deutschland zum Geheimen Regierungs- oder Legationsrat. —"

Digitized by Google

Die folgenden Kapitel des Buches geben ein überaus lebensvolles Bild von Kunst und Künstlern des damaligen Berlin: neben Cornelius lernen wir hier namentlich Menzel, G. Bläser, A. Wolff, H. Schievelbein, M. H. Möller, Fritz Schaper, Friedrich Drake, Emil Wolf, August Window u. a., ferner die Kunsthistoriker Eggers und Lübke kennen. Sehr liebevoll wird auch Otto Roquette geschildert. „Nicht minder glänzende Hoffnungen", sagt Pietsch bei, „bauten die Genossen auf den Jüngsten von ihnen, der sich Paul Heyse nannte. Auf ihn paßte das überschwänglich klingende Dichterwort buchstäblich: „schön wie Engel, voll Walhallas Wonne, schön vor allen Jünglingen war er." Ja, zu schön eigentlich für ein männliches Wesen. Wenn er über die Straße ging, blieben die Menschen stehen, um dieser elastisch dahin schreitenden, hohen, schlanken Gestalt, welche das klassisch geschnittene, von dunklem, vollem Haar umwallte, zartfarbige, mädchenhafte Haupt mit den großen glänzenden Dichteraugen krönte, nachzublicken. Ich habe nie vorher und nachher seines Gleichen gesehen. Seine ersten veröffentlichten Dichtungen „Africa" und ich glaube auch „die chinesischen Brüder" waren damals eben erschienen.*) Dies jugendschöne Haupt umstrahlte bereits die Aureole des Dichterruhms und steigerte noch den Eindruck, den er auf die Menschen schon durch sein bloßes Erscheinen übte. Über alles was er that und sprach, war der verklärende Zauber poetischer Anmut gebreitet. „Wenn den die Mädchen liebten, so wußten sie warum." Am besten wußte das die junge Tochter Franz Kuglers, das blühende, braunäugige Gretchen. Dem hatte der Vielumworbene seine frische Jugendliebe geschenkt. Sie wurde Heyses Braut und bald auch seine Gattin." —

*) Ein Irrtum des Autors, wie die Leser der „Deutschen Dichtung" auch aus der im vorigen Hefte veröffentlichten selbstbiographischen Studie Heyse's wissen. Seine ersten Werke waren die Märchen: „Jungbrunnen" und das Trauerspiel: „Francesca von Rimini". Anm. d. Red.

Ein Brief Michael Beer's.

Der folgende Brief erinnert an ein reiches, schönes, mitten in seiner Entwicklung gefälltes Talent: Michael Beer. Seine Werke, wie Alles, was wir über seine Persönlichkeit erfahren, erinnert an einen liebenswürdigen Dichter unserer Tage: Ludwig Fulda. Gleich diesem reicher und kunstliebender Eltern Sohn — Beer war ein Bruder Meyerbeers, des großen Komponisten und sein Vater ein reicher Berliner Banquier —, gleich diesem vortrefflich erzogen und früh der Kunst zugeneigt, verfaßt er bereits in jungen Jahren sein erstes Drama („Klytemnestra"), das über alle Bühnen geht, widmet sich philologischen Studien, macht große Reisen und läßt sich dann in München nieder. So weit geht der Lebenslauf ganz parallel, nur stirbt Beer schon 1833, noch nicht 33 Jahre alt. An wen der folgende sehr hübsche Brief geschrieben ist, können wir nicht feststellen, sicherlich war es ein Wiener Schriftsteller. Beer schreibt:

Neapel d. 11. August 1821.

Verehrter Herr!

Durch ein unseliges Mißverständniß ist Ihr werthes Schreiben vom 11. April hierher gesendet worden, wo Herr Hartmann, mein Venezianer Banquier, mich schon Ende des Aprils angekommen wähnte, und ich empfange es erst jetzt und fühle ganz, wie viel ich gut zu machen habe. Mein Stillschweigen wird Ihnen jetzt vollkommen so unbegreiflich erscheinen, als mir, ich mag es nicht leugnen, in den verwichenen Monaten das Übrige schien. Wie sehr Unrecht habe ich Ihnen gethan.

Ich allein erscheine jetzt als schuldig und wäre es auch im vollsten Sinne des Wortes, wenn ich Ihre freundschaftliche Nachricht vernommen und sie unbeantwortet gelassen hätte. Ich hoffe nicht nur, sondern bin fest überzeugt, daß Sie jetzt, nach meiner festen Versicherung, keinen Zweifel mehr hegen, daß der Zufall und lediglich der Zufall, die Ursache meines Stillschweigens war, und ich gestehe es Ihnen, daß es mir wohlthun würde, diese Überzeugung durch ein paar schriftliche Worte bestätigt zu sehen. Wie so das unerbittliche Fatum (ein wahrhaft Müllnerisches) Ihren Brief in Neapel festgehalten hat, wäre schriftlich auseinanderzusetzen zu weitläufig, und ich füge daher zu meiner Entschuldigung nichts hinzu, als eine nochmalige Bitte um Ihre Verzeihung.

Ist denn Ihre freundliche Prophezeyung rücksichtlich des günstigen Erfolgs meines Trauerspiels in Erfüllung gegangen? Ich habe nicht eine Rezension darüber gelesen und von Schwarz einen Brief über die Vorstellung empfangen, aus welchem ich durchaus die wahre Wirkung des Stückes nicht abnehmen kann. Wenn ich nicht irre, so hat es drei Vorstellungen erlebt, und das däucht mir, klingt in Wien wie Grabgeläute! Ist es wieder seit der Zeit zum Leben erwacht oder schlief es den langen Schlaf im Staube der Archive? Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie mich davon in Kenntniß setzen wollten. Mein herzlichster Dank ist Ihnen im Voraus gewiß!

Könnte ich Ihnen nur auch von hier aus mittheilen, was Sie reizen und interessiren könnte, aber das Glück, diese Lüfte zu athmen, diese immer blühenden Gestade zu schauen, ist Ihnen gewiß schon so oft gepriesen worden, daß es meiner Worte nicht mehr bedarf. Die Weltbegebenheiten, die den Fuß des Stiefels erhöht und erschüttert haben, sind längst beendet. Er ist auf den alten Leisten geschlagen worden. Der leichtgefügte Bau der Freyheit fällt in Trümmer und dabey wäre nichts

Digitized by Google

Neues, als daß man sich beim Niederreißen der Ruine nicht mehr der Hände des Henkers bedient. Die Neapolitaner haben es der menschenfreundlichen Verwendung der österreichischen Behörden zu danken, daß die barbarische Strafe der Geißelung aufhört und daß der Polizey-Minister Carosa, ein Mann, der sich in der schändlichsten Befriedigung persönlicher Rache gefiel, sein Amt dem Herzog v. Ascoli, einem schwachen, aber gutmüthigen Herrn überlassen muß. Das Volk lärmt und schreit wie es stets gethan. Der Vesuv schweigt, aber es ist die Stille, die ein Gewitter ankündigt, und nach dem Erdbeben, das Neapel 4 Sekunden lang in dieser Woche erschüttert hat, behaupten die Naturforscher, daß eine starke Eruption nicht mehr fern sein kann

Sie sehen, meine Neuigkeiten sind echt neapolitanisch. Sie wachsen auf zitterndem vulkanischem Boden. Wenn ich auf diese Zeilen, die Herr von Lackenbacher aus Wien Ihnen zustellen wird, eine Antwort erwarten darf, so hoff' ich von Ihnen recht viel neues von friedlich litterarischer Art zu erhalten. Ist Abassinda vollendet und Aglaja schon erschienen? Ich bin so weit von dem Vaterlande entfernt, und ich bin so begierig, von den bessern Erscheinungen dort zu hören, daß ich mir die Frage nicht ersparen und auch des Wunsches nicht erwehren kann, von vielem durch Sie davon in Kenntniß gesetzt zu seyn. Wenn Ihnen also die Fülle Ihrer mannichfachen Geschäfte ein Augenblickchen Zeit läßt, so erinnern Sie sich meiner und erfreuen Sie mich durch ein freundliches Zeichen Ihres Andenkens.

Genehmigen Sie, verehrter Herr, die aufrichtigen Versicherungen der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Michael Beer.

P. S. Herrn von Grillparzer, Korn und Baron Zedlitz, wenn er in Wien ist, meine besten Empfehlungen.

Das Stück, nach dessen Wiener Schicksalen sich der junge Dichter erkundigt, war das bereits oben erwähnte Trauerspiel „Alpenmessina". Das Stück, dem anderwärts ein voller und dauernder Erfolg beschieden war, brachte es in Wien thatsächlich nur zu den üblichen drei Vorstellungen (am 27., 28. und 30. April 1821). Daß der Dichter dies nach fast vier Monaten noch nicht genau wußte, belenchtet grell den Unterschied zwischen Einst und Jetzt: heutzutage hätte Beer noch in der Nacht nach der Aufführung gewußt, wie es seiner Dichtung ergangen. Darüber also haben sich die Dramatiker von heute nicht zu beklagen, aber schwerlich findet heute einer von ihnen zu so fein stilisirten Briefen die Zeit, wie es der oben mitgeteilte ist — und das ist die Kehrseite der Medaille . . .

Neue Lyrik.

Arthur Fitzger hat eben (bei A. G. Liebeskind in Leipzig) eine Sammlung seiner neuen, im letzten Jahrzehnt entstandenen Gedichte erscheinen lassen. Eine eingehende Kritik ist an dieser Stelle aus zwei Gründen unthunlich, deren jeder schon für sich genügen würde. Erstlich ist der weitaus größte Teil des Buches in der „Deutschen Dichtung" erschienen — soll nun die Zeitschrift ihren eigenen Inhalt rühmen oder tadeln oder auch nur charakterisieren? Ferner aber hat die „Deutsche Dichtung" den Lyriker Fitzger auf Grund seiner früheren Sammlungen bereits eingehend gewürdigt; es war Georg Brandes, der sich im IV. Bande) dieser Aufgabe in ebenso wohlwollender, wie feiner und erschöpfender Weise entledigte; ganz neue Züge weist auch dies neue Buch nicht auf, höchstens den durchaus erklärlichen, daß in der Poesie des alternden Mannes die Reflexion mehr hervortritt, als in den ersten Sammlungen, und der Ton des Liedes in engerem Sinne seltener angeschlagen wird. Wir können auf das Erscheinen des Buches hinweisen — das ist Alles, was uns zu thun obliegt. Auch hoffen wir die Grenze, die uns der Takt zieht, nicht zu überschreiten, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß das Buch dieses einsamen und eigenartigen, freilich auch zuweilen eigensinnigen Künstlers die verdiente Beachtung finden wird. An Kleinigkeiten wird man sich dabei nicht stoßen dürfen, so wenig, wie sie uns die Freude an der Sammlung gestört haben. Gewiß giebt es Gedichte in dem Buche, die geringwertig sind und leicht zu opfern gewesen wären (z. B. „Jan Hagel" oder „Hans und Grete") — aber es ist wohl noch nie eine Sammlung erschienen, von der nicht das Gleiche zu sagen gewesen wäre. Auch den Titel und die Unterlitel des Buches hätten wir anders gewünscht; sie sind im minder guten Sinne dieses Wortes „originell", oder noch ungeschminkter: sie sind gesucht, und das hätte Fitzger nicht nötig, weil er im Kern originell ist. Er überschreibt das Buch: „Requiem aeternam dona ei. Gedichte von A. Fitzger," also mit den Anfangsworten der katholischen Seelenmesse für einen Verstorbenen, und das ist, da das Buch durchaus nicht etwa die Stimmung frommer Entsagung atmet, höchst unverständlich, hätte aber zudem, daß ein schaiser, anti-kirchlicher Zug durch viele Gedichte geht, um so mehr vermieden werden müssen, da der Dichter, ein wahrhaft gebildeter Mann, auch sicherlich wahrhaft duldsam ist und nicht verhöhnen will, was anderen heilig ist. Die Untertitel: „Lux perpetua luceat ei", „Preces ejus non sunt dignae" ꝛc. führen dies weder geistreiche, noch geschmackvolle Spiel fort, das endlich dazu führt, daß die letzte Abteilung des Buches, welche das zuerst in dieser Zeitschrift erschienene humoristisch-satyrische Gedicht: „Reinekes Brautfahrt" enthält, überschrieben ist:

„Quanto tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricta discussurus."

Wir haben bei diesem Aeußerlichen verweilt, weil wir befürchten, daß es die Sammlung manchem minder

Digitized by Google

lieb machen könnte und weil wir dies verhüten möchten. Die Spielerei mit diesen Titeln ist unwitzig, geschmacklos, aber das Buch ist geschmackvoll und künstlerisch bedeutend. Zum Beweis dafür wählten wir als Probe zwei der Stücke, die uns neu waren; das erste ist „Entsagung“ überschrieben und lautet:

„Ich weiß, wenn ich der Welt entsagen könnte,
Des Himmels Frieden würde mir zu teil,
Ich wohnte rein im reinen Elemente.
Doch fährt es mir durchs Herz wie Eis und Glut,
Betracht' ich mir die Friedensparagraphen:
Brandschatzung, Plünd'rung, ewiger Tribut.
All' meine Fahnen, jede Festung, ja
Sogar die Krone meiner Menschenwürde
Begehrt die himmlische Viktoria.
Den Staub von ihren Sohlen soll ich küssen,
Nichts soll ich sein vor ihr: dann würd' sie stolz
Mir als Asyl ihr Paradies erschließen.
Dann soll ich sein wie Gott: kein Wunsch, kein Wille
Bewegt hinfort das ew'ge Gleichgewicht,
Kein Mißlaut in der grenzenlosen Stille.
Wie schmückt des Sieges Sternenkranz dein Haar,
Entsagung, Friedensbringerin, wie gern
Brächt' ich dir, was ich bin und habe, dar.
Ein lockig Haupt, ein roter Mund allein,
Ein flücht'ger Kuß nur auf gelebte Hände
Müßt' aus der Plünd'rung ausgeschlossen sein.
Das eine, letzte Gut. — Was Himmelsfrieden?
Was Höllenqual? — Das eine Gut ist mehr
Als alles, was mir äußerdem beschieden,
Und für kein Paradies gäb' ich es her.“

Daran sei ein Gedicht voll gesunden Realismus gereiht: „Moltke in Schöneberg 1875“:

„Und als ich mußte dienen,
Da dient' ich in Berlin,
Wollt' unter Kaisers Augen
Des Kaisers Rock anziehn.
Wie prächtig ist die Garde!
Wie lustig ist die Stadt!
Da hört die Engel geigen,
Wer Geld und Urlaub hat.
Mein Urlaub war geringe,
Mein Geld und das war rund;
Statt Engelgeigen hört' ich
Nur Ochs und Lumpenhund;
Der Fußtritt kracht' im Kreuze,
Die Feige knallt' an's Ohr;
Mir kamen oft die Rippen
Wie Karbonaden vor
Nun war's im strengen Winter:
Da kam der Feldmarschall.
Der Hauptmann ging mit Grundeis,
Oel schwitzt der Corporal:
Doch schweigend an der Fronte
Hinab der Feldherr schritt
Und still von Mann zu Manne
Sein Adlerauge glitt.
Da stand der Marschall vor mir:
„Mein Sohn, und trägst du wohl
In dieser grimmen Kälte
Ein warmes Cumisol?“
Und knüpfte mit der Rechten,
Die Frankreich niederschlug,
Den Rock mir auf und fühlte,
Wie der Rekrut sich trug.
Die Fäuste des Sergeanten,
Des Hauptmanns Schimpfgeschrei,
Mir war's, als ob das alles
Wie reicht vergolten sei.
Und braust dir tausendstimmig
Des Volkes Lobgesang,
Im Meer ein Tröpflein mische
Sich drein, o Herr, mein Dank.“

Was uns heute sonst an neuer Lyrik vorliegt, ist von sehr verschiedenem Werte; wir besprechen die Bücher in der Reihenfolge, in der wir sie gelesen haben; käme es auf den künstlerischen Gehalt an, dann würden wir Hermann Schillings „Wahrheit und Traum“ Ausgewählte Gedichte (Berlin, Oehmigke's Buchhandlung) gewiß nicht zunächst zu nennen haben. Herr Schilling hat jenen Gedichten, die componiert wurden, diesen Vermerk und die Namen der Tondichter beigefügt; die Namen sind uns größtenteils bisher unbekannt gewesen, aber die Zahl dieser Gedichte ist nicht gering. Das deutet auf den einzigen Vorzug der Sammlung hin, eine gewisse Formgitte, aber der Inhalt ist gestig, wie gemütlich gering, der Ausdruck unoriginell, oft unklar und geschraubt; noch öfter wird uns da in glatten Reimen abgegriffenes Phrasenzeug aufgetischt. Auch an ganz haarsträubenden Geschmacklosigkeiten fehlt es nicht. So finden wir z. B. S. 96 ein Gedicht, überschrieben: „Meinem Freunde Georg Kürschner.“ Man erwartet nun irgend ein, diesem, dem Leser noch unbekannten Herrn gewidmetes Gedicht und findet das folgende:

„Du fragst mich, Freund, wie schön wohl,
Wie reich mein Liebchen sei,
Da muß ich dir entgegnen
Das gilt mir einerlei!
Es ist ein deutsches Mädchen
Doch damit nicht genug:
Es ist wie meine Mutter,
Das bleibt sein schönster Schmuck.“

Der Sperrdruck findet sich auch im Original. Geschieht Georg Kürschner schon recht, daß er so vor aller Welt verewigt wird: warum stellt er an Hermann Schilling so originelle Fragen!

Ein Geistesverwandter Schillings ist A. v. Sommerfeld, obwohl er seine „modernen Gedichten“ „Wetterleuchten“ (Zürich, Verlags-Magazin) mit einigen sozialistischen Phrasen, sehr vielem „Orgienrausch“, nackten Weiberbrüsten und ähnlichem Zierrat aufgeputzt hat: die Talentlosigkeit, die Gedankenarmut blicken überall durch. Was da obendrein zuweilen an Plattheiten zum Vorschein kommt, spottet wirklich aller Beschreibung. Eine Probe mag's beweisen: „An H. K.“ (S. 24):

Da schaust die Welt mit müden Leichenaugen
Und glaubst blasiert nur an den eignen Schmerz,
Des Genius Todeskampf willst du nun schildern,
Das blutrot flammende Weltenherz.

Digitized by Google

Freund, blasiert über Alles zu richten
Und nur zu glauben an den eignen Schmerz,
Das kommt mir vor, als wär Streibels Dichten
Der modernen Menschheit Gigantenherz.

Wer Streibel ist, wissen wir und wahrscheinlich auch unsere Leser nicht, aber was A. v. Sommerfeld für ein Dichter ist darüber sind uns sicherlich mit uns auch unsere Leser im Klaren.

Nach diesen Jämmerlichkeiten wollte uns die Sammlung von Fritz Rohrer: „Aus Hadlaub's Heim" (Dresden, Pierson) wie der Inbegriff aller Poesie erscheinen, aber sie bedarf dieser Parallelle nicht, um auf den Leser freundlich zu wirken und sich ein Wort der Anerkennung zu verdienen. Rohrer singt von Liebe, Lenz und Vaterland — er ist ein Schweizer, worauf ja auch der Titel hindeutet — seine frischen Weisen; er ist weder allzutief, noch allzu originell, aber ein warmes Gemüt, ein gesundes Empfinden weht uns aus all seinen Liedern entgegen. Das folgende Gedicht „Waldbruder" (S. 42) scheint uns für ihn besonders charakteristisch; es gibt nicht blos seine Lieblingstonart wieder, sondern zeigt auch dem kundigen Auge klar, was Rohrer kann und was er nicht kann:

Ein Klausner bin ich worden
Im fröhlichen Revier,
Im Freien hauft mein Orden,
Der Wald ist mein Brevier
Frühmorgens halt' ich Mette
Beim hellen Amfelschlag —
Wir feiern um die Wette
Den neugeborenen Tag.
Und wenn zur Waldesmitte
Die Mittagshitze kommt,
Weiß ich als Eremite
Was meiner Seele frommt; —
Ein Forsthaus liegt verborgen,
Wo Wald und Strom sich neckt,
Da mag von allen Sorgen
Ich ruhen still versteckt:
Da reicht den kühlen Humpen
Der Wirt voll Feierwein.
Als Pater aller Lumpen
Sprech' ich den Segen d'rein:
„Gesegnet seist du, Tröpflein,
Du edles, goldnes Naß
Und kriegt man auch sein Zöpflein,
Es schmeckt nicht minder bas."

Seit Franz Stelzhamers Liedermund verstummt ist, hat die Dialekt-Poesie in Oesterreich keinen bedeutenden Dichter mehr aufzuweisen; die metrischen Versuche P. K. Roseggers sind ebenso mittelmäßig, wie die der anderen Epigonen. Davon macht auch Moritz Schadek nur insofern eine Ausnahme, als er die Form vortrefflich handhabt; wer ein Ohr dafür hat, hört es seinen Gedichten in niederösterreichischer Mundart, deren jüngste Sammlung: „In der Muatersprach" (Wien, Konegen) uns heute vorliegt, sofort ab, daß sie nicht etwa in den Dialekt übersetzt, sondern in ihm gedacht sind. Aber der Inhalt ist doch im ungnten Sinn allzu harmlos; mit so wenig Witz haben wir selten so viel Behagen vereint gefunden. Als Probe für den „G'spaß", den uns Schadek anfstischt, stehe hier das Schwänkchen: „Der Schroa":

„Jetzt woaßt du's, Lenz? — Bal daß dö Zeit is,
Da trit i di auf'n linken Fnaß,
Und nachher schreist aus Leibeskräften
Laut dreimal hoch: dös is der Gruaß!"
S'is gnat; der Prinz kimmt, d' Red wird g'halten,
Schön machts der Oberlehrer ah
Jetzt is dö Zeit; der Nachbar tritt und —
Der Lenz schreit dreimal fest: — Anweh!"

Die meisten anderen Gedichte sind noch unschuldiger — wir meinen, solche Anspruchslosigkeit sollte auch der Dialekt-Dichter bei seinen Lesern nicht voraussetzen!

K. B.

Litterarische Notizen.

— Die czechischen Dichter haben in Deutschland stets ebenso eifrige Ueberseyer und dieselbe vorurteilslose Würdigung gefunden, wie die aller anderen Litteraturen. Das ist ungeachtet der gesteigerten Erbitterung im Kampfe der Nationalitäten auch in jüngster Zeit zu beobachten; es liegt nicht an unserem guten Willen, sondern an dem poetischen Können der Czechen, wenn zur Zeit eigentlich nur einer ihrer Dichter in Deutschland genannt und gelesen wird: Jaroslav Vrchlický. Dieser aber so ausgiebig, als er es verdient, und zwar trotzdem die Uebersetzungen, in denen er uns vorgeführt wird, bis auf jene von Friedrich Adler mittelmäßig sind. Es ist unter diesen Umständen von Interesse zu verfolgen, wie sich die Czechen zur deutschen Dichtung stellen, und unter diesem Gesichtspunkte scheint uns ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des „Zbornik Světové poesie" (Sammlung der Weltpoesie), welchen die czechische Akademie der Wissenschaften im Verlage von J. Otto in Prag herausgiebt, der Mühe wert. Erschienen sind bisher 32 Bändchen, hiervon sind die italienische Litteratur durch neun, die englische durch vier, die deutsche durch — zwei Nummern vertreten: Lenau's Gedichte, übersetzt von Vlastěrždy und eine Auswahl aus Hermann Lingg's Lyrik von Vrchlický. Nun, wenn das den Herren genug scheint — die deutschen Dichter werden sich zu trösten wissen; kommen sie sich doch mit einiger Zuversicht sagen, daß die Czechen sie dann wahrscheinlich im Original lesen, somit wäre ihr künstlerischer Einfluß auf die moderne czechische Litteratur nicht ein so großer. Wir haben diese Bemerkungen vorausgeschickt, weil sie sich unwillkürlich aufdrängen, aber das darf uns nicht hindern, von der Lingg-Uebersetzung Vrchlický's mit gebührender Anerkennung Kenntnis zu nehmen. Heutzutage einen so gut deutschen Dichter in's Czechische zu übersetzen, dazu gehört einiger Mut. Aber auch die Uebersetzung an sich wird uns von Kennern der Sprache als ganz vortrefflich gerühmt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schilling, Hermann. Erich und Ostrid. Leipzig. Rob. Claußnitz. 1894.

Heiberg, Hermann. Gesammelte Werke. 1. Lieferung. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Frerichs, Hermann. Dtto. Ein Trauerspiel. Norden und Leipzig. Diedr. Rolkau. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Tie in Berlin.

Digitized by Google

Reisegefährtinnen.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

Die junge Frau: Dein Papa hat's Dir gesagt!

Das junge Mädchen: Haha, also richtig! So bist Du in die Falle gegangen. Er mir was sagen! Da kennst Du ihn schlecht. Er hält mich ja noch mehr für ein Baby, als Du es thust. Und er würde entschieden glauben, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er mich um meine Mitarbeit bitten sollte. Nein, er sagte mir grade garnichts. Und daher bin ich frei. Und daher kann ich Dir helfen, selbst gegen ihn. Nun also, wer ist denn der andere?

Die junge Frau: Weshalb glaubst Du nur immer. ...

Das junge Mädchen: Daß ein anderer existirt? Halte mich doch nicht für so naiv. Weshalb solltest Du denn sonst zögern, Papa zu nehmen? Hübsch ist er noch immer und eine vortreffliche Partie, geachtet, beliebt. Kurz, ich kann ihn Dir nur empfehlen. Und ich, hm, eine Stieftochter ist für eine so junge, schöne Mama sonst unbequem, aber ich werde Dich nicht viel genieren. Und auch schwerlich für lang. Also: Mein Papa gab mich Dir mit auf diese Reise als Aufpasserin, weil er sehr eifersüchtig ist. Du nahmst mich mit, um ihm zu beweisen, daß Dir kein Mensch näher steht, daß Du ebensowenig wie mit ihm mit irgend jemand sonst korrespondierst. Das stimmt und ich begreife beides. Nur das warum nicht. Warum läßt Du Dich so beherrschen? Du kannst doch heiraten, wen Du willst. Magst Du ihn nicht, nun so nimm den andern! Oder will der nicht?

Die junge Frau: O, ich weiß nicht...

Das junge Mädchen: Also schreibe ihm, er solle kommen.

Die junge Frau: Wem?

Das junge Mädchen: Weiß ich's? Denn, den Du so gern hast, daß Du für ihn meinen eleganten Papa laufen läßt.

Die junge Frau: Ich ... Ellen .... Nein, ich kann unmöglich einem Kinde wie Dir ...

Das junge Mädchen: So, kannst Du das nicht? Nun, ich will Dir gleich beweisen, daß Du es mußt. Erstens, weil's Deine Griechen so machten. Wie, steht nicht immer auf den Grabstelen, vor der sitzenden Gestalt so eine jugendliche Figur, Sklavin, Dienerin, Vertraute? Ergo (was sagst Du, wie ich gelehrt werde?) ergo hatten schon Griechendamen ihre Vertrauten. Und weshalb besaßen sie solche? Weil sie sie brauchten. Jede Frau bedarf eines anderen weiblichen Wesens, dem sie ihr Herz einmal ausschütten kann. Ich auch natürlich Nämlich, das ist der zweite Grund, ich möchte gern Dir ... Mais passons là dessus. Der erste, klassisch-antike wird Dir triftiger scheinen. Setz' Dich daher. So. Und ich stelle mich hier vor Dich — das obligate Schmuckkästchen fehlt und dann müßte ich als Sklavin noch so eine Art Badekappe über meine Haare ziehen, — aber sonst, wir zwei könnten recht gut als lebendes Bild das Relief von der Hegeso stellen, das, das wir neulich an der Gräberstraße sahen. Du sandst es so schön. So, senke den Kopf nur noch ein klein wenig. Du hast ganz ihren sinnenden Ausdruck.

Die junge Frau: Ich bitte Dich, laß

Digitized by Google

das ... Sprich mir von Dir. Du, Du hast schon ... und Du möchtest? ....

Das junge Mädchen: Schon? Hast Du nicht mit siebzehn Jahren geheiratet? Ich bin aber neunzehn, weißt Du wohl. Also ist es nur begreiflich, daß ich auch mein Herz entdeckte. Besonders, da ich einer viel moderneren Zeit und Menschensorte angehöre. Also abermals: ergo, wie die Griechen ... oder nein, wie die Römer sagten, (ich kenne das Wort nur vom alten Gerhardt) ich denke, daß ich am glücklichsten werden kann, wenn ich des Professors Freund und Gehilfen, meinen Vetter Lolo heirate. Aus der Kunst und Gelehrsamkeit freilich komme ich dann nie mehr heraus. Aber sonst, — was meinst Du dazu?

Die junge Frau: Ich?

Das junge Mädchen: Ja sieh, er ist wohl zwölf Jahre älter, aber mir scheint, das schadet nichts. In allen Dingen des praktischen Lebens ist er ein reines Kind gegen mich. Das paßt mir, denn ich mag gern regieren. Und dann zuweilen, ganz überraschend und unerwartet, bekommt er solche Anfälle von männlichem Ernst und von Strenge, daß er mich herunterkanzelt, ich kann Dir garnicht sagen, wie sehr. Sonst necke ich ihn und lache ihn aus und ahme seine Steifheit nach. Aber dann ... Nein wirklich, Du glaubst nicht, was er dann für Augen macht.

Die junge Frau: O...

Das junge Mädchen: Du weißt es? Hast Du ihn auch einmal so gesehen? Ist er nicht hübsch dann, zum Verlieben? Ich wenigstens, ich finde ihn entzückend mit seinem Stolz und seiner Strenge und seiner veralteten Idealität. Weißt Du, er ist Dir darin ganz ähnlich.

Die junge Frau: Und er — er liebt Dich?

Das junge Mädchen: Er mich? Na, ich weiß noch nicht. Papa sagt zwar, — ich habe ihm meine Absicht mitgeteilt, ich fand es praktischer, er könnte sonst abweichende Pläne für mich fassen — also Papa meint, ein Mann wie Lolo, der hätte ganz andere Ideale, als so ein freches Ding, wie ich bin. Aber er riet mir nicht ab. Und ich denke, in wenigen Jahren werde ich ernster und er so viel älter, daß er schon Geschmack für die Jugend gewinnen wird. Und dann ihn in mich verliebt zu machen, kann doch nicht schwer halten. Wenigstens ist's mir noch immer gelungen, wenn ich es bei anderen probierte.

Die junge Frau: Und — bei ihm?

Das junge Mädchen: Ehrlich gestanden — nein. Bisher. Ich probierte es wohl auch noch so recht nicht. Nur neulich, grade vor der Reise, da war er reizend. Ich glaube, es that ihm leid, daß ich fortgehen wollte. Ich sagte ihm auch, er sollte nur nachkommen, und wirklich, er bekam Lust dazu. Magda, sitze nicht so stumm da. Denk' mal, es wäre doch furchtbar nett, wenn er käme und wenn Du dann Deinen — hm — Verehrer gleichzeitig bestelltest?

Die junge Frau: Nein, o nein! —

Das junge Mädchen: Wie Du wieder bist! Ist's Dir vielleicht unlieb, daß ich den Lolo zu heiraten denke?

Die junge Frau: Mir!

Das junge Mädchen: Natürlich, das wußte ich. Dir ist's egal. Wie alles, was mich, oder irgend jemanden angeht. Möcht' nur wissen, weshalb man Dich lieb hat! Du liebst doch keinen!

Die junge Frau: Ellen!

Das junge Mädchen: Na ja, man kann sich ärgern. Da mache ich Dir die allerintimsten Confidencen, die Dein schwarzes Herze rühren sollten. Und Du sitzest da, stumm wie ein Grabrelief und fühllos. Könntest Du mir nicht auch etwas beichten?

Die junge Frau: Ich — o nein.

Das junge Mädchen: Nein! ja! Ellen! o! — Die Worte scheinen Dein ganzer Sprachschatz. Schade. Ich hätte Dir gern noch was gestanden. Aber so...

Die junge Frau: Noch mehr! Was kann es denn noch geben! Sprich, rasch. Ich will alles auf einmal wissen. Besser gleich und kurz, als... Also...

Das junge Mädchen: Ja, ja, Geduld. Was hast Du denn plötzlich, so kenne ich Dich garnicht.

Die junge Frau: Willst Du nicht sprechen?

Das junge Mädchen: Aber ja. Ich rede ja schon. Hör' also: Lolo...

Die junge Frau: Nenne ihn nicht so. Er heißt Doktor Lorenz von Steinen.

Das junge Mädchen: Für Dich. Mir ist er Vetter Lolo, seit ich denken kann.

Digitized by Google

Die junge Frau: Also — er?

Das junge Mädchen: Ja, er also hat mich gebeten, ihm . . . Ich war nicht ganz so offen wie Du und habe Dir nicht meine Briefe gezeigt.

Die junge Frau: Ihm? Was?

Das junge Mädchen: Zu schreiben. Ganz regelmäßig. Ein Tagebuch, sagt' er, möcht' er gern haben, von allem, was wir treiben, sehen, was wir erleben, jeden Tag. Fast so dringend wie Papa bat er mich um Berichte. Nur mit dem Unterschied, daß es diesem bekanntlich nicht nur mich zu thun ist bei dem Begehren. Und also schreibe ich den beiden denn auch recht verschieden.

Die junge Frau: Verschieden! Wie das?

Das junge Mädchen: Nun natürlich. Ich schreibe Papa ohne alle Verbrämung, wie wir allein sind, keine Menschenseele kennen, wie Du immer so ein bißchen melancholisch, und vor allem, wie sehr zurückhaltend Du bist. Darauf kommt es ihm an.

Die junge Frau: Und — dem andern?

Das junge Mädchen: Ja, für den färbe ich meine Berichte ein ganz klein wenig. Neulich, weißt Du noch, auf Corfu den langen Engländer, der uns fragte, ob er uns den Weg zur Aussicht al canone zeigen dürfe? Daraus habe ich eine Erzählung von vier Seiten geschmiedet. Eines nur habe ich ausgelassen — daß der Mann alt war. Und richtig, es hat ihm Eindruck gemacht. Er schreibt . . . .

Die junge Frau: Er schreibt Dir auch?

Das junge Mädchen: Natürlich. Ich bat den Portier gleich beim Kommen, Briefe für mich unten zu behalten, bis ich sie mir hole. Leider aber sind seine garnicht, wie ich's wohl wünschte. Da, lies, wenn Du magst.

Die junge Frau: Gieb her.

Das junge Mädchen: Ist's Dir zu dunkel hier, daß Du mit dem Brief von mir fortgehst? Er ist nicht so inhaltsvoll, daß man ihn bei besonders gutem Licht zu studieren brauchte. Nun, was sagst Du?

Die junge Frau: Was?

Das junge Mädchen: Sieht's nicht beinah aus, als ob er eifersüchtig würde? Wie dringend er um weitere Nachrichten bittet! Und ob wir in Eleusis waren und ob wir an der Gräberstraße bei der Hagia Triada die Reliefs gesehen haben. Lorenz von Steinen als Unterschrift und damit fertig. Nicht einmal Dein Lorenz. Er hätte mir wohl ein paar nette Worte noch gönnen dürfen. Aber nun habe ich ihm auch die Fragen beantwortet, und zwar so, wie es ihm gebührt.

Die junge Frau: Du schriebst ihm von hier aus! Wann?

Das junge Mädchen: O, neulich Abend. Du gingst früh zu Bett. Vor einer Woche ungefähr. Grade heut' kann ich Antwort erwarten. Das heißt wenn er schreibt.

Die junge Frau: Heute! — Und was schriebst Du?

Das junge Mädchen: Na, daß ich mich beeile, seine Wünsche zu erfüllen. Daß wir in Eleusis gewesen seien und dort den Engländer von Corfu getroffen hätten . . . .

Die junge Frau: Wie kannst Du so lügen!

Das junge Mädchen: Lügen! Es ist die strikteste Wahrheit. Sahst Du ihn denn nicht? Der alte Herr kletterte mit seinen langen Beinen zwischen den Marmortrümmern umher. Freilich, Du maltest ja so ein paar alte Brocken vom einstigen Mysterientempel, und warst überhaupt so entzückt und beschäftigt, daß Du nicht bemerkt hast, was um Dich vorging. Ich aber lag in dem einzigen schattigen Eckchen, das überhaupt zu finden war, im roten Mohn, versuchte zu schlafen, was mir nicht gelang und sah ihn, wie er vorüberstapfte, die Nase in seinem Murray vergraben, ohne mich zu entdecken, natürlich. Das erwähnte ich nicht im Briefe, das freilich nicht. Dann aber . . . .

Die junge Frau: Noch mehr!

Das junge Mädchen: Dann gab ich ihm auf seine letzte Frage, ob wir an der Gräberstraße gewesen wären, ausführlicher Antwort.

Die junge Frau: Was aber, was?

Das junge Mädchen: Nun gleichfalls die Wahrheit. Daß ich mich um all' die Toten garnicht, aber garnicht kümmere, daß ich mir aus den Reliefs nicht besonders viel machte, Dich zum Beispiel, mit Deinem melancholischen Ausdruck — wie Du vor der Hegeso standest — viel hübscher fände, über-

Digitized by Google

haupt das Leben mehr liebte als alles Gewesene und deshalb mich die ganze Zeit mit einem sehr liebenswürdigen Griechen lebhaft unterhalten hatte. (Daß es der Custode dort war, brauchte mein Correspondent nicht zu wissen.) Und wenn dieser Brief noch nicht wirkt . . . .

Die junge Frau: Was sollte er bewirken?

Das junge Mädchen: Nun, daß Lolo herkommt, natürlich.

Die junge Frau: Hierher!

Das junge Mädchen: Ja. Fahre nur nicht so entsetzt in die Höhe. Ich sagte Dir schon, er schien Lust zu haben. Wenn Du mir nicht Geschmack an den Alten selbst beibringen willst, mein guter Lolo — das schrieb ich ihm, — dann, fürchte ich, ist es um mich geschehen und ich kann nie mehr eine Antikenanbeterin werden, ohne alle Nebenabsichten, wie es meine verehrliche Tante zum Beispiel ist.

Die junge Frau: O Ellen, Ellen!

Das junge Mädchen: Was ist denn schon wieder? Bei Dir ist doch der Gräberkultus wirklich echt, nicht? Oder hat der Unbekannte auch für dergleichen Sinn?

Die junge Frau: Ich bitte Dich, laß das.

Das junge Mädchen: Nun, Du mußt schon entschuldigen, wenn mir manchesmal Dein Eifer etwas outriert schien. Wir Frauen (dazu rechne ich mich auch natürlich) sind einmal so geartet, daß wir uns für solche wissenschaftliche, gelinde gesagt langweilige Sachen nur recht begeistern, wenn ein Er sich auch damit beschäftigt. Deiner braucht ja nicht grade vor ein paar Jahren seine Habilitationsschrift als Privatdocent über attische Grabsteleu verfaßt zu haben, so wie . . . Hör' mal, was kommt mir da für ein Gedanke!

Die junge Frau: Was? ich weiß nicht, was Dir einfällt.

Das junge Mädchen: Ich auch nicht recht. Doch Du scheinst es zu wissen. Weshalb wirst Du rot sonst?

Die junge Frau: Ich! Du irrst Dich.

Das junge Mädchen: Nein, durchaus nicht. Dreh doch den Kopf nicht fort. Aber wirklich! Jetzt schon wieder. Und nun — Du bist blaß. Hör' mal, Tante Magda . . .

Die junge Frau: Ellen! Ich bitte Dich, laß mich in Frieden. Ich bin, ich will . . . Du thust mir weh.

Das junge Mädchen: So? hm, sonderbar. Du und . . . . Sag mal, — ich dachte daran nicht bis diese Sekunde. Aber jetzt . . . . Er hat Dir nicht geschrieben?

Die junge Frau: Wer? Was meinst Du?

Das junge Mädchen: O, ich meine nur. Vetter Lolo ist etwas älter als Du, nicht wahr?

Die junge Frau: Als ich? Ich weiß nicht. Ja, ich glaube. Was geht das uns heut' an!

Das junge Mädchen: Und Ihr kennt Euch schon lang?

Die junge Frau: Ja. Das heißt nein. Wir haben uns wohl gekannt als Kinder . . . . Kurz und gut, Ellen, ich habe genug von Gesprächen und Confidencen. Und es ist Zeit, Leonidas wartet. Komm, wir wollen ausgehen.

Das junge Mädchen: Laß nur den braven Leonidas warten, das schadet ihm garnichts. Der andere, von den Thermopylen (ob der wohl sein Ahn war?) hat gewiß auch eine Zeitlang im Anschlag gelegen, eh's ihm gelang, das Heer der Perser anzugreifen. Überhaupt so ein bißchen harren, sich sorgen, bangen, — es ist ganz gesund auch für einen, der nicht Fremdenführer von Metier ist. Und je ferner und höher das Ziel, um so schöner ist's. Der Satz stammt von Vetter Lolo, mußt Du nur wissen. Als er ihn mir sagte, vor bald einem Jahre schon, da dachte ich — was ich jetzt nicht mehr denke.

Die junge Frau: Wir wollen ausgehen.

Das junge Mädchen: Ich eile schon.

Die junge Frau: Was machst Du denn da im Nebenzimmer?

Das junge Mädchen: Ich hole nur Deinen Reisespiegel.

Die junge Frau: Den Spiegel? wozu?

Das junge Mädchen: Daß Du Dich selbst siehst. So meine Liebe, so kannst Du Dich von drei Seiten betrachten: en face, rechtes Profil und linkes. Nun was sagen Dir die drei Bilder?

Die junge Frau: Ich weiß nicht, was Du willst und hast.

Das junge Mädchen: Nicht? Nun sieh' Dich hier an. Dies, auf allen drei Bildern

Digitized by Google

dieselbe, ist eine Frau, die sich verstellen will und es nicht kann.

Die junge Frau: Hör' endlich auf mit Deinen tollen Kindereien.

Das junge Mädchen: Nein, jetzt will ich reden. Und ich wüßte nicht, wer mich im Reden aufhalten könnte, wenn ich einmal im Zuge bin. Papa kann's nie. Und sonst? Höchstens Lolo. Aber der ... Also höre, liebe Tante, was ich Dir zu sagen habe: Du liebst ihn, er Dich. Still, Du kannst's nicht leugnen. Ich weiß es nun einmal. Also, wenn ihr einander lieber unglücklich als glücklich machen wollt, und lieber vor fremden Grabsteien schmachtet, als mit einander zu sein und lustig, das — Na, natürlich, ich bin eben jung und sublime Gefühlsschwelgereien übersteigen meine beschränkten Mädchenbegriffe. Aber wenn Ihr doch allmählich Lust bekämet, — kurzum, was ich Dir sagen wollte: ich bin nicht im Wege. Verstehst Du? ich nicht.

Die junge Frau: Ich bitte Dich .....

Das junge Mädchen: Jawohl, Du darfst's mir glauben, ich habe ihm soeben gründlich entsagt. Nicht aus Edelmut, garnicht. Ich danke für einen Mann, der so stumm ist, daß ich immer meine, er meint mich, indessen er.... Überhaupt so stille und versteckte Menschen, wie Du und er, die sind mein Fall nicht. Und ich kann Dir nur raten. Halt — was war das?

Die junge Frau: Was? Weshalb läufst Du so zum Fenster? Es fuhr ein Wagen vors Hotel vor.

Das junge Mädchen: Ja und nun noch einer. Das heißt, daß der Zug ankam von Patras und daß also jetzt.... Nämlich, was ich Dir mitteilen wollte, als ich vorhin mich dort auf die Chaiselongue ausstreckte und Dir anbot, wir wollten einander Beichten ablegen, das war ... Wahrhaftig, da ist er selber ...

Die junge Frau: Lorenz? Wo?

Das junge Mädchen: So, der Ton war mindestens echt. Er stieg eben aus. Daß er wahrscheinlich heute kommen würde, das war ja, was ich Dir sagen gewollt. Und nun, — Du leugnest doch jetzt nicht noch länger?

Die junge Frau: O, Ellen, Ellen, was soll ich Dir sagen?

Das junge Mädchen: Garnichts, denn ich weiß es schon Alles. Daß er Dich liebt. Das er zu bescheiden ist und zu ängstlich, die reiche Frau gehörig zu drängen, ihn, den noch brotlosen jungen Gelehrten zum Mann zu nehmen. Daß Du im Grunde dies Nichtdrängen, Nichtbefehlen, übelnahmst. Daß Papa dagegen Dich quälte, gehörig, wie er's versteht, überredet, belagert hat. Daß Du auf die Reise gingst, Dir's zu überlegen, ihn zu prüfen, Dich vielleicht gegen ihn zu entschließen. Daß Dir doch inzwischen die Aussicht, meine Stiefmama zu werden, ein bißchen, na, sagen wir unbequem schien. Und dagegen jene andere den hübschen Herrn Lolo (denn wunderhübsch ist er, ich finde es auch jetzt noch, obwohl ich ihn den Laufpaß gegeben!) — den täglich zu sehen, täglich lockender in Dir sich regte. Und daß endlich ich armes Opfer unschuldigerweise Dir den Beweis erbringen mußte, nach dem Du vergebens schmachtetest, den nämlich, daß er sich Mühe giebt von Dir zu hören, daß er sich beunruhigt und eifersüchtig und besorgt ist, ganz wie Papa. Und zudem mit dem stürmischen Eifer der Jugend die Trennung nicht aushält, sondern anders als mein Alter sich aufsetzt und herkommt, Dich hier zu bewachen und — zu erobern. Nun, habe ich mir genug gedacht? Horch, ich glaube, da klopft es schon. Nein noch nicht. Nun, wie ist es? Du wirst Dich doch von ihm erobern lassen.

Die junge Frau: Ellen! Kind! Nein, Freundin! Und Du?

Das junge Mädchen: Ich? o ich habe ja noch Zeit. Und dann — er wäre mir doch wohl zu ernsthaft.

Die junge Frau: Du hast recht. Er ist ernst und so tief. ... Wenn Du ihn auch nur gern gehabt hast ... wie kannst Du jemals einen andern. ...

Das junge Mädchen: Kein anderer sollte mir dann gefallen? Ach Du, weißt Du, so schlimm war es garnicht. Nicht so wie bei Dir. Ich wollte nur einmal etwas erleben, fühlen, handeln. Das that ich nun alles. Höre, da klopft es aber wirklich. Du hast den Mut nicht, wie ich merke. Na, ich habe ihn zum Glück: Herein! — Willkommen in Athen, Vetter Lolo! —

Digitized by Google

Süß und bitter.

Rosen! Welch' ein Meer von Duft!
Nimm die schönsten, süße Holde,
Alle nimm! Mir laß den Hag,
Mir die Dornen dran zum Solde.

Bienen schwärmen beuteschwer —
Lüstet's dich nach ihrer Labe?
Mir der Stacheln wülend Heer,
Dir die honigfalle Wabe.

Auf die Fliesen schmettre hin,
Schönes Kelchglas, du mußt sterben —
Süßer Schatz du trankst den Wein,
Ich verblute an den Scherben.

Heinrich Bulthaupt.

Mein Leben.

Zwischen zwei Nächten ein langer Tag,
Recht voller Schimmer und Wärme! —
Ob ich mich dessen nun freuen mag,
Ob ich mich sorge und härme:
Ändern, ändern kann ich es nicht;
Ungefragt bin ich kommen,
Ungefragt auch leis' ich Verzicht,
Wenn einst mein Lichtlein verglommen!

Warum sollten „Woher?" und „Wohin?"
Thörigte Fragen mich plagen?
Ist es genug nicht: ich weiß, daß ich bin!
Warum soll' ich verzagen?
Ruht die Liebste an meiner Brust...
Seliges Nehmen und Geben!
Ja fürwahr, es ist eine Lust
Zwischen zwei Nächten zu leben!

Aus der einen bin ich erwacht!
Mag nach dem freudigen, langen,
Leuchtenden Tag in der andern sacht
Traumloser Schlaf mich umfangen!
Zwischen zwei Nächten ein langer Tag!
Dunkles Kommen und Scheiden!
Aber ein Leben voll Liebe lag
Strahlend zwischen den beiden.

Wilhelm Langewiesche.

Mitternacht.

Die dumpfen Glocken schlagen
Wie über Wolken sacht:
Das klingt wie leise Klagen
Wohl durch die tiefe Mitternacht.

Das klingt wie leise Klagen
So lachend und so schön.
Das klingt wie Wundersagen
Aus ewig frühlingsgrünen Höh'n.

Das klingt als ob die Sterne
Besprächen sich im Chor,
Da nur die Wälder ferne
Noch rauschen durch den Nebelflor.

Und nun, kein Laut von Stimmen,
Kein Menschenauge wacht,
Und nur die Sterne glimmen
Aus tiefer, tiefer Mitternacht.

A. H. T. Tielo.

Das alte Jahr.

Als vom St. Michaelsturm
Dröhnend schlug die zwölfte Stunde
Wie ein froher Jubelsturm
Ging es brausend in die Runde.

„Prost neu Jahr!" Durchklang's den Saal
Und es floß im Glut der Reben
Aus dem schäumenden Pokal
Frischer Mut zu neuem Leben. —

Mir auch sah das neue Jahr
Grüßend aus dem Rebenblute.
Plötzlich — wie so seltsam war
Ernst gemahnend mir zu Mute.

Trüb zu Sinne kam es mir:
Ward der Jubel wohl ermessen?
Taufschmaus wird gehalten hier
Und ein Grabgesang vergessen.

Digitized by Google

Neuen Jahres Wiegenlied
Lallen wir mit schweren Zungen,
Und das alte Jahr verschied
Unbedankt und unbesungen.

Ja, wie's sonst im Leben geht,
Ist's auch hier die alte Weise;
Dort, wo eine Leiche steht,
Weicht man aus in scheuem Kreise

Brachte nicht das alte Jahr
Uns das Beste, was es konnte —
Kraft, die uns're That gebar,
Gold'nes Licht, das uns besonnte?

Kraft und Licht. Die beiden sind
Trost genug, uns zu vergüten,
Was an Leid die Parze spinnt
Und verwelkt an frischen Blüten,

Und das Leid im alten Jahr,
Da wir es mit Mut geschlagen,
Siehe, dieses Leid gebar
Mut, noch ferner Leid zu tragen.

Drum, mich dünkt, das alte Jahr
Hat das Beste uns gegeben,
Wenn es brachte, was es war —
Unabänderliches Leben.

Doch nun aus der Freude Reich,
Während Jubellieder tönen,
Darf es sich entfernen, gleich
Einer abgedankten Schönen.

Abseits schleicht es sich allein
Aus des Daseins warmem Lichte
Zu dem modernden Gebein
In das Grab der Weltgeschichte.

Heinrich Hege.

Auf dem Strome.

Am Himmel schwarzer Wolken
Schwerfälliger Tanz
Auf schlafendem Strome
Metallischer Glanz.
Die Wälder zu seiten
So finster und tot.
Und in lautlosem Gleiten
Vorüber mein Boot.

Ein Plätschern, ein Rauschen —
Dann still wie zuvor
Der Lichtschein der Hütten
Im Dunst sich verlor.
Eine Welle läuft leise
Schon lang nebenher:
Sie denkt wohl, ich reise
Hinunter zum Meer.

Ja ich reise, ich reise,
Weiß selbst nicht wohin.
Immer weiter, immer weiter
Verlockt mich mein Sinn.
Schon längst sind die Schimmer
Der Sonne verlohnt,
Und ich treibe noch immer
Im gleitenden Boot.

Christian Morgenstern.

Schön Annesley.

Schön Annesley ritt in den jungen Haag;
Wie flog ihr sonniges Haar!
Sir Allan sah ihr vom weiten nach,
Bis daß sie verschwunden war.
Von Hufschlag bebte das Waldgesträuch
Und lustig knirschte das Sattelzeug.
Vom Weg, der teife gefror,
Schwirrten die Spatzen empor.

Schön Annesley kommt in den Hof gesprengt; —
Wer lauscht im Dunkel am Thor? —
Sir Edgar sachend am Zügel hängt
Und schreckt den Kappen empor.
„Schön Annesley, steht ihr mir doch einmal?!“ —
Ein Kuck, — sie wandte, sie flob zuhat
Und Funken umwehten die Spur
Im Gestein auf der fliegenden Flur.

Sir Walther band sich die Sporen an:
„Hei, Fuchs, der Morgen erwacht!
„Heut' folg' ich der Liebe durch Haid' und Tann
„Als ging' uns Leben die Jagd.“ —
Selbander sie brausten durch Stock und Stein.
„Dort über die Planke, so bin ich dein!“
Ein Sturz, das schmeltert und bracht!
Schön Annesley reitet und lacht.

Am Feldrain spinnend die Glücksfrau saß,
Schön Annesley flog vorbei.
Auf rauscht' ein Vogel, — sie schoß ins Gras
Mit jäh verhallendem Schrei. —
Da kam ein Freier in schwarzem Gewand,
Der nahm Schön Annesley bei der Hand;
„Nun graf' du Kapp' am Rain.
Heut soll die Hochzeit sein.“

Curt Hacker.

Digitized by Google

Die Rose von Breisach.

Nach einer Volkssage

von

Hans M. Grüninger.

Vom Hochaltar, der höher als die Kirche ist
Vernehme die Historie nun, mein lieber Christ.

I.

Angethan mit seinem Ratsherrn-Mantel
— Schwarzer Samt mit schwarzem Pelzbesatze —
Schreitet würdevoll und höchst bedächtig
Meister Kuppacher auf's Rathaus. Breisachs
Kaufmannschaft war stolz auf ihn und hatte
Längst sein hoch Ingenium gewürdigt.
Hatte drum erwählt ihn als Vertreter
In den Rat, wo er schon manchen edlen
Herrn gebührend heimgeschickt mit gutem
Mutterwitz und stachlig derben Worten.

Doch kein Lächeln hellet heut sein Antlitz;
Finster schreitet er dahin, voll Sorgen.
Unterwegs gesellt sich ihm sein Nachbar
Kunz Schababerle, der Posamenter.
Und er frug: „Hochmögender Herr Ratsherr,
Was beweget euch, daß ihr so düster,
Voller Kummer auf das Rathaus wandelt?
Ist schon wieder leer die städt'sche Kasse?
Brütet ihr ob neuem Schoß und Steuern?
Oder war die morgendliche Suppe
Angebrannt? es soll mich wundern. Traun! Denn
Eurer Frau Susanne kochet keine
Sonst zu Wett vor all den Burgersfrauen."

Dunkel blieb und kummervoll des Ratsherrn
Antlitz bei des Posamenters Possen.

Endlich öffnet er bedeutend seinen
Mund:

„Schababerle, mein lieber Nachbar.
Kunz, du treuer Freund seit meiner Jugend,
Wo wir Vogelnester miteinander
Suchten, Kirschen naschten, an die Aepfel
Gingen und gemeinsam unsre Prügel
Von Magister Ursinus bezogen,
Eigentlich war Beerle sein Geschlecht —
Kurzum, lieber Kunz, die Morgensuppe
War wie sonst fürtrefflich und der Rat hat
Geld wie Heu; erstaunlich, aber wahr ist's!
Tiefrer Kummer drückt mich; denn mein eigen
Fleisch und Blut empört sich wider mich,
Wider Gottes und der Menschen Ordnung!
Meine Tochter Röschen, achtzehn Jahre
Ist das Mädel, hat sich unterfangen
Hinter meinem Rücken, ohne Wissen
Ihrer Eltern, sich in einen jungen
Laffen zu verlieben. Wie ich heute
Ihr eröffne, daß der Doktor Degen
Sie zum Weib begehre, lacht das Mädel,
Lacht mir in's Gesicht und fängt dann an zu
Weinen. Endlich bringt die Mutter mälig
Aus dem Kind, sie habe sich versprochen!
Und sie lasse nicht Hans Liefrink,
Und sie liebe nur Hans Liefrink,
Und sie nehme nur Hans Liefrink,
Und sie sterbe mit Hans Liefrink,
Wenn sie nicht bekomm' Hans Liefrink!"

„Bravo, Bravo!" rief Schababerle,
„Bravo Röschen, bist ein Dundersmädel!
Laß dich nicht verkuppeln an den alten
Pflasterkasten, an den Doktor Degen,
Der auf allen hohen Schulen Deutschlands
Als Student herumgefahren und als
Senior der schwäbischen Landmannschaft
Relegieret ward in Heidelberg,
Freilich erst im dreißigsten Semester.

„Höre, alter Freund, hochmögendes
Glied von Breisachs Rat, du sollst dich schämen!
Warst du nicht ein Freund von Liefrinks Vater?
War er nicht in Breisach hochgeachtet
Und als Kaufherr weitumher gerühmet?
Freilich, sein Vermögen ging verloren,
Weil in Mailand sein Geschäftsfreund umfiel,
Und weil Liefrink seine Wechsel treulich
Löste, die der Wälsche ihm betrüglich
Abgeschwindelt. Sein Vermögen hat er
So verloren, aber ehrlich seinen
Namen sich erhalten. Doch der Kummer

Digitized by Google

Legte ihn auf's Krankenbett und frühe
Mußt er sterben; aber Hans, sein Sohn
Hat sich redlich durchgeschlagen, sich und
Seine Mutter. Hat das Studium
Aufgegeben, ist ein Goldschmied worden
Und erlernte auch in Holz zu schnitzen.
Kürzlich erst ist er von Nürnberg kommen,
Und ich hörte, bei den besten Meistern
Hat er sich zu einem rechten Meister
Selber ausgebildet; denn Veit Stoß
Und sogar der hochberühmte Maler
Albrecht Dürer waren seine Lehrer.
Ja! wer weiß, vielleicht wird er berufen
Unser heil'ges Münster auszuschmücken.
Fehlt ihm doch ein würd'ger Hochaltar
Und es hat der weise Rat von Breisach
Schon an alle Meister in dem heil'gen
Römischen Reiche derohalb geschrieben."

Drauf versetzte Ruppacher höchst gelassen:
„Possen, Alter! Heute will gerade
Breisachs Rat befinden, wer von all den
Hochberühmten Meistern würdig sei
Unsern Dom zu schmücken; aber ich bin
Referent und habe schon entschieden. —
Guten Morgen, lieber Posamenter!"

Sprach's und ging hinauf die Rathaustreppe.

II.

Auf dem Rathaus sind versammelt alle
Ratsherrn, Breisachs Weisheit, Glanz und Zierde,
Und der Bürgermeister schaut gestrenge
Noch im Kreise um, eröffnet dann die
Sitzung.

„Edle Herren, weise Räte,
Liebe Freunde", spricht er dann gewichtig.
„Nunmehr sind's zwei Jahre, seit es Breisachs
Rat gefallen zu beschließen, daß das
Münster einen Hochaltar erhalte,
Würdig seiner hohen Gründerin
Kaiser Ottos Frau Theophania.
Würdig seiner hohen Schutzpatrone
Protas und Gervas. Die beiden Heil'gen
Haben selber reichlich Geld beschaffen,
Das von frommen Pilgern ward gespendet
An dem hohen Doppelfeste. Und wir
Haben umgeschrieben allen Meistern,
So im heil'gen römischen Reiche wohnen.
Doch Kollega Ruppacher ward ernannter
Referent in dieser wicht'gen Sache;
Also mög er reden, was geschehen."

Ehrerbietiges Murmeln folgte diesem
Bürgermeisterlichen Redekunststück.

Aber sehr bedeutend hob sich nunmehr
Ruppacher und begann:

„Ihr edlen Herren,
Den Beschluß des hohen Rats befolgend:
„Einen neuen Hochaltar betreffend,"
Wurde ich ernannter Referente,
Hab auch weidlich umgethan im Reiche,
Hab an Pergament verschrieben sieben
Fielshäute nur an Briefen. Alle
Meister, die nur einigermaßen kommen
In Betracht, hab schriftlich ich befraget.
— Leider gab mir keine Antwort Nürnberg —
Und ich bin zum Schluß gekommen, Basels
Hochberühmter Meister . . . . ."

Hier erhub sich
Ein Gepolter auf der Rathaustreppe,
Und sofort erschien mit wicht'ger Miene
Heinz, der Stadtknecht, einen Brief in Handen.
Uebergab ihn stramm dem Bürgermeister,
Machte Kehrt und stapfte drühnend ab,
Martialisch, wie zu Zeiten, als er
Diener war bei Peter Hagenbach,
Karls des Kühnen Landvogt, der zu Breisach
Lang gewütet und von Breisachs Bürgern
Endlich ward gefangen und geköpft.
Aber Heinz war Ehgemahl von einer
Burgerstochter; ward daher zu Gnaden
Aufgenommen und zur Würde eines
Stadtknechts promoviert.

Der Bürgermeister
Oeffnete und las den wicht'gen Brief:

„Ueberhäuft mit Arbeit aller Art
Können wir nicht Folge leisten Eurem
Ehrenvollen Anerbieten. Aber
Einigermaßen scheinet uns befremdlich,
Daß der Rat von Breisach auswärts Männer
Suchet, einen Hochaltar zu schnitzen.
Lebet doch — soviel wir wissen — allda
Unser lieber Schüler, unser Freund,
Der soviel bewandert in der Kunst
Holz zu schneiden, als wir beide selber —
Lebt Hans Liefrink" —

— sehr vernehmbar seufzte
Hier Rat Ruppacher.

„. . . lebt Hans Liefrink", fuhr der
Bürgermeister lauter fort zu lesen;
„Und wir können nur empfehlen Liefrink.
Nürnberg, sechsten Jänner sünfzehnhundert
Vierundzwanzig.

Albrecht Dürer; Veit Stoß."

Doch der Bürgermeister gab das Schreiben
Seinem Nachbar und es ging im Kreise.

Digitized by Google

Schließlich sprach der Bürgermeister also:

„Ruppacher, seid bedankt für eure Mühe.
Doch den Namen könnet ihr behalten
Dessen, der zu Basel wär' berufen
Unsern Hochaltar zu bauen. Meine
Meinung ist, zu folgen diesem Rate,
Den die hochberühmten Meister senden.
Nicht geringen Ruhm und hohe Ehre
Wird zu Teil der ganzen Bürgerschaft,
Wenn ein Kind aus Breisachs eignen Mauern
Breisachs Dom mit einem Kunstwerk schmücket,
Dessen aber bürgen jene Meister."

Beifall gaben alle Räte. Ruppacher
Schwieg alleinig. Doch mit großer Mehrheit
Wurde zum Beschluß erhoben: Liefrink
Soll den Hochaltar erbauen; und der
Referent muß sich dem Spruche fügen.

III.

Voller Mißmut saß der biedre Ratsherr
Sonntag mittags nach der heil'gen Messe
Wartend auf der Stube. Seines Amtes
Schwere Pflicht erfüllen galt es jetzo.
Und es nahte seinem schöngebauten
Hause eilends Liefrink, jugendlichen
Schrittes; selbstbewußt, wie es bedünkte,
Ruppacher, doch ein hochgewachsner, hübscher
Blonder Junge.

„Ach, so war ich selber
Einstmal'," seufzte tief der Ratsherr, „da ich
Um Susanne freite; lang ist's her." — —

Und er sprach zu Haus, der unterdessen
Sein Gemach betreten:

„Hört des Rates
Schluß, nicht meinen. Er hat euch erkiesen,
Unserm heil'gen Münster einen würdigen
Hochaltar zu bauen."

Tief verneigte
Sich Haus Liefrink und begann, mit keckem
Mute die Gelegenheit beim Schopfe
Fassend:

„Edler Ratsherr, hochgeachter
Meister, insbesonder mir geehrter
Herr! Es wird ja eurer weisen Fürsicht
Nicht entgangen sein, daß eure Tochter
Lieber mir, als all die andern Mädchen.
Und schon, als ich in die Fremde zog,
Haben wir uns beide zugesagt
Und versprochen, uns zu ehelichen
Wann es Zeit erlauben und die Eltern.
Heute aber heißt die Zeit mich keklich
Reden und ich halte an um eure
Tochter; mag des hohen Rates Schluß
Mir ein Fürsprech sein und ein Empfehler."

Würdevoll sprach drauf der Ratsherr Ruppacher:

„Eurem Glücke mag ich nicht entgegen
Stehen, aber unerfindlich ist mir
Daß euch so empfohlen Stoß und Türer.
Zeigt mir also, daß ihr selbst ein Meister!
Meine Tochter sollt ihr haben und mein
Schwieger sein, sofern nur eure Kunst
Einen Hochaltar erbauet unserm
Münster — aber höher als das Münster."

Und mit seinem diabol'schen Spruche
Höchst zufrieden, ging der weise Ratsherr
An das Mittagessen: Speck und Knöpfle.

(Schluß folgt.)

Schlittenfahrt.

In deinen goldigen Locken
Wie siehst du reizend aus!
Der Schnee streut zackige Flocken
Und zieht die Stirn dir kraus.
Wer läßt noch lang sich bitten?
Mein Pony wartet nur:
So fliegen wir im Schlitten
Über die blühende Flur.

Bist im schwarzwollenen Jäckchen
Und Mützchen warm verwahrt,
Daß, Schalk, dir nicht die Bäckchen
Erfrieren auf der Fahrt.
Wirst still schon halten müssen,
Vermumm ich's Köpfchen rund,
Brauch doch — weißt Du's — zum Küssen
Nur einen roten Mund.

Wie rennt das Rößlein munter!
In Wolken stiebt der Schnee;
Den Dorfweg gehts hinunter
Rings um den blanken See.
Es klingeln unsre Schellen,
Es pfeift der luft'ge Wind;
Was sagt dem Spielgesellen
Heut wohl das selige Kind?

Ernst Wachler.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Huesca. Ramiro.

Huesca. Der König will mich nicht empfangen? Will nicht?
Er muß! (kommt vor, halblaut.)
Meint er, ich sei zum Zeitvertreib,
Um einer Posse willen hergekommen
In dieses üpp'ge Haus? . . . Gleich geh' und melde:
Der Herzog von Huesca müsse bitten,
Daß Seine Majestät ihn vor Sich lasse;
Und zwar ganz unverzüglich. Trommle Dich!
Ramiro. Die Majestät befahl, Euch auszurichten:
Sie käme morgen Selber nach Oviedo
Und in den Reichsrat. Heute will der König
Nicht mehr gestört sein; Niemand will er sehen.
Huesca. Auch mich nicht?
Ramiro. Niemand, so gebot der König.
Huesca (sehr ruhig.) Dann freilich auch nicht mich.
— Pause. —
Weis' mir den Weg.
Ich bin in diesem gold'nen Hause fremd.
Ramiro. Den Weg wohin? Hinaus?
Huesca. Hinein!
Ramiro. Herr Herzog!
Ich darf Euch nicht hinein zum König lassen.
Huesca. Wenn Du nicht darfst, so bleibe hier, ich suche
Allein den Weg zum Ohre meines Herrn;
Und werd' allein ihn finden.
Ramiro (laut angstvoll.) Wagt es nicht!
(leise, traurig.)
Verwandelt ganz und gar ist unser Herr.
Huesca (lächelt.) Trotzdem muß ich — — Wie nanntest Du es gleich?
Trotzdem muß ich's in Gottes Namen wagen.
Raimon (ist eingetreten.)
Ramiro (erschrocken.) Herr Herzog — Seine Majestät der König!
Huesca (verneigt sich tief.)
Raimon (winkt Ramiro sich zu entfernen.)

Sechster Auftritt.

Raimon. Huesca. Zum Schluß Mira.

Raimon. Ihr seid noch hier? Nicht längst schon unterwegs,
Zurück zur Stadt?
Huesca. Nicht eh'r, bis Majestät
Geruhten, mich zu hören.
Raimon (erregt.) Vorwürf, Klagen?
Wohl Aerg'res noch: Anklagen! Weit ich fern
Von aller Welt hier meine Welt mir baute —
Huesca (sieht um sich.) Ein Maurenreich: der König von Asturien!
Raimon (überhörend) — Darin von Zeit zu Zeit ich träumen will:
Ich würd' geliebt, wär' glücklich, könnt' beglücken;
Was ich in jener andern Welt des Staats,
In welcher Du geliebt wirst, Du beglückst,
Nun einmal nicht vermag.
Huesca. Mein Herr und König!
Empfindest Du, daß ich nur eine Scholle
Von Deiner Welt Dir raube, bitt' ich Dich —
Bitt' ich Dich flehentlich: laß ganz mich scheiden
Aus Deiner Näh', und aus dem Rat des Reich's.
— Pause. —
— Du schweigst . . . So wünschest Du mein Scheiden, Herr?
Raimon (wendet sich langsam zu Huesca.)
Ich wünsch' es nicht.
(Er thut einige Schritte auf ihn zu.)
Doch merke; würd' ich wünschen
So (Er lächelt.) „wünschte" ich auch dann nicht; weil ich dann
(Mit starker Stimme und flammendem Blick)
Befehlen würde!
Huesca. Du befiehlst mein Bleiben?
Raimon (sieht ihn fest an.)
Was thätest Du wohl, könntest Du nicht herrschen?
Du legtest Dich sofort auf's Sterbebett!
Denn Dir ist Herrschen — Leben; Leben — Herrschen.
Und so gebiet' ich Dir denn: bleib am Leben.
Huesca. Ich möchte allerdings so lang noch atmen —

Digitized by Google

Raimon (lächelt.) O „allerdings“. (Er setzt sich.)
Du siehst, ich kenn' Dich gut.

Huesca. — Bis ich das Reich, dess' Wohlfahrt ich
befestigt — —

Raimon (immerfort lächelnd.)
„Begründet“ meinst Du; sag' doch, was Du meinst,
Seit wann verschweigst Du Deine wahre Meinung?

Huesca (nach einer Pause.)
Bis ich das Reich, dess' Wohlfahrt ich gegründet,
Gerettet weiß aus drohender Gefahr.

Raimon (fuhr heftig zusammen, dann mit gewaltiger Selbstbeherrschung.)
Wie kannst Du jemals dieses Landes Wohlfahrt
„Gerettet“ wissen, da das Land bedroht
Von einer schwachen, schlechten Herrschaft bleibt.

Huesca (ausbrechend.)
Bei meiner Treu' für Dich, Herr: schwach und schlecht;
Und schlechter noch als schwach! Du hast das Kleinod,
Womit der Kön'ge König Dich belehnt:
Das Glück des Volks, verachtet, hast zu Scherben
Zerschlagen dieses höchste Kronjuwel.
Da liegt es nun im Staub! Und aus den Splittern
Erhobst Du dies Asyl verruchter Lüste
Und nennst es eine Welt . . . Blick' um Dich, Herr!
Um ein Arabien Dir hier vorzugaukeln,
Lässest Asturien Du zu Grunde gehen.
In ungerechten Steuern fließt dahin
Der Wohlstand Deiner treuen Unterthanen.
Es ist nicht Gold, was hier so glänzt und gleißt —
Der Schweiß des Volkes klebt an diesen Wänden;
Und seine Seufzer sind die Melodieen,
Mit denen Du Dein Universum füllst.
Du nimmst der Wittwen letztes Scherflein, um
Das Reich, darin Du herrschest und beglückst,
Zu pflastern mit Juwelen, daß hier selbst
Die Steine wider König Raimon zeugen.

Raimon (nach einer Pause.) Und alle diese Gräul hast
Du geduldet?

Huesca. Gekämpft hab' ich, gerungen mit dem Dämon,
Der in Dir ruht.

Raimon (mit seltsamem Lächeln.) Mit dem Despotengeist?

Huesca. Und weiter kämpfen werd' ich, weiter ringen —

Raimon. Bis ich bezwungen Dir zu Füßen liege,
Der König in dem Staub vor dem Vasallen!

Huesca (rückert sich Raimon, mit bebender Stimme, leise.)
Herr, von Oviedo bin ich hergeeilt,
Weil Aragon, im Bunde mit Castilien,
Gesonnen ist, Asturien Krieg zu bieten.

Raimon (springt auf, steht sprachlos.)
— Pause —

Raimon (ringt nach Worten.)
Krieg — Krieg?! Krieg gegen Aragonien — — Krieg!
— Pause. —
Wie ist mir denn? Träumt ich das nur? Damit
Die Aragonier mit uns Frieden halten,
Nahm ich die Aragon'sche Königstochter
Zum ewig ungeliebten Weib. Und jetzt —
Jetzt bricht uns Aragonien den Vertrag?
Nichtswürd'ger Meineid!

Huesca. Herr, den Eid brachst Du.

Raimon. Bist Du von Sinnen? Ich den Eid gebrochen!

Huesca. Herr, fort und fort der ärmsten Königin.

Raimon. Weil ich die Maurin lieb'? . . . Jetzt magst Du sehen,
Wohin es führt, wenn die lebend'ge Seele
Aus Politik aufhören soll zu fühlen:
Krieg bietet Aragon!

Huesca. Es nimmt den Anlaß —
Wir ließen es den Anlaß nehmen; und,
Vereinigt mit dem mächtigen Kastilien,
Bricht's über uns herein wie Wintersturm,
Dich schwelgend wähnend in Arabiens Lenzen,
Und ungerüstet wissend unser Land.

Raimon (bleibt vor ihm stehen.)
Beswegen, Herzog, ist es nicht gerüstet?

Huesca. Weil Du den Sold des Heeres nahmst, damit
Aus Wüsteneien ein Paradies erstehe.
„Es sei kein Krieg!“ befahlst Du.

Raimon (vor sich hin.) Dann es däucht mir
Ein dunkler Flecken auf dem Strahlenantlitz
Der Gottheit, die, als sie die Welt ließ werden,
Zugleich den Krieg erschuf . . Wär' ich ein Gott,
Ich ließe eh'r das tote, ew'ge Nichts,
Als ein lebend'ges, ew'ges All zu schaffen,
Das mit der Menschheit ans des Schöpfers Händen
Den Krieg empfing.

Huesca. Er bricht herein, und wird
Asturien von Europas Karte streichen;
Mit Blut auslöschen.

Raimon (aufschreiend.) Blut!
(Pause.)
Was muß geschehen,
Mein Reich zu retten vor der blut'gen Sündflut?

Huesca. Dem Reich mußt Du den König wiedergeben,
Zertrümmern diese Welt des falschen Scheins,
Die Du Dir selber schufst, zurück Dich wenden
In jene Welt, die Dir der Himmel gab.
(Pause. Dann mit machtvoller Empfindung.)
Der Uns're werde wieder; laß' uns wieder
Die Deinen sein. Wir sind es stets geblieben!

Raimon (dumpf vor sich hin.) Man wird mir nicht mehr
glauben . . .

Huesca Folge mir!
Zeig' Dich dem Volk an meiner Seite; und
Der Jubel Deines Volk's wird Dir verkünden,
Daß Du die Botschaft nur zu hören brauchst:
Wie immer noch Asturien an Dich glaubt.

Raimon. Weil mich das Volk an Deiner Seite sieht?

Huesca (in starker Bewegung.) Mein teurer Herr!

Raimon (sieht ihn an.) Dein teurer Herr, Huesca?
(mit plötzlicher, leidenschaftlicher Empfindung)
So lang ich noch Dein teurer König bin,
Kann ich nicht ganz ein schlechter Herrscher sein.

Huesca (weich.) Herr, eine Sturmflut dunkler Leidenschaften
Brach über Dich herein und trieb Dich fort,
Hinaus in's wilde Meer des Menschenlebens.
Verloren schienst Du, sahst nicht mehr den Strand
Der heimatlichen, heißgeliebten Erde.
Jetzt sänft'gen sich die aufgewühlten Wogen,
Und holde Sommerwinde treiben Dich
Dem blühenden Gestade zu, wo dem

Digitized by Google

Zurückgekehrten, dem Geretteten
Ein ganzes Volk jauchzend entgegendrängt.
Raimon. Huesca! — — Mira soll ich lassen, soll
Vom letzten Lächeln meines Lebens scheiden?!
Huesca. Krieg bietet Aragon!
(Er tritt zu ihm)
Mein Herr und König:
Einst standest Du und riefst: „Ich ward gesandt,
Der Friedensfürst zu werden meinem Land!“
Und Alle glaubten Deinem Königswort.
Raimon. Wer wagt daran zu zweifeln? Herzog fort!
Abreis' befiehl! Mir graut's vor diesem Ort.
Huesca. Bedenk' es wohl: Du darfst nie wiederkehren.
Raimon. Ich will nie wieder kehren! Muß ich
schwören?
Huesca. Herr, wie auf Fels will auf Dein Wort
ich bauen.
Und so wie ich wird Dir Dein Volk vertrauen.
(Er eilt fort.)

Siebenter Auftritt.

Raimon allein.

Mira (die während der letzten Worte erschienen ist, tritt weiter vor.)
Raimon. Jetzt, Himmelsherr, nimm mich in Deine
Hut!
Noch immer schreit's in mir: mit Blut, mit Blut!
Noch immer will das Grau'n von mir nicht weichen.
Ich sehe blasse Thränenbäche fließen,
Und heiße Purpurströme sich ergießen;
Ich seh' das Schlachtfeld decken sich mit Leichen —
(Er wirft sich den Mantel ab.)
Hinweg mit diesem feid'nen Schäfertand'!
Der Traum ist ausgeträumt; es ist entschieden!
Asturien, Heimat, teures Vaterland!
Dein König kommt, Dein König bringt Dir Frieden.
(Er hat sich dem Ausgang zugewendet; erblickt Mira — weicht zurück.)
Mira (nach einer Pause, mit unterdrückter Stimme).
Wohl, verlaß mich! Schleich Dich fort.
Leise, heimlich wie ein Mörder;
Scheuend meinen letzten Blick,
Fürchtend, daß die Todeswunde
Breche auf in Deiner Nähe,
Fließe, flute über Dich.
Raimon (leise.) Du siehst mich jetzt in meiner höchsten
Schwäche;
Aus höchster Liebe hilf mir stark zu sein,
Daß, tief in Deine Sonnenaugen schauend,
Ich dennoch von Dir scheide, süßer Tag,
Um niemals Deine Strahlen mehr zu trinken.
Mira. Armer, todesblasser König!
Wie Du zitterst, wie Du schauderst;
Weil Du sollst dem großen Moloch
Fromme, blut'ge Spende bringen;
Weil Dein Volk Dein Herz verlangt.
— Reiß es aus und wirf es hin!
Raimon. Das sagst mir Du, die Du mein Herz
doch bist?
(Er will auf sie zu.)
Mira (winkt ihn hinweg). Aber mich auch höre fordern!
Wie Du Deinem Land sollst geben,
Was des Landes: seinen Herrscher,
Heischt' auch ich ein Menschenopfer.
Raimon. Dein Auge glüht, als wäre Dein Blick
die Flamme,
Die das verzehrt, was ich Dir geben soll.
Mira (kommt vor). König Raimon will ich haben!
Aber jenen Raimon nicht,
Der um eines Weibes Reize
Seinem Volke brach den Treuschwur;
Und, an meinem Munde hängend,
Wund sich küssen ließ die Seele —
Einen andern Raimon will ich,
Der sich meinem Bann entwindet,
Nicht zurückkehrt, nicht zurückblickt,
Der so König ist und Kraft,
Daß er neben, über sich
Keine andern Mächte duldet.
Dann, Huesca, fahre hin!
Raimon. Wied'rum dieser! Lebt denn nur der Eine
In meinem Reich, daß Alles Er nur ist?
Admar (erscheint hinten.)
Mira. Deine Mira, die sich jauchzend
Schwänge auf den Scheiterhaufen,
Wenn aus ihrer armen Asche
Der Geliebte sich erhöbe,
Neugeboren aufwärts schwebte —
Mich vermagst Du hinzugeben,
Um vor Deines Volkes Augen
Frei und unbeherrscht zu scheinen,
Aber Treu' hältst Du Huesca;
Dessen grimm'ge Herrschsucht gierig,
Unersättlich frißt Dein Leben;
Der mit Klau'n des Königstigers
Deine Seele hält umkrallt.
Raimon. Nicht weiter! Schweige!
(er eilt von Mira fort, ganz vor, murmelt.)
„— Dessen grimm'ge Herrschsucht“ . . .
(Er fixt auf einen Sitz.)
Mira (weicht zur Seite.) Wehe ihm! Schon wirkt mein
Gift!
Admar (schleicht zu ihr.) Reize, stachle! Jetzt das Letzte!
Mira. Admar! Admar!
Admar (mit fürchterlichem Ausdruck.) Hin zu ihm!
Oder — liebst Du diesen Christen?
Mira. Schweig'! Ich gehe und vollende.
(Sie tritt dicht hinter Raimon, flüsternd.)
Deinen Vater den Tyrannen;
Wie mocht' ihn Huesca hassen,
Diesen wahren, echten Herrscher,
Der sich lieber ließ ermorden,
Als zu dulden, daß ein Hauch
Seines Mundes sich vermische
Mit dem Odem eines Andern.
Wie Huesca wohl frohlockte,
Als des Königs mächt'ger Wille
Ward von Mörderhand gemeuchelt,
Als sein Wille ward lebendig.
Raimon. — „Und dessen Herrschsucht unersättlich
frißt“ . .
Mira. Als sein Wille dann regierte!
Als Dein Volk, Dein ganzes Reich,
Und Du selber, zarter Knabe,

Digitized by Google

Wesenloser Stoff nur wurdest,
Ein Geschöpf nur dieses Schöpfers
Deinem Volk bringt er Dich wieder;
Denn es soll das Volk erkennen:
König ist er dieses Königs!
Frieden läßt er Dich verkünden,
Daß Europa staunend höre:
Echo bist Du seiner Stimme.
Heil Huesca! das ist Größe!
(dämonisch.)
Lieben könnt' ich solchen Mann.

Raimon (stöhnend). Was that ich Dir, daß Du mir Solches anthust?

Mira (mit flammender Leidenschaft).
Wenn er stark ist — sei Du stärker;
Wenn er groß ist — sei Du größer,
Und erheb' Dich über ihn:
Hoch und höher, bis Europa
In Asturien Dich nur sieht.
Werde fest und werde starr.
Werde einsam — einsam bleibe!
Auf der Höhe eines Throns
Ist nur Raum für einen Einz'gen;
Und der Eine sei der Fürst!

Ramiro (mit einem Aufschrei). Genug!
(Er springt auf.)
Admar (tritt vor.)

Ramiro (eilt ihm entgegen). Ach, Admar, kommst Du? Ich muß fort!

Admar (mit düsterer Größe.) König Raimon, folge mir.
Raimon (will reden.)

Admar. Frag' nicht. Höre klagen — richte!

Raimon (sieht ihn starr an. Folgt ihm dann rasch.)

Achter Auftritt.

Mira, dann Huesca.

Mira (tonlos.) . . . Und er folgt ihm in's Verderben!
Admar führt ihn zu dem Andern,
Jenem fürchterlichen Alten . . .
Vor ihm steht er. Admar spricht,
Sagt ihm — — Nimmer wird er's glauben!

Huesca (kommt.)
(Im Eintreten.)
Bereit ist Alles, Herr! — — Wo ist der König?

Mira (flüsternd.) Dort hinein. Seid stille, stille.

Huesca. So ließ er von der Schlang' von Babylon
Von neuem sich umstricken? Ich erwürg' sie!

Mira (bewegungslos.) Jetzt vernimmt er's
Raimon (schreit auf.)

Mira. Jetzt vernahm er's
Admar sprach. Jetzt spricht der Alte.

Huesca. Man will den König morden!
(Er reißt sein Schwert aus der Scheide und will hineinstürzen.)
Raimon (kommt.)

Huesca. Herr, Du lebst!

Neunter Auftritt.

Vorige. Raimon. Dann ohne Raimon. Später Admar.

Raimon (außer sich) Ein Schwert!
(Er sieht wild um sich, erblickt Huesca.)
Das Deine!
(Er entreißt Huesca das Schwert, stürzt wieder hinein.)

Huesca (will ihm folgen.) Herr, was willst Du thun?
(Man hört einen dumpfen Schrei, dann einen Fall.)
Huesca (ist von Entsetzen gelähmt stehen geblieben.)

Mira. Stille, still! Es ward gethan.
Pause.
Admar kommt.

Huesca (stürzt sich auf ihn, faßt ihn) Wer ist der Greis, den niederstieß der König,
Als wär's ein reißend Tier, ein toller Hund,
Bevor er noch zum König nur gesprochen?
Du brachtest ihn hierher, verfluchter Heide!

Mira (deutet hinter die Scene.) König Raimon!
(Sie erschaudert.)
Nein, sein Geist.

Raimon (aschfahl, mit entstelltem Gesicht, starrem Blick, in der Hand das blut'ge Schwert.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Raimon. Dann ohne Huesca.

Raimon (wie in Entgeisterung, aber hochaufgerichtet).
Der König schlug nicht tot — er hielt Gericht!
(Er schreitet langsam vor.)
Huesca, fleh' mit mir zum höchsten Richter,
Daß ich gerecht gerichtet.

Huesca. Wen, mein König?

Raimon. So nimm Dein Schwert zurück.
(Er läßt es fallen.) Es raucht von Blut
Von Menschenblut, das meine Hand vergoß
Für meinen Glauben an die Menschheit.

Huesca. Herr,
Erkläre mir —

Raimon (ohne ihn anzusehen.) Voraus mir nach Oviedo!
Sogleich versammle sich der große Rat.

Huesca. Du bleibst allein?

Raimon (wendet sich, sieht ihn starr an.) Bei mir bleibt meine That.
(Er winkt Huesca gebieterisch, sich zu entfernen.)
Huesca (zaudert; eilt dann durch die Mitte ab.)

Admar. König Raimon, hättest Du
Jenen Alten sprechen lassen!

Raimon (starrt vor sich hin.)
Er sprach zu mir! sein brechend Auge sprach . . .
Admar (tritt zu ihm.)

Raimon (weicht mit Entsetzen vor ihm zurück). Alles soll sich von mir heben,
Was ein Menschenantlitz lügt,
Mit Gottähnlichkeit betrügt:
Menschen lieben, bringt Verderben,
An sie glauben, reizt zum Morden.
(Er kommt nach vorn.)

Admar (weist mit satanischem Triumph auf Raimon.)
Nie mehr wird er steigen, schweben!

Mira (indem sie Admar mit sich fortzieht). Stille, stille! Laß' ihn sterben.

Raimon Und so ist denn all mein Leben
Sternenlose Nacht geworden.
(Er bricht zusammen.)
(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ludwig Pietsch.

II.

Ein Zufall wurde die Veranlassung zur ersten persönlichen Begegnung unseres Selbstbiographen mit Storm. „Es war im Frühling 1855. In dem langen Saal des Gebäudes der Kunstakademie war eine Sonderausstellung von Kunstwerken veranstaltet; darunter eine Anzahl von Landschaftsgemälden Karl Blechens, jenes genialen Künstlers, welcher der deutschen Landschaftsmalerei ganz neue Bahnen gewiesen hatte, aber bei allem seinem großen, freien Natur- und Wahrheitssinn doch zu tief in der Romantik steckte, um sich jemals gänzlich vor der Macht ihres Geistes über ihn befreien zu können. Bekanntlich verfiel er dem Wahnsinn und starb in geistiger Umnachtung. Unter jenen, damals ausgestellten Gemälden Blechens war eines, welches ganz aus demselben romantischen Geist wie Ludwig Tiecks mit unheimlichem Grauen am meisten gesättigte, phantasische Erzählung „Der blonde Eckbert“ herausgeboren schien. Es zeigt einen einsamen, dunkeln Waldsee, der von ungeheuren, kahlen Gebirgshöhen umgeben und wolkenhoch umragt wird. Ich weiß nicht, worin das Grauen eigentlich liegt, welches durch die Scenerie verbreitet ist und von ihr ausgeht. Jeder von uns empfand es. Die seltsame, spukhafte Staffage, verstärkte nur jene Empfindung. Ganz im Vordergrunde entdeckt man ein seltsames Monstrum, einen Zwerg mit ungeheurem Kopf und stumpfsinnig boshaftem Gesichtsausdruck; tiefer im Walde das kleine Figürchen eines Schützen, der auf dies gräuliche Gespenst anzulegen scheint, und das eines weiblichen Wesens, das angstvoll stehend die Arme gegen den Zielenden erhebt. Die eigentliche Absicht des Malers ist nichts weniger als klar ausgesprochen. Aber diese Unbestimmtheit verschärft nur noch den Charakter eines quälenden, beängstigenden Traumbildes. Ich stand mit Lübke davor und redete mich mit ihm tiefer in die Stimmung hinein, in die uns das wundersame Werk unmittelbar versetzt hatte. Es war, als blickte uns bereits der Wahnsinn daraus an. Ganz in unserer Nähe stand, gleichfalls in die Betrachtung des Bildes versenkt und davon ersichtlich aufs Tiefste ergriffen und erregt, ein schlank gebauter, sich etwas gebückt haltender Herr von 38—40 Jahren. Aus dem leicht geröteten, von einem dünnen, blonden Bart auf den Wangen und unter dem Kinn umgebenen, mit einem nichts weniger als koketten und gepflegten Schnurrbart geschmückten Antlitz des Herren leuchteten ein paar blaue Augen mit ganz seltsamem, schwärmerischem Glanz, während er zu seiner schönen Begleiterin und der anderen Dame an deren Seite sprach. Lübke begrüßte ihn wie einen guten Bekannten. Er mochte glauben, daß auch ich den Herrn kenne, und unterließ es, uns einander vorzustellen. Dieser war ganz Feuer und Flamme von dem Bilde. Das Romantisch-Dämonische, Grauenvoll-Spukhafte darin hatte eine sympatische Seite seiner eigenen Seele berührt und in starke Schwingungen versetzt. Ich gab meiner Ansicht von der ergreifenden Auffassung der Gebirgsnatur darauf Ausdruck in einigen Worten, die jenen lebhaft zu frappieren schienen. Er wiederholte sie mehrere Male und dankte mir, als wir uns trennten, noch besonders dafür: ich hätte genau das rechte Wort für das Unsagbare in dieser Landschaft getroffen. — „Wer waren denn die?“ fragte ich Lübke, als wir weiter gingen. — „Was, Sie kennen ihn nicht?! Aber das war ja Theodor Storm. Sie wissen, der „Immensee“ geschrieben hat, und seine Frau Constanze.“ Storm war damals Assessor in Potsdam.

Die Jahre 1853—56 brachten Pietsch immer tiefer in die Schriftstellerei hinein, ohne daß er dessen selbst recht inne wurde. „Ich fuhr nur fort, meine Texte zu den von mir für die Leipziger Illustrirte Zeitung und gelegentlich auch für „Über Land und Meer“ entworfenen Zeichnungen zu schreiben. Das that ich freilich nicht ohne ein gewisses, stilles heimliches Vergnügen, wie man Alles thut, was uns die Empfindung giebt, daß wir es ganz beherrschen. Diese aber hatte ich beim Schreiben in vollstem Maße. Malen und Zeichnen bereitete mir damals und zeitlebens ganz andere Schwierigkeiten. Die Lust daran war doch stets innigst verquickt mit der nicht immer süßen Qual des Ringens mit dem Gegenstande. Immer wieder hatte ich zu ändern, wegzukratzen und fortzuwischen. Wie anders war es beim Schreiben! Die Feder flog über das Papier, und drückte ohne Mühe das, was ich sagen wollte, dachte, fühlte, anschaute, aus. Nie waren Stunden vergeblicher Arbeit zu beklagen. Warum kannst Du nicht auch wie andere Deiner Bekannten etwas Geld damit verdienen! seufzte ich damals oft im Stillen.“ Denn honorirt wurden nur die Zeichnungen.

Da es nicht unser Zweck ist, die Lektüre des Buches überflüssig zu machen, sondern im Gegenteil zu derselben anzuregen, so müssen wir auf die Mitteilung mancher Episode, manches interessanten, merkwürdigen Portraits verzichten. Doch können wir uns nicht versagen, hier zum Mindesten Pietsch' sehr fesselnde Erinnerungen an einen der bedeutend-

Digitized by Google

sten Dichter dieses Jahrhunderts, Iwan Turgenjew, folgen zu lassen. „Als ich 1855 den jungen Berliner Buchhändler Heinrich Schindler besuchte, um ihm eine radierte Platte abzuliefern, reichte er mir einige Korrekturbogen: „Sehen Sie das doch einmal durch, ob es Ihnen gefallen wird," sagte er. „Es ist ein ganz wunderliches Buch, das ich da verlege. Eine Uebersetzung aus dem Russischen. Ein junger Russe hat sie mir gebracht, Paul Bidert heißt er. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen" — Wer ist der Verfasser? — „Iwan Turgenjew nennt er sich. Hier ist ein Daguerrotyp-Portrait von ihm, das mir Bidert geliehen hat." — Iwan Turgenjew! . . . der lange nicht mehr gehörte teure Name erweckte mir plötzlich eine ganze Flut lieber Erinnerungen aus dem glücklichen Winter 1846—47 und dem folgenden Sommer. Das Lichtbild ließ keinen Zweifel darüber, daß dieser Turgenjew eine Person mit dem unvergeßlichen Genossen jener Tage und Nächte von 46 und 47 sei, den sie doch vor allem ihre Schönheit, ihren Glanz und Reiz dankten; es war unverkennbar das alte, liebe, wohlbekannte, herrliche Gesicht mit den wunderbaren schwermütigen Dichteraugen, das ich damals vor acht Jahren gezeichnet hatte. Aber auch ohne das Portrait wäre mir die Gewißheit darüber schon durch die Lektüre des ersten Bogens jenes Buches gekommen. Es war das Tagebuch eines Jägers.

„An einem der letzten Novembertage des Jahres 1846 hatte ich das große Journal-Lesezimmer, die „Zeitungshalle" genannt, besucht und stieg die Treppe hinab. Von unten her kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines Mannes von etwa 27—28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht des Mannes. Sein Anblick traf mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Gesicht zeigte entschieden russischen Typus. Es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle herrlich gewölbte breite Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden. Ueber jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich-braune breitklitzige große Augen von eigentümlich schwermütig weichem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das wie die Wangen glattrasierte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies Antlitz nach unten hin ab. Ich hatte das instinktive Gefühl, hier einem ganz besondern, einem außerordentlichen Menschenwesen begegnet zu sein. Der Eindruck dieser Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt. Ich entsinne mich, wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen. Rascher als ich es ahnen konnte, sollte ich die nähere Bekanntschaft dieses Fremden machen. In jenem hier bereits wiederholt erwähnten Kreise von meist jüngeren Männern von den verschiedensten Berufsarten, Talenten, Nationalitäten, der sich damals allabendlich in der Bierstube von Scheible versammelte, war einer der älteren und trotzdem feurigsten und frischesten Genossen der Mecklenburger Dr. Hermann Müller-Strübing. (Er lebt heute, ein klassischer Philologe von bedeutendem Ruf, in London). Ich schloß mich dem um etwa dreizehn Jahr älteren in herzlicher Zuneigung an. Im feurigen Enthusiasmus für Pauline Biardot-Garcia war er sogar mir fast noch über. Wie wir, hatte er auch das dringende Verlangen, der „göttlichen" persönlich näher zu treten. Da am letzten Novemberabend trat er mit freudig verklärten Mienen bei Scheible ein. Er sei sehr glücklich. Er habe hier einen jüngeren Freund wieder gefunden, einen Russen, Kollegienassessor Iwan Turgenjew. Der sei von Petersburg her der intimste Freund der Familie Biardot, sei ihr gefolgt, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heute wollte dieser Russe ihn in das Haus der Künstlerin einführen. Am nächsten Abend warteten wir bei Scheible länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Erst nach Mitternacht erschien er, von Biardots kommend, mit ihm zugleich dieselbe in den weiten Pelzrock gehüllte Gestalt, der ich neulich auf der Stiege zur „Zeitungshalle" begegnet war, der glückliche junge Russe, der beneidenswerte Freund Pauline Biardots, den er uns nun als Iwan Turgenjew vorstellte. — Noch während derselben Nacht gelang es diesem, die erste Empfindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des Wohlgefallens an seiner ganzen Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach das Deutsche rein und fließend. Der leichte russische Accent ließ es wohl etwas fremdartig, aber nur desto anmutiger und einschmeichelnder klingen. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Jahre an der Berliner studirt; war ein eifriger Hörer und damals gläubiger Bekenner der Hegelschen Philosophie wenigstens gewesen, hatte auch wie-

Digitized by Google

derholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien; bewies ein ebenso feines, tiefes und eigenartiges Gefühl und Verständnis für die Musik und Malerei, wie für die Poesie und Litteratur der Völker. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und von einer imponierenden Goethefestigkeit. Was er sprach, worüber es auch sein mochte, das war durch seinen Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd, hatte nicht nur den frischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich wesentlich von jener Art der Gesprächs- und Darstellungsweise, die unter uns vormärzlichen Idealisten die vorherrschende war, durch eine überraschende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens. Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat die noch vertrautere Welt. Er war der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern keine jener charakteristischen Eigenschaften des altrussischen Gewaltherrentums gefehlt hatte. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte Gestalt war die eines Menschen von fast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüts, dessen kräftigste Leidenschaft der tiefe Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreifendsten. Wenn von einem versöhnenden Element darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde auch das einzig durch die tiefe Liebe zur Natur hineingetragen, die sich zuweilen in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn auch für ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten, trübenden Schleier, von einer gewissen undefinierbaren Schwermut beschattet. Waren persönliche Erfahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbteil seines Volkes, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gefällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie". Wie oft habe ich es ihm damals auf den Kopf zugesagt: „Sie sind ein echter Poet, ein großer, ein einziger Erzähler. Sie müssen wie Sie sprechen auch schreiben. Ihr Volk und die ganze Welt wird Sie erkennen und bewundern." Er aber wehrte alles lächelnd ab und versicherte — der Heuchler — er hätte nicht das Zeug zum Dichter. Er verschwieg konsequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Dichtungen in Versen, daß er Novellen und Skizzen veröffentlicht hatte. Anfang Juni 1847, als das Gastspiel Pauline Viardots sein Ende erreicht hatte, verließ auch Turgenjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze, schien mir daraus verschwunden. Jahre und Jahre vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgenjew nennen; empfing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm . . . Und nun, 1855, hielt ich plötzlich die Bogen dieser Sammlung seiner Erzählungen und Skizzen in den Händen, aus denen mich das vertraute Antlitz des Dichters wie aus einem reinen Spiegel anzublicken schien! Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Das „Tagebuch eines Jägers" wirkte bei seinem Erscheinen auf unsern engeren Kreis mit der vollen Macht seiner realistischen Poesie. Aber bei dem großen deutschen Lese-Publikum fand es zunächst nur eine ziemlich kühle Aufnahme. Auch Paul Heyse, den ich von der vollendeten Kunst des Erzählers fast ebenso bezaubert, als von der poetischen, menschenbildnerischen Naturkraft im Tiefsten ergriffen fand, änderte durch eine, dem Dichter und dem „Tagebuch" im Litteraturblatt gewidmete, sehr eingehende, meisterhafte kritische Besprechung vorläufig wenig an der fast gleichgültig reservierten Haltung des Publikums. Für mich, Lübke und einige andre Genossen aber wurde „das Verhältnis des Menschen zu Turgenjews Dichtung" bald zum Gradmesser der Echtheit und Stärke seiner inneren künstlerischen Anlage, seines Sinnes für die Natur und Poesie."

Wir schließen unsere Mitteilungen aus dem prächtigen Buche mit der Schilderung einer womöglich noch interessanteren Persönlichkeit: „Noch vor seinem Schluß bereicherte das Jahr 1857 den Kreis meiner Bekanntschaften um eine besonders merkwürdige, um die eines der geistig bedeutendsten und in jeder Hinsicht hervorragendsten jüngeren Männer unter allen, denen ich bis dahin näher getreten war. An einem Spätherbstnachmittage besuchte ich Frau Lina Duncker. Sie saß, aufmerksam und gefesselt der Vorlesung zuhörend, welche ihr ein junger Mann von etwa 30—32 Jahren aus der Griesschen Uebersetzung des „Rasenden

Digitized by Google

Roland“ hielt. Des Vorlesers Scheitel wurde von kurzem, krausem, dichtem, bürstenartig aufstehendem, dunkelbloudem Haar bedeckt. Unter der hohen, prachtvoll gewellten, buckelreichen Stirn blickten ein Paar große, hellgraublaue Augen mit kaltem faszinierendem Glanz hervor. Die unverkennbar auf semitischen Rassenursprung deutende Nase war dennoch nicht übertrieben gebogen, ihr Rücken fein geschnitten, die geblähten Nüstern schienen immer wie von schnaufendem Atmen bewegt. Ein dünnes, blondes Schnurrbärtchen beschattete die Oberlippe des schön gezeichneten Mundes. Ein wie die Wangen glatt rasiertes mächtiges Kinn schloß dies farblos blasse Antlitz nach unten hin ab, aus dem unverkennbar hohe Intelligenz und gewaltige trotzige Energie, Willens- und Thatkraft sprachen. Der so gestaltete Kopf saß auf langem Halse, — gleich jenem, auf den Vansen an Egmont hinweist, — über den ziemlich schmalen Schultern der schlanken Gestalt. Die Hausherrin stellte uns einander vor: Herr Maler P. — Dr. Ferdinand Lassalle. Das also war er, der Vielgenannte, Gehaßte, Gefürchtete, der Revolutionär von Düsseldorf, der „Kassettendieb“ von Köln. Allen Hindernissen zum Trotz hatte er der Gräfin Hatzfeld ihr Recht und den bedrohten Besitz ihres Vermögens erstritten. Nun trieb es ihn, die Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes endlich auch wieder auf ganz anderen Gebieten zu suchen. Durch eine große philosophische Arbeit, die „Philosophie des Heraklitos des Dunkeln“ trachtete er, sich mit einem Schlage den Ersten unter den Leuchten der Philosophie seiner Tage gleichzustellen. Kaum aber war er in Berlin eingerückt, als ihn ein Ausweisungsbefehl des Polizeipräsidiums traf. Aber in gewohnter Hilfsbereitschaft trat Humboldt für Lassalle ein. Er schrieb zu dessen Gunsten an den Prinzen von Preußen einen Brief, der eins der schönsten Zeugnisse der freien hochherzigen Gesinnung des großen Gelehrten und seines stolzen Mutes bildet. Es verfehlte seine Wirkung nicht; Lassalle blieb fortan unbehelligt in Berlin, konnte sein Leben auf seine Art führen. Diese aber war originell und ungewöhnlich genug. Gleich bei jener ersten Begegnung zog er mich an und fesselte er mich durch seine Erscheinung, wie durch das Freie und Kühne in seinem Wesen und Benehmen. Er schien immer noch auf die Wahrheit der revolutionären Legende zu schwören. Die Gestalten der Väter, blutigen Propheten und Werkzeuge der großen französischen Revolution, lebten in seiner Anschauung noch immer in der Form jener dichterischen erhabenschrecklichen Phantasiegeschöpfe, die Lamartine in seiner „Geschichte der Girondins“ gezeichnet und für treue lebendige Bildnisse ausgegeben hatte, während sie kaum einen Zug von wirklichen lebensfähigen Menschen haben. Ihm war das Wort aus der Seele gesprochen: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Schillers Gedankenpoesie stand in seiner Schätzung wolkenhoch über Shakespeares und Goethes auf dem festen Grunde der Natur und Menschlichkeit basierender Dichtung. Er bewohnte eine Vaterrewohnung in der Potsdamer Straße. Ich entsinne mich noch sehr genau des Abends oder vielmehr der Nacht, im Spätherbst 1857, als ich dies Heim Lassalles zum ersten Male betrat. Wir hatten drüben bei Duncker bis weit über Mitternacht hinaus in angeregtester Unterhaltung zugebracht. Als wir Letzten, Lassalle Julius Frese, Herbert König und ich uns gegen 2 Uhr endlich verabschiedet hatten, und jener uns ein, noch mit zu ihm herüber zu kommen, um das Gespräch fortzusetzen. Der Diener erwartete seinen Herrn. Die Gaskronen und Kerzen brannten im Salon und Speisesaal. Die Kohlen glühten im Kamin. „Welche Sorten wünschen Sie?“ fragte Lassalle, als wir uns bei ihm niedergelassen hatten. Wir machten die Probe. Aber er und sein Keller bestanden sie vortrefflich, und der Geist der gewünschten Sorten, wie der unseres Wirtes hielten uns noch bis zur Morgendämmerung bei ihm festgebannt. Noch höre ich beim Heimgehen Herbert Königs enthusiastische Ausrufe des Staunens: „Aber das ist ja ein Mensch aus einem Hackländerschen Roman! Gibt es denn so etwas in unserem philiströsen Berlin?“ ... Unter den Besuchern und Freunden Lassalles nennt Pietsch zuerst Varnhagen von Ense, „eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung und jugendlicher Biegsamkeit, das bartlose Gesicht von etwas weiblichen Formen und Zügen, Varnhagens Nichte, Fräulein Ludmilla Assing, die Seele des berühmten Salons in der Mauerstraße, deren, ob auch längst nicht mehr jugendliches, Mädchenherz von einer tiefen, rasch wachsenden, nicht zu bergenden leidenschaftlichen Neigung für Lassalle ergriffen worden war, welche die eben so geistvolle und hochgebildete als reizarme Dame zu den bedenklichsten, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringenden, phantastischen Toiletten-Extravaganzen veranlaßte. Da erschien auch Hofrat Dr. Friedrich Förster, der sogenannte „Hofdemagoge“ und der Busenfreund und Waffengefährte Theodor Körners. Der Dritte in diesem Bunde der Alten an Lassalles Tafel war der damals siebenundsiebzigjährige General a. D. von Pfuel, der Jugendfreund H. v. Kleists, eine vom Alter ungebeugte, eisenfeste Gestalt mit scharfgeweißeltem blauäugigem schnurrbärtigem Antlitz und schneeweißem, ganz unmilitärisch lang getragenem vollem Haar.“ Unter den

Digitized by Google

anderen Gliedern des Lassalleschen Kreises lernen wir ferner Dohm, Lothar Bucher, Hans v. Bülow, Heinrich Brugsch, Karl Marx und den Fürsten Pückler-Muskau kennen. Wahrlich eine bunte Gesellschaft!

„Es war", fährt Pietsch fort, „für Lassalle ein Bedürfnis, durch Ungewöhnliches zu überraschen und die öffentliche Meinung zur Beschäftigung mit ihm zu nötigen. Bald geschah das durch ein wissenschaftliches Werk voll reicher Gelehrsamkeit, bald durch ein Pamphlet voll beißendem Spott, oder durch eine Broschüre, welche die Augen der Menge und des Staatsanwalts auf ihn lenkte. Bald durch die Herausgabe einer eigenen Dichtung, die niemand von ihm erwartet hätte. Bald durch eine glänzende Verteidigungsrede vor Gericht. In den Zwischenzeiten aber verschmähte er auch kleinere Mittel nicht, um sich Triumphe der Eitelkeit zu verschaffen. Die in seinem Hause veranstalteten Symposien gehörten gleichfalls dazu. Diesen aber mußte von Zeit zu Zeit wieder noch eine ganz besondere Würze beigegeben werden, die ihren Effekt auf die Teilnehmer verstärkte. So veranstaltete er im Winter 1858 einmal einen Herrenabend, an welchem er seinen Gästen zunächst, statt Speise und Trank, gestopfte lange türkische Pfeifen darbieten ließ, auf deren glimmenden Tabak er Pastillen aus — Haschisch legte. Lassalle selbst versagte sich den Genuß, wollte den Kopf freibehalten, um die Vorgänge zu beobachten und zu studieren. Sie waren grundverschieden, je nach Temperament und körperlicher Organisation der Raucher. Die Wirkung auf mich selbst empfand ich zunächst als ein süßes, wohliges Behagen, ein Gelöstsein aller Glieder im Gefühl einer tiefen, angenehmen Müdigkeit. Dann aber geschah etwas sehr Überraschendes; die Wände waren verschwunden; unabsehbar dehnte sich eine weite, weite öde Ebene vor mir aus; — und über diese ganze Fläche hin erstreckten sich meine ins Endlose gewachsenen, von meinem Sitz aus vorgestreckten Beine. Am fernen Horizonte erkannte ich meine dort von der Erde aufragenden Füße! Die Decke des Lassalleschen Zimmers über mir aber war nicht wie die Wand verschwunden, sondern an ihrer Stelle in ihrer alten Höhe verblieben. So erfaßte mich das trostlose Bewußtsein: du kannst nun nie wieder aufstehn, mußt hier sitzen bleiben bis ans Ende deiner Tage! Müßtest du dir doch notwendig den Kopf an der Decke einstoßen, wenn du mit den Beinen aufstehen wolltest. Dieser Gedanke und diese Aussicht erfüllten mich mit tiefer Traurigkeit. Schwermütig resigniert saß ich da, bis allmählich die Füße wieder näher und näher kamen, die Beine kürzer und kürzer wurden, die Wände wieder den Raum schlossen und das Traumbild zerrann. Hans von Bülow sah man sehr bald in eine Art poetisch-musikalischer Verzückung geraten. Von goldig leuchtenden Abendwolken, wie er es begeisterungstrunken schilderte, fühlte er sich emporgehoben und durch die Lüfte getragen, und vernahm, während seine Augen und sein Antlitz in seliger Verklärtheit leuchteten, wunderbare überirdische Harmonien, Sphärenklänge, die er nachzusingen vergebens versuchte. Leider schien er die Vorsicht nicht beobachtet zu haben, sich während mehrerer Stunden vor dem Beginn der Sitzung aller Nahrung zu enthalten. So trat bei ihm nur zu bald schon ein sehr prosaischer Sturz aus seinen Himmeln ein. Die hohe Intinction wurde, ich will nicht sagen wie, geschlossen und der Leidende zu Bett gebracht. Am merkwürdigsten und lustigsten äußerte sich der Haschischrausch bei Ernst Dohm. Die Kraft seines Witzes schien verzehnfacht zu sein. Dann aber erkannte er zu seinem Schrecken, daß er in eine Eule verwandelt sei und mit den Flügeln schlagen müsse, und noch dazu in eine für Eulen ganz ungewohnte Situation geraten wäre. Er fühlte sich auf einer Postwagenreise begriffen und augenblicklich in der Passagierstube des Stationshauses den Beginn der Weiterfahrt erwartend. Hier verlangte er mit krähender Stimme nach dem „Beschwerdebuch", um seine Klagen über den schlechten Wagen und Ungehörigkeiten im Betriebe einzeichnen zu können. Auch bei ihm klang, wie bei den meisten vom Haschischrausch ergriffen Gewesenen, der Traumzustand allmählich aus, ohne daß die Erinnerung an das in ihm Erlebte und Empfundene damit erloschen wäre."

Aber Lassalle's Wesen führte auch zu minder harmlosen Episoden. Es sei hier nur eine wieder gegeben, weil hier Pietsch's Urteil in seiner Milde von dem anderer Beobachter wesentlich abweicht.

„Auch im folgenden Jahre," erzählt Pietsch „war Lassalle genötigt, die Treue und Standhaftigkeit seiner Freunde auf eine etwas gewagte Probe zu stellen. Die „gute Gräfin", die „mütterliche Freundin", der er die besten Jahre seiner Jugend geopfert, für deren Sache er alle Hilfsmittel seines reichen Geistes verwendet gehabt hatte, mochte nicht ferner durch einen so weiten Raum wie bisher von ihrem Ritter getrennt leben. Sie erschien plötzlich in Berlin. An Dunckers und die ihnen Nächststehenden trat damit die heikligе Frage heran: wie sollen wir uns zu dieser berühmten Dame verhalten? Man mochte Lassalles Beziehungen zu ihr noch so vorurteilslos ansehen — ganz leicht konnte keiner soliden bürgerlichen Familie damals der Entschluß werden, die Freundschaft für Lassalle auch auf die Gräfin auszudehnen. Aber er kannte inbezug auf diesen Punkt keine Halb-

Digitized by Google

heit. „Wer nicht für sie ist, ist gegen mich“ war sein Wort. — Ihn aufgeben um eines gesellschaftlichen Vorurteils willen? Unmöglich! Niemand hätte sich dazu entschließen können. So trat denn auch die Gräfin — damals noch immer eine imposante Erscheinung, in welcher man die Spuren der einstigen blendenden Jugendschönheit noch keineswegs völlig verwischt fand, die sie mit dem Aufgebot aller Toilettenkünste und »Mittel an sich zu fesseln bemüht war, — im Frühling 1859 in den Kreis der Freunde und ständigen Gäste des Dunckerschen Hauses ein. Sie verlor nie den ruhigen natürlichen Ton der vornehmen Dame und verleugnete in keinem Augenblick die tadellosen Verkehrsformen einer solchen. Selbstverständlich herrschten dieselben auch in ihren Mittags- und Abendgesellschaften, wenn man sich auch in der Unterhaltung im Bekennen der verwegensten Anschauungen und Meinungen in Sachen der Politik, Religion und Moral nicht den geringsten Zwang aufzuerlegen hatte. In ihres Freundes Wohnung war die Gräfin, — mütterlich besorgt um ihn, damit er an Leib und Seele keinen Schaden nehme, — fast noch mehr zu Hause als in ihrer eigenen. Bis zu jener verhängnisvollen Schweizerreise im Sommer 1864, die ihn in den Tod führen sollte, hat sie sich nicht mehr für längere Zeit von ihm trennen mögen.“

Damit seien unsere Mitteilungen aus dem prächtigen Buche geschlossen. Es erhält eben in den Tagen, wo dies Heft erscheint, seine Fortsetzung: Die „Erinnerungen aus den sechziger Jahren“. Wir werden auf diesen neuen Band später einmal gelegentlich zurückkommen; einer Empfehlung freilich bedarf er nach dem, was wir aus den ersten mitteilen konnten, für unsere Leser nicht mehr.

Jugendbriefe

von

Fürst Hermann Ernst von Pückler-Muskau, August Graf von Platen, Julius Mosen und Nicolaus Becker.

Die meisten Menschen sind in der Jugend nicht blos körperlich, sondern auch seelisch am schönsten, nur auserwählte Naturen werden durch Kampf, Leid und Enttäuschung geläutert; sie werden im Alter edler. Aber wie selten liebenswürdiger! Nichts ersetzt die Frische, die auf der jungen Seele liegt, „wie der Schmelz auf Faltersflügeln“.

Schon darum sind Jugendbriefe bedeutender Menschen so reizvoll. Zudem hüten sie da ihr Herz weniger, als später, sind offener und mitteilsamer.

Das trifft auch von den folgenden Mitteilungen zu und bindet die Briefe dieser unendlich verschiedenen Männer zu einer gewissen geistigen Einheit zusammen.

Der Zufall der chronologischen Reihenfolge, die wir wählen, will es kaum eine andere giebt, stellt den nachstehenden, im Kriegssturm hingeworfenen Brief von Pückler-Muskau an seinen Freund und Güter-Inspektor Leopold Schefer an die Spitze:

Brüssel, den 31. März 1814.

Soeben erhalte ich einen Brief von Ihnen vom 21. Febr. mit der Anlage des Grafen Puthus. Ich bin mit Allem was darin steht sehr wohl zufrieden. Die Franzosen haben uns aus Brüges herausgejagt. Ich habe bey dieser Gelegenheit meinen schönen türkischen Fuchs und meinen türkischen Säbel verlohren. Einen Ehrenäbel von Silber und Gold schön gearbeitet, den die Stadt mir geschenkt hatte, habe ich auch in Stich lassen müssen. Das Kriegsglück lacht nicht immer. Überhaupt thun wir keine Wunderdinge in Belgien. Napoleon schlägt sich in Frankreich bald da, bald dort, wie ein angeschossener Eber, oft glücklich, zuweilen mit großem Verlust. Man sagt, der Kronprinz gehe zurück. So viel ist gewiß, daß er seit seiner Ankunft am Rhein ganz unthätig liegen geblieben ist. Ist Streike schon entbunden? Sie werden eine schöne Hundefamilie zusammen bekommen. Ich habe Friedrich mit 9 Hunden zu Hause geschickt, wovon 8 auch trächtig sind. Es sind 6 englische parforce Hunde und 3 belgische Windhunde, Geschenke aus Brüges. Sie sollen einen Jägerhof auf dem Vorwerk einrichten, wo künftig alle Jagdhunde seyn sollen. Bertram kann vor der Hand dort hinlogirt werden, und die Oberaufsicht darüber führen. Ich wünsche, daß dies Alles so schnell als möglich ausgeführt werde. Über den Garten hoffe ich eine neue Relation.

Mein Rappe ist gesund und wieder bei mir.

Ich wünschte sehr, daß an die Ufer des Canals im Garten viel von einer Art Weiden gepflanzt würde, die ich in Bautzen gesehen habe, und die sich auffallend von den anderen auszeichnen. Wenn Sie in Bautzen nach dem Kupferhammer herumtergehen, so finden Sie den kleinen Fluß hinter demselben weit entlang ganz damit bepflanzt. Suchen Sie sich doch davon zu verschaffen.

Ich möchte wohl einmahl auf ein paar Tage nach Muskau fliegen können. Ich hätte Ihnen Manches zu erzählen was ich dem Papier nicht anvertrauen darf. Apropos wie geht denn die Allaune (?) Sammeln Sie recht viel Geld, da ich nicht mehr wie 300 Th. monatlich brauche, so muß das möglich seyn. Verkaufen Sie Holz was möglich ist, nur lieber aus der Herrschaft Muskau als aus Brautz.

Ich hoffe bald Briefe aus Muskau zu erhalten. Beinah wär ich nach England gegangen. Um mich

Digitized by Google

mit der Hoffnung zu vergnügen, machte ich Spazierfahrten auf der See nach jenem gelobten Lande zu.

Ihr alter Freund

H. Pückler.

Der Brief bedarf kaum eines Commentars; in der Liebe zum Sport, wie in der curiosen Wirthschaft, aber auch in der Neigung zur Gartenkultur und zur — scharfen Kritik Höherstehender verrät der Brief bereits den ganzen späteren „Semilasso".

Der folgende Brief des damals 26jährigen Platen an die Verlagshandlung F. A. Brockhaus ist nicht allzu wichtig, aber doch der Mittheilung nicht unwert:

Anspach d. 31. July 1822.

Da mir meine Studien einen kurzen Aufenthalt in Bonn und Heidelberg nöthig machen, so erbieth ich die Zuschrift Ew. Wolgeboren erst heut, u. da ich nun von allen dringenden Geschäften frey bin, u. diese Tage nach Erlangen zurückkehre, so bin ich wol geneigt, wenn es noch Zeit ist, Ihnen für die Uranta eine kleine Sammlung Sonette u. vielleicht noch ein Paar andre Sachen mitzutheilen. Doch wünschte ich zu wissen, unter welchen Bedingungen Sie dieselben aufnehmen wollen, da mir von Seite des Frauentaschenbuches sehr vortheilhafte zugekommen. Auch wünsche ich zu wissen, ob sich in Hinsicht der lyrischen Blätter noch keine Aussichten gezeigt haben, denn da in meinen gegenwärtigen Verhältnissen nichts Übriges habe, so kann mir diese Sache nicht ganz gleichgültig seyn. Da jene Gedichte sich in Erlangen befinden, so werde ich dieselben gleich nach Empfang Ihres Briefes, den ich dorthin zu richten bitte, absenden können.

Mit vollkommener Hochachtung

Gr: Platen.

Platen war bekanntlich ein Meister in der Kunst, hohe Honorare zu erlangen; sein großer Gegner Heine war in diesem Punkte, mit ihm verglichen, seinem harten Berleger Campe gegenüber harmlos. Immerhin ist auch in diesem Schreiben das offene Bekenntnis, daß er's nöthig habe, noch jugendlich; in der Folge stellte sich Platen seinen Verlegern gegenüber in seinen Honorar-Forderungen immer mehr auf den Standpunkt des „Grafen", der zwar Alles verschenken könnte, aber eben darum das Doppelte und Dreifache fordert.

Von Julius Mosen liegt uns der folgende schöne Brief vor, mit dem er die Sendung seines Schauspiels „Heinrich der Finkler" an einen Kritiker begleitet:

Hochverehrter Herr Doctor!

Wenn ich nicht irre, so ist es Sisyphus, der Sohn des Windes, welcher in der Unterwelt den ungeheuren Stein bergaufwärts rollen muß; wie dem auch sei, es ist die beste Vignette zur Weltgeschichte. So unsern Händen aber auch immer wieder der tückische Marmor entrollt, so müssen wir doch immer wieder ihn zu bewältigen suchen; denn nur im Kampfe lernt man sich und seine Kräfte kennen und es giebt keine andere Seligkeit als diese.

In diesem Büchlein, das Sie hiermit erhalten, sehen Sie, wie freudig ich mein hartes Leben, und zugleich eine ganze Zeit mit emporrollen möchte. Finden Sie, daß ich es ungeschickt angefangen habe, so wollen wir uns beide wie fröhliche Kinder auf den Berg hinstellen und uns über die täppischen Sprünge, welche der Stein im Hinunterrollen macht, so lange freuen, bis wir wieder damit beladen sind.

Sie sehen aus diesem industriellen Gleichnisse, daß ich im gewerbsthätigen Sachsen, in meiner geliebten Spinnmaschine lebe. Mit der Bitte, auch dann, wenn der alte Held meines Buches dem Kritiker nicht gefällt, ihn meinem Freunde, und ein solcher werden Sie mir schon werden, empfohlen lassen zu sein, verharre ich mit besonderer Achtung als

Ihr

Verehrer

Julius Mosen

Armen-Advocat.

Dresden, den 10. September 1835.

Und diesen wehmütigen Hinweis auf Sisyphus nennt der arme „Armen-Advokat" ein „industrielles Gleichnis"! Er war damals freilich kein Jüngling mehr, aber wenn Einer, so gehört dieser Mann von unerschöpflichem Idealismus zu Jenen, die nie alt geworden.

Ein in seiner Art einziges Schicksal hat der Mann erlebt, dem wir uns nun zuwenden, um die Reihe zu schließen. Er dichtet sein seinen Jünglingsjahren, ohne irgendwie das Ohr der Zeitgenossen gewinnen zu können und findet sich endlich darein, sein Leben im Dunkel, als Subaltern-Beamter, zu verbringen. Da gelingt ihm in glücklicher Stunde ein Lied, das binnen wenigen Tagen Flügel bekommt und ihn nicht allein in Deutschland sondern in der ganzen Welt berühmt macht. Aber zur selben Zeit begünnt er zu kränkeln, seine Gedichte, für die er nun einen Verleger gewinnt, gehen fast spurlos vorüber und ebenso sein früher Tod. Jenes einzige Lied aber ist noch heute unvergessen: Nicolaus Beckers Rheinlied. Der folgende Brief ist nach seinem großen Erfolg, aber vor seiner Erkrankung geschrieben; er ist ein rührender Beweis für die Bescheidenheit, mit welcher der damals weltberühmte, kaum 31jährige Mann die Lasten eines kleinen Aemtchens — er war Aktuar am Friedensgericht zu Köln geworden — auf sich nahm, weil es ihm ein sicheres Stückchen Brod gewährte. Den Namen der Künstlerin, an die der Brief gerichtet ist, wissen wir nicht anzugeben; wir vermuten aber, daß es die eben so schöne als begabte Charlotte von Hagen gewesen.

Cöln 7. 9. 41.

Könnten Sie zürnen, meine liebe Freundin, so hätte ich gewiß durch mein langes Schweigen Ihren Zorn verdient. Nur schüchtern wage ich daher, die Bürde meines neuen Amtes, einige Dienstreisen, Besuch alter und neuer Freunde u. s. w. als Entschuldigungsgründe anzuführen, von Ihrer Großmuth erwartend, daß Sie sie als solche werden gelten lassen. So wäre denn endlich die materielle

Digitized by Google

Grundlage gesichert, in einer Weise, wie ich es so lange gewünscht habe. Ich habe ein Amt, was mich ernährt, ohne mich durch Arbeit zu erdrücken und bin zufrieden. Sie sehen also, daß vor der Hand noch keine Veranlassung vorhanden ist, mich meinem lieben Rhein zu entrücken, nehmen Sie jedoch meinen innigst gefühlten Dank an für die thätige Freundschaft, womit Sie mir eine Zukunft in Ihrem schönen München sicherten. Meine Muse hat freilich augenblicklich vor ihrer strengen Schwester Justitia in den Hintergrund treten müssen, und steht gedrückt im äußersten Eckchen, wie Sie in Ihrem letzten lieben Brief; nicht für immer aber wird sie der Blinden das Regiment überlassen.

Doch genug von mir.

Mit Befremden lese ich in Ihrem letzten Briefe, daß Sie mir gerne die Rosen schicken und das Kreutz für sich behalten möchten. Sollten Sie denn wirklich ein Kreutz haben, Sie, die allgefeierte und allverehrte, deren Zauber sich alle Herzen neigen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Äußerung als die Hingabe einer augenblicklichen üblen Stimmung betrachte, wie sie uns wohl zuweilen überfliegt, die längst anderen Eindrücken, gewiß aber vor dem herrlichen Empfange gewichen sein wird, der Ihnen in Berlin zu Theil wurde, wie ich solches ausführlich und mit besonderem Vergnügen in den Blättern gelesen.

Werde ich das Wappen noch einmal sehen? Wenn Sie es nicht ganz schicken wollen, so schicken Sie mir das Kreutz. Sie sollen es nicht haben, und die Rosen alle auf Ihr schönes Haupt und Ihr warmes Herz.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, und grüßen Sie herzlich Ihre Schwester von

Ihrem

Nic. Becker.

Das „Kreutz" legte ihm das Schicksal schon wenige Monate später auf die Schultern und vier Jahre darauf war der edle, liebenswürdige Mann tot.

Neue Novellen und Romane.

Das neue Novellenbuch von Marie von Ebner-Eschenbach (Berlin, Gebr. Paetel) ist nur ein schmales Bändchen, aber sein künstlerischer Wert wiegt schwer. Die erste und größere der beiden Novellen „Das Schädliche" ist eine der besten dieses bedeutenden, wahrhaft ernsten und tiefen Talents. Ein Unglücklicher erzählt die Geschichte seiner Gattin und seiner Tochter; die eine war leichtfertig, die andere geradezu ein Abgrund von Schlechtigkeit; es wird uns Alles erzählt und nichts verschwiegen; der Stoff gehört also zu den „bedenklichen", die sich überhaupt in unserer Novellen-Litteratur behandelt finden, und doch ist kein Wort darin, durch welches sich ein wahrhaft sittliches Empfinden verletzt fühlen könnte — im Gegenteil, ist ein Vorzug dieses Kunstwerks vor anderen zu rühmen, dann eben die sittliche Größe der Anschauung wie der Darstellung. Freilich ist's keine aufdringliche, sich ausbietende Sittlichkeit, die uns hier entgegen weht, aber wir haben nicht oft ein dichterisches Werk gelesen, welches so sehr zur Disziplinirung der eigenen Natur, wie zur Milde in der Beurteilung anderer mahnt, welches so sehr die Sünde hassen und die Sünder erbarmungsvoll richten läßt, wie diese Erzählung. Sie schildert die Macht der Vererbung, schildert sie mit fast grausamer Wahrheit und Unerbittlichkeit, aber doch so, daß wir deutlich erkennen: blindlings sind wir nicht in die Hände dieser Macht gegeben, so wenig, wie in die der Natur überhaupt — kämpfe und du wirst siegen und nicht unterliegen, wie dieser Mann und die beiden unseligen Frauen, von denen er berichtet. Gleich groß ist die Kunst der Charakteristik, so weit sie die Frauen betrifft: jede einzelne Gestalt, nicht blos die beiden Heldinnen, auch die Nebenfiguren, tritt greifbar klar vor uns hin und lebt sich vor unseren Augen aus; die Männer sind diesmal nicht gleich gut geraten und namentlich des Erzählers Gestalt schwankt unserem Blick, nicht weil er zu wenig, sondern vielleicht gerade deshalb, weil er zu viel von sich erzählt. Ohne Einschränkung aber ist wieder die Schilderung des Milieu anzuerkennen: österreichischer Landadel, wie er leibt und lebt. Auch die zweite Novelle: „Die Totenwacht" ist eine höchst interessante Arbeit, kann sich aber unseres Ermessens der ersten nicht an die Seite stellen; die allzugroße Knappheit hat, wie wir glauben, die scharfen Linien so hart neben einander gerückt, daß sie in einander fließen, und das Ganze nicht völlig klar wird. Schade, denn Vieles, so gleich die Situation, in welche die beiden Personen der Handlung hineingestellt sind, ist meisterhaft erdacht. Alles in Allem, dies ist wieder einmal ein Buch, an dem man seine Freude haben kann.

Der rastloseste und fruchtbarste Romandichter der Gegenwart, Wilhelm Jensen, hat sehr verschiedene Tonarten zur Verfügung. Die behaglich humoristische, die sein neuestes Werk: „Die Erbin von Helmstede" (Dresden, Verlag des Universum 1895) anschlägt, ist vielleicht nicht seine eigentümlichste, aber wir vernehmen sie doch immer wieder gerne. Die Erfindung ist nicht allzu originell, geschweige denn, daß sie den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit Rechnung trüge, und gegen den Schluß hin häufen sich die Verlobungen in etwas bedenklicher Fülle, gleichwohl ist das Buch auch vom künstlerischen Standtpunkte beachtenswert, weil es einige ebenso originelle, wie wahrhaft humoristisch aufgefaßte Charaktere vorführt. Um nur vier zu nennen: der Dr. Erich Praeconius junior und der Sanitätsrat Dr. Caspar Praeconius senior, wie die Mamsell Jette Blei und der Magister Jakob Pflaumenbaum — wahrlich, das sind Menschen, wie sie nur ein wirklicher Dichter vor uns hinzustellen vermag, und es verlohnt

Digitized by Google

sich schon deshalb, das Buch zu lesen, um ihre Bekanntschaft zu machen.

Von Ernst Wichert liegen uns zwei neue Novellen-Sammlungen vor: „Neue littauische Geschichten", enthaltend: „Nur ein Jude", und „Das Grundstück", ferner die Sammlung: „Frauengestalten" (beide aus dem Verlage von Karl Reißner in Leipzig.) Diese Gaben des ostpreußischen Dichters sind nicht von gleichem Werte. Da er einst auf dem Gebiet der Cultur-Novelle aus Littauen seine besten erzählenden Dichtungen geschaffen — hier sei nur an seine Meister- und Muster-Novelle: „Ansas und Gritta" erinnert — so haben wir namentlich nach dem ersten Bande mit großen Erwartungen gegriffen. Sie sind nicht ganz erfüllt worden. Beide Geschichten malen das düstere Bild von dem Untergang des kleinen Volksstamms, wie es schon Wicherts erste Arbeiten aus diesem Stoffkreis geboten, weiter aus, aber neue Züge treten nicht hinzu; schlechte Wirtschaft, Leichtsinn und Trunksucht, mangelnde Einsicht und starres Festhalten am vermeintlichen Recht bringen die Leute in's Verderben. Nach dem Titel der ersten Novelle haben wir diesmal als Gegenstand der Schilderung die Berührung dieses Stamms, mit einem anderen, gleichfalls ethnographisch interessanten vermutet, was jedoch nicht zutrifft; warum die Novelle: „Nur ein Jude!" heißt, ist uns unklar geblieben. Es tritt ja unter Anderem als Nebenfigur auch ein Jude darin auf, und der letzte Frevel des unseligen Pawils Lauronat besteht eben darin, daß er diesen Juden, der ihm nichts Böses gethan, erschießt — aber die Hauptsache ist dies wahrlich nicht. Einen ernsteren Anlauf zu psychologischer Vertiefung nimmt die zweite Novelle, doch haben wir auch für die hier vorgeführten Gestalten kein wärmeres Interesse fassen können. Die drei Novellen des zweiten Bandes sind klug ausgedacht, gewandt vorgetragene Arbeiten. Tiefer aufgerührt wird man vielleicht nirgendwo, hat aber überall die Empfindung, einem warmherzigen, fein beobachtenden, erfahrenen Führer durch das Labyrinth menschlicher Irrungen und Kämpfe zu folgen — und das ist wahrlich in unseren Tagen, wo ja im Durchschnitt nur dünne Süppchen für die Familien-Blätter oder Gerichte mit sehr bedenklichem Hautgout gekocht werden, kein geringes Lob. Ganz besonders hat uns die letzte Novelle „Fräulein Johanna" gefallen: dies klügste und liebenswürdigste aller alten Mädchen hat's uns so angethan, daß wir seiner noch lange gedenken werden. Daß Wichert, der Ostpreuße den Wiener Verehrer des Fräuleins, Herrn Hochstadt kein ganz korrektes Oesterreichisch sprechen läßt, hat uns wenig bekümmert; auch diese Gestalt ist dem Leben abgelauscht.

Konrad Telmann hat im Verlage von Carl Reißner in Leipzig einen neuen Band seiner Novellen erscheinen lassen, der sich noch der ersten „Schattenpflanzen" betitelt. Es sind außerdem noch ihrer vier im Bande: „Die Blätter fallen", „Noch einmal", „Spätsommer", „Für die Heimat". Man kennt Telmanns Art, breit — vielleicht zuweilen zu breit — aber immer klar und fest, gestaltet er seine Geschichten aus, die in neuester Zeit — sicherlich ein künstlerischer Fortschritt — weniger auf bewegte Handlung, als sorgliche Ausmalung des Seelenlebens hinzielen. Das ab und zu ein Problem ein wenig zu gesucht erscheint, mag nicht verschwiegen sein; wenn z. B. in der Novelle: „Die Blätter fallen" zwei Ehegatten nur deshalb an einem fremden Ort allein zusammenkommen, um sich scheiden zu lassen und sich dann natürlich für's weitere Leben zusammenfinden, so sagt sich der Leser doch unwillkürlich, daß eine derartige Verabredung unter Leuten, die auseinander wollen, schwer denkbar ist und vom Erzähler nur deshalb ausgesonnen wurde, um einen sonst nicht eben neuen seelischen Vorgang spannend einzuleiten.

Nach diesen Werken mehr oder minder begabter Künstler seien noch zwei Erzeugnisse des Dilettantismus in's Auge gefaßt.

„Zweierlei Hoheit". Roman von Juvenalis Minor. (Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) 1895.) Eine stümperhaft, mit ermüdender Breite, großer Sentimentalität und überaus dürftigem Schilderungs-Vermögen vorgetragene Geschichte aus einem deutschen Kleinstaat. Wer nach des Verfassers Intentionen der Held dieser tränenseligen Historie ist, erfährt man erst gegen den Schluß hin; was das Buch will, erfährt man aber selbst dann nicht, wenn man es glücklich zu Ende gebracht, und noch weniger sind wir darüber in's Klare gekommen, wozu in aller Welt derlei unbeholfene Uebungen im deutschen Stil, wenn sie schon geschrieben werden, auch noch obendrein gedruckt werden müssen. Ein Genosse unseres Schicksals, das Buch pflichtgetreu gelesen zu haben, an den wir diese Frage gerichtet, war der Meinung, es handle sich um ein Buch mit actueller politischer Spitze; er wollte dies daraus erkannt haben, weil in dem Roman neben vielen anderen Figuren auch ein junger Fürst auftritt, der den erprobten Staatsmann, der bis dahin die Geschicke des Kleinstaats gelenkt, entläßt und bei jeder Gelegenheit seinen persönlichen Willen zur Geltung bringt. Aber dadurch allein, gesteht unser findiger Freund zu, sei er nicht auf die seines Erachtens richtige Spur gelenkt worden, sondern auch durch den „roten" Verlag und des Pseudonym „Juvenalis Minor". Wir geben die Ansicht wieder, ohne sie recht teilen zu können; war dies die Absicht des Verfassers, so hat er sie jedenfalls gründlich verfehlt. Doch will es uns scheinen, als wäre es überhaupt nicht ein Autor, sondern eine Autorin, die hier einmal zur Abwechslung einen Roman gestrickt hat.

Dem Werkchen, mit dem wir schließen, läßt sich mancherlei, aber nicht Unklarheit der Tendenz zum Vorwurf machen — im Gegenteil.

„Einer von der roten Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Von Paul Franken (Berlin, Oskar Haebringer 1895.) Ein sehr schlecht, ja inecorrect geschriebenes Buch, aber in Inhalt und Tendenz beachtenswert. Ein alter Druckereigehilfe geräth durch eigene Schuld immer tiefer abwärts und kommt schließlich um's Brod; die Schuld schiebt er auf den Brodherrn und wird Sozialdemokrat; ein Ende mit Schrecken schließt die Laufbahn des Verirrten ab. Man darf derlei Tendenzschriften natürlich nicht überschätzen, geschweige

Digitized by Google

den glauben, daß alle Sozialdemokraten nur eben Leute sind, die nicht arbeiten wollen, aber in vielen Fällen trifft die Schilderung des Büchleins zu. Der Verfasser verfügt neben gutem Willen auch offenbar über genügende Vertrautheit mit den Verhältnissen, aber will er fortab als Schriftsteller wirken, so muß er vorher ein fehlerfreieres Deutsch erlernen; die Lektüre des Buches ist wahrlich kein Vergnügen und Ausdrücke wie: „der langsährigste Arbeiter dieses Hauses“ sind noch lange nicht das Schlimmste, worauf man da stößt.

K. B.

Litterarische Notizen.

— Durch ein Versehen der Druckerei ist ein Absatz in dem Aufsatz: „Mein Erstlingswerk: Die Juden von Barnow“ von Karl Emil Franzos verstümmelt zum Abdruck gekommen. Es ist dies der 2. Absatz auf S. 88, Spalte rechts; derselbe hat richtig zu lauten:

„Ich kann heim, ändere die Lampe an und beginn zu schreiben: „Da steht es wieder greifbar lebendig vor mir, das arme verfallene Landstädtchen . . .“ und so weiter, ohne Besinnen, mit fieberndem Pulsen. Ich schrieb bis in den hellen Morgen hinein, sank dann auf's Sofa hin, lag einige Stunden in bleiernem Schlaf und schrieb dann fort, hastig, mit der seltsam qualvollen Empfindung: ich müßte es thun, weil mir ein Anderer diktirte, den ich zu Willen sein müßte. Als das nächste Frührot in meine Stube schien, war ich zu Ende, sank wieder auf's Sofa und schlief bis zum nächsten Morgen. Als ich da erwachte und die Blätter liegen sah, wußt' ich mich zunächst erst besinnen, wie's damit stand, dann schloß ich sie hastig in meine Lade und ging fort.“

— Eduard Grisebach's „Der neue Tannhäuser“ hat es zur siebzehnten, vermehrten Auflage gebracht (Stuttgart, Union.) Von den 74 Gedichten sind 25 durch ein Sternchen als „neu hinzugekommen, verändert oder durch neue Strophen vermehrt“ bezeichnet. Wir haben den Vergleich mit einer der früheren Auflagen nicht gescheut und gefunden, daß es sich zumeist nur um höchst geringfügige Aenderungen handelt, die unseres Erachtens nicht immer Verbesserungen sind. Das Buch anerkennen, diese Wasser in's Meer tragen — aber warum schafft Grisebach nicht Neues mehr, statt hier oder da das Alte nachzufeilen? „Die Wolluſt der Kreaturen ist gemengt mit Bitterkeit“ sagt freilich sein Meister Eckart, aber muß man sich auch die Wolluſt einer siebzehnten Auflage mit der Bitterkeit kleiner und kleinlicher Silbenstecherei en mengen?

r. g.

— Ein Büchlein, dem man seine „dritte vermehrte Auflage gern glaubt, sind Th. Reiche's „Heitere Reimereien in plattdeutscher Mundart“ (Braunschweig, Otto Salle), denn es ist sehr harmlos, auch passabel lustig und, was das gestige Niveau betrifft, von einer Leutseligkeit, die kaum noch überboten werden kann. An derlei „Vorträge für gesellige Kreise“ den Maßstab litterarischer Kritik anzulegen, wäre ein nutzloses Beginnen und da diese Zeitschrift doch nicht davon lassen kann, so ist über das triviale Buch an dieser Stelle nichts weiter zu sagen.

r. g.

— „Neue Gedichte“ von Helene Migerka (Leipzig, Georg Wigand 1895.) Die erste Sammlung dieser in Wien lebenden Dame ist vor zwei Jahren (Band IX. S. 104) von einem anderen Kritiker dieser Zeitschrift sehr warm und anfmunternd begrüßt worden. Die vorliegende schlägt insofern einen neuen Ton an, als viele Gedichte satirisch gefärbt sind und die Stimmungs-Lyrik noch spärlicher vertreten ist, als in der ersten Sammlung. Im Uebrigen ließe sich nur die erste Besprechung wiederholen.

r. g.

— Ein sehr wohlgemeintes und fleißig gearbeitetes Buch hat Dr. Anton Schlossar in Graz unter dem Titel: „Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark, 1785 bis 1885“ im Verlage von Carl Graeser in Wien erscheinen lassen. Er beginnt mit Johann Ritter von Kalchberg, dem 1765 geborenen, 1827 verstorbenen steirischen Lyriker und Dramatiker und schließt mit Karl Morre, dem Verfasser des „Musterle“. Von den Dichtern, die in der Steiermark geboren wurden, ist wohl keiner, von jenen, die vorübergehend dort gelebt haben, nur wenige unerwähnt geblieben. Das Buch ist so pietätvoll und panegyrisch geschrieben, daß die Orientirung darunter leidet; da alle so sehr gelobt werden, so weiß der Leser nicht recht, welches Dichters nähere Bekanntschaft vor anderen lohnen würde, aber dies ist auch die einzige Einwendung, die sich gegen das Schriftchen erheben ließe.

m.

— Eine nette, anspruchslose Sammlung von Rätseln, Charaden und Homonymen hat Dr. Treulich u. d. T. „Wunderliche Fragen“ im Verlage von Fr. Haerpfer in Prag erscheinen lassen. Die Einkleidung ist zumeist witzig oder doch anmutig, die Verse fließen glatt. Das Rätselbüchlein verdient jenen, die derlei Gedankenspiele lieben, empfohlen zu werden.

l. h.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Güßfeldt, E. Die Insel Reichenau und ihre Klostergeschichte. Konstanz, Kommissionsverlag W. Meck. 1894.

Armands ausgewählte Romane. Lieferung 3 und 4. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.

Bitten, Margarete von. Neue Jugendbühne für Schul- und Haus-Aufführungen: Undine. Dramatisches Märchenspiel in vier Akten. Leipzig. Georg Wigand. 1894.

Schanz, Frida. Nebrentlese. Neue Sprüche. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

Gersdorff, A. v. Ein schlechter Mensch. Roman. J. Engelhorn. Stuttgart. 1894.

Fitger, Arthur. Jean Mestier. Eine Dichtung. Leipzig. A. Liebeskind. 1894.

Mahn, Dr. Paul. Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus. Berlin. R. Neumeister. 1894.

Gottschall, Rudolf von. Eine Dichterliebe. Erzählung. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Boy-Ed, Ida. Werde zum Weibe. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Langewiesche, Wilhelm. Im Morgenlicht. Leipzig. H. Haessel. 1894.

Vörösmarty, Michael. Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1895.

Hugo, Hermann. Faust und Prometheus. Eine Dichtung. Wien Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1895.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Der Blinde.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

I.

Alfred Geiser hatte gleichzeitig mit mir zwei Semester in Leipzig studiert, er Philologie, ich Jurisprudenz. Als Mitglieder derselben Verbindung lernten wir uns kennen; gegenseitige Neigung machte uns rasch zu Freunden, trotz der Verschiedenartigkeit unserer Charaktere.

Er war wie brausender Most, voll von übersprudelndem Leben. Was die Stadt der akademischen Jugend an Genüssen bot, kostete er aus, mit unverwüstlicher Frische, immer den Augenblick ergreifend, ohne die mindeste Sorge um den nächsten Tag. Mein Naturell war anders; ich war geneigt mit der Zeit zu rechnen und mit meinen Kräften hauszuhalten. Weder besaß ich die geistige Elastizität, die Geiser's glückliches Erbteil war, noch einen Körper, der, wie der seinige, jede Anstrengung spielend überwand. Doch vermochte ich nicht, meine Bedachtsamkeit gegen den Einfluß zu behaupten, der von seinem daseinsfrohen Wesen ausging.

Ich fühlte jugendlicher, ich dachte leichter in seiner Gesellschaft. Er zog mich, den Schwerblütigen, Ungeselligen in seine Kreise und zwang mich zur Teilnahme an jenen so köstlich ernsthaft betriebenen Thorheiten, in denen der typische deutsche Student sich auszutoben pflegt. Und wenn noch heute in der Erinnerung auf meiner Studienzeit ein goldiger Schimmer liegt, so stammt er aus jenen beiden Semestern, in denen Alfred Geiser mich vom Wege der Zunftbildung auf blumige Nebenpfade lockte.

Dann kamen wir auseinander. Der Briefwechsel, den wir begannen, schlief allmählich ein. Jeder steuerte seinen eigenen Kurs zu Amt und Würden, und verlor dabei den Andern aus den Augen. Nur zufällig hörte ich später während meines Referendariats, daß Geiser nach glänzend bestandenem Examen in seiner Heimat, der alten Handelsstadt nahe der Nordsee, Anstellung gefunden habe.

Beinahe zwanzig Jahre waren vergangen, als mich eine Sommerferienreise nach Norderney durch Geiser's Geburtsstadt führte. In dem Gasthause, worin ich abgestiegen war, unterließ ich nicht, mich nach meinem alten Freunde zu erkundigen. Der Wirt indessen, an den ich mich wandte, behauptete, nachdem er das Adreßbuch zu Rate gezogen, daß ein Lehrer Doktor Geiser in der Stadt nicht existiere. Als ich ihm dann erklärte, wie lange es schon her sei, seit ich mit dem Nachgefragten in Verbindung gewesen und die Vermutung aussprach, daß Geiser, wenn er nicht inzwischen gestorben wäre, nach einem andern Orte berufen worden sein könnte, mischte sich ein alter Herr, der am Tische seine Flasche Wein trank, in das Gespräch.

„Der Herr Geiser, nach dem Sie fragen, ist weder tot noch verzogen," sagte er. „Lehrer indessen ist er nicht mehr, und den Doktortitel hat er längst als einen wertlosen Schmuck abgelegt."

Wie denn das zugegangen sei? fragte ich verwundert.

„Einfach genug," versetzte der Stammgast. „Geiser war, wie Sie sich ja erinnern werden, als junger Mann eine sehr einnehmende Persönlichkeit. Er fand hier bald Zutritt in die tonangebenden Kreise der Stadt, und war noch kein Jahr als Lehrer hier thätig gewesen, da verlobte er sich mit der einzigen Tochter eines

Digitized by Google

verwitweten Handelsherrn, der an der Spitze eines weit ausgebreiteten Geschäftes stand. Diese Verlobung erregte nicht wenig Aufsehen, da in jener Zeit der Kaufmannstand bei uns sehr exklusiv war. Insbesondere Herr Johann Kaspar Hanewacker, der Vater der Braut, galt für einen kaufmännischen Aristokraten, der mit sämtlichen Vorurteilen seines Standes behaftet sei. Man vermutete deshalb auch, Doktor Geiser habe einen schweren Strauß auszufechten gehabt, ehe er Hanewackers Einwilligung erlangte. Das muß indessen doch wohl nicht der Fall gewesen sein; vielmehr scheint Herr Hanewacker in dem Lehrer, der sich ihm als Schwiegersohn anbot, einen Kaufmann entdeckt zu haben, der seinen Beruf verfehlt hatte. Bald schon erfuhr man, daß Geiser in das Geschäft seines künftigen Schwiegervaters eintreten würde. Er hat sehr wohl daran gethan; er ist ein reicher Mann geworden."

„Und wie hat er die Gunst des Glücks getragen?"

„Nicht besser, als hundert andere in seiner Lage gethan haben würden. Auch Geiser schrieb seinen Erfolg ausschließlich eigenem Verdienste zu. Es hat eine Zeit gegeben, worin er vom Hochmutsteufel ganz und gar besessen war. Dann freilich nahm ihn die Vorsehung in die Kur . . ."

„Inwiefern?" fragte ich gespannt.

„Geiser ist blind geworden," erwiderte der alte Herr.

„Blind geworden!" rief ich aus. „Der Bedauernswerte! — Das ist ein hartes Schicksal — für den Reichen wie für den Armen!"

Ich forschte weiter:

„Wann und wie hat er sein Augenlicht verloren? Und wie trägt er sein Unglück?"

Mein freundlicher Tischgenosse zögerte mit der Antwort. Endlich sagte er:

„Entschuldigen Sie, wenn ich es ablehne, diese Fragen zu beantworten. Ich möchte dem Berichte Ihres Freundes nicht vorgreifen. Geiser's Geschichte muß von ihm selbst erzählt werden."

Ich mußte mich bescheiden. —

Am nächsten Morgen begab ich mich nach Geiser's Wohnung.

An einer breiten Straße der Vorstadt hatte er sich eine palastartige Villa im Style der italienischen Renaissance erbauen lassen. Eine Anzahl von Jahren stand sie schon, dies sah ich an den Bäumen des Gartens, der sich nach beiden Seiten hin ausbreitete. Es war ein vornehmes Bauwerk, für Erdengötter geschaffen; es strahlte von olympischer Heiterkeit, und ließ wahrlich nicht ahnen, daß der Eigentümer nur ein armer Blinder war, der nichts von der Herrlichkeit seines Besitzes genießen konnte.

Im funkelnden Goldlicht eines köstlichen Sommertages durchschritt ich auf hellgelbem Sandwege den Vorgarten, worin ein Springbrunnen seine Wasserstrahlen in eine polierte Schale von schwedischem Granit warf. Als ich dann zwischen zwei in Bronze gegossenen ruhenden Greifen die breite Treppe hinanstieg, öffnete sich vor mir geräuschlos die Thüre zur Vorhalle. Drinnen lag dicker Korkteppich auf dem Flur; ich hörte meine Schritte nicht mehr.

Ein grauköpfiger Diener trat mir entgegen, nahm meine Karte in Empfang und ließ mich in ein kleines Wartezimmer eintreten. Unwillkürlich hatte ich meine Stimme gedämpft, als ich den Wunsch aussprach, Herrn Geiser zu sehen. Es schien mir, daß in die Welt, worin der Blinde sich eingesponnen, kein Geräusch dringen dürfe, das er nicht deuten konnte.

Der Diener kehrte nach kurzer Abwesenheit mit der Mitteilung zurück, daß sein Herr mich zu empfangen wünschte, und führte mich dann nach der Nordseite des Hauses, wo er mir die Thüre zu einem großen, reich ausgestatteten Arbeits- und Bibliothekszimmer öffnete.

Geiser saß an einem tischartigen Pulte und schrieb mit Hülfe einer Vorrichtung, die seinen Stift in fester Bahn hielt.

Als die Thüre sich hinter mir geschlossen hatte, erhob er sich rasch und ging mir einige Schritte entgegen. Nichts in seinen Bewegungen verriet seine Blindheit.

„Bist du es wirklich, mein alter Laurentius?" rief er und streckte mir die Hand entgegen.

Er nannte mich mit dem Kosenamen, den er früher aus meinem Vornamen Lorenz gebildet hatte. Unverändert war der Klang seiner Stimme; ich würde sie wiedererkannt haben, wo sie auch mein Ohr getroffen hätte.

Ihn selber nicht. Ein ansehnlicher Mann war er noch immer; der stattliche Bart, der ihm bis auf die Brust hinabreichte, war nur von vereinzelten grauen Fäden durchzogen.

Digitized by Google

Aber seine Gesichtszüge trugen ein anderes Gepräge als diejenigen des lebensfrohen Jünglings von ehedem. Die Pflugschar der Sorge war über den glatten Acker gegangen und hatte tiefe Furchen hinterlassen. Und dann die Augen, einst so sprechend, jetzt leblos, trübe, halb von den Lidern bedeckt . . .

„Der bin ich," erwiderte ich. „Beinahe wäre ich weitergereist, ohne Dich ermittelt zu haben, da ich von Deiner Metamorphose nichts wußte —"

„Ach so!" fiel er mir lächelnd in die Rede. „Du suchtest einen Lehrer und dafür fandest Du einen Menschen, der sich von der wilden Jagd nach Geld und Gut, die alle Kulturländer durchrast, in ihren Strudel hat ziehen lassen . . . Ja, mein lieber Laurentius: Niemand weiß in der Jugend, auf welche Wege er noch geraten wird! — Komm', setz' Dich zu mir; wir wollen von alten Zeiten plaudern. Aber nicht hier; es ist dumpf in diesem Raume. Tritt in den Wintergarten hinaus; Du wirst auch meine Frau dort finden."

Wie in den Tropen war's, wohin er mich gewiesen. Kaum umfingen mich hochragende Pflanzengruppen, als mir Frau Geiser entgegenkam.

Ich war überrascht, in ihr eine Dame von wahrhaft herzgewinnendem Wesen zu finden, der man sich sofort bekannt fühlte. Freundlich begrüßte sie mich, mir die Hand reichend:

„So viel habe ich schon von Ihnen gehört, Herr Rat, daß mir nichts natürlicher scheint, als daß Sie endlich in meinem Kreise auch einmal leiblich erscheinen . . ."

Sie trat zu ihrem Manne und führte ihn zu einer Grotte, wo sie mit einer Handarbeit gesessen. Kaum hatten wir Platz genommen, als im Nebenzimmer eine Telephonklingel ertönte. Frau Geiser stand auf, um Rede zu stehen. Bei mir entschuldigte sie sich:

„Es ist eine Anfrage vom Geschäfte aus. In Sachen von Wichtigkeit muß Alfred immer die Entscheidung treffen."

Als Frau Geiser nach wenigen Sekunden zurückkehrte, berieten die Gatten eine kurze Zeit. Endlich war über die zu erteilende Antwort Beschluß gefaßt und Frau Geiser entfernte sich nochmals.

Es war mir während dieses kleinen Auftritts klar geworden, daß sie sich zur Gehülfin ihres Mannes ausgebildet hatte.

„Wir sind unzertrennlich, meine Frau und ich," sagte Geiser, als ob er den Gegenstand meiner Gedanken erraten hätte. „Zu meinem zweiten Ich hat sie sich gemacht. Allmählich ist ihr die eigene Individualität abhanden gekommen. Ein wunderbarer Vorgang, Laurentius. — Bist du auch verheiratet?"

„Ich war es, fünf Jahre lang. Da verlor ich innerhalb weniger Tage Kinder und Mutter. Seitdem habe ich Furcht vor einem Glück, das so enden kann. Ich bin Witwer geblieben."

„Also auch Du hast Deine dunklen Stunden gehabt! — Ja, ja — sie bleiben Keinem erspart! Wer aber nicht die Schauer der Verzweiflung kennen gelernt, wer sich nicht in der Tiefe des Elends fassungslos gewunden hat, der wird niemals den rechten Frieden finden."

Diese Bemerkung befremdete mich.

„Hast Du so arg gegen Dein Schicksal gewittet?" fragte ich.

„Mit nichten," erwiderte Geiser lebhaft. „Als ich erblindete, kam das Glück zu mir. Die Stürme, die mir beinahe den Untergang gebracht hätten, kamen vorher, als ich, vielbeneidet, mit fliegenden Wimpeln die hohe See hielt. — Willst Du meine Geschichte hören, Laurentius?"

Während er sprach, trug der graue Diener eine Flasche Wein im Eiskühler herbei, füllte zwei Gläser und bot sie uns dar. Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit der Mann seinem Herrn das Glas in die ausgestreckte Hand schob.

Wir stießen an.

„Erzähle!" bat ich.

Geiser ließ sich nicht weiter nötigen.

II.

Du weißt, daß ich am hiesigen Gymnasium Anstellung fand, begann er. Sie bot sich mir ungesucht, und ich glaubte, als guter Sohn meiner Vaterstadt sie annehmen zu müssen.

Gern that ich's nicht. Mit den wenigen Verwandten, die ich hier besaß, hing ich kaum noch zusammen. Und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die hier in Blüte standen, waren keineswegs lockend. Universitätsbildung bedeutete damals sehr wenig bei den Matadoren des Handels, die den Ton angaben. Doch wurde anstandshalber eine Aristokratie des Geistes neben derjenigen des Geldes bis zu

Digitized by Google

einem gewissen Grade anerkannt und der Doktortitel verschaffte seinem Besitzer Einlaß in die höheren Kreise.

So geriet denn auch ich hinein, eigentlich gegen meinen Willen. Du weißt ja, daß ich als Student einen rechtschaffenen Haß gegen den schwarzen Frack und die weiße Halsbinde kultivierte. Nun aber hatte ich einen Beruf. Mehr noch: eine öffentliche Stellung. Meine Kollegen machten mir klar, daß die akademische Ungebundenheit ein Ende für mich haben müsse, und ich mich in die bürgerliche Welt, die Welt der Philister, zu schicken habe.

Ich biß also in den sauren Apfel und kaufte mir Frack, Lackschuhe und was sonst dazu gehört, um von der Bourgeoisie respektiert zu werden.

Ich hatte meine heldenmütige Selbstüberwindung nicht zu bereuen. Es ergab sich, daß die Clique der reichen Kanaillen, seit Generationen durch Zwischenheiraten zu einem unentwirrbaren Knäuel von Verwandten aller denkbaren Grade zusammengewachsen, durch den ausschließlichen Familienverkehr versimpelt, gerade einen kurzweiligen Gesellen gebrauchen konnte, der etwas Heiterkeit in die Bude brachte. Da kam ich denn gerade recht.

Was ich für tolles Zeug angegeben habe — ich sage dir, Laurentius, es ist unglaublich. Und die ganze goldene Jugend, Männlein und Weiblein, tanzte nach meiner Pfeife und amüsierte sich, wie man sich in jenen Kreisen seit Jahren nicht amüsiert hatte.

Mittlerweile, während ich für das Vergnügen der Stadt sorgte und als gesuchter Mann sehr angenehm durch das Leben spazierte, bereitete sich mein künftiges Schicksal vor.

Die gefeiertste der jungen Damen war Etta Hanewacker, das einzige Kind eines Patriziers, der sein großes Vermögen vorsichtig in Geschäften mit überseeischen Ländern umtrieb. Ich hatte die Kühnheit, mich in sie zu verlieben. Mehr als das: nach einiger Zeit gestand ich ihr meine Liebe, mit einer Unbefangenheit, als ob ich für einige Millionen Wertpapiere auf der Bank liegen hätte und einem reichen Kaufmanne der allerwillkommenste Schwiegersohn sein müsse. Und du weißt, Laurentius: der Kühne hat Glück. Etta bekannte mir, daß sie meine Neigung erwidere.

Sie sagte nichts, als ich mannhaft erklärte, daß ich am nächsten Tage bei ihrem Vater um ihre Hand bitten wollte. Sie hatte ein besorgtes Herz und erwog die Ungunst der äußeren Verhältnisse mit voller Kenntnis ihrer Stellung in ihrer Welt.

Ich aber, von Leidenschaft geblendet, durch die Gesellschaft verwöhnt und mit einer riesigen Dosis Selbstbewußtsein ausgerüstet — ich sah kaum irgend welche Schwierigkeit. Am nächsten Morgen begab ich mich ohne das mindeste Herzklopfen zu Johann Kaspar Hanewacker.

Ich kannte den alten Herrn und er mich, vor kurzer Zeit noch hatten wir beide ein langes handelspolitisches Gespräch miteinander geführt. Und das war so gekommen:

Bei einem Balle in seinem Hause hatte ich ihn in einer Tischrede als Gastgeber gefeiert. Man schwatzt ja bei solchen Gelegenheiten mancherlei, was nicht rasch genug der Vergessenheit anheimfallen kann. So war mir's auch ergangen. Ich hatte Herrn Hanewacker als einem kaufmännischen Genie, was er notorisch nicht war, Weihrauch gespendet. Ich schämte mich schon meiner oratorischen Leistung, ehe ich noch damit zu Ende war. Zu meiner frendigen Überraschung indessen zeigte sich der Hausherr sehr entzückt von dem Portrait, das ich von ihm entworfen hatte. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er gravitätisch auf mich zuschritt, um mir seine Anerkennung auszusprechen, — den Hals eingeschnürt in eine hohe steife Kravatte, mit Vatermördern, die ihm bis zur Mitte der Wangen reichten, — der Repräsentant einer Zeit, die längst schon zu Grabe getragen war. Ich merkte wohl, als er mir für meine Rede dankte, daß ich bei ihm die weiche Stelle getroffen hatte. Er hielt sich für eine Kapazität ersten Ranges, und es war sein geheimer Kummer, daß er keine Anerkennung zu finden vermochte. Meine Schmeicheleien, plump wie sie waren, hatten ihn auf das angenehmste gekitzelt. Ich hatte mir dadurch sein Wohlwollen erworben.

Nach wenigen gewechselten Worten kamen wir auseinander; später jedoch, in einer längeren Tanzpause, fiel mich der alte Herr wieder an, nötigte mich in ein Seitenzimmer, und bemühte sich, auszufinden, welch ein Subjekt ich eigentlich sei. Zum Glück war mein Kopf noch leidlich klar, so daß ich mich zu meinem Vorteil darzustellen vermochte. Schließlich wurde ich mit der Bemerkung entlassen:

Digitized by Google

„Es ist schade, Herr Doktor, daß Sie nicht zu uns gehören. Sie würden es weiter in der Welt bringen."

Beinahe hätte ich Herrn Hanewacker ins Gesicht gelacht. Ich ließ mir nicht träumen, daß diese seine Ansicht von eminent praktischer Bedeutung für mich werden würde. Denn ihr, neben Ettas dringenden Bitten, verdankte ich Hanewackers Einwilligung zu meiner Verbindung mit Etta. Seltsam genug! Der alte Herr, der der jungen, fortschrittlich gesinnten kaufmännischen Generation geradezu feindselig gegenüber stand, bildete sich ein, daß er sich in mir einen Nachfolger seines Geistes erziehen könnte.

Nachdem ich meinen Antrag vorgebracht hatte, stellte er mir nach kurzer Überlegung als Preis für seine Einwilligung die Forderung, daß ich meinen bisherigen Beruf an den Nagel hängen und in sein Geschäft eintreten solle, um mich unter seiner Leitung zum Kaufmann auszubilden und später an seine Stelle zu treten.

Es schien eine unerhörte Gunst des Schicksals, die mir da widerfuhr.

Merkwürdiger Weise aber war Etta von der Wendung, die unsere Angelegenheit genommen, gar nicht sonderlich erbaut. Und damit fing ich an, die verborgenen Strömungen in dem Charakter meiner künftigen Frau kennen zu lernen. Etta nämlich bekannte mir, daß sie in dem Kreise, dem sie durch Geburt angehörte, sich schon lange nicht mehr heimisch fühle, — daß sie, seit sie zum Nachdenken gekommen sei, den Wunsch in sich trage, dem Mammonsdienste zu entrinnen und zu edleren Lebensfreuden zu gelangen, als er darbot. Und wenn sie dazu gekommen sei, mich zu lieben, so habe gewiß der Umstand mitgewirkt, daß sie erwarten durfte, an meiner Seite zu dem langersehnten Genusse nützlicher Thätigkeit zu kommen und gleichzeitig auch für ihren hungernden und dürstenden Geist Nahrung zu gewinnen. Darauf werde sie nun verzichten müssen, meinte sie bedrückt, wenn ich in ihre Sphäre übertrete.

Dagegen machte ich geltend, daß es doch ziemlich einerlei sei, ob ich als Lehrer Knaben unterrichtete oder als Kaufmann Schreiber kommandierte. Weder das eine noch das andere würde auf meine Lebensanschauungen irgend welchen Einfluß ausüben. Ob in der Schule oder auf dem Contor — ich würde derselbe bleiben wie heute: ein Verächter des sinnlosen Luxus, ein Feind des nur auf materiellen Lebensgenuß gerichteten modernen Strebens — kurz, ein Anhänger jener idealen Geistesrichtung, die das Glück nicht in äußeren Dingen sucht.

Etta war welterfahrener als ich.

„Du kennst die Macht der Einflüsse nicht, die täglich, stündlich auf dich wirken werden," entgegnete sie mir, mit einem Sorgenwölkchen auf der klaren Stirne. „Manchen Jüngling meiner Bekanntschaft, der von der Schule mit dem Entschlusse geschieden war, das Schlechte in der Zeit nicht mächtig über sich werden zu lassen, habe ich jenen Einflüssen unterliegen sehen, — ich, jung, wie ich bin. Nach einigen Jahren Erwerbsjagd war er geworden wie die Übrigen — ein grasendes Tier auf fetter Weide. Das ist geradezu die Regel."

Ich lachte und bewies Etta unter Küssen, daß ich von dieser Regel eine leuchtende Ausnahme sein würde. Trotzdem blieb ihre Freude an unserer nun rasch deklarierten Verlobung eine stark gedämpfte; in ihrem ganzen Brautstande hat die Furcht sie nicht verlassen, daß sie zeitlebens eine Sklavin der gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben würde, in die sie hineingeboren und in denen sie groß geworden war. Es war, so wunderbar dies klingen mag, ein Opfer, das sie mir brachte, als sie sich meinen Berufswechsel gefallen ließ.

Sobald ich vom Gymnasium frei war, nahm mein Protektor mich in seine Schule und gab sich alle erdenkliche Mühe, mir den kaufmännischen Geist einzuflößen, von dem er erfüllt war. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihm stets mit gebührender Achtung zuhörte und seinen Ansichten niemals widersprach.

Inzwischen aber sammelte ich mir meine eigenen Erfahrungen und verarbeitete sie in mir nach meiner eigenen Weise. Und nachdem ich erst einige Monate in Antwerpen und dann einige Monate in London zugebracht hatte, immer Augen und Ohren offen haltend, lag das Getriebe des Handels, wenigstens in seinen großen Zügen, mit ziemlicher Klarheit vor mir. Hanewacker hielt mich für würdig — es war ein Jahr darüber hingegangen — zu

Digitized by Google

seinem Associé aufzurücken. Bald nachher feierten Etta und ich Hochzeit.

Wir bezogen ein kleines Haus, das nur sechs heizbare Zimmer enthielt. Etta hatte es so gewollt.

Es sollte uns durch die Enge unserer Räume von vornherein unmöglich gemacht werden, Gesellschaften zu geben. Demzufolge lehnten wir auch jede Einladung ab, die uns Verpflichtungen auferlegte. Etta erreichte ihren Zweck: wir blieben für uns.

Es war eine glückliche Zeit, Laurentius. Auch Du hast ja erfahren, wie eine junge Frau in der eigenen Häuslichkeit ungeahnte Blüten aus sich entwickelt. Etta hatte das langersehnte Paradies gefunden: eine einfache Häuslichkeit, worin sie unumschränkt herrschte, und die Freiheit, ganz nach ihrem Gefallen zu leben.

In jener Zeit hatte sie ihre Befürchtungen vergessen, daß ich weltlichen Sinnes werden könnte. Eine Tochter wurde uns geschenkt — unsere Hertha, die augenblicklich verreist ist. Sie ist unser einziges Kind geblieben.

Das war der Höhepunkt unserer ersten Glückszeit.

Nicht ganz zwei Jahre hatte es gedauert, als mein Schwiegervater, von dem Jedermann erwartete, daß er ein sehr hohes Alter erreichen würde, plötzlich an einem Herzschlage starb.

Sein Tod ging mir sehr zu Herzen. Er war ein sonderbarer Kauz, das ist wahr, und es war kein leichtes Umgehen mit ihm; ich aber hatte mich immer ausgezeichnet mit ihm vertragen. Erstlich vergaß ich nie, wie viel Dank ich ihm schuldig war, und dann hatte sein naiver und unerschütterlicher Glaube an die Wiederkehr vormärzlicher Verhältnisse etwas Rührendes für mich, das mich milde und nachgiebig gegen ihn stimmte, als einen zu lebenslänglicher Enttäuschung Verurteilten.

Dieser Todesfall zog eine Menge von Veränderungen nach sich.

Im Geschäfte hatte ich mich bis dahin bescheiden zurückgehalten. Wohl sah ich, daß bei der damals beginnenden Umgestaltung aller Verkehrsverhältnisse die Firma Hanewacker und Kompagnie in Folge der ultra-konservativen Grundsätze meines Schwiegervaters von jüngeren Konkurrenten überflügelt wurde. Aber ich schwieg; ich hatte nicht die Empfindung, als ob mich dies persönlich anginge; es fehlte mir noch das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Handlungen der Firma, deren Teilhaber ich doch war.

Jetzt mußte ich, wohl oder übel, vor die Front.

Ein großes Geschäft ist wie ein Organismus, der zum Existieren der Nahrung bedarf. Beständig müssen ihm neue Unternehmungen zugeführt werden, damit es nicht in Bleichsucht verfalle.

Es war allerdings außer mir noch ein Teilhaber vorhanden; dieser aber war ein älterer Herr, ein Junggeselle mit allerlei stillen Liebhabereien, dem man den größten Gefallen that, wenn man ihn ruhig seine Kasse und seine Bücher führen ließ und ihn mit weiteren Dingen nicht behelligte, namentlich nicht mit solchen, worin eine weitreichende Entscheidung zu treffen war.

Er stand also außer Frage. Auf mich fiel die Arbeit, die keinen Tag ruhen durfte.

Und nun trat ein, was Etta vorhergesagt hatte.

Das Verantwortlichkeitsgefühl stellte sich ein. Zuerst legte es sich mir wie ein Alp auf die Brust; es raubte mir den Schlaf und nahm mir den Appetit.

Das indessen dauerte nicht lange; nach kurzer Zeit schon hatte mich die Gewohnheit gegen schwächliche, unsicher machende Gedanken gefestet. Dann erwachte der Ehrgeiz in mir; ich empfand das brennende Bedürfnis, mir die Achtung der Berufsgenossen zu erzwingen. Und endlich, nach mehreren günstig verlaufenen Unternehmungen im großen Styl erwachte mit der Freude am wachsenden Besitze das Bewußtsein, daß ich ein reicher Mann sei, und dann bildete sich langsam die Ansicht bei mir aus, daß ich meiner veränderten Stellung Rechnung tragen müsse und nicht länger leben dürfe wie mein eigner erster Commis, dem ich fünftausend Mark Gehalt bezahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ausgleich.

Wir thun ſo manches Böſe nicht,
Das wir doch heimlich bei uns nähren.
Nur weil es uns an Mut gebricht,
Wenn gleich dazu wir fähig wären.

Manch ſchwer Gewitter rückt heran,
Und wendet plötzlich ab ſein Wüten.
Sein Blitz folgt einer andern Bahn
Und ſchmettert dort in Staub die Blüten.

Klopf' jeder an ſein Herz, wer heil
Und ſchuldlos hinlebt ſeine Tage,
Und du, halt' nicht ſo hoch und feil,
Gerechtigkeit, die ſtrenge Waage!

Hermann Lingg.

Vorſchau.

Mein lieber Sohn, ich hab' dich genährt,
Ich hab', wenn du ſchliefſt, dir die Fliegen gewehrt.

Ich hab' mich geſchunden bei Tag und Nacht,
Die Krümmen, die Steile dir eben gemacht!

Jetzt biſt du ein Jüngling, jetzt geht's in die Welt,
Die Menle der Sinne tobt und bellt.

Nimm noch den Hut und den weichen Flaus,
Die goldnen Sporen ſuch' dir aus.

Ich halte den Zügel, du ſpringſt aufs Roß,
Voran ſchon ſtürmt manch junger Genoß!

Du ſchauſt ihm nach — ein letzter Kuf —
Mich trifft des Pferdes klingender Huf.

Ich werde verröcheln ſtill und ſtumm,
Du reite zu und ſieh dich nicht um!

Heinrich Lulthaupt.

Frag' mich!

Frag' mich, womit mich rufet der Tag!
Was mich ſingt in den Trau.! frag mich, o frag:
Was ſo gänzlich den ruhigen Sinn mir verkehrt,
Und die Seele das Jauchzen gelehrt!

Die Fülle des heißen Entzückens vermag
Ich nicht ſtill zu tragen! frag' mich, o frag',
Was mein ſtaunendes Herz birgt, was mir geſchehn,
Daß ich ſelige Frau in den Himmel kann ſehn!

Ob ich's ſag? o, mein Süßer, du weißt es ja doch!
Kannſ' ich's, Auge in Auge, verbergen denn noch?
Du weißt es! wie kann es denn anders auch ſein?
Du ſchriebſt es ja ſelbſt in das Herz mir hinein!

Roſa Kübſaamen.

Dort wie da.

Du blickſt mit ſtillem Sehnen
Empor zum Sternenlauf
Als hörten dort die Thränen
Und alle Sorgen auf.

Ertrage ohne Beſchwerde
Und denk, daß du vergißt,
Daß ſelber auch die Erde
Ein glänzend Sternlein iſt.

Ob auch die Sterne blicken
So tröſtend dir in's Herz;
Gebrochne Herzen ſchicken
Auch Seufzer erdenwärts.

Armin Werherr.

Digitized by Google

Am Meer.

Ich sitz' am Strande. Schlafend ruht
Des Meeres spiegelklare Flut.
Erstorben ist der Woge Schwall.
So glatt und glänzend wie Metall,
Das kunstvoll Menschenhand poliert,
Vom ersten Hauch noch unberührt,
Dehnt sich des Spiegels Fläche weit,
Wie träumende Unendlichkeit.
Des Abendwindes letzter Hauch
Seufzt durch der Düne dürren Strauch,
Und scheidend haucht den letzten Schein
Die Sonne in die Flut hinein;
Sie zittert leis mit nachtem Beben
Der Tag erlischt, mit ihm das Leben.

Nun ist es totenstill umher,
Und doch vom spiegelglatten Meer
Dringt zu dem jetzt geschärften Ohr
Ein heimlich Flüstern noch empor.
Ob Nacht, ob Schlaf — am Ufersaum
Da regelt stets, du hörst es kaum,
Sich leis ein sehnsuchsvolles Wogen.
Es spült des Sandes weiße Bogen
Mit sanftem Schmeicheln weich und glatt
Der nächsten Well' zur Ruhestatt.

„Warum bist du so unruhvoll,
Du schlafend Meer? Sag' an, was soll
Dies sehnsuchtsvolle Wallen, Wogen?
Jahrtausende hast du gezogen
Manch' Körnlein Sand in deinen Schoß.
Und manchen Stein, den Strauch und Moos
Mit tausend Armen sehnend hielt,
Hat deine Well' hinabgespült,
Mit deiner Wogen wucht'gem Schlagen,
Vom Sturm gepeitscht zum Fels getragen,
Hast du des Landes Kraft bezwungen,
Oft Dorf und Stadt hinabgeschlungen.
Wie scheues Wild, vom Hund gehetzt,
Wohl über Zaun und Dickicht setzt,
So strebst deiner Wogen Schaum,
Nicht achtend den verbot'nen Raum,
Hin über Sand und felsgen Strand
Bis weit ins wohlbeschützte Land.
Was soll dies tolle Jagen, Toben?
Hat der Allmächtige da droben
Dein weites Reich zu eng beschränkt?
Ist's Seine Hand nicht, die dich drängt
Zurück stets in dein altes Bette,
Die durch des Sandes lose Kette
Dein Toben sankt zur Ruhe zwingt,
Bis es von Neuem machtlos ringt?" —

Als Antwort streichet über's Meer
Ein Windstoß pfeifend jetzt daher,
Des Sturmes atemloser Bote,
Der fern im nächt'gen Dunkel drohte.
Der Wellen Schmeicheln wird zum Klagen,
Zum lauten Stöhnen, mächt'gem Schlagen.
Das dumpf vom Felsen wiederhallt,
Und jetzt bricht los des Sturms Gewalt.
Wie Rosse, die den läßt'gen Zügel
Zerrissen und mit leerem Bügel
Hinrasen durch das flache Land,
So rast das Meer. Wie eine Wand
Steht fest, sekundenlang gebannt,
Die Welle, die sich bäumend hebt,
Eh' sie im Sturz sich selbst begräbt.
Ich lausch' dem Donnern, Tosen, Zischen,
Muß mir den Schaum vom Antlitz wischen,
Doch unbeweglich harr' ich aus
Und horche in die Nacht hinaus.
Und lauter brüllt des Sturmes Stimme,
Sein Zorn entflammt zu wildem Grimme,
Die Wellen donnern auf den Strand,
Als wollten sie das feste Land
Zerstampfen, um nach heißem Ringen
Es Stück für Stück hinabzuschlingen.
Und plötzlich, wie ich fragend lauschte,
Verstand ich, was die Woge rauschte,
Vernahm aus ihrem wilden Schlagen
Jetzt deutlich Antwort auf mein Fragen.

Der Liebe urgewalt'ge Macht
Treibt dich, o Meer, bei Tag und Nacht,
Bald schmeichelnd, bald in Zorn entflammt,
Das Erdreich — deinem Schoß entstammt —
Durch rastlos Werben zu bethören,
In deinen Schoß zurückzukehren. —

Als an der Schöpfung jungem Tag
Sich wonnevoll zum ersten Mal
Der jungfräulichen Sonne Strahl
Im Meeresspiegel schillernd brach,
Da schmiegte rings sich um die Erde
Allein des Meeres weiche Flut.
Das Land noch harrend auf das „Werde!"
Im Meeresschoße schlafend ruht.
Die Sonne träumt auf glatten Flächen
Und nirgends sich die Wogen brechen.
Kein schroffer Fels, kein flacher Strand,
Korallenriff noch Dünensand
Geengt des Wassers leises Regen,
Wenn Flut und Ebbe es bewegen,
Kein unruhvolles Branden, Wogen —
Ein Atmen nur, wenn angezogen
Vom fernen Mond die Wasser beben,
Und wonnehauchend sanft sich heben.
Und wenn der Sturm die Flut umfängt,
Strebt sie ihm liebevoll entgegen,
Von Land und Felsen unbeengt,
Kann er nicht stürmisch sie erregen,
Weich nimmt sie ihn in ihren Schoß,
Sinkt sanft zurück, läßt er sie los.
So hielt das Meer die Erd' umfangen,
Bis plötzlich ahnungsvolles Beben,
Ein heißes, sehnendes Verlangen
Nach Freiheit, Sonnenlicht und Leben
Sich in der dunklen Tiefe regte

Digitized by Google

Und wild die stille Flut bewegte.
Im Meeresschoße kocht und zischt es,
Dampf, wie von einem Riesenbrand,
Wallt durch die Massen zorn'gen Gischtes
Und aus den Wassern steigt das Land.

Wild reckt es die gewalt'gen Massen
Bis in die Wolken hoch hinauf,
Durch schroffer Felsen enge Gassen
Hemmt dämmend es der Wasser Lauf
Und scheu im ersten Augenblick
Weicht, wie erstaunt das Meer zurück.
Dann aber ballt es sich zu Wogen,
Die blitzesschnell in weiten Bogen
Herfluten und im Zorn entbrannt,
An nackter Felsen starrer Wand
Und an des Strandes weichen Flächen
Aufbäumend sich im Sturze brechen.
Ein heißer Kampf, ein trotzig Ringen!
Hoch türmt die Woge sich zur Wand
Und braust heran auf Sturmesschwingen —
Siegreich und fest steht Fels und Land!

Vergebens all dein Wüten, Schlagen,
O Meer! Das du im Schooß getragen,
Das trotz'ge Kind erweichst du nicht.
Es wendet stolz sein Angesicht,
Küßt es dein sanftes Wogen sacht
In zauberschöner Mondesnacht,
Es achtet's nicht. Und wirbst du laut
In eifersücht'ger Windesbraut,
Taub bleibt die starre Felsenwand
Und unbewegt der sand'ge Strand.
Schaust du auch sehnsuchtsvoll hinauf,
Nie blickt dein Kind zu dir hernieder.

Du badest liebend seine Glieder,
Aus deinen Wassern steiget auf
Der Nebel wesenlos Gebild
Mit deiner Thränenflut erfüllt,
Die segenspendend dann den Tau
Ausgießet über Berg und Au,
Daß sprossend grünet Halm und Gras,
Befruchtet von dem teuren Naß —
Umsonst die Boten, die du sendest!
Umsonst, daß du ihm Segen spendest!
Dein Kind, es bleibt von dir gewendet,
Und all dein Lieben ist verschwendet!

So träumte ich. Da fuhr ich auf,
Erschreckt von einer Welle Schlagen,
Die sich in sinnlos tollem Jagen
Herwälzte bis zu mir herauf,
Zu meinen Füßen sich in's Land
Einkrallte, und mit gier'ger Hand
Als Beute dort ein Felsenstück
Zur Meerestiefe raffi' zurück.

Soll's mir ein sichtbar Zeichen sein,
Daß doch der Tag einst kommen wird,
Da über Land und Felsgestein
Dein Lieben endlich triumphirt?
Da sich das Kind zur Mutter beugt
Durch ihre Liebe überwunden,
Und wieder in die Fluten steigt,
Zur Tiefe, der es einst entschwunden?

Wer giebt mir Antwort? — Über'm Meer
Geht hehr und groß die Sonne auf.
Der Tag erwacht, Licht um mich her —
Ich wende mich und steig' hinauf.

Julius Kulenkampff.

Christkindlesbrief.

(Schwäbisch.)

Am ersta Sonntag im Advent,
I alter Kindskopf hoimwärts rennt
Und setzt fi' na'[1] zum schreiba,
Er schreibt en Brief, gar schöa verziert,
Der weard[2] aus Christkind adressiert
Und dürf it liega bleiba.

„I bitt", so schreibt er, „liebstes Kind,
Schenk mir en Apfel, süaß und lind
Und rund, g'rad zum a'lacha:
Er könnt au' auf zwoi Küeßla gau,
Zwoi roate Bäckla soll er hau, —
Du ka'st dös ja leicht macha.

I Zaubernüßle hätt i gern,
Wenn i verbeiß den Wunderkern,
Na soll i nie vergessa:
Der Apfel g'hört ganz sicher mei',
I soll nu grad koi Narr it sei'
Und soll den Apfel fresse.

Ma' weiß it, was der Leichtsi' thuat,
Drum, Christkind! schenk mir au a Kuat,
I will mir fell it traua;
Wenn i verbeiß und doch vergiß,
Soll mi' beim ersta Apfelbiß
Dös Küatle wacker hauа!"

Wie's wohl dem Kindskopf ganga ist,
Und was ihm schenkt der Heilge Christ,
Dös will er niema'd saga;
Er guckt halt gar verdrießli drei',
Es muaß der Apfel wurmig sei'
Und's Küatle hat ihn g'schlaga.

Hyazinth Wäckerle.

[1] hin. [2] wird.

Digitized by Google

Magdalena.

Eine Phantaſie von **Richard Specht.**

I.

Glutrot ſteigt hinter fernen Bergesgipfeln
Des Mondes rieſengroße Scheibe auf.
Und wie ſie höher ſchwebt und immer höher,
Und tiefer blickt ins Erdenthal hinab,
Da wird ſie totenblaß. . . .
Durch breite Blätter rinnt das Licht hernieder
Und ſcheint die ſchmalen Wurzeln zu beleben,
Die ſchlangengleich am Boden ringelnd zucken. . . .
Verdorrte Schlinggewächſe kriechen ſpärlich
Den ſchlanken Dattelbaum hinauf — und werfen
Auf grellem Sande huſchend blaue Schatten. . . .
Aus weitem Sumpf tönt langgezogues Stöhnen
Der Unken. . . . Sonſt iſts ſtill. . . . Kaum
Windesrauſchen. . . .
Und höher ſteigt der Mond und immer blaſſer. . . .

Da plötzlich — Worte, heftig wilde Worte . . .

„Ich aber ſage dir, ich haß' ihn, Weib,
Wie ich dich liebe. Wende dich nicht ab —
Noch kann's dich nicht erniedern, mich zu hören.
Ich haß ihn, wie ich nichts auf Erden haſſe, —
Die ſtaubgewordne Demut, Selbſtkaſteiung,
Der ſtarken Liebe blutlos finſterer Tod,
Der Sklavenhochmut, der den Mächt'gen ſchmäht,
Die Heilsverkündung gottgewordnen Schwachſinns,
O wie ich ſchreie gegen ſeine Lehre,
Wie wild ſich alles aufbäumt in der Bruſt,
Und wie ich ihn, den Lichten haſſen muß,
Nicht weil er's lehrt, nein — weil er ſelber
glaubt. . . .
Ich bin der Neider ſeiner gold'gen Ruhe, —
Ich kann nichts glauben, — Zweifel tost in mir,
Doch eher mit zerriſſner Seele ſterben
Und noch im Zweifel Herr ſein, ſtolz und groß,
Als kriechend ſich ſein Himmelreich gewinnen. . . ."
„Schweig, ſag ich dir, Judas Iſcharioth, —
Du weißt, daß jedes deiner Worte peitſcht,
Und willſt Du ſo mir deine Liebe künden?
Still, ſtill! Ich will's nicht hören, was du
ſprichſt, —
Kleingläubiger, der lieber zweifeln mag
An ſeines Auges Blick, des Ohrs Erlauſchen,
Als an dem eignen, niedrigen Gedanken!
Entſinne dich, was du geſehn und glaube —
Und denk an Lazarus. . . ."

„An Lazarus,
Der ſeine Schweſter mir zum Weib verſprach,
Weil ich ſie liebte, daß es mich verſengte,
Daß ich dahinſchwand, ſterbend ohne ſie, —
Und der nun neu geheilt den Spuren folgt,
Die ich verwiſchen will und ſei's mit Blut . . . .
Er hört mich nicht mehr, den er Freund genannt
Mein Lieben will er dumpf zum Tode zwingen,
Wie's jener lehrt, — mahnſt du mich daran, Weib,
So denke, daß auch deine Worte quälen!"

Sie faßt ihn jäh bei ſeiner Hand und zerrt ihn
Hinaus ins grelle Licht. . . .

„Sieh mir ins Auge!
Was ſinnſt du? Rüttle nicht an dem, was war!
Sieh, Judas, — ich auch war dir einſtmals gut. —
Ich bin dirs noch, — es hat ſich nichts verändert —
Stets hab ich deinen ſtolzen Geiſt geliebt,
Und habe dir geglaubt, wenn du mich lehrteſt,
Daß nichts im Weltall ſei, das glaubenswert.
Du ſpannſt mich tief in deine ſtarken Netze, —
Ich hätt' es nie gekonnt, was jener Blick
Vermochte, — ſie zu ſprengen — jener Blick
Aus Jeſus tiefen, bannend dunklen Augen,
Der mich verwandelt hat, ich weiß nicht wie. . . .
Einſt konnt ich träumen, — ich vermags nicht
mehr —
Mir iſt, als wär ich ſelbſt mein eigner Traum.
Als wär ich tot und müßte weiterwandeln,
Und glauben, glauben, wenn das Herz auch ſcheu
Zurückzuckt, ſchaudernd und gequält und ſelig. . . .
Nichts hat ſich, Judas, zwiſchen uns verändert.

Digitized by Google

Und doch sind wir uns fremd geworden, — nie
Kann ich die Deine sein, mich dir ergeben. . . .“

Er legt die Hand auf ihre dunkle Haarflut
Und murmelt dumpf:
„O ich versteh dich wol . . .
Dein müdes, mildes Auge sagt mir mehr
Als alle Worte — und dein bleicher Mund
Verkündet Weh — und deine Hand sie bebt —
Geh schlafen, Magdalena und vergiß. . . .“

„Vergessen — was? — Die tausend süßen Worte,
Die alles Denken mir im Hirn erstickten,
Das wirre Denken, das mich einst gemartert —
Die mich Entsagung lehrten, niedrig bittre,
Damit ich einst erhöht und selig atme?
All meine Hoffnung blühte wieder auf,
Ein Sehnsuchtschauen nach verklärten Zielen,
Ein stilles, sündenloses Leidertragen.
Ein Baun auf künftges, gegenwartvergessend —
Und alles dies willst du mir wieder rauben
Mit harter Hand? Was gibst du? Neue Qual,
Und hoffnungsleeres, unbarmherz'ges Denken, —
Laß mir den Frieden und die Seelenreinheit. . .“
„Und weißt du's denn, ob nicht dein Folgen Sünde?“
„Schweig, — lästre nicht den Heiland. . . .“

„Wie! den Heiland?“
Fährt er in toller Wut empor. „Den Heiland?!
Wohl Gottes Sohn, — vielleicht Gott selber gar!
Warum verbirgt er sich vor Königshäschern?
Was ruft er frei und stolz und mutig nicht
Sein Wort hinaus in alle Welt, — wie ich
Zu thun es wagte, der doch sterblich ist?
Was scheut er sich, vor fremdem Volk zu reden?
Was flieht er Glaubenslose, statt zu läutern?
Wenn er der Heiland ist, — wie kann er Furcht
Vor Menschen hegen, — weckt er Tote auf
Mit seinem Blick, wie kann sein Blick nicht töten?
Haha, — so wie ich dich unpresse, wild und heiß
Und mir's kein Gottesarm zu wehren weiß,
So könnt ich ihn berühren und ihn morden . . .“

Ein heißrer Schrei tönt aus des Weibes Kehle,
Und krampfig greift die Hand nach seinem Arm,
Der sie in toller Glut umschlingen will —
Sie ringt sich los und stürzt gehetzt davon . . .

Ein grausig Lachen schallt — und Judas wendet
Den Schritt zum Weg, der auf den Oelberg führt.

II.

„. . . . Und selig nenn ich euch die geistig Armen,
Denn ihrer sein wird einst das Himmelreich,
Und die da dürsten nach Gerechtigkeit,
Sie sollen stillen ihre heiße Gier.
Ertragt das Leid und murrt nicht gegen Gott,
Und was Ihr Gutes thut, verbergt es nicht,
Ihr seid das Licht der Welt, so laßt es leuchten.
Ertragt auch Leid, das euch von Menschen kommt, —
Raubt einer dir den Rock, gieb auch den Mantel,
Und schlägt er dich, so küsse ihm die Hand. —
Thut Wohltat denen, die euch bitter hassen
Und segnet, die euch fluchen, liebt die Feinde,
Und euer sein wird dann das Himmelreich.

Aus euch doch, die ihr lauschend mich umdrängt,
Will ich die Schar mir der Apostel wählen, —
Ihr sollt der Liebe Lehre mir verkünden,
Daß alle, alle gleich sind vor dem Herrn.
Wer birgt in sich den Mut und die Entsagung
Von sich zu werfen alles irdsche Gut.
In sich zu töten alle Sinnengier,
Und allen Hochmut, jeder Herrschsucht Regung,
Und klein zu werden, klein vor Gott und Menschen,
Zu opfern alles, was vergänglich ist,
Um unvergänglich selig einst zu werden?“

„Wir wollens!“ tönt es wie in einem Schrei,
Die ganze Schar von Männern stürzt aufs Knie,
Die Hände nach dem Lichten ausgestreckt,
Den goldne Sonnenstrahlen heiß umfluten,
Und dessen helles Aug' die Sonne sucht,
Hineinblickt und sich nicht geblendet schließt. . . .

„Ihr wollt es alle? — nein, zu viele sinds, —
Viel sind berufen, wen'ge auserkoren. . . .
Du, Simon Petrus, bleibe mir zur Seite,
Andreas, du auch künde Liebesheil,
Und du, Johannes, blasser, stiller Jüngling,
Du sollst mir folgen, — oder folg ich Dir? . . .
Jakobus und Philippus . . .“

„Herr, vergiß
Nicht meiner,“ tönt es heiser auf zu ihm.

„Wie, Du, — Judas Iscarioth — Du wolltest . . .“

„Dir folgen, Herr, und Deine Lehre künden!“

„Und *glaubst* Du?!“

„Nein, — doch Du sollst mich verwandeln.
Stößt Du mich in den Abgrund?“

Jesus blickt
Ihm seltsam tief in seine Glutenaugen,
Doch Judas trotzt dem Blick . . . .

„So soll ich gehn?“

„Nein, bleibe, Zweifler, bleib! Ich segne Dich.“

Digitized by Google

Und er berührt mit weicher Hand den Scheitel
Des bräunlichrot umwallten, mächtgen Haupts —
Und Judas zuckt zusammen, atmet schwer . . .
Kaum hört er mehr, was Jesus weiter spricht,
Kaum sieht er, wie sie alle langsam gehn.
Den steinigen Berg hinab durch Kies und Stacheln, —
Er sieht auch nicht den fragend langen Blick,
Den Jesus scheidend auf den Stummen wirft . .

An eines schroffen Steines kühlen Rand
Lehnt er das glüh'nde, fiebernde Gesicht,
Und träumt . . . . .

III.

Und Judas träumt den Traum vom Ausgestoßenen,
Mit wachem Auge starrt er vor sich hin,
Und was er sieht, durchschüttelt ihn mit Abscheu . .

Im Wogenschlagen schäumend blauen Weltmeers,
Dort, wo die Möwe kaum sich hinverirrt
Weitab vom Strand, ruht eine stille Insel,
Dem heißen Sonnenbrande preisgegeben
Kein Baum, der machtvoll seine Krone weitet,
Kein Strauch, der mit gewellten breiten Blättern
Das Erdreich wehrt vor sengend weißen Strahlen.
Ein Riesenfels nur, aufgelagert mählich
Erhebt sich mitten in der stillen Insel,
Aus dunst'gem Sumpfe steigt das dürre Rohr,
Und giftgefärbte Lilienkelche wiegen
Sich schwer und langsam, schwülen Hauchs bewegte . . .
Mit trägem Flügelschlage hebt sich schrittweit
Ein Marabu, verkrümmt und unsgestaltet,
Und des Flamingos rötlich grell Gefieder
Durchschimmert hie und da auf Augenblicke
Der Sumpfgewächse blaß gesognes Grün.
Und an des Felsens knochenfarbgen Kanten
Ruht einer, der einmal ein Mensch gewesen,
Der König war . . . . .

Die Kraft des Herrschens wogt' ihm einst im Herzen
Und machtvoll, groß und stolz hätt er's vermocht,
Was morsch und faul war, ehern zu zerschmettern.
Doch was die andern Menschenliebe nannten,
Das regt' sich auch in ihm gespensterhaft,
Er war noch fähig, an den Freund zu glauben,
Der nicht verrät. — an Liebe noch zu glauben,
Die nicht verrät — und tötete die Kraft,
Die Kraft des Herrschens tief in seinem Herzen,
Bis sich der Zweifel regt', daß sie gewesen,
Und daß er es vermocht, zu stürzen nicht nur,
Nein, auch ein Neues leuchtend aufzurichten.

Und als er dastand, einsam und verraten,
Und als ers wußte, daß ers einst vermocht
Zu herrschen über alle, groß und stolz,
Da wars zu spät . . .

Schwach war er, schwach und alt . .

Verbannt nun ruht er auf der stillen Insel . .
Noch zuckt in ihm des Lebens starke Kraft
Die selbst die Qual, die schreiend wilde Qual
Nicht töten konnte. Und noch immer lebt er,
Und blickt zurück auf seinen Weg und schauert,
Und blickt nach vorwärts und er zittert nicht.

Der Einsamste . . . Verwachsene Geschöpfe
Sie bringen ihm noch immer spärlich Nahrung,
Der krumme Marabu und der Flamingo.

Vom Weltmeer spritzt ein Tropfen kaum zu ihm,
Es haucht des Sumpfes Atem ihm ins Antlitz,
Und nur die gleiche Sonne brennt hernieder,
Die damals brannte, als er König war.
Und nimmer wird er sterben, nimmer, nimmer . .

Mit wildem Schrei fährt Judas auf — ein „Nein"
Ein schrilles bebt hinaus in dumpfe Luft, —
Aufspringt er und sein dunkles Auge flammt:
„Ich will als König meinen Tod einst finden . . ."

Waldeinwärts stürmt er, — in den Dattelhain . . .

IV.

Hell perlt des Sonnenlicht durch Blattgefieder.
Wie tiefes Atmen zieht es durch die Wipfel,
Als wär der große Mittag schon gekommen,
Als drängte alles, farbig aufzublühn
Und zu vergehn im Glutenschein des Tages.

An einen Stamm gelehnt, geschützt von Dickicht
Starrt Judas bleich auf jenes Menschenpaar,
Im sonnigen Hain.

„Dort, als ich dich gesehn
Am Krankenlager meines armen Bruders,
Da ward mir Ruhe, sehnsuchtvolle Ruhe, —
Doch nun, nun zittre ich. . . . ."

„Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben. . .
Durchflammend wogt mirs in der Seele auf
An deiner Seite, was ich nimmer ahnte —
Du, Magdalena, hast in mir entfesselt
Ein wortlos Fühlen, — laß mich schweigen,
schweigen . . ."

„Mein Jesus . . . und du wolltest meine Liebe
Ersticken — und du lehrst mich's nun, — o sag,
Was war die Sünde? . . ."

„Die Sünde?!"

Grell Gelächter, schreiend fast
Und Judas stürzt, totbleichen Angesichts
Hervor . . . und lacht . . . so grausig, grausig . . .

Und Jesus fährt empor — und es durchzuckt

Digitized by Google

Den zarten Leib — und er verbirgt das Antlitz,
Und stöhnend ringt sichs los: „Auch ich, auch ich!“

Dann aber springt er machtvoll auf: „Nicht du
Kannst Richter sein, — nicht du — nur ich allein!
Du sündig Weib, bei dem ich mich erniedrigt,
Bei dem, was heilig in mir war, entwich,
Verstoßen jetzt du, — fern in Bergeswüste
Sollst du nun büßend sühnen deine Schuld.

Wie ich die meine qualvoll sühnen werde,
Das, Judas, steht in deinem Aug geschrieben.
Geh hin und bring mir Tod, — mein Weg ist aus,
Ich hab gesündigt wider mich und euch,
Nicht darf ich mehr euch lehren und euch führen. —“

Und tiefe Stille . . . . nur des Weibes Schluchzen
Tönt halb erstickt, in trotzig wilder Scham . . . .
Und Judas schweigt. . . .

„All meine Kraft ist tot, —
Der Glaube an mich selbst ist mir gestorben. . . .
Was leb ich noch . . . . Geh hin und bring mir
Tod . . .“

In Judas tiefgelegnem Auge flammt es, —
Ein Schauer fliegt durch seinen Leib, — dann
rafft er
Sich auf und schreitet festen Schrittes fort . . .

V.

Ein schroff zerrissnes, wüstes Felsenlager,
Von weißen Nebelfetzen wirr durchflattert.
Mooskissen haften spärlich an den Steinen,
Verkrüppeltes Gezweige windet sich
Aus schmalen Spalten zwerghaft an das Licht.
Dort draußen weit das Meer, das sturmdurchtoste. . . .
Am Fuß des Felsens eingehau'ne Gräber,
Mit rohen Zeichen drüber, halbverwittert . . .
In ausgehöhlten Mulden schlammig Wasser. . . .

Und über all den Toten, auf den Steinen,
Geschützt kaum durch den Block, der überhängt,
Ruht Magdalena in der Einsamkeit,
Die nackte Brust zerrissen, wundenblutig
Von ihres Lagers lieblos starren Kanten,
Die Hände wild ins dunkle Haar verwühlt,
Die müden Augen fiebernd starr und glimmend.
Oed' ist's in ihr, — der ungeheure Schmerz,
Der wutvoll in ihr tobte, ward zu Dumpfheit. . .
Kein Traum, — kaum ein Gedanke an Vergang'nes,
An Künft'ges auch nicht, — brütend schlaflos ruht
sie . . . .

Da raschelts neben ihr, — sie achtets kaum, —
Viel giftiges Gewürm schleicht auf der Höhe,
Doch keines wagt den spitzen Zahn an sie,
Ob sie's auch reizt . . . .

Doch nun, nun hebt ein Haupt,
Ein bleiches, rötlichbraun umwalltes Haupt
Sich hinter jener Felsenspitze . . . . Augen,
Tieftraurig, schwermutrandet, blicken lange
Zu ihr . . und — „Magdalena,“ klingt es heiser . .

In wildem Schreck fährt sie empor. Ein Schrei:
„Du — Judas! Du!!“

Ein mächtger Sprung; —
Er steht an ihrer Seite.

„Da, — da — nimm! —
Ich war ja arm, — jetzt bin ich reich geworden —
Da — nimm — und sei die Meine, feiles Weib . .
Was zögerst Du, — die dreißig Silberlinge
Sie sind Dir wol genug für einen Kuß!
Nimm, — nimm . . .“

„— Judas!!“

„Und weißt du, was ich biete?
An diesem Silber hier klebt Jesus Blut!“ — —

Schwer keuchend springt sie auf: „Es ist nicht
wahr!“

„Verraten hab ich, doch gelogen nicht!
Gekreuzigt ward er heut auf Golgatha,
Die Häscher fingen ihn, — und all die Seinen,
Sie haben ihn verleugnet. . . . und er starb, —
Und wie er starb — — Weib, nein du warst's
nicht wert!“

„Gekreuzigt — tot?!“

„Und: ‚ich vergebe euch,
Ihr wißt nicht, was ihr thut‘ — so rang sichs los
Von seinen sterbensbleichen Lippen, — und
‚Es ist vollbracht!‘“ — — O er war rein, so
rein. . . .
Auf meiner Seele brennt unschuldig Blut —
Ich aber will nicht, daß er mir vergebe,
Mein sei die Sünde, — Weib, nun küsse mich!!“

„Rühr mich nicht an! Mein Leib, er ist geweiht —“

Er höhnt: „Durch seinen Kuß?! Was blickst du
stolz?
Wär er der Heiland auch, — du bliebst die Dirne! —
Ich habe ihn verraten und getötet, —
Er aber hat gesiegt durch seinen Tod!
Er wird zum Gott bei allen Guten, Armen, —
Ich aber leugne und verleugne ihn!
Die Menschen sind nicht gleich, so spricht das
Recht, — —

Digitized by Google

Und sind sie gleich vor ihm, nun, so veracht ich
Sein Reich und seinen Gott und seine Lehre, —
Und war er rein und hehr sein ganzes Leben, —
Mein ist der Sieg, denn er — er ist gefallen!
Ich beug mich nicht. — als König will ich sterben,
Und König bleib ich dann nur, sterb ich jetzt!" —

Er schwingt sich auf zur höchsten Felsenzacke,
Ein Sprung, — ein Schrei. . . . .

Am Fuß des Felsens ruht
Zerschmettert seine Leiche . . . . .

Magdalena,
Sie rafft im Fieberschauer ihr Gewand
Zusammen über ihrer blut'gen Brust,
Das schwarze Haar umdeckt die blassen Schultern,
Und wunden Fußes eilt sie hastig thalwärts,
Hin nach Jerusalem, — der Nacht entgegen . . . . .

VI.

Vorbei an jener Stadt, der kleinen, engen,
Die zwischen Felsenwänden ärmlich ruht —
So tot, so leer liegt sie in Abenddämm'rung. —
Durch Stachelfelder, mürbes Steingerölle,
So schreitet Magdalena, müd und wankend,
Bis dort von niedrem Berg gespenstergleich
Die Arme reckend, Kreuze niederstarren . . . .
Fast sinkt sie nieder . . . . Doch in jähem Ruck
Reißt sie sich auf und eilt in tollem Rasen
Mit fliegendem Gelock auf trübe Höhe . . . .

Und dort — am höchsten Kreuze, wild zerfleischt
Von Schergenhand, dort schwebt er aufgerichtet, —
Herabgesunken ist sein edles Antlitz,
Von einem letzten Schmerzeslächeln noch
Verschönt, unsäglich mild . . .

Grell schreit sie auf.
Sie ringt sich an dem mächtgen Kreuz empor,
Umfaßt den blut'gen Leib, küßt seine Füße,
Und lehnt ihr wirres Haupt so fest an ihn . . . .

„Und bist Du's wirklich! Nein, du kannst's nicht sein!
Wie konnten Menschen dich zum Tode bringen!
Du bist es nicht! Du mußt ja wiederkommen,
Und mich erlösen von der Sündenqual . . . ."

Ein wildes Schluchzen bricht aus ihrer Brust . . .
Dann wird sie still, unheimlich still . . . .

Sie preßt
Sich an das Marterkreuz, und träumt und träumt,
Bis sie zusammensinkt, — und träumt noch immer,
Ob er nicht kommen, sie erlösen möge —
Und harrt und harrt . . . .

Bis sie sie fanden . .

Die Haide.

Gern zwar geh' ich im wogenden Kornfeld,
Lieber noch geh' ich im Schatten des Waldes,
Aber am liebsten wandre ich schauend
Und träumend durch die blühende Haide.

Kein Gebäude, kein Menschenantlitz
Fesselt den Blick: mit dem Fluge der Vögel
Schweift er ins Land über Moore und Seen
Und hinaus zu den fernen Marschen.

Träumend schließe ich dann die Augen,
Und ich sehe vor mir sich breiten
Lachend und lieblich das Land der Kindheit,
Unermeßlich die ferne Zukunft.

Gern zwar geh' ich im wogenden Kornfeld,
Lieber noch geh' ich im Schatten des Waldes
Aber am liebsten wandre ich schauend
Und träumend durch die blühende Haide.

Hans von Ffendorff.

Geschlossener Enzian.

(Gentiana Andrewsii.)

Der herbstlich kalten, spröden Erd' entsprossen,
Strebst du zum Licht empor, seltsame Blüte,
Die nimmer ihren blauen Kelch erschlossen,
Ob auch im Sonnenglanz die Welt erglühe —
Als bargest ein Geheimnis du im Schoß,
Ein Rätsel, das mich neckisch lockend narrt.

Mir ist, als ob ich einst im Traum dich schaute:
Nicht Pflanze warst du, warst ein menschlich Wesen,
Ein Weib — und was der Traum mir anvertraute,
Man kann's in einer Frauenseele lesen,
Der nimmer ward des Glückes heitres Los —
In einer Seele, die der Schmerz erstarrt.

Du gleichst den Lippen, die verlernt das Küssen,
Dem Herzen, das erstickt sein Liebessehnen,
Und, weil so lang es hat entbehren müssen,
Entfremdet ist der Hoffnung thör'gem Wähnen.
Du blühst, und bist doch eine Knospe blos,
Bist eine Frage, die der Antwort harrt.

Amalie von Ende.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Verwandlung.

Saal des großen Rats.

Halbrunder, altertümlicher Raum mit kassettierter Decke. In der Mitte hohe Bogenthür. Zu beiden Seiten derselben, längs der getäfelten Wand, über Stufen, die Bank für die zehn Mitglieder des großen Rates. Links der Eingang für den König, rechts derjenige für die Senatoren. Rechts ganz vorn, der Thron des Königs; links, etwas zurück, der Sitz des Kanzlers.

Erster Auftritt.

Die Mittelthür ist geschlossen, der große Rat (in scharlachrotem Ornat) versammelt. Lebhafte Unruhe. Im Vordergrund **Huesca** im Ornat (dunkler Purpurmantel mit den Abzeichen seiner Würde), von **Granden** umringt. Dann **Raimon** mit **Ramiro** und einem großen Gefolge von Edelleuten, Pagen, und der Königsgarde.

Huesca (ruft in die Bewegung hinein.) Mein Wort zum Pfand: Der König wünscht den Frieden.
Frieden gebietet er . . .

(Raimon eilig von links.)

Die Majestät!

(Stille.)

Die Granden (begeben sich auf ihre Sitze. Edelleute und Pagen kommen von links, treten an den Thron.)

Ramiro (in schwarzer Kleidung, den Hut auf dem Kopf, bleich, mit entstelltem Gesicht. Die Königsgarde folgt; besetzt sämtliche Eingänge.

Raimon (läßt die Verneigung der Versammlung unerwidert, schreitet vor.) „König Raimon, hättest Du
Jenen Alten sprechen lassen . . ."

Huesca (halblaut.) Es grüßt der große Rat die Majestät.

Raimon (ohne zu hören).
Des Alten Blick auf mich! Sein letzter Blick . . .

(Er erblickt ein Sehnen.)

Huesca (etwas lauter.) Geruhen Majestät —

Raimon (steht auf.) Hast Du gebetet,
Daß Gott den König ließ ein Urteil fällen,
Als wäre er der höchste Richter selbst?

Huesca. Nach Größ'rem drängt die Stunde, Herr,
Wir harren,
Du möchtest geben, was die Stunde fordert.

(Er geht auf Raimon zu.

Raimon (mit hierem Blick und heiserer Stimme.)
Du stehst mir nah; doch — komm' mir nicht zu nahe.

Huesca (tritt zurück.)

Raimon (wiederum in sich versunken.)
Denn wenn ich meine königliche Rechte
Hält' ungerecht getaucht in Menschenblut —
Wo auf der Erde fänd' ich all das Wasser
Sie reinzuwaschen von der dunkeln Spur?

— Pause. —

Huesca. Gebiete, Herr, daß ich den Rat eröffne.

Raimon (ohne aufzusehen.) Wohl, ich gebiete.

Huesca (geht zu seinem Platz.) In des Königs Namen:
Eröffnet ist der Rat.

— Pause —

(Die Granden werden unruhig.)

Huesca. Der König sinnt.
Beginn gebot der König . . . Wir beginnen.

(Er setzt sich. Ebenso die Granden)

Raimon (starr für sich.)
„Es folge Niemand." So befahl mein Vater.
Jedoch Huesca schlich ihm nach; Huesca
War mit ihm in der Wildnis — einzig nur
Huesca . . . Und darauf geschah's . . . Und dann
Verschwieg's Huesca, ließ er heimlich suchen;
Und fand den Mörder nicht, und findet nie,
Und lebt in Frieden — herrscht in Frieden fort;
Indessen friedlos meine Tage werden,
Und alle meine Nächte dumpfe Qual . . .

(Er wendet sich.)

Ich stehe noch? Der Einzige, der steht!
— Wer ist hier Herr? Ich oder Ihr, Herr Herzog?
Doch irrtet Ihr im Platz: dort steht der Thron

Huesca (ist aufgestanden.)
Die Kriegsgefahr des Königreichs verschlingt
Die Antwort, die mir Majestät gebieten.

(Er winkt einem Edelmann.)

Die Herrn aus Aragon!

Raimon Sprecht Ihr zu ihnen
Unwürdig sind sie meines Wort's.

Der Edelmann (verläßt den Saal nach rechts.)

Raimon (nähert sich dem Thron.) Fortan
Besteht mein ganzes Sein aus einer Frage:
Und wenn es doch ein ungerecht Gericht
Gewesen wäre?

(Er starrt vor sich hin.)

Der Edelmann (führt die aragonischen Granden herein.)

Digitized by Google

(Die Gesandten grüßen den König.)

Raimon (dankt nicht.)

Huesca (laut.) Die Gesandten, Herr!

Raimon (ohne sie eines Blickes zu würdigen, geht an ihnen vorüber links ab.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Die Aragonier.

Der ältere Aragonier.
Die Boten einer Krone zu beleid'gen,
Scheint Sitte dieses Staats. Beschwerde führ' ich!
Man läßt uns harren stundenlang, gleich Kämmerern.
Beliebt es endlich, unser Acht zu haben,
Bezeigt man offenkundig uns Verachtung;
Denn unsern Gruß nicht wiedergeben, heißt:
Dem Reich, das uns gesandt, den Gruß verweigern.

Huesca (stehend.) Es steht der König für sein Handeln ein.

Der jüngere Aragonier.
Und wir für uns're Worte! Ei, Herr Herzog:
Wir kamen nicht zu fleh'n — wir forderten.
Wird man gewähren, oder nicht gewähren?

Huesca. Des Königs Majestät gewährt in Gnaden.

Der jüngere Aragonier.
So räumt in Gnaden ein die Majestät:
Die holde Krön'gin Affalide, die,
Mit ungemess'ner, überreicher Mitgift,
Als Friedensbürgschaft zwischen beiden Staaten
Dem Herrscher von Asturien sich vermählt,
Würd' fort und fort beschimpft in diesem Reich?

Huesca. Herr, mäßigt Eure Sprache.

Der jüngere Aragonier. Ohne Maß
Ward uns in uns're edlen Fürstentochter
Beleidigung zu Teil! Vor aller Welt
Das Sakrament der Eh' verletzend, brach
Vor aller Welt der König unsern Bund.

Huesca. Mein Herr gedenkt von Neuem ihn zu schließen,
Und hofft auf Aragons Vertrauen.

Der ältere Aragonier. Der König
Wird unverletzlich seine Ehe halten?

Huesca. Er wird die Königin auf's Höchste ehren,
Wie's ihren hohen Tugenden gebührt.

Raimon (fügt weit vorgebeugt, Huesca anstarrend; giebt kein Zeichen von Teilnahme.)

Der jüngere Aragonier.
Er schickt die Maurin aus dem Königreich?

Huesca (mit einem raschen angstvollen Blick zu Raimon.)
Er schickt die Maurin fort.

Der ältere Aragonier. Der König selbst
Verfichr' es nun; und Aragonien sichert
Dem König Frieden.

(Die Aräteler (blicken auf Raimon.)
— Pause. —

Huesca (leise zu Raimon, halblaut.) Herr, hast Du gehört?
's ist billig, was sie fordern; drum gewähre.

Raimon (regt sich nicht, schweigt).

Huesca (in wachsender Angst halblaut.) Nur eines Wort's
bedarf's, nur eines: Ja!
Und wie ein Hauch vom Himmel schwebt Dein Wort
Hin über unser Land und hält es machtvoll
Zurück vom Untergang . . . Wir warten, Herr!
An Deinem Mund hängt Deines Volkes Auge.

(Pause.)

— Weh dem Monarchen, dessen Lippen nicht
Nur allerhöchste, allerletzte Not
Das Kriegsgebot entreißt, Buchstab' für Buchstab'
In fürchterlichem Ringen mit dem Schicksal.

(Die Aräteler murmeln durcheinander.)

Huesca (freudig).
Der König winkt — der König spricht — schenkt Frieden!

(Tiefe Stille.)

Raimon (wendet sein Auge von Huesca; mit lauter, klarer Stimme)
So wie beendet dieser schnöde Rat,
Erfüllt mein Gebot: an jener Stätte,
Wo von verfluchter Hand mein Vater fiel,
Erhob' aus lichtem Marmor sich ein Haus,
Geweiht dem Heiland, unserm Allerlöser.
Kein Priester sei des Tempels hell'ger Hüter:
Ein Mensch, der frei sich fühlt von Sünde, der
Schwer seine Sünde büßte, zieh' dort ein.
Am Platz des Mordes lebe er, und flehe
Des Himmels Strafe auf den Mörder nieder.

(Er erhebt sich langsam, geisterhaft.)
(zu Huesca.)
Du würd'st wohl nicht zu diesem Amte taugen?

Der große Rat (hat sich erhoben; die Granden rühren zusammen, blicken mit wachsendem Entsetzen auf den König.)

Die Aragonier (stehen zusammen, murmeln erregt.)

Huesca. Zu anderm Amte ward ich eingesetzt,
Und dieses denk ich treulich zu verwalten.

Raimon (geht auf ihn zu)
Tritt in die Sonn', daß ich ins Aug' Dir schaue . . .

(Wild.)
Tritt in die Sonn', gebiet' ich!

Huesca (mit ehrner Ruhe.) Herr, Du lässest
In düstern Fantasien die Seele schwelgen,
Indeß Dein königliches Wort dem Lande
Den heißersehnten Frieden sichern soll.

Der jüngere Aragonier. Sonst heißt es Krieg!

Die Granden. Herr, Frieden! Frieden!

Raimon (wie in ausbrechendem Wahnsinn.) Frieden?!
Ich Frieden geben? Wer giebt Frieden mir?!
Mein Frieden ist mit jenem Alten tot;
Tot sei der Frieden auf der ganzen Erde.

(Er wendet sich zu den Aragoniern.)
Und käme dieses freche Aragon,
Das mir verhaßt in tiefster Seele ist,
Zu mir gekrochen wie ein Bettelweib
Und schrie' mich winselnd an: „Gieb Frieden, König!"
Ich stieß es fort mit meinem Fuß.

Die Aragonier (aufschreiend.) Krieg! Krieg!

(Sie stürzen fort nach links.)

(Der Ruf wird von den Nächsten wiederholt, er gellt durch den ganzen Palast, erschallt vor demselben, wird mit einem einzigen Aufschrei von der Volksmenge gerufen.)

(Von rechts, an der Spitze eines Volkshaufens, der Erzbischof.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Erzbischof. Volk.

Raimon. Was fordern diese?

Erzbischof. Frieden, Majestät.

Volk (in wildem Jammer.) Frieden! Frieden! Frieden!

Die Granden und Edelleute wiederholen tumultuarisch den Ruf.)

Raimon. Man will mich zwingen?!

Erzbischof. Herr, du hast das Volk

Digitized by Google

Daran erinnert, was Du ihm gelobtest:
„Wie heut' ich Euern Jubel höre, will
Ich Eure Klagen, Eure Bitten hören;
In Volkes Stimme Gottes Wort verehren."

Volk (mit erhobenen Händen.) Frieden! Frieden!

Raimon.
Mein Wort war: Krieg! Es bleibt bei meinem Wort.

Volk (schreit jammernd auf.)

Erzbischof. O König —

Raimon. König! . . . Bin ich Euer König?
Bis heute war ich's nicht; bis heut' war ich
Vom König nur ein Schatten, Schemen, Schein.
Doch heute will ich werden, was ich bin:
Der König, Euer König!

Huesca (wirft sich zwischen **Raimon** und das **Volk**.)
Fort! Er rast't!

Raimon. Auf der Höhe eines Throns,
Ist nur Raum für einen Einz'gen;
Und der Eine sei der Fürst!

Huesca. Dem Einen auf dem Throne fehlt das Recht,
Auf eines ganzen Volkes Haupt zu wälzen
Die Gräu'lthat eines ungerechten Kriegs.

Raimon (mit hocherhobener Hand.)
Recht oder Unrecht — hat er nur die Macht!
(Tumult.)
(Die Thüren der Mitte springen auf.)
(In feierlichem Zuge, mit königlichem Pomp erscheint **Germonde**. Ueber ihre prunkenden Gewänder fließt, an der Krone befestigt, schwarzer Flor herab. Hinter ihr das Gefolge.)

Vierter Auftritt.

Vorige. **Germonde.** Gefolge.

Germonde.
Raimon, mein teurer Sohn, sieh Deine Mutter;
Aus Lieb' zu Dir der düstern Nacht entstiegen,
Die ihre Trauer um ihr Sein gewebt.

(Sie kommt vor.)

Raimon (regt sich nicht.)

Germonde. Sie sagten mir: Du hättest Krieg erklärt.
Ich bitt' Dich herzlich, straf' sie vor mir Lügen.

Raimon (schweigt.)

Germonde.
Und schweigst Du auch, ich glaube ihnen doch nicht.

Raimon. Ich will, daß Krieg sei, also sei Krieg!

Germonde (nach einer Pause.) War
Das meines Sohnes Stimme? — — Nur die Stimme;
Nicht meines Sohnes Geist . . . Mein guter Sohn!
Erheben sah ich Deine Hand, als ihr
Zum ersten Male ward die Macht verliehen,
Mit einem Federzug ein Todesurteil
Zu unterzeichnen, das gerecht gefällt.
Und jetzt erklärst Du Krieg, befiehlst Du Todschlag,
Den Völkermord, den gräßlichen, entmenschten;
Und sprichst: „Ich will es so!"

Raimon. Und spreche weiter:
Mein Wille ist Gesetz in diesem Reich!
Es walte das Gesetz denn meines Willens.

Germonde. Abscheuliches Gesetz, verruchter Wille!
O stoß' es um, das schändliche Gebot.
Es rüttelt an dem Thron, darauf im Herrscher
Die Manneswürde selbst erhoben ward,
Und reißt die Majestät der Menschlichkeit
Hernieder in den Staub. Stoß' um, mein Sohn!
— O Raimon, Raimon, Du mein Schmerzenskind!
Ich sehe ausgestreckt die Hand des Richters;
Die Stirn des Königs, der gewissenlos
Den Krieg herauf beschworen, stempelt sie
Mit blut'gem Male gleich dem Kainszeichen.

Raimon (erschüttert.) O Mutter!

Germonde (jubelnd). Raimon!

Erzbischof (zum Volk) Lobt den Herrn! Der König
Vernahm sein Wort in seiner Mutter Stimme.
(Allgemeine, mächtige Bewegung.)

Raimon (ist ganz vorgekommen.)
Gewährt ich Frieden, würde ich gewähren,
Was Gott Huesca fordert, der Messias,
Zu dem mein Volk in blindem Glauben betet. . .
(Er wendet sich zurück.)
Zum allerletzten Mal: es werde Krieg!
(Tumult.)

Germonde.
Mit Deiner Mutter Fluch auf Dir — Despot!

Raimon. So ward ich meines Vaters wahrer Sohn.
(Er geht in die Mitte.)
Hier steh' ich: König nicht von Gottes Gnaden —
Ein Fürst durch eig'ne Macht, Gewaltherrscher!
Ist Keiner unter Euch, der dem Despoten
Sein Schwert in's Herz stößt, hinterrücks!? . . . Huesca!
Ich wende mein Gesicht von Dir: stoß zu!

Huesca.
Du riefst mich an: Hier bin ich! Und wo ich bin,
Da ist Asturiens Schutz und Trutz und Heil.
Und also steh' ich wider Dich, der Du
Asturiens Unglück bist.
(Er reißt sich die Zeichen seiner Würde ab.)
Zerrissen liegt,
Was mich wie Ketten band an Deinen Thron;
Und auch von meinem Herzen fall' die Fessel!
(Er wirft die Abzeichen seiner Würde dem König vor die Füße.)
So bin ich frei von Dir! — — Wer an mich glaubt,
An meine heiße Lieb' zum Vaterlande;
An meine Kraft, Asturien zu erretten
Aus dieser höchsten Not — — Wer mir vertraut,
Der trete her zu mir.

Einige (nähern sich zaudernd **Huesca**.)
— Pause. —

Huesca. So Wenige — —

Raimon.
„Vater des Vaterlands" — sieh dort die Deinen

Huesca (außer sich.)
Das ist die Saat von Deinem Krönungstag,
Da Du dem Volk kund gabst mein langes Schweigen,
Aus Lieb zum Sohn verübt. Damals begann,
Was jetzt vollendet dasteht als Verderben.
In schweren Aehren strotzt die gift'ge Frucht,
Und ihre Ernte füllt des Volkes Scheuern:
Das Mißtraun gegen mich, den einst es liebte.
(Er tritt unter die Gruppen.)
Ich bitte Euch, Asturier, glaubt an mich.
(Große Bewegung. Rufe: Huesca.)

Huesca (machtvoll.) Jetzt bin ich wieder ich!

Raimon (mit einer Handbewegung.) Versink' in Nichts!
(Er geht auf **Huesca** zu.)
Empörer wider meine Majestät,
Verschwörer gegen meinen Thron — Rebell!

Digitized by Google

Ich klage Dich des Hochverrates an;
Und spreche über Dich das Schuldig aus:
Und mildere das Todesurteil gnädig
In ewige Verbannung . . . Weicht von ihm!
Wer bei ihm bleibt, der teile sein Geschick.
(Einer nach dem Andern weicht von **Huesca** zurück. Er steht allein.)

Huesca. Allein! — — O Menschen, Menschen!

Hermonde (hat sich aus den Armen ihrer Damen aufgerichtet, geht auf **Huesca** zu.)

Raimon (mit Entsetzen.) Mutter, was
Willst Du bei diesem?

(Er wirft sich ihr in den Weg.)

Hermonde. Teilen sein Geschick.

Raimon (taumelt bei Seite.)

(Während **Hermonde** zu **Huesca** tritt fällt der Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

Im Lesesaal.

Du trittst herein; aufblickend zu der Büste
Des großen Friedrich schwebst du zum Regale,
Andächtig blätternd bei Elektrons Strahle,
Regst du die Lippe, welche besser küßte.

Mit Frauen, deren Blüte ging zur Küste
Seh' ich nur Männer sonst im stillen Saale,
Und wär's zum ersten auch und letzten Male,
Sprich: welcher Wind warf dich an diese Küste?

Du blonder Backfisch, geh! — dein Bild vernichtet
Weitum den Eifer des gelehrten Strebens:
Was suchst du hier? — die neuerwachten Fragen,

Das Rätsel, über dem dein Herze dichtet . . .
Den Folianten wälzest du vergebens;
Geh — und der Lenz wird dir die Lösung sagen!

Curt Hacker.

„Mein Nachen segelt . . .“

Mein Nachen segelt durch die wilden Wogen
Der Brandung hin auf sturmbewegtem Meere,
Umspült, gepeitscht, zur Tiefe hingezogen,
Der Blitze Ziel, und nichts, das Schutz gewähre.

Dem Lande, dem für immer wir entflogen,
Weihl die Erinn'rung ihre stille Zähre —
Rings streiten Hoffnungen, besiegt, betrogen,
Um das zerbrochne Ruder der Galeere.

Doch fest am Steuer steht mein Genius,
Schaut über Meer und Himmel hin, und heitern
Antlitzes singt er einen Kampfesgruß:

Wog auf, wog ab, du Heer von wilden Streitern,
Bis bei des stillsten Hafens Willkommgruß
Wir an des Todes bleicher Klippe scheitern! —

Aus dem Italienischen des **G. Carducci** von **A. Malmont.**

Ritornelle.

Rote Granate; —
„Weshalb dies Träumen?“ fragst du mich, „was
sinnst du?“
Das sag' ich nimmer, rate, Liebchen, rate!

Schneeglöckchens Blüte!
Du trauerst einsam noch im weißen Kleide,
Mir blüht ein bunter Frühling im Gemüte.

Carl von Arnswaldt.

Die Aussprache.

Gar vieles hält' ich gerne dir zu sagen,
Was ohne dich ich auf der Erde wär';
Was du mir warst und bist in Jahr und Tagen —
Das alles wollt' ich sagen und noch mehr!

Es sollte sprudelgleich nun überfließen,
Was tief im Herzen glühte mir bisher;
Wie Frühlingswehen sollt' mein Dank dich grüßen —
Das alles wollt' ich sagen und noch mehr!

Dem heißem Drange mußte alles weichen,
Zu dir, zu dir! Nur schau'n und sprechen dich! —
Du faßt mich an mit stummem Händereichen,
Und nun — wie wunderbar beschlich es mich?

Der ungestüme Busen ebbte wieder,
Zur Seite dir, o Mutter, schmiegt' ich mich,
Ich kauerte zu deinen Füßen nieder,
Und keiner meiner Wünsche regte sich.

Und wie entfloh'n aus wirren Weltgetrieben,
Ein Wegemüder ruht am schatt'gen Ort,
Weit hinter ihm sind Qual und Leid geblieben —
So saß ich lange wohl und sprach — kein Wort.

Fritz Weihen.

Digitized by Google

Die Rose von Breisach.

Nach einer Volkssage

von

Hans M. Grüninger.

(Schluß.)

IV.

Voll Betrübnis hat der junge Meister
Von dem liſtevollen Ratsherrn Abſchied
Sich erbeten, und gedankenvoll
Geht er nun auf ſeiner Stube.

Plötzlich
Fällt ſein Blick auf einen Roſenſtrauch,
Den ihm Röschen einſt geſchenkt zum Abſchied,
Als er in die Fremde ausgezogen.
Seine Mutter pflegte treu die Roſe,
Und ihr Stamm iſt hoch emporgediehen;
Rankend an dem bleigefaßten Fenſter.
Iſt zur Decke hoch hinauf geklommen
Und gehemmt im Höherwachſen, ſenkte
Zierlich biegend ſich der Stamm hernieder.

„Und ich hab's! ich hab's!“ rief jubelnd Hans,
„Habe Dank mein Röschen und du Roſe.“

Nahm dann von der Wand ſein Saitenſpiel,
Das verſtaubet dort gehangen; ſtimmte
Erſt die Saiten, und wie er zu Nürnberg
Bei den Meiſterſingern ward gelehret
Sang er dieſes Lied, probierend leiſe,
Lauter dann und in Hans Sachſens Weiſe:

„Wohl iſt es ſchön, wenn der Frühling blüht;
Wenn ſingen die Nachtigallen.
Doch wenn ein Herz in Lieb' erglüht,
Das iſt das ſchönſte von Allen.

Wenn zwei ſich lieben trotz Haß und Neid,
Das mag wohl Gott gefallen.
Er wandelt drum der Liebe Leid
In lauter Glück und Gefallen.“

V.

Zweimal war der Sommer wiederkommen,
Seit der junge Liefrink jene ſchnöde
Antwort von dem Ratsherrn hat erhalten.
Aber unverdroſſen ging er an die
Arbeit und ſie iſt vollendet heute.
Und der Hochaltar wir heut geweihet

An dem Feſt Mariä Himmelfahrt.
Wie es Brauch, ſo kommen heut die Kinder
Kräuter, Blumen von dem Feld in Händen,
Als ein Opfer und ein Dank dem Himmel.
Wenn der Prieſter dieſe Büſcheln ſegnet,
Segnet er auf's künft'ge Jahr die Felder;
Alſo iſt das Feſt der Kräuterweihe.

Nun die Kräuter ſind geſegnet und die
Meſſe iſt beendet, kam der Biſchof,
Feierlich, im höchſten Prunk der Kirche,
Von den Prieſtern all' geleitet Breiſachs.

Und ihm folgt der Rat im Prunkgewande
Und ihm folgen weiße Jungfraun, Breiſachs
Blüte; aber unter ihnen glänzet
Roſa, Ruppachers Tochter.

Wie die Roſe
Stralt vor all den andern Blumen, ſtralet
Sie an Schönheit vor den Töchtern Breiſachs.
Aber voller Demut ſenkte ſie das
Haupt, gebeugt von ihrer hohen Schönheit.

Nunmehr fiel vom Hochaltar die Hülle . . .

Staunen, hohes Staunen, dann Bewundrung
Nimmt im Sturm gefangen Alle, Alle,
Wie ſie ſehen, lebensgroß die heil'ge
Gottesmutter, ſehen Gott und ſeinen
Sohn den heil'gen Chriſt, und beide krönen
Mit der em'gen Kron' Maria, die Jungfrau.

Und darüber ſchwebt der heilige Geiſt,
Und darüber hebet ſich zur Decke
Hoch ein Tempel, Roſenzweige, lebend,
Rankend wie im Garten. Welcher Meiſter
Hat ſo ſchönes je in Holz geſchaffen?

Digitized by Google

Doch der höchste Zweig des Rosenbaumes
Strebt zur höchsten Decke des Gewölbes;
Beugt sich dann voll Demut erdwärts nieder,
Kunstvoll rankend nach dem Tisch des Herrn.

Und der Hochaltar ist höher als das
Münster!

Also schuf die Kunst das Wunder.

Segnend wandte sich der Bischof an den
Meister, dankend Breisachs Volk und Rat.

Doch Schababerle, der Posamenter
— Liefrink hatte Alles ihm vertrauet —
Sprach:

„Mit Gunst und aller nöt'gen Ehrfurcht
Vor dem heil'gen Orte, Ruppacher, Ratsherr,
Haltet nunmehr euer Wort, der Meister
Hat das seine eingelöst; nun werde
Auch der Lohn ihm, wie ihr es verheißen."
Und erzählte laut den ganzen Handel.

Aber, Ruppacher, selber hoch begeistert
Von des Schwiegers Werk, ergriff die Hände
Hans' und Röschens, fügt sie ineinander,
Und mit Würde sprach er:

„Nimm sie Hans
Leben sollst du, Rosa, mit Hans Liefrink
Keiner sei mein Schwieger, als Hans Liefrink."

Und als erstes Paar am Hochaltare
Ward getrauet Röschen mit Hans Liefrink.

Beim Wandern.

Es liegt ein Glänzen in der Luft,
Ein letztes Glänzen, Strahl an Strahl,
Erfüllend ganz mit gold'nem Duft
Das tiefe wipfelgrüne Thal.

Und aus den Wipfeln lief hervor
Klingt Vogelrufen, jauchzend drein;
Und mächt'ger, höher weilt empor
Der glühend goldne Abendschein.

Ich wandre kaum, mit Jaudern, fort,
Und Herz und Augen werden weit:
Als wär dies eines Zaubers Ort,
Und ihn zu lösen, dies die Zeit

Doch das steht nicht in des Wanderers Macht,
Und schon wird's dunkel rings und stumm.
Stumm auch das Herz. So leg' denn, Nacht,
Ihm deinen weichen Mantel um.

Rolf de Pluerh.

Schon wieder Einer.

Es knarrt das alte Kirchhofsthor,
Ein Leichenwagen steht davor,
Von schwarzen Leuten eng umdrängt,
Schwarz ist der Eichensarg umhängt;
Du machtest ihn gar fest Herr Schreiner.
Nun, Mutter Erde, thu dich auf,
Schon wieder ist ein Lebenslauf
Vollendet, der der Ruh will harren
Ja, alles Thor, nun magst du knarren:
Schon wieder Einer.

Ist's wohl ein Kindlein, das der Tod
Schon in der Jugend Morgenrot
So schnell dem Erdenleid entriß? —
Du sparst dir viel Bekümmernis;
Geh auf zum Himmel, lieber Kleiner!
Nicht Leid, nicht Sünden kanntest du,
Sanft war dein Leben, sanft die Ruh.
Wie bei der lieben Mutter Wiegen
Magst du nun in der Bahre liegen.
Schon wieder Einer.

Und ist's ein Greis, der still und müd
Nun aus dem Weltgetriebe schied,
Der mit dem letzten Erdenblick
Hinauf sah zu des Himmels Glück?:
O sagt mir: Was ist treuer, reiner,
Als wenn ein müdes Auge bricht,
Verklärt von schön'rer Zukunft Licht.
Nun, müder Pilger, lass' dein Sorgen,
Dir strahlt ein neuer Freudenmorgen.
Schon wieder Einer.

Du altes Thor, mit Gottvertraun
Will ich zu dir hinüberschau'n,
Durch dich kam mancher Eichensarg,
Den bald die treue Erde barg.
Wie lange währt's, dann kommt auch meiner!
Und, schließest du dich hinter mir,
Dann, liebe alte Kirchhofsthür,
Magst du den letzten Gruß mir knarren,
Dann will ich froh des Herrn harren!
Schon wieder Einer.

A. Wiencke.

Digitized by Google

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern*) und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von Karl Emil Franzos.

I.

„Ein Freund meines Strebens hat mich den Sisyphus unter den Dichtern genannt. Nichts bezeichnender für mein Geschick! Ich nahm wiederholt schon den glücklichsten Anlauf, erlitt nie eine eigentliche Niederlage; aber selbst meine besten Erfolge blieben dauerlos. Der Felsblock, den ich emporgewälzt, ist immer wieder zurückgerollt. Ein Wunder, daß er im Absturz mich nie zerschmettert hat! Wunden trug ich doch wohl davon. Daher die große Pause der Erschöpfung, der Entmutigung. Man hatte mich schon zu den Toten geworfen, als ich zu neuer Anstrengung mich aufraffte. Der Schillerpreis hat sie gekrönt . . Umsonst! Der Felsblock rollte wieder zurück in die Tiefe. — Ich hatte es schon mit verschiedenen Blöcken versucht. Einen, der unbeachtet schon zwei Jahrzehnte im Schutt der Zeiten wie begraben lag, holte ich wieder hervor. Und siehe da! er kam empor und ist oben geblieben. — Bis jetzt! Auf wie lange noch? — Lächeln die Götter mir endlich? — Spät genug! — zu spät vielleicht! Oder haben sie das Los des Ringens nur um des Ringens willen über mich verhängt? — Sei es! — Ich beuge mein Haupt."

So hat sich Franz Nissel, den am 20. Juli 1893 ein sanfter Tod von langen Leiden erlöst hat, vor acht Jahren in dieser Zeitschrift selbst charakterisiert, und es ist in all' den Nekrologen und Kritiken, die über ihn erschienen sind, nichts gesagt worden, was sein Schicksal gleich klar, kurz und treffend bezeichnen würde. Die Sätze stehen in seiner Handschrift, der gewissenhaften Schrift eines kranken Mannes, der sich ängstlich müht, auch mit unsicher gewordener Hand noch deutlich zu schreiben, auf S. 121 des II. Bandes der „Deutschen Dichtung." In demselben Heft findet sich sein Portrait und ein Essay über ihn — es war ein ganzes „Nissel-Heft". Aber ebenso charakteristisch für Nissels Schicksal als Dichter, wie jenes Autograph, ist die Art, unter welchen Umständen jenes Heft zu stande kam — und es liegt heute kein Grund vor, dies zu verschweigen.

Vorausschicken will ich, daß ich Nissels Namen durch eines seiner besten Werke schon früh kennen gelernt hatte, auf dem Gymnasium. Mein Lehrer der Geschichte ersuchte mich, seine Bibliothek zu ordnen; im untersten Fach, unter alten Zeitschriften und Broschüren fand ich die als Bühnen-Manuskript gedruckte Tragödie „Persens von Macedonien". Ich begann zu lesen, war entzückt und bat den Professor mir das Heftchen zu leihen. „Mit größtem Vergnügen", war die Antwort, „aber unter der Bedingung, daß Sie es mir nie wiedergeben. Mein Vetter, der Mitglied des Burgtheaters ist, hat es mir vor einiger Zeit geschickt; es soll ganz talentvoll sein, aber um freiwillig eine neue Tragödie zu lesen, dazu bin ich nicht mehr jung genug." Nun, ich war es noch, und am nächsten Tage schon konnte ich meinem Lehrer sagen, wie tief das Stück auf mich gewirkt habe. Er hob lächelnd den Finger. „Sie haben wohl Ähnliches vor? Lassen Sie sich doch durch Nissels Beispiel warnen! Was hat er von seiner Dichterei? Kein Hahn kräht nach ihm, und mit dem Brot steht's auch knapp."

Es war nicht diese Warnung, die mich keinen Tragödienschreiber hat werden lassen, aber daß mein Lehrer, was Nissel betraf, Recht hatte, konnte ich erkennen, als ich im Herbst 1867 die Wiener Hochschule bezog. Auch jene meiner Commilitonen, die selbst Verse machten und schon auf dem Gymnasium ihren Konradin oder Hutten in fünffüssigen Jamben verarbeitet hatten, kannten seinen Namen kaum; in den Zeitungen war sehr

*) „Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel" (Stuttgart, Cotta). Von den Dramen liegen bisher nur zwei Sammlungen vor: „Ausgewählte dramatische Werke" enthaltend: „Persens von Macedonien", „Heinrich der Löwe", „Agnes von Meran", „Ein Nachtlager Goethes", und „Dramatische Werke. Zweite Folge," welche die Dramen: „Die Jakobiten," „Der Königsrichter," „Dido" und „Die Zauberin am Steir" bringt. Ein dritter Band, der die Schauspiele: „Ein Wohlthäter" und „Rudolf von Erlach", dann die satyrisch-phantastische Dichtung: „Ein zweites Leben", sowie eine Auswahl der Gedichte bringen soll, ist in Vorbereitung.

Digitized by Google

selten ein Wort über ihn zu lesen, und ebenso suchte ich im Repertoire des Burgtheaters seine Werke vergeblich; auch der „Perseus“ war längst wieder im Orcus des Archivs versunken. Nur als kurz darauf Laube's „Burgtheater“ erschien und viel besprochen wurde, fand ich in einer sonst enthusiastischen Anzeige dieses Werkes den Tadel, das Urteil über Franz Nissel sei allzu wohlwollend. Ich schlug das Buch auf und fand darin die Bemerkung über den Perseus: „Dem heutigen Publikum ein macedonisches Thema nahe an's Herz zu legen, dazu bedarf es einer ersten dichterischen Kraft und zwar einer populären Kraft. Eine solche ist allerdings Franz Nissel noch nicht. Aber er ist ein sinniges Talent, welches unter glücklichen Umständen ein innerlich interessantes Drama zu schaffen vermag.“ Dazu einige laue Bemerkungen über „Heinrich den Löwen“ und den „Wohlthäter“ — und das sollte noch ein allzu wohlwollendes Urteil sein?! . . .

Indeß, im Vergleich zu dem, was in Wiener Blättern sonst über Nissel gedruckt wurde, war Laube's Urteil wirklich ein warmes. Aber selbst der Tadel verstummte allmählich und der Name wurde überhaupt nicht mehr genannt. Warum? fragte ich mich. An seinen Leistungen lag es nicht; dieselben Blätter behandelten andere, geringere Dichter in einer Art, die höchstens an gutem Geschmack in der Reklame, aber wahrlich an Freundlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Also am Menschen? Er war kränklich und lebte in strengster Abgeschiedenheit. Aber das eben war's. Er erinnerte nicht an sich, hatte keine Freunde in der Kritik, konnte Niemand loben und wurde darum von Niemand gelobt. Ja, wenn er zum Mindesten kein Oesterreicher gewesen, als Mann mit einigem Namen aus dem Reich eingewandert wäre! Aber so! Er war ja ein Oesterreicher und — wehrlos! Man lese bei Grillparzer und Hebbel nach, was sie über dies traurige Thema sagen; Nissels Behandlung in der Wiener Presse ist nur ein neuer Belag für eine alte Erfahrung.

Dazu kam die abweisende Haltung des Burgtheaters. „Heinrich der Löwe“ war vier, „Perseus“ fünf Male gegeben worden; als Nissel Laube eine neue Arbeit, die „Zauberin am Stein“, einreichte, wies sie dieser zurück: das Stück sei „ganz unmöglich“. Nun fiel vollends kein Wort mehr über Nissel; er war ein Verschollener, bei lebendigem Leibe ein Toter. Das lähmte seine Schaffensfreude völlig; er schwieg Jahr um Jahr; kam einmal das Gespräch auf ihn, so hieß es: „Er arbeitet nichts mehr — und dies ist ja auch kein Schade!“ Die Meisten dachten so. Als ich im Winter 1876 auf 77 mit einem Wiener Verleger den Plan einer Zeitschrift besprach — sie sollte im Wesentlichen dasselbe Programm haben, das dann die „Deutsche Dichtung“ verwirklichte — strich er Nissels Namen von der Liste der Mitarbeiter: „Wo denken Sie hin! Ein Mann ohne Namen, ohne Verbindungen!“ — „Aber voll Talent,“ erwiderte ich und setzte es durch, auch ihn einladen zu dürfen. Er war sogar einer der Ersten, an die ich schrieb. Er erwiderte, er habe eine neue Tragödie fertig, „Agnes von Meran“, die stehe mir zur Verfügung — „wenn Sie es wirklich damit wagen wollen.“ Wieder ein Kampf mit dem Verleger. „Eine Tragödie von Nissel — reitet Sie der Teufel? Schlechtes, langweiliges Zeug — aber das Gegenteil angenommen, wer wird sie lesen?!“ Wieder ein Kampf, der freilich bald durch größere Differenzen überholt und erledigt wurde. Der Verleger fand, ich sei zum Redakteur verdorben, weil ich von meinen „litterarischen Schrullen“ nicht loszubringen sei und als ich mich weigerte, dem Blatte eine „Rätselecke“ einzufügen, löste sich der Vertrag. Ich aber hatte die Aufgabe, nun Nissel mitzuteilen, daß ich die Tragödie nicht drucken könne.

Ich that es mündlich. Das war das erste Mal, wo ich Nissel sprach. Er wohnte in einer der engsten, düstersten Gassen der „Inneren Stadt“; das unsaubere Haus war von jenem „Arme Leut-Geruch“ durchzogen, der mir später auch die Nase kitzelte, wenn ich einen anderen, größeren Dramatiker besuchte, den Presse, Theater und Publikum gleichfalls vernachlässigten, so lang er lebte; seit er tot ist, wird er freilich gefeiert; ich meine Ludwig Anzengruber. Aber so verwahrlost das Haus war — das Stübchen, in dem ich Nissel traf, war freundlich, das ärmliche Gerät blinkte vor Reinlichkeit, auf dem Fensterbrett blühten einige Levkojen-Stöcke. Nicht jedem Poeten hat die Natur ein Antlitz verliehen, das den Vorstellungen vom Äußern eines Dichters entspricht; dieser Mann hatte es; die hohe Stirn, die prächtigen, sinnenden Augen, der edle Schnitt der sanften Züge hätten es auch einen, der nichts von ihm wußte, ahnen lassen, was Nissel trieb und — wie sehr er litt . . . Mir sank der Mut, als ich in dies Dulderantlitz blickte und zögernd brachte ich meine schlimme Nachricht vor.

Er lächelte wehmütig. „Das kommt davon, wenn man Tragödien von Nissel bringen will!“ Dann bot er mir die Hand. „Deshalb danke ich Ihnen doch und — machen Sie sich nichts daraus! Eine vornehme Zeitschrift in Wien?! — was hätten Sie da für ein Martyrium ertragen müssen! . . . Freilich, wer druckt nun die „Agnes“? Aber wenn sich Niemand findet — was liegt daran?!“

„Sprechen Sie nicht so!“ bat ich, und erzählte

Digitized by Google

dann, in welcher Art ich zuerst seinen Namen erfahren hätte.

„Dann sind Sie ja ein seltener Vogel," erwiderte er. „Wie Viele mögen ein Stück von mir gelesen haben! Freilich — wie sollte ich bekannt sein? Die Theater führen meine Stücke nicht auf, die Verleger drucken sie nicht. Aber was nützt das Klagen und wer weiß, ob ich mit Recht klage? An Etwas muß es doch fehlen, sonst wäre es mir anders ergangen!"

Ich suchte ihn zu trösten; er ging in seiner weichen Art gern darauf ein. Was er über den Geschmack der Menge sagte, will ich nicht erst widergeben; es war wie eine Umschreibung von Heyse's Spruch, den sich jeder Dichter täglich des Morgens und des Abends als Trost- und Mahnsprüchlein vorsagen sollte: „Die Menge genießt — Nicht unversüßt — Das Herbe, das Ideale, — Was Alle beglückt — Für Alle sich schickt — Ist ewig das Triviale." Nur Eines noch will ich hier hersetzen, weil es sich mir besonders einprägte: seinen tiefen Schmerz, daß das Burgtheater seine „Zauberin am Stein" nicht bringen wolle. „Da bin ich vom Erfolg fest überzeugt," sagte er. „Aber ich erleb's nicht, so wenig ich die „Agnes von Meran" ja gedruckt sehen werde, denn die Druckkosten zu bezahlen, dazu bin ich zu arm."

Nun, man weiß, er hat die Tragödie dennoch gedruckt gesehen, 1878 wurde ihm sogar auf Grund dieses Drama's der Schillerpreis zu Teil. Wie es damals dennoch fast unbekannt blieb, bleiben konnte, ist fast rätselhaft, und nur durch ein Zusammenwirken innerer und äußerer Ursachen zu erklären, die nicht in Kürze darzulegen sind; ich komme später darauf zurück. Aber wie wenig der Umstand, daß er nun den vornehmsten litterarischen Preis in Deutschland davongetragen, an seinem Schicksal geändert, mag eine Thatsache illustrieren: als ich 1882 mein „Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich" zusammenstellte, rieten mir meine litterarischen Freunde dringend davon ab, ihn zur Mitwirkung einzuladen, wolle ich dies aber nun einmal durchaus thun, so möge ich ihm keinen allzu breiten Platz darin einräumen: „Nissel interessiert ja Niemand!" hieß es. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, und stellte ihm mehr Raum im Buche zur Verfügung, als den meisten anderen Beitragenden. „Nun, wenn Sie wollen!" sagte er mir mit wehmüthigem Lächeln, „ich rate nicht dazu!" Nach langem Suchen und Wählen — es war wahrlich kein Mangel an Manuskripten in der Lade — entschlossen wir uns für den wichtigsten Akt aus seinem „Rudolf von Erlach". Wie viel auch dies „Dichterbuch" besprochen wurde, so war doch Karl von Thaler der einzige, der Nissels Beitrag lobend hervorhob; die anderen schwiegen ihn tot oder fertigten ihn mit einer halb spöttischen, halb mitleidigen Bemerkung ab. Ich bereute meine Handlungsweise dennoch nicht; ich war mir bewußt, eine Pflicht erfüllt zu haben.

Darum war auch Nissel einer der Ersten, an die ich mich wandte, als ich im Frühling 1886 die Vorbereitungen für die Begründung der „Deutschen Dichtung" traf. Er lebte damals in Meran; seine Briefe atmeten die tiefste Niedergeschlagenheit, aber auch eine mich fast beschämende, rührende Dankbarkeit, daß ich auch seiner gedacht. „Die Zauberin am Stein", jener „Stein", dessen der arme Sisyphus in den Eingangs mitgeteilten Zeilen mit der Wendung gedacht hat, daß er „bis jetzt oben geblieben", drohte nun auch wieder in die Tiefe zu rollen; er war 55 Jahre alt, krank, in Not und ohne Hoffnung, daraus allein erklärt es sich, daß er mir das Selbstverständliche hoch anrechnete. Wir kamen überein, daß sein Lustspiel: „Ein Nachtlager Corvins" in der „Deutschen Dichtung" erscheinen sollte; eines der Hefte sollte auch sein Bild und seine Biographie bringen. Er schickte mir Photographie und Autograph; hoffentlich, fügte er bei, würde ich bei Ausführung meiner Absicht auf keinen Widerstand stoßen.

Ich begriff nicht recht, was er meinte; der Einzige, der vor Ausgabe des Nissel-Heftes davon erfahren mußte, war der Verleger der „Deutschen Dichtung" und der hatte mir bis dahin in redaktionellen Fragen freie Hand gelassen, wie ich mir dies in meinem Vertrage mit ihm auch ausdrücklich gesichert hatte. Diesmal aber kam, kaum daß ich nach Stuttgart geschrieben, wessen Porträt ich nun herstellen ließ, ein wirkliches, richtiges Veto. Die „Deutsche Dichtung" habe bisher nur reifen und bekannten Dichtern derartige Hefte gewidmet; der Name Franz Nissel sei ein ganz unbekannter. Darauf war ich bei einem deutschen Verleger allerdings nicht gefaßt gewesen, und erwiderte, ein mit dem Schiller-Preis gekrönter Poet sei meines Erachtens doch nicht ganz als unbekannter Neuling zu betrachten. Darauf kam die Mahnung, mir die Sache wohl zu überlegen, die Handlung könne und wolle nicht zustimmen. Das war ja weiter nicht von Belang, da nach dem Vertrage ich die Bestimmung darüber hatte, und so erschien das Nissel-Heft. Aber die Tatsache an sich ist charakteristisch für Nissels Loos, so lang er lebte.

Heute dürfte auch dem einstigen Verleger der „Deutschen Dichtung" der Name des Dichters nicht mehr unbekannt in's Ohr klingen. Schon sein Tod brachte eine Wendung zum besseren: in zahlreichen Nekrologen stand zu lesen, welchen bedeutenden Dichter Deutschland verloren. Freilich er-

Digitized by Google

fuhren die Meisten erst nun, daß ihn Deutschland besessen, aber weil er nun tot war, so wurde es mit Wärme gesagt und allgemein geglaubt. Jetzt plötzlich erinnerte man sich auch, daß er vor seinem Tode noch einen Band seiner Dramen herausgegeben, griff nach dem Buche, besprach und lobte es. Die entscheidende Wendung aber führte erst das Erscheinen seiner Selbstbiographie herbei; man las gerührt und beschämt, welches Martyrium diesem Dichter beschieden gewesen, und suchte es gut zu machen, so weit es noch gut zu machen war: indem man seine Werke pries. Sogar gekauft scheinen sie nun zu werden. Die Cotta'sche Handlung, die es bei Nissel's Lebzeiten zunächst nur mit einem Bande versuchen wollte, hat nun einen zweiten folgen lassen; auch der dritte und letzte wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Und so gewinnen die erschütternden Worte, mit denen er seine erste, im Herbst 1892 erschienene Dramensammlung geschlossen, ihre besondere und tröstliche Bedeutung: „So sende ich sie denn hinaus, diese Werke, noch einmal zu kämpfen für sich und ihren Dichter. Er selbst, leider nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt; ihn fesseln nun wohl Alter und Krankheit fort an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung."

Ein solches Schicksal wirkt auch leicht auf die kritische Beurteilung zurück. Es liegt sehr nahe, heute nur äußeren Umständen die Schuld zu geben, daß Nissel erst begraben werden mußte, um als Dichter aufzuerstehen. Aber das wäre nicht richtig. Gewiß, auch diese äußeren Umstände dürfen nie vergessen werden, man kann sie sogar nicht nachdrücklich genug betonen, aber wie viel hat Nissel's Wesen und die Art seines Schaffens dazu beigetragen! Der Schlüssel zu seinem Schicksal liegt in seinem Entwicklungsgang. Hier freilich kann nur das Wichtigste angedeutet werden.

Meine Quellen sind seine Tagebücher, wie sie gedruckt vorliegen, ferner seine Briefe an mich, und als Wichtigstes selbstverständlich seine Werke. Ich betone im vorhinein: alle seine Aeußerungen sind nicht kritiklos, geschweige denn als buchstäbliche Wahrheit aufzufassen; die Contouren mögen leidlich richtig sein, die Farben sind es nicht, es ist eine Brille, durch die er sieht, und die Brille ist grau, was die Welt, rosenrot, was sein Urteil über sich selbst betrifft. Das läßt sich schon in den Briefen gewahren, noch mehr in der Selbstbiographie. In welcher Stimmung, zu welchem Zwecke er sie zu schreiben begann, sagt sein Vorwort vom 1. December 1889:

„Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigene Schuld. Mein Haar ist ergraut und meine Kräfte sinken. Ich habe nichts mehr zu hoffen, nachdem ich so lang und doch — ach! so wenig gelebt, kein Glück gefunden und — was am bittersten zu sagen ist — so viel wie nichts gewirkt! — Und doch war ich nicht ohne Begabung, nicht ohne Streben, doch schlug vielleicht kein edleres Herz in eines Menschen Brust. Was ich geträumt, gewollt, es war vielleicht zu groß; es begehrte nicht nur die höchsten Gaben, sondern auch den unbeugsamsten Willen und die Gunst der Zeit. Fehlte nur eines, so mußte aus dem Propheten und geistigen Helden, der zu sein ich mich vermaß, der arme Gemütskranke und geistig Verstörte werden, den ich mich fühle seit manchem Jahr. Ja, wer weiß — denn was wissen wir bei aller Selbstkenntnis von uns selbst so ganz gewiß? — wer weiß, ob ich nicht schon krank war an „Größenwahn", als mein Gedanke den ersten Flug wagte! Dann freilich wäre es thöricht, mich „mit Selbstvorwürfen zu quälen und zugleich schmerzlich, die Welt anzuklagen, die so besonders hartnäckig und grausam über mich zur Tagesordnung gegangen ist, wenn je ein Lichtstrahl auf meine düstere Existenz, sie erhellend, fiel — dann freilich wär' ich nichts weiter als ein würdiger Gegenstand ihres Mitleids gewesen. Und dies schenk' ich ihr so gerne!"

Hier sehen wir den unglücklichen, gleichzeitig von ungeheurem Selbstgefühl und ungeheurer Zerknirschung ausgefüllten, haltlos hingegebenen Mann innehalten. Nein, so geht es doch nicht, — wer so denkt und fühlt, hat der Welt nichts mehr zu sagen! Und so rafft er sich nun zusammen, lenkt ein. „Wozu also diese Aufzeichnungen?" frägt er sich selbst. Der nächste, natürlichste, der einzig ausschlaggebende Grund fällt ihn auch sicherlich zuerst ein: Damit ich zum Mindesten nach dem Tode gerechter beurteit werde. Aber er hat eben geschrieben: „vielleicht schlug kein edleres Herz in eines Menschen Brust" und möchte es nun beweisen; eine unklare Idee, daß man auch in einer Selbstbiographie „objectiv" sein müsse, mag ihm gleichzeitig aufgestiegen sein. Und so schreibt er als ersten Grund den Gemeinplatz hin: „Weil Unglück immer belehrend ist." Aber die Phrase nun weiter auszuführen, geht dem Künstler in ihm gegen den Strich. Und so läßt es gleich als Zweites das einzig maßgebende Motiv folgen: „Weil man es doch vielleicht der Mühe wert finden könnte, sich nach meinem Tode noch mit mir zu beschäftigen und weil dann, wenn ich dem nicht zuvorkomme, ganz falsche Auffassungen meines Wesens, ganz falsche Ansichten und Urteile über mich und mein Schaffen sich ver-

Digitized by Google

breiten und festsetzen könnten." Aber kaum, daß er dies hingeschrieben erscheint es ihm wieder zu selbstisch und zu gering. Und so fährt er fort: „vor Allem aber, weil es mich drängt, vieles noch auszusprechen, was vielleicht doch kein anderer so auszusprechen vermag und was in mir erstickt zu haben mich bis zum letzten Hauch quälen würde!" Loht hier das, durch die Härte der Welt krankhaft aufgestachelte Selbstgefühl lichterloh auf, so vielleicht noch mehr in dem folgenden Satze. Er meint, daß seine Erfahrungen als Dichter, wie die Schilderung der Eindrücke, welche die großen politischen Ereignisse auf ihn hervorgebracht, „nicht ohne alle Bedeutung, nicht ohne jeden Nutzen sein dürften, indem sie das Gemälde des halben Jahrhunderts, das ich geschaut, in eine neue — oder doch ganz ungewöhnliche — Beleuchtung rücken." Wo gäbe es einen Staatsmann, einen Fürsten, der sich vermäße, durch seine Selbstbiographie das ganze Gemälde seiner Zeit „in eine neue oder doch ganz ungewöhnliche Beleuchtung" zu rücken?! Der einsame Dichter, der so Wenige und Weniges genauer kennen gelernt, traut sich dies in seiner pathologischen Stimmung ohne Weiteres zu! Im nächsten Satz aber bricht diese Stimmung und die Ahnung, wie es in Wahrheit um ihn stehe, vereint durch; er ist ganz wohlgefügt, dieser Satz, und hat mich doch berührt, wie ein Schrei aus zusammengepreßter Kehle: „Und endlich sollen diese Aufzeichnungen der letzte Versuch sein, das dumpfe und erdrückende Gefühl geistiger Umnachtung, welches sich mehr und mehr meiner bemächtigen will, noch in der zwölften Stunde los zu werden und die Mission, an die ich einst geglaubt, zum Teil wenigstens doch noch zu erfüllen." Freilich verzweifelt er daran, daß er das Werk vollenden werde, aber gelänge es, dann werde er vielleicht doch noch ausrufen: „Kein verlorenes Leben" und mit erleichtertem Herzen hinübergehen. „Denn wenn ich mir auch viel zu viel zugemutet und zugetraut habe, eine wahrhaft große Gesinnung hat mich doch beseelt; große Gedanken und Ideen waren es doch, mit denen ich mich unablässig beschäftigte, große, tiefe und ernste Empfindungen, die mich bewegten. Und noch eines reizt mich: mir selbst und der Welt zu beweisen, daß, hätte das Glück mir nur ein wenig mehr gelächelt, hätte ich nur etwas mehr freundliches Entgegenkommen gefunden und hätte nicht Kränklichkeit mein ganzes Leben lang mich gestört und gehindert, meinem Volke und der Menschheit in mir doch wohl ein großer Dichter mehr erstanden wäre."

Aus diesem Gemütszustand heraus ist die Selbstbiographie geschrieben. Den Zustand selbst zu zergliedern, wäre überflüssig; zu einigen Bemerkungen darüber wird noch später der Gang der Darstellung zwingen. Auch ist hier nicht blos der Inhalt, sondern auch die Form — man achte auf das stete Wiederkehren des Wortes „groß" — so bezeichend, daß man es nicht erst aufdringlich zu kolorieren braucht. Eigentümlich berührt auch die Wendung: „Noch eins reizte mich" — der unglückliche Mann wähnt, er hätte wirklich sein treibendes Motiv bisher wohl verhüllt und müßte es nun erst ausdrücklich sagen ....

Und nun sei an der Hand dieser subjektivsten aller Selbstbiographien der Versuch gewagt, zur Klarheit und Wahrheit über Nissel als Menschen und Dichter zu gelangen.

Er war ein Schauspielerkind, am 13. März 1831 in einem Wiener Gasthof geboren, als die Eltern eben auf der Reise von einem Engagement ins andere von Preßburg nach Graz die Hauptstadt passierten. Fahrende Komödianten waren sie freilich beide nicht.

Der Vater, Josef, der sich als Schauspieler „Korner" nannte, war der Sproß einer ehrbaren Wiener Bürgerfamilie und erinnerte an seinen Ursprung „durch die Schlichtheit seines Wesens, dem auch nicht die geringste Spur von Komödiantentum anhaftete, und durch die Ehrbarkeit seines Charakters, der ihm auch nicht die kleinste Unehrlichkeit erlaubte." Seine Begabung reichte hin, um ihn an Bühnen, wie Nürnberg, Prag, Graz, Brünn, Lemberg das Fach des „ersten Helden" mit Anstand und Erfolg spielen zu lassen; mehr als von seiner künstlerischen Thätigkeit erfahren wir von den Tugenden des Menschen, der Offenheit und Ordnungsliebe, der ungemeinen Pflichttreue; nur einmal hören wir auch Ungünstiges, er sei sehr jähzornig gewesen. Also Alles in Allem ein braver und tüchtiger Mann, freilich kein glücklicher; die Ehe war unfriedlich, und was sein Künstlertum betrifft, so schlug ihm eine Wendung seines Schicksals, die scheinbar eitel Glück verbürgte zum Schlimmen aus. Im Jahre 1844 berief ihn auf Fichtners Empfehlung Franz von Holbein an das Wiener Burgtheater; er sollte zunächst in zweiter Linie stehen, erste Rollen nur ausnahmsweise spielen, dann allmählig aufrücken. Das genügte ihm, er dachte sich's schon herrlich genug, „in so wunderbarem Ensemble, wenn auch ein wenig in den Schatten gestellt, mitwirken zu dürfen", verzichtete sogar auf die ihm angebotenen Antrittsrollen. Der Rückschlag blieb natürlich nicht aus, der Mann, der in Lemberg der Erste gewesen, fühlte sich nun neben den Anschütz und Löwe, La Roche und Fichtner tief unglücklich und zog sich scheu in sein Haus zurück, wo ihm auch kein Friede blühte. Ob er sich der Grenze seines Könnens allmählig bewußt geworden, ob er sich stets verkannt und zurückgesetzt gefühlt,

Digitized by Google

erfahren wir nicht; es ist auch für unsere Zwecke unerheblich. Denn die Hauptsache steht fest: Nissel's Vater war ein Künstler, dessen Leben durch das Bewußtsein getrübt wurde, auf seinem Gebiet nichts Bedeutendes zu leisten oder doch die Leistung von Anderen gering geschätzt zu sehen.

Von der Mutter aber gilt dasselbe, zudem in ungleich stärkerem Maße; ihr vergiftete der unbefriedigte Ehrgeiz geradezu das ganze Leben und machte sie und Andere tief unglücklich. Korner-Nissel hatte sie in Nürnberg kennen gelernt, wo sie gleichzeitig mit ihm als Schauspielerin wirkte. „Es scheint", muß auch der Sohn zugestehen, so sehr seine Sympathien auf Seiten der Mutter stehen, „daß ihre Begabung als Künstlerin in gar keinem Verhältnis stand zu ihrem großen, brennenden Ehrgeize und daß namentlich ihre physischen Mittel zu einer glänzenden Laufbahn nicht im entferntesten ausreichten." So wurde sie von den Direktoren nur des Gatten wegen, gleichsam als notwendiges Uebel, mit engagiert, wenig beschäftigt, von Publikum und Kritik nicht beachtet. „In diesen Zustand wollte sie sich aber nicht finden. Das war Zurücksetzung, Vernachlässigung, Unterdrückung ihres Talentes! Mit dieser Klage quälte sie den Gatten unaufhörlich, sowie mit der immer gereizteren Forderung, als ihr Anwalt und Kämpe den Direktoren gegenüber aufzutreten!" Natürlich konnte er dies nicht. „Die Konsequenzen waren aber trauriger, als er geahnt. Er hatte sich das Herz seiner Gattin für lange entfremdet." Zur Zeit, da die bedauernswerte Frau den künftigen Dichter unter dem Herzen trug, war die Spannung besonders peinlich; seine Geburt steigerte sie noch. In der Hast der Reise hatte sie ihn verfrüht zur Welt gebracht; nach kaum überstandenem Wochenbett mußte sie dem Gatten nach Graz folgen. Das schadete wunderbarer Weise dem Siebenmonatkind nicht, aber, bekennt des Dichters Vater wörtlich: „die Mutter büßte es mit andauernder Schwäche, welche auf ihre theatralische Wirksamkeit schadhaften Einfluß nahm und durch Verkettung von Umständen und Mißverständnissen mancher Art den Frieden zwischen uns und selbst für die Zukunft untergrub." Es würde uns kaum wundern zu hören, daß die Mutter den Knaben gehaßt; aber das Frauenherz ist unergründlich, sie hat ihn sehr, allzusehr geliebt und gerade dies Uebermaß an Zärtlichkeit ist ihm schlecht bekommen. Wie hätte es auch anders sein können! War doch so viel Selbstsucht und Thorheit in dieser Liebe! Wie dies Verzärteln endete, welche Früchte es trug, davon später; hier zur Charakteristik der Frau nur noch ein Zug. Ihr Gatte erhielt 1844 in Lemberg einen glänzenden Engagementsantrag als erster Heldenvater, Charakterspieler und Oberregisseur des Schauspiels an das Koburg-Gotha'sche Hoftheater; die Anstellung sollte eine lebenslängliche sein, sicherte also seine und seiner Familie Zukunft. Die Frau aber erklärte, sie gehe nur dann mit, wenn auch sie als Schauspielerin engagiert würde. Das konnte der Gatte nicht durchsetzen, worauf sie drohte, „daß sie dann selbständig und auf eigene Faust ihre Laufbahn fortsetzen, ihr Glück versuchen wolle." Dagegen fruchteten keine Bitten des Gatten, auch nicht der Hinweis auf die armen Kinder, sie blieb fest, wollte sich lieber scheiden lassen! Da erklärte der gequälte Gatte endlich, er gebe sie frei; daß er an ihr nicht viel verlor, mußte ihm ja nun klar sein. Aber die Kinder? Der Vater wollte Franz mit sich nehmen, die Frau sollte das Töchterchen Caroline behalten. Davon wollte die Frau und auch Franz selbst nichts wissen, er liebte die Mutter, die ihn zu seinem Unheil verzogen, weit mehr, als den strengeren weil verständigeren Vater. Und so erklärte denn die Mutter, ihr müßten beide Kinder bleiben. Der peinliche Kampf wurde durch den neuen Antrag nach Wien beendet, um bald neuerdings zu entbrennen, da das Engagement der unbegabten und unhübschen Frau in Wien womöglich noch weniger durchzusetzen war. Erst als eine ebenso seltene, als furchtbare Krankheit, die „Melena" (auch der „schwarze Tod" genannt), sie befiel und ihr jede Möglichkeit eines Auftretens abschnitt, folgte sie dem Gatten nach Wien.

Man darf sich nie vermessen, den Entwicklungsgang eines Dichters so nachweisen zu können, wie man etwa bei einem Rechenexempel eine Summe in ihre einzelnen Faktoren zerlegt. Und auch die Gesetze der Vererbung, so unleugbar sie an sich sind, dürfen nie als schrankenlos waltende Gewalten über unserem Leben aufgefaßt werden. Aber wer wollte verkennen, daß das Porträt dieser Eltern in diese Biographie gehört?! Je weiter ich in Nissels Buch las, um so klarer blickten mir zwischen den Zeilen diese beiden Köpfe entgegen, und leider der weibliche noch häufiger als der männliche!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Metriſche Uebertragungen.

Wir geben im Folgenden eine kurze Ueberſicht neuer Leiſtungen auf dem Gebiete der Ueberſetzungskunſt. Eine völlig gelungene und uneingeſchränkt zu rühmende iſt leider diesmal nicht darunter.

Am reichſten iſt die engliſche Litteratur vertreten.

Ein Bremener, Edmund Ruete, den wir bereits als ganz wackeren Ueberſetzer Robert Burns' kennen gelernt, ſucht nun einen engliſchen Dichter der jüngſten Vergangenheit, Robert Browning, in Deutſchland bekannt zu machen („Ausgewählte Gedichte" von R. B. Bremen, M. Heinſius Nachf. 1894.) Browning, 1812 geboren, 1889 geſtorben, wurde in dem Poetenwinkel der Weſtminſter-Abtei neben Alfred Tennyſon beſtattet, wie er bei Letzteren neben dem „poeta laureatus" als der bedeutendſte und originellſte Dichter ſeiner Heimat geehrt wurde; in Deutſchland iſt er faſt unbekannt geblieben, woran auch einige Nachdichtungen des Graien Schack nichts geändert haben. Das iſt zu bedauern, denn er iſt ein eigentümlicher, origineller gedankentiefer Poet, der nur eben auch die Schatten ſeiner Vorzüge hat: die Eigentümlichkeit wird zuweilen zur Abſonderlichkeit, die Gedankentiefe zur Unverſtändlichkeit; auch von ermüdender Weitſchweifigkeit hält er ſich nicht immer frei und hat nie nach Formglätte geſtrebt. Ruete vergleicht ihn mit Conrad Ferdinand Meyer: kein ganz unzutreffender Vergleich, da namentlich die Auffaſſung und Durchführung ſeiner hiſtoriſchen und ſozialen Genrebilder oft frappant an Meyer's Art erinnert, doch iſt der große Schweizer knapper, künſtleriſcher als Browning, hiervon abgeſehen, daß Meyer auch als Lyriker Schönes geleiſtet hat, während dem Engländer das eigentliche Lied verſagt iſt. Zur Probe teilen wir zunächſt ein hiſtoriſches Genrebild mit, das zugleich Ruete's Art der Uebertragung veranſchaulicht: brave, fleißige Arbeit; der geniale Funke, wie er z. B. in Freiligraths Uebertragungen hell aufloht, fehlt freilich. Es iſt: „Eine Begebenheit aus dem franzöſiſchen Krieg" überſchrieben und lautet:

„Ihr wißt, wir ſtürmten Regensburg;
Eine Meil' etwa davon
Auf einem Hügel ſtand am Tag
Des Sturms Napoleon:
Den Nacken vorgereckt und Arm
In Arm rückwärts verſchränkt,
Auf daß der Sturm Gedankenluft
Ihn nicht zu Boden drängt.

Juſt wie er ſann: „Dein ſtolzer Flug
Kommt hier, mein Geiſt, zu Fall,
Wankt einmal nur mein Feldherr Lannes
Mir dort von jenem Wall! —"
Da — jählings aus dem Pulverdampf
Ein Reiter jagt heran
In wilder Haſt, am Hügel erſt
Zieht er die Zügel an.

Sein Antlitz ſtrahlt, er ſpringt vom Roß;
Ein Knab' im erſten Flaum,
Erhaſcht die Mähne, aufrecht ſteht
Er da. Ihr ahntet's kaum —

So preßt er Lipp' auf Lippe feſt
Und hemmt des Bluts Erguß —
Ihr ſaht's wohl gleich: in Stücke riß
Die junge Bruſt ein Schuß.

„Mein Kaiſer", ruft er, „gute Mär!
Hei, Regensburg iſt dein!
Der Marſchall hält am Markte ſchon,
Als Sieger zieht du ein:
Dein Adler ſchlägt die Schwingen dort
Ich ſetzt' ihn auf das Thor!"
Des Kaiſer's Auge blitzt, ſein Geiſt
Flammt wieder kühn empor.

Sein Auge blitzt, doch ſänftigt's ſich,
Alsbald, ſo wie das Lid
Des Adlers Aug' verhüllt, wenn er
Die Brut getroffen ſieht.
„Du biſt verwundet!" — „Nein" — aufglüht
Des Kriegers Stolz — „ich bin
Getötet, Sire!" Und lächelnd ſinkt
Er tot vor'm Kaiſer hin."

Noch fühlbarer machen ſich leider die Mängel der Ueberſetzung bei den lyriſchen Stücken; doch wird das folgende Gedicht hoffentlich doch zum Mindeſten eine Ahnung von Browning's Eigenart geben:

„Ein ſchmaler Ring mit ſchlichtem Stein,
Für der Menſchen Aug' ein Stein ohne Wert:
Sprich das rechte Wort und mit Blitzesſchein
Fährt hervor ein Geiſt, wie das Märchen lehrt,
Und Erd' und Himmel ſind beide dein,
Ihr Herr und König biſt du allein —
Durch die Kraft in dem Stein.

Ein Mädchen, das nicht gleißt und blinkt,
Weltunbekannt erblüht allein:
Sprich das rechte Wort — und es ſchwebt beſchwingt
Ihre Seele hervor, und ein Flammenſchein
Umgiebt dich, und dein iſt für alle Zeit
Der Erd' und des Himmels Seligkeit —
Durch die Lieb' einer Maid!

Gewiß, Liebeslieder von ſolcher Kraft und Tiefe des Gedankens ſind in keiner Litteratur häufig zu finden!

Von Henry W. Longfellows „Lied von Hiawatha" hat Dr. F. Reuleaux „im Versmaß der Urſchrift" im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart eine neue Ueberſetzung herausgegeben. Wir rieten zunächſt auf einen Namensvetter des bekannten Profeſſors des Maſchinenbau's in Berlin, deſſen Name auch als Regierungs-Commiſſar bei verſchiedenen Weltausſtellungen in weitere Kreiſe gedrungen iſt, erſehen aber aus einer anderen Rezenſion des Büchleins, daß er ſelber hier auf neuen Pfaden geht (eine amerikaniſche Hochſchule hat den verdienten Techniker kürzlich zum Ehrendoktor ernannt.) Es iſt unter dieſen Umſtänden gewiß ein vollwichtiges Lob, wenn wir ausſprechen dürfen, daß Reuleaux' Uebertragung ſich mit jeder anderen getroſt meſſen darf, nur die von Ferdinand Freiligrath ausgenommen. Mit dieſer Meiſterleiſtung deutſcher Ueberſetzungskunſt kann ſich natürlich auch die von Reuleaux, ſo treu und

Digitized by Google

fleißig sie ist, nicht vergleichen. Hier eine Probe. Eine der populärsten Stellen des Gedichts, der Eingang des zehnten Gesanges lautet bei Reuleaux:

„Was dem Bogen ist die Sehne,
Das ist auch das Weib dem Manne,
Ob sie beugt ihn, sie gehorcht ihm,
Ob sie zieht ihn, doch sie folget,
Wertlos jedes ohn' das andre!"

Wie ungleich klarer, kraftvoller und poetischer giebt Freiligrath die schönen Verse wieder:

„Wie die Bogensehnen zum Bogen,
So gehört das Weib zum Manne;
Ob sie ihn auch beugt, sie dient ihm,
Ob sie ihn auch spannt, doch folgt sie,
Keines nützt, fehlt ihm das andre."

Nur ab und zu nähert sich Reuleaux dem Meister, freilich noch immer in fühlbarem Abstand. Aber von wem, der nach Freiligraths dieselbe Arbeit übernähme, träfe dies wohl nicht zu?

Zwei andere Bändchen, die uns heute vorliegen, suchen uns Erzeugnisse einer bisher schon in Deutschland nicht unbekannten, aber leider fast durchweg von mittelmäßigen Nachdichtern vermittelten Litteratur nahe zu bringen. Es ist sehr bedauerlich, daß auch diese neuen Leistungen nur recht schwächliche sind.

Albert Zippers „Gedichte" (Leipzig, Gustav Körner) erweisen ein recht anspruchsloses und liebenswürdiges Gemüt; wenn es mit dem Vermerk auf dem Titelblatt: „zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage" seine Richtigkeit hat, dann hat das Büchlein ein Publikum gefunden, das gleichfalls anspruchslos und liebenswürdig ist. Von irgend welcher Eigenart ist in diesen, ein wenig weltschmerzigen Liedern und Gedichten kein Hauch zu spüren; auch des Verfassers Geburtsort und Wohnsitz — Lemberg — bringt keine rechte Lokalfarbe hinein, obwohl sich Beziehungen darauf hier und da eingestreut finden, aber farblos genug ist leider auch der relativ wertvollste Teil des Buches: Die Uebertragungen aus dem Polnischen. Der „relativ wertvollste", betonen wir — und damit ist leider im vorliegenden Falle nicht viel gesagt. Die Originale dieser Uebertragungen — von Adam Mickiewiz, Theophil Lenartowiez und Cornel Ujejski — sind nicht allein Perlen der polnischen Lyrik, sondern auch an sich vortreffliche Gedichte, die wohl nachgedichtet und auch in Deutschland bekannt zu werden verdienen; aber der Mann, der die Aufgabe würdig lösen soll, muß andere Qualitäten haben, als dieser offenbar sehr begeisterungsfähige Mensch und mittelmäßige Musikant. Die Mitteilung von Proben wäre geradezu ein Unrecht gegen jene bedeutenden Dichter.

Ein wenig anders steht es um das Heftchen aus derselben Litteratur: „Hans vom Friedhof." (Janko Cmentarnik.) Eine Dorfgeschichte von Ladislaus Syrokomla. Aus dem Polnischen übertragen von Dr. M. Morgenroth. (Leipzig, W. Friedrich.) Morgenroth baut bessere Verse als Zipper, er schließt sich dem Original treuer an und hat zum Mindesten eine Ahnung, wenn auch keine klare Anschauung von der Pflicht des Uebersetzers, auch die charakteristische Tonart und nicht blos den Wortlaut des Originals nachzubilden. Nur ist er in der Wahl der Dichtung nicht glücklich gewesen. Ladislaus Syrokomla, oder, wie er wirklich hieß, Ludwig Kondratowiez (1823—1862) war ein hervorragender Epiker seiner Litteratur und die eigentümliche Mischung romantischer Grundanschauung und realistischer Schilderung in seinen Dichtungen macht sie auch dem Aesthetiker besonders interessant, aber lebendige Wirkungen geben selbst für die Polen nicht mehr von ihm aus, geschweige denn, daß er fremde Leser nachhaltiger fesseln könnte. Die Geschichte vom guten, treuen Hans, der als Leibjäger seines Herrn von der geliebten Scholle fort muß, die Feldzüge Napoleons mitficht und schließlich als gebrochener Greis in's Heimatsdorf zurückkehrt, würde in ihrer curiosen Mischung romantischer und nüchterner Züge dem Leser selbst dann nicht den Eindruck eines Kunstwerks, dessen nähere Kenntnis lohnend ist, machen, wenn sie meisterhaft übersetzt wäre. Dies ist nun obendrein nicht der Fall; Morgenroth's Kunst ist im Vergleich zu der Zippers zu rühmen, an sich ist sie bescheiden, und an einigen Stellen, z. B. bei der Schilderung der Rückkehr des Alten in's Heimatdorf, erweist sie sich als fast ganz unvermögend.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Jaeslin, Emanuel. Die Juvalta. Eine Tragödie. Basel. Benno Schwabe. 1894.

Högger, Robert. Junges Leben. Gedichte. München. Selbstverlag des Verfassers. 1894.

Haugwitz, Marie von. (M. Manuela.) Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Wörndl, Friedrich. Der Hohenstiner Dichtung. Dresden und Leipzig E. Pierson. 1894.

Rohrer, Fritz. Aus Hadlaubs Heim. Gedichte. Dresden und Leipzig E Pierson. 1895.

Roellig, R. Lukardis. Poetische Erzählung aus der Blütezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Dittmar, Franz. Balladen und poetische Erzählungen. Dresden und Leipzig E. Pierson. 1895.

Dannbacher, A. Epigramme und Gnomen. Dresden und Leipzig. E. Pierson 1894.

Kothe, Robert. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Feldegg, Victor. Scolarenlieder. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1895.

Schlegler, Arthur. Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Shakespeare, William. Romeo und Julie. Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Illustriert von Ludwig Stiller. Leipzig. Hermann Seemann. o. J.

Chamisso, Adalbert von. Peter Schlemiehl. Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Illustriert von Hans Looschen. Leipzig. Hermann Seemann. o. J.

Zitelmann, Ernst. Memento Vivere. Eine Dichtung. Stuttgart. J. C Cotta Nachfolger 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie in Berlin

Digitized by Google

Der Blinde.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren wir in das große Hanewackersche Erbhaus hinübergezogen, ein weitläufiges Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, mitten in der Stadt gelegen. Mein Schwiegervater hatte das Haus pietätvoll bewohnt und seine altmodische Einrichtung erhalten, auch in den zwanzig Jahren seines Witwertums. Deshalb mochten wir es nicht in fremde Hände gehen lassen und nahmen lieber die Unbequemlichkeiten in den Kauf, die uns aus dem Wohnen in den unpraktisch verteilten Räumen erwuchsen.

Als mich nun die Meinung ergriffen hatte, daß mir die Größe meines Vermögens Verpflichtungen gegen die Gesellschaft auferlege, schien mir ein Umbau des alten Hauses am Markt unerläßlich. Ich dachte mir, ein solcher würde am besten noch im Trauerjahre ausgeführt, so daß hernach die neuen, im modernen Geschmack ausgestatteten Zimmer gleich zur Verfügung ständen.

Als ich gegen Etta die erste Andeutung von diesem Projekte machte, sah sie mich groß an. Endlich sagte sie langsam und traurig:

„Ich hab' es wohl bemerkt, daß Du ein Anderer geworden bist. Aber daß du den alten Kurs bereits so entschieden verlassen hast — davon allerdings hatte ich bis zu diesem Augenblicke keine Ahnung."

Etwas spöttisch erwiderte ich:

„Hat dich die Schwärmerei deiner Mädchenjahre noch nicht verlassen? Hast Du nicht eingesehen, daß wir jetzt die Freiheit nicht mehr haben, aus unserem Leben ein Idyll zu machen?"

„Weil dich die Vorsehung an die Spitze eines großen Geschäftes gestellt hat, meinst Du?" sagte Etta. „Mußt Du denn meines Vaters Arbeit weiter führen? — Niemand zwingt Dich dazu. Zu leben haben wir mehr als genügend. Mache Dich frei!"

„Es geht nicht, Etta," mußte ich sie zurückweisen. „Meine gegenwärtige Thätigkeit ist mir zum Bedürfnis geworden. Ich sollte feiern, ich sollte als Privatmann Mittel und Wege suchen, um die Zeit totzuschlagen — ich, mit dreißig Jahren? Das kann ich nicht. Ich stehe erst im Anfange meiner Carriere; ich hoffe, deines Vaters alter Firma noch einen Glanz zu geben, wie sie ihn noch nie besessen hat."

„Und was wird dabei aus unserm Glück?" fragte Etta.

„Wir müssen uns eben den veränderten Verhältnissen anpassen," war meine Antwort.

Etta schwieg eine Weile still. Dann sagte sie seufzend:

„Wohlan; führe unser Schiff, wie es dir gut dünkt. Ich will in Frieden mit dir bleiben, so lange es angeht. Nur verlange nicht, daß ich mehr thue als ich muß, um vor der Welt einig mit Dir zu scheinen."

Sie hielt genau, was sie gelobt hatte.

Ich fing an, über unseren Köpfen zu bauen; sie richtete sich schweigend danach ein. Was daraus werden sollte, kümmerte sie nicht.

Ich versuchte, ihren Rat über Dekoration und Möbel einzuholen, aber ohne Erfolg. Das seien meine Angelegenheiten, erklärte sie mit einer Bestimmtheit, die mir weitere Fragen unmöglich machte. So vollzogen sich sämtliche Aenderungen in unserm Hause ohne Ettas Zuthun.

Sie leistete keinen Widerstand. Durchaus

Digitized by Google

nicht. Während der ganzen langen Bauperiode hat sie nie gemurrt. Immer half sie stillschweigend, wo es nötig war. Mit ihrem Haushalte ließ sie sich von den Bauleuten durch alle Räume des großen Hauses jagen und klagte nicht. Niemand erfuhr aus ihrem Munde, daß sie irgend etwas gegen alle die Neuerungen einzuwenden hätte, die sich um sie her vollzogen. Nur ich wußte und las es täglich in ihrem Auge, daß sie innerlich alles ablehnte, was ich that.

Ich nannte ihr Betragen Eigensinn und erwartete, daß sie sich mit der Zeit zu meinen Ansichten bekehren würde.

Darin täuschte ich mich indessen. Das Haus war fertig und ich wünschte, es durch ein Fest im großen Stil einzuweihen. Selbstverständlich war dazu Ettas Mitwirkung nötig. Mehr sogar als das: Etta mußte den größten Teil der Vorbereitungen auf ihre Schultern nehmen. Und sie that es, ohne einen Einwand zu erheben. Freilich wie eine Wirtschafterin, mir zum Dienen verpflichtet, nicht wie meine Frau, die des Hauses Ehre für sich suchte.

Und so blieb sie.

Der gesellige Verkehr, in den wir hineingezogen wurden, war in der nächsten Saison sehr lebhaft. Etta entzog sich niemals einer Einladung, die ich annahm. Und nie ließ sie merken, wie sehr das fade, weltliche Treiben ihr im Grunde des Herzens zuwider war. Nur ich — ich las ihre Gedanken, wenn in dem Gewühl einmal mein Blick das Gesicht des rätselhaften Weibes traf, das ich meine Frau nannte. Weitab wandelte sie von mir, wenn auch zuweilen im Karneval der Gesellschaft ihre Hand auf meinem Arm ruhte.

Wir waren auseinandergetrieben, ich wußte nicht wie. Aber die Thatsache war nicht zu leugnen, daß wir kaum noch ein gemeinschaftliches Interessengebiet besaßen. Selbst Hertha, unsere Tochter, fing an, mir, dem Vielbeschäftigten, aus dem Gesichtskreise zu rücken.

Ich bemerkte, daß Etta kirchlich wurde. Es war die natürliche Folge unserer Entfremdung und ganz ihrem Charakter entsprechend. In der Periode unseres häuslichen Glücks war sie religiös-indifferent gewesen. Jetzt indessen, da sie in der Ehe keine volle Befriedigung mehr fand, — da sie, von mir allein gelassen, in ihren Erwartungen getäuscht, unter dem Druck der Vereinsamkeit nach Trost suchte, nach einer Aussöhnung mit ihrem Schicksal, — jetzt wandte sie sich mit der Sehnsucht einer Weltmüden dem Glauben ihrer Kindheit wieder zu.

Sie gewann einen Kreis von Bekannten, die ich wohl gelegentlich bei ihr ein- und ausgehen sah, die mir aber vollständig fremd blieben, auch dem Namen nach. Von allem, was mit ihrem inneren Leben zusammenhing, erfuhr ich aus Ettas Munde nichts. Und ein Recht, danach zu forschen, hatte ich nicht mehr.

III.

So lief unser Leben einige Jahre hin.

Da schneite uns ein seltsamer Besuch ins Haus. Ein entfernter Verwandter Ettas, der in Neuorleans wohnte und der kürzlich Witwer geworden war, sandte uns, ohne vorherige Anfrage, seine eben erwachsene Tochter, ein Mädchen von sechszehn Jahren, mit der Bitte, sie in möglichst kurzer Zeit mit europäischer Bildung zu versehen und sie dann wieder zurückzusenden.

Mir erschien es am ratsamsten, Claudine sofort nach ihrer Ankunft in einem auswärtigen Institut unterzubringen; Etta indessen entschied anders.

Sie wünschte das jugendliche Geschöpf, das sie der mütterlichen Liebe noch für sehr bedürftig hielt, unter Augen zu behalten; wahrscheinlich auch trug sie sich mit der Hoffnung, in der neuen Hausgenossin eine liebe Gefährtin für einsame Stunden zu gewinnen.

Claudine kam an, ein allerliebstes Geschöpf von südlichem Typus. Sie war klein und zierlich, und äußerst graziös in ihren Bewegungen. Auffallend in dem Kindergesichtchen waren ein Paar große, dunkle, sprechende Augen.

Bald stellte sich freilich heraus, daß Claudine das Kind nicht mehr war, für das man bei der ersten Begegnung geneigt war, sie zu halten. In der neuen Umgebung fand sie sich mit überraschender Schnelligkeit zurecht, und bemühte sich überall, ihre kleine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Bedauerlich war, daß sie mit Etta zu keinem Einvernehmen kommen konnte.

Etta hatte sie — sehr vernünftiger Weise

Digitized by Google

— im Haushalte zu kleinen Verrichtungen angestellt, und bestand mit Strenge darauf, daß Claudine die ihr übertragenen leichten Arbeiten nun auch mit Genauigkeit und Pünktlichkeit ausführte. Claudine indessen, die daran gewöhnt war, daß alle Hülfe im Hausstande von Schwarzen geleistet wurde, und die nie gesehen hatte, daß eine Dame nur den Finger rührte, um etwas zurechtzustellen — Claudine war über die ihr auferlegten Pflichten sehr unglücklich.

Sie opponierte — ohne Erfolg. Da warf sie ihren Haß auf Etta, die sie zu niedriger Arbeit zwang.

Etta hatte keine Ahnung davon, wie tief sie die verwöhnte Tochter der Südstaaten Amerikas kränkte — täglich aufs Neue. Sie sah wohl, daß Claudineus Zuneigung ihr nicht zuteil wurde, aber sie hielt die Zurückhaltung der jungen Fremden für Laune, für Schüchternheit — für alles andere, als was sie wirklich war. Und deshalb bemühte sie sich unverdrossen, Claudine an sich zu ziehen. Aber ihr freundlichstes Entgegenkommen wurde schnöde zurückgewiesen. Etta ließ sich nicht abschrecken; sie gab nicht leicht auf, was sie zu erreichen sich einmal vorgenommen hatte. Mit der ihr eigenen, mir so genau bekannt gewordenen Hartnäckigkeit warb sie förmlich um die Liebe des störrigen Mädchens.

Doch alle Mühe, die sie sich gab, blieb vergebens, — mußte vergebens bleiben. An dem schlechten Verhältnis zwischen den Beiden war nichts zu bessern, so lange Etta befahl und Claudine gehorchen mußte. Und das ließ sich nicht ändern.

Seltsamer Weise hatte die junge Fremde von Anfang an zu mir ein unbedingtes Vertrauen gefaßt. Die Zuneigung, um die Etta sich vergebens mühte, schenkte sie mir aus freien Stücken, — mir, der ich nichts that, sie zu erwerben.

Daß ich ihr großen Wert beilegte, kann ich nicht sagen. Es war mir unangenehm, Ettas wegen, daß Claudine mich mit ihren Klagen behelligte, mir ihre Wünsche ans Herz legte. Ich mußte ihr, um nicht in eine ganz falsche und unhaltbare Stellung zu geraten, deutlich machen, daß sie derartige Vorträge meiner Frau zu halten habe. Außerdem äußerte sich Claudineus Freundschaft mit so übertriebener Lebhaftigkeit, daß sie mich zuweilen geradezu in Verlegenheit setzte. Sie konnte mich, auch in Gegenwart Ettas, wenn gerade die Laune über sie kam, mit Liebkosungen förmlich überschütten, so daß ich mich des Wildfangs erwehren mußte.

Es waren die Zärtlichkeiten einer Tochter. Als solche wurden sie gegeben, als solche habe ich sie empfangen. Ich kann, und will nicht leugnen, daß die Küsse dieser eben aufgeblühten Jungfrau mit ihrem südlichen Temperament einen süßen Reiz für mich hatten. Es war gewiß kein Verbrechen, daß ich mich an ihnen erfreute. Gab es denn damals andere Arme, die mich zärtlich umfingen?

Diejenigen meines Kindes, wirst du mir antworten, Laurentius. Die Erinnerung scheint richtig; aber Hertha war mir durch das Leben, das ich führte, entfremdet. Ich sah sie zu selten; sie kannte mich kaum. Daß sie mich Papa nannte, war ihre bedeutendste Leistung auf dem Gebiete kindlicher Liebe.

Ich hätte Claudine nicht gewähren lassen sollen; jetzt weiß ich's. Aber ich war so arglos, daß mir gar nicht der Gedanke kam, welchem Unheil ich die Wege bahnte.

Etta klärte mich auf.

Eines Tages erklärte sie mir in dem ruhigen, geschäftsmäßigen Tone, worin wir Beide schon lange miteinander zu verkehren pflegten, daß sie eingesehen habe, sie sei der Aufgabe, Claudine zu erziehen, nicht gewachsen. Sie habe sich bereits bemüht, eine passende Pension für sie zu ermitteln, und glaube auch, gefunden zu haben, was sie suchte.

Sie legte mir ihre Korrespondenz mit einer Majorswitwe in Charlottenburg vor und erbat sich meine Genehmigung zum Abschlusse mit ihr.

Ich hätte vermutlich Ettas Eifersucht auch jetzt nicht erraten, wenn mich nicht gegen den Schluß ihrer Mittheilungen ein starkes Zittern in ihrer Stimme befremdet und zum Nachdenken veranlaßt hätte. Sie eifersüchtig auf Claudine, das Kind — sie, die auf meine Liebe länst verzichtet zu haben schien? Es war ja sonderbar, aber ich mußte bei Etta jederzeit auf etwas Unbegreifliches gefaßt sein.

Indem ich die Briefe zurückschob, erklärte ich mich mit allem einverstanden, was sie in Betreff Claudineus anordnen würde.

Digitized by Google

Etta schien eine solche Gefügigkeit nicht erwartet zu haben.

Sie sah mich groß an und sagte: „Ich glaubte, die Trennung würde Dir schwerer werden.“ Und mit unverkennbarer Bitterkeit setzte sie hinzu: „Du giebst leicht auf, was Dich liebt.“

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Wenn es wirklich Ettas Absicht war, eine Erörterung unserer Beziehungen zueinander zu provozieren, so hatte ich meinerseits nicht die geringste Lust, darauf einzugehen.

Ausweichend antwortete ich: „Das Mädchen thut mir leid. Ich bedaure, daß es Dir nicht hat gelingen wollen, Einfluß auf sie zu gewinnen.“

Diese Bemerkung war unvorsichtig; sie traf einen wunden Punkt bei Etta.

„Ich Einfluß auf sie gewinnen!“ wallte sie auf. „Wie konnte ich das, da Du mit ihr gegen mich warst! Da Du ihr von Anfang an Halt und Stütze für ihren Eigenwillen gewährt hast!“

Diesmal war Etta ungerecht, was ihr sonst nicht leicht widerfuhr. Aber ich unterließ, mich zu verteidigen; es hätte nichts genützt.

„Verlieren wir uns nicht in eine überflüssige Debatte,“ erwiderte ich kühl. „Telegraphiere der Majorin und reise morgen mit Claudine nach Charlottenburg. Damit wird der Friede im Hause wieder hergestellt sein, wie ich hoffe.“

Friede im Hause!

Dieser Ausdruck erregte Ettas Mißfallen. Sie wiederholte ihn, während sie das Zimmer verließ, in geringschätzigem Tone.

„Und welch ein Friede!“ fügte sie hinzu.

Ich hatte nicht bedacht, daß Claudine nicht so ohne Weiteres über sich bestimmen lassen würde. Als Etta ihr eröffnete, was über sie beschlossen worden war, verweigerte sie auf das entschiedenste den Gehorsam.

Sie kam zu mir auf das Kontor gestürzt und beschwor mich, sie nicht zu verstoßen. Leidenschaftlich beteuerte sie, eher würde sie in das Wasser gehen, als in die Zwangsanstalt, die Ettas Haß für sie ausgesucht habe. Sie wollte bei mir bleiben, unter allen Umständen. Darauf bestand sie; von einer Trennung wollte sie nichts hören.

Meine Verlegenheit war groß. Ich konnte mir nicht verbergen, daß Claudine im stande war, ihre Drohung auszuführen. Naturen wie die ihrige sind zu dem äußersten fähig, wenn ihr heftiger Wille gekreuzt wird.

Außerdem rührte mich die schrankenlose Hingebung des Mädchens. Ich ließ mich zu dem Versuche verleiten, mit Etta zu paktieren. Ich bat sie um eine nochmalige Geduldsprobe mit Claudine, deren Anhänglichkeit an mich ich verächtlich als eine kindische Laune bezeichnete.

Etta indessen blieb unbewegt.

„Ich habe mich Dir gefügt, soweit ich kann“, erwiderte sie. „Du kannst mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich — schon jahrelang — meine Neigungen habe zurücktreten lassen, um der Welt gegenüber den Schein unserer Einigkeit zu wahren. Weiter aber lasse ich mich nicht zurückdrängen. Mein Allerheiligstes verteidige ich. Claudine muß gehen.“

„Du siehst Gespenster!“

Mit Nachdruck versetzte Etta:

„Keineswegs. Vielmehr sehe ich eine lebendige, sehr energische Kraft, die Versuchung schafft. Und ich sehe ferner blinde Schwäche, die der Sünde zutreibt. Ich erkläre Dir hiermit, wenn Claudine bleibt, so bin ich diejenige, die geht.“

„Du mußt wissen, wie stark das Band ist, das Dich an mich bindet“, sagte ich, aufgebracht über ihren Zweifel an meiner Ehrenhaftigkeit.

Sie antwortete mir nur durch einen vorwurfsvollen Blick.

„Willst Du Claudine zwingen, mich zu begleiten?“ fragte sie eindringlich. „Ja oder nein!“

„Einer solchen Grausamkeit bin ich nicht fähig“, entgegnete ich.

„So wird Gott mir vergeben, was ich thue!“ rief Etta aus und verließ langsam das Zimmer.

Ich konnte nicht glauben, daß Etta ihr letztes Wort gesprochen hatte. Gewöhnt, daß sich schließlich alles meinem Willen beugte, nahm ich an, daß sie sich noch zu einer leidlichen Aussöhnung mit Claudine entschließen würde. Ich wollte ihr dazu die Gelegenheit bieten; ich ging in das Geschäft und begab mich abends in den Klub. Dort blieb ich bis nach Mitternacht.

Als ich zu Hause ankam, war ich sehr

Digitized by Google

müde. Alles war dunkel. Ich verfügte mich sofort in mein Schlafzimmer und zu Bett.

Ehe ich einschlief, erschien mir noch einmal wie ein drohendes Gespenst der Gedanke an Ettas rebellische Haltung. Aber ich jagte ihn hinweg.

Ich schlief länger als gewöhnlich. Die Treppe hinabsteigend, kam es mir so vor, als ob eine ungewöhnliche Stille im Hause herrschte. Mit einer unbehaglichen Empfindung öffnete ich die Thüre zum Wohnzimmer, wo wir Kaffee zu trinken pflegten. Auf dem Tische lagen zwei Gedecke; mit dem ersten Blicke entdeckte ich ein Briefchen auf meiner Serviette.

Es durchfuhr mich: Etta sagt dir Lebewohl!

Und in der That, es war so. Sie hatte gehandelt, während ich Sanguiniker von Auflösung aller Dissonanzen träumte. In wenigen Worten teilte sie mir mit, daß sie mit dem Frühzuge zu einer Freundin in Bonn gereist sei und Hertha mitgenommen habe.

Das war alles.

In heller Wut loderte ich auf. Unverantwortlich schien mir dieses heimtückische Entweichen hinter meinem Rücken, das mich vor meinem Hauspersonal kompromittierte und mich vor der Welt zur Lüge nötigte.

Während ich aufgeregt hin und her ging, erschien plötzlich, strahlend wie der junge Tag, in ihrer schönsten Morgentoilette — Claudine.

An das Unglückskind hatte ich noch nicht gedacht. Ich fuhr sie an:

„Wenn Du doch am Mississippi geblieben wärst, Du arger Kobold Du!“

Sie dagegen, erstaunt, mit großen Augen:

„Was habe ich denn Böses gethan?“

Ich war schon halb entwaffnet.

„Hast Du mir nicht Frau und Kind aus dem Hause gescheucht?“ fragte ich.

Claudine lachte mich an:

„Ich? — Das weißt Du doch besser! — Oder solltest Du noch nicht wissen, weshalb Tante Geiser gegangen ist? Dann will ich's Dir sagen, Onkel: weil sie mir den Platz auf Deinen Knieen nicht gönnte. O, ich hab' es recht gut bemerkt. Und ich habe doch Niemand von dort verdrängt.“

Dabei war sie an mich herangekommen und bot mir demütig die rosigen Lippen:

„Guten Morgen, Onkel Geiser!“

Dann zog sie mich zum Kaffeetisch und gab sich daran, mich zu trösten.

„Ich will schon Deinen Haushalt führen“, versprach sie wichtig. „Es ist gar nicht so schwer; Du sollst keinen Unterschied merken. Ich weiß ja so gut, wie Du's gerne hast. Und wenn etwas nicht so geht, wie es sollte, dann sagst Du's mir; Dir nehme ich nichts übel.“

Sie glühte von Eifer. Was aus Etta geworden war, — wie tief mir die Trennung von Weib und Kind zu Herzen gehen mochte, das kümmerte sie nicht im mindesten. Sie sah nur einen leergewordenen Platz, und beeilte sich, hineinzuspringen. Mit naivem Egoismus machte sie sich die günstigen Verhältnisse zunutze.

Einstweilen ließ ich sie schalten. Daß sie gänzlich unfähig zur Führung der Wirtschaft war, wußte ich; doch kann ein Haushalt, der einen alten Stamm guter Dienstboten besitzt, auch bei stümperhafter Oberleitung recht gut eine Weile bestehen.

Dies war der Fall bei dem meinigen. Claudine glaubte zu regieren und war glücklich. Vierzehn Tage lang stand sie jeden Morgen um sieben Uhr auf, putzte sich aus wie eine junge Hausfrau und trieb sich, Ettas Schlüsselbund am Gürtel, einige Stunden in Küche und Stuben umher. Dann jedoch hatte dieses Amüsement den Reiz für sie verloren und sie gab es auf, sich darauf beschränkend, beim Kaffee den Bericht der alten Köchin mit großem Ernst entgegenzunehmen.

Wenn ich das Haus verlassen hatte, machte sie gemächlich Toilette und vertrödelte den Vormittag in der Stadt mit Besuchen und Besorgungen. Dies glaubte ich wenigstens. Und Nachmittags lag sie auf dem Divan in Ettas Boudoir und las französische Romane. Einen nach dem andern, mit fabelhafter Ausdauer. Jedesmal, wenn ich einen der gelben Bände aufnahm, traf ich auf einen neuen Titel. Und Abends war sie fast immer ausgebeten. Ich hatte den Bekannten erzählt, meine Frau sei zu einer leidenden, eingeschient im Bette liegenden Freundin berufen worden, um ihr die Langeweile vertreiben zu helfen. Nun wurde Claudine bedauert, daß sie sich ohne mütterlichen Schutz kläglich durchschlagen müsse, und von allen Seiten zur Kurzweil herangezogen.

Da ihr Kreis nicht der meinige war, sah

Digitized by Google

ich weniger von ihr als je; sobald sie indessen meiner einmal habhaft wurde, konnte sie in alter Weise über mich herfallen und mir den Kopf mit ihren Zärtlichkeiten wirbelig machen. Dann stellte sie sich an, als ob wir Beide in den Flitterwochen lebten, und ich glaube in der That, daß sie ein derartiges Phantasiespiel mit mir trieb.

Etta ließ nichts von sich hören. Nur an die Firma wandte sie sich einigemale und ließ sich Geld schicken. Daraus ging hervor, daß ihre Stimmung gegen mich keine bessere geworden war. Ich hätte dies am Ende mit ziemlichem Gleichmut ertragen, wenn ich nicht erfahren hätte, daß man in der Stadt über Ettas lange Abwesenheit böse Glossen machte. An die bettlägerige Freundin glaubte Niemand mehr. Man war der Wahrheit auf die Spur geraten und trat den pikanten Stoff nach Kräften breit.

Ich wußte aus Erfahrung, daß die dunklen Stellen in des Nächsten Ehe ein beliebtes Thema der angenehmsten Unterhaltung bilden. Und es war mir höchst fatal, daß diejenigen in der meinigen jetzt an die Reihe gekommen waren.

Dennoch widerstand es mir, Etta ein gutes Wort zu geben. Ich wollte mich nicht gegen sie ins Unrecht setzen. Auch hätte ich, ehe ich ihr die Hand bot, den Stein des Anstoßes — Claudine — aus dem Wege räumen müssen. Und dazu konnte ich mich nicht entschließen.

Vor einem Monat hatte ihr Vater wieder geheiratet; in der Heimat war nur ein Platz im Winkel für sie. Ich wäre nach meiner damaligen Ansicht ein Barbar gewesen, wenn ich sie in das Revier einer jungen Stiefmutter gesandt hätte. Sie führte ja unter meiner Protektion ein vollständig nichtsnutziges Leben; aber — du lieber Gott! — sie war nun einmal jung, und es war ihr zu gönnen, daß sie den Sonnenschein genoß, so lange sie ihn haben konnte.

Du siehst, Laurentius: ich empfand ein gar gewaltiges Mitleid für die junge, hübsche, zutunliche Fremde, weit mehr als für Diejenigen, die meinen Namen trugen!

(Fortsetzung folgt.)

Am Meeresufer.

Das wellengekoste
Gestade lacht,
Da nun verloste
Der Sturm der Nacht.

Die weißen Bogen
Der Segel zieh'n
Auf blauen Wogen
Vergnügt dahin:

Wer frohen Mutes
Die Welt noch liebt,
Dem bringt nur Gutes
Was sich begiebt.

Die Möven schweben
Wie Tauben ihm vor,
Die Stürme heben
Ihm Perlen empor.

Hermann Lingg.

Begräbnis.

Still schritt der Zug in schwarzem Flor,
Stumm trat er aus des Schlosses Thor,
Und lag auf dem Sarge Krone und Stern –
Dich hatten so Herrschaft wie Diener gern,
Dich, Jungfer im Schlosse.

Drin hast du gewaltet bald fünfzig Jahr,
Und standen an deiner Totenbahr
Von Herren und Dienern Geschlechter drei,
Vom Städtlein kamen die Armen herbei,

Zu grüßen dich mit verhaltenem Laut,
Mit stickender Stimme, jung und ergraut.
Du hast sie gesucht so oft im Schmerz,
Und hast sie gelabt, du barmherziges Herz.

Und kam wer an deiner Herrin Haus,
Die Not ließt du ein, die Not nicht hinaus:
Den Schmachtenden Wein, den Hungernden Brot,
Und Wams und Mantel der Frierenden Not.

Nun bettelst du selbst dich in Schnee und Eis,
Doch warte, bald blüht dir ein Frühlingsreis,
Dann liegst und schläfst du wohl weich und warm
Im kühlen Bettlein für Reich und Arm.

Im duftenden Rasen. Zum Kreuzes Knauf
Wie fröhlich schlingt sich der Epheu hinauf
Vom Hügel in ewigem Sonnenschein,
Und niemals will ich vergessen dein,
Dein, Jungfer vom Schlosse.

Gottlob Schneider.

Digitized by Google

Weihnachtswunder.

Wenn der Glocken Weise
Fromm die Lüfte schwellt,
Bannt in ihre Kreise
Zaubermacht die Welt.

Über Hain und Hügel
Durch den weiten Raum
Schwebt mit leichtem Flügel
Holder Frühlingstraum.

Blumensterne glühen
Rings auf seiner Spur,
Und in frischem Blühen
Prangt die eis'ge Flur. —

Nicht an Schneegelände
Nur und Winternacht,
Auch an Herzen spende
Deine Wundermacht!

Ehe sich beschließe,
Traum, dein Erdenflug,
Eine Seele grüße
Im Vorüberzug!

Deine Rosenschwinge
Sanft berühre sie,
Daß ihr leis erklinge
Süße Melodie!

Ihrer Liebesgluten
Tiefen Quell erschließ', —
Dann auf Klangesfluten
Steig' zum Paradies!

Karl B. Fischer.

Das größte Lied.

Laß nicht durch meiner Verse Klang
Dein junges Herz berücken!
Wenn manches kleine Lied gelang,
So frag ich dennoch oft mich bang:
Wird mir das größte glücken?

Denn, weißt du, Kind, ein großes Lied
Kann nur ein Meister singen,
Der Vers und Reim erwägt und sieht
Daß sie, wie an der Kette Glied
In Glied, sich fest verschlingen.

Das größte Lied das Leben ist,
Das klingt von tausend Tönen,
Die kann nur, wer sie prüft und mißt
Und sorgt, daß keinen er vergißt,
Zur Harmonie versöhnen! —

Was soll der kleinen Lieder Tand?
Das größte laß uns singen,
Mit freiem Blick und Hand in Hand!
Es sei die Liebe Brief und Pfand
Für glückliches Gelingen! —

Des Lebensliedes Klang und Wort
Soll Keiner uns verderben,
Kein soll es tönen fort und fort,
Vom ersten strahlenden Akkord
Bis zum Finale „Sterben".

Wilhelm Langewiesche.

Dein Herbst.

Blumen, die im Herbst erblühn,
Haben etwas wehmutbanges,
Wie beim Abendsonnenglühn
Echo fernen Glockenklanges.

Solche Blumen bring' ich heut,
Solche schmerzlich schöne Blüten,
Nun beim Glockennachtgeläut
Sonnenstrahlen sanft verglühten.

Nimm den herbstlich kargen Strauß,
Wie du Rosen einst genommen.
Laß uns treten vor das Haus,
Sieh, schon kommt der Mond geschwommen.

Ernst und mild und feierlich
Schwimmt er in der blauen Ferne,
Zärtlich blinkend zeigen sich
Freundlich hell die ersten Sterne.

Liegt nun auch am Hause dein
Schon die Sonnenuhr im Dunkeln,
Nun, im weißen Mondesschein
Fängt der Zeiger an zu funkeln!

Heb den Blick und weine nicht:
Sonn' und Sommer sind verglommen;
Mit des Mondes Friedenslicht
Ist dein stiller Herbst gekommen.

Hugo Salus.

Digitized by Google

„Hast du gehört die Bronnen rauschen . .“

Hast du gehört die Bronnen rauschen
In stiller Nacht,
Und sahst aus Wolkenschatten lauschen
Den Mond in milder Wacht?

So giebt mir Ruh' und Andachtsfrieden
Dein liebes Bild —
O Holde, dich hat Gott beschieden
Zu meinem Trost und Schild!

K. L. T. Tielo.

Die Klage Gelimer's.

Häng' den Vorhang tiefer, Knabe,
Daß kein Stern herüberscheine,
Daß der Mond mich nicht belausche,
Wenn ich mein Geschick beweine,
Wenn ich weine um die allen,
Um die ruhmesreichen Tage,
Wenn ich in die Nacht hinunter
Einsam meine Klage klage.

Eitelheit der Eitelkeiten,
All' die Welt ist eitel, eitel —
Knabe, nimm hinweg die Krone,
Sie verfeugt mir meinen Scheitel.
Nimm hinweg, hinweg den Purpur,
Den ich viel zu lang getragen:
Darf ein Bettler um die Schultern
Sich den Königsmantel schlagen?

Weh mir, daß ich dich verlassen,
Kühle Heimat, kühler Norden —
Südwärts rief mich laute Sehnsucht:
Ach, sie ist nicht stiller worden!
Fort und fort in meinen Träumen
Hör' ich Tannenwipfel sausen,
Hör' ich um die nackten Dünen
Donnergleich die Meerflut brausen!
Meine Wälder, meine Haiden,
Meine klaren Herbstesnächte,
Stille Heimat, stiller Norden,
Weh mir das ich um euch klage!

Träume träumt' ich, stolze Träume,
Wenn die Winterfeuer lohten.
Frühling ward's, da ließ ich alles,
Meine Brüder, meine Toten,
Meine öden Triften ließ ich,
Südwärts zog ich durch die Meere,
Träume träumt' ich, stolze Träume,
Voll von Ruhm und voll von Ehre.

Ich erschlug mit eig'nen Händen,
Die mir glaubten, die mir trauten,
Schlief auf ihren Pfühlen, wohnte
In Palästen, die sie bauten,
„Heil dir, heil dir, großer König,
Sei gesegnet!“ allerwegen —
Ob sie heimlich auch die Fäuste
Ballten — scholl es mir entgegen,
Ob sie zischten, ob sie lachten —
Achtlos über ihrem Hohne
Setzt' ich auf die jugendblonden
Locken mir die Königskrone.

Eitelheit der Eitelkeiten —
Das ist lange, lang' vergangen . . . .
Knabe, Knabe, warum stehst du
Dort mit schreckensbleichen Wangen?
Sprich, ergreift's dich, daß ein König
So zum Bettler werden konnte,
Daß nun tief im Staube wandelt,
Der auf Wolkenhöhn sich sonnte?
Ach, ich lache nur, ich lache
Über Menschen, Welt und Zeiten . . .
Alles, alles nimmt ein Ende —
Eitelkeit der Eitelkeiten!

Still zum fernen Meere senkt sich
Dort der Mond in rotem Glanze,
Langsam dämmert schon der Morgen
Knabe, reich' mir Schild und Lanze,
Mit dem jungen Tage muß ich
Von den Bergen niederschreiten,
Muß vom Haupt die Krone nehmen,
Muß des Purpurs mich entkleiden.
Freche feile Söldnerhände
Seh' ich gierig danach fassen —
Stille Heimat, stiller Norden,
Weh mir, daß ich euch verlassen!

Georg Edward.

Conrad Ferdinand Meyer.

Und staunend hielt ich an. Was hebt sich dort
Aufglitzernd aus dem grünen Nestermeer,
Ins Blau sich fäulend, farbig, formenkühn
Mit Römerkraft und doch so griechisch klar?

Im Näherschreiten ist's ein Buchenhain,
Saftquellend Laubwerk. Was von fern
Gemeißelt schien und fremde Überkunft,
Das war derbfrische, deutsche Waldnatur.

Max Messer.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Der König.

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Fünfter Aufzug.

Zerklüftes Kloſter am Meer.

Das Refectorium mit Spuren der Verwüſtung eines Kampfes. Die Hinterwand durchbrechen offene Bogenreihen, die den Hof umſchließen. Dieſen füllt eine Wildnis von blühenden Granat- und Oleanderbäumen. Oberhalb der Bogen ein Freskogemälde, in überlebensgroßen Figuren darſtellend: Chriſtus in weißem Gewande als Friedensfürſt unter den Seinen. Von der linken Seitenmauer des Refectoriums iſt ein Stück herausgeriſſen. Durch die Breche wird in der Tiefe das Meer ſichtbar. An der rechten Seite, auf der weißgetünchten Wand, ſteht mit Blut geſchrieben: „Raimon der Sonnige!" Rechts vorn Eingang in eine Kapelle; links nach hinten eine Thür.

Erſter Auftritt.

Dämmerung. Ueber dem Meer dunkle Morgenröte. Links ſeitlich auf einem Lager aus Decken **Raimon** in unruhigem Schlaf. Ueber ihn gebeugt **Mira**. Aus dem Hof **Admar**.

Mira (flüſternd.) Liebe, Liebe, Zaubermacht!
Du nur kannſt ihn noch erlöſen:
Sonſt verfällt er allem Böſen,
Und verſinkt in ew'ge Nacht.

Admar. Kannſt Du wunderkräft'ge Sprüche
Ueber dieſem Königshaupt,
Das verfallen dem Propheten?

Mira (hat ſich aufgerichtet.) Leiſe, leiſe, laß ihn ſchlafen.
(Sie kommt vor.)
Admar. Wacht er auf, erſcheinſt Du ihm
Als ein ſelig Traumgeſicht.

Mira. Ferne wähnt er ſeine Mira.

Admar (lächelt.) Treulos glaubt er die Geliebte.
Seinen Untergang zu ſchauen-
Und der Deinen Sieg zu teilen,
Hab' ich Dich herbeigerufen.

Mira (tonlos). Und ich kam . . .

Admar. Nebſt allen Mauren,
Die ſein Wink nach Spanien führte.

Mira (wie vorhin). Mir zu Liebe . . .
Raimon (ſtöhnt jammervoll auf.)

Mira. Welch ein Seufzer!

Admar. Ei, er träumt wohl.
(Er geht auf das Lager zu.)

Mira. Weck' ihn nicht!

Admar. Wecken wird ihn bald Erkenntnis.

Mira. Wann?

Admar (flüſternd.) Noch heut! Wenn unſ're Segel
Wie ein Zug von wilden Schwänen
Dort am Horizont hinſchweben,
Iſt's das Zeichen. Während Raimon
Auf dem Schlachtgefild am Meer
Seine letzte Kraft erſchöpft,
Ueberwält'gen wir Oviedo,
Ziehn wir in Oviedo ein.
Heut' noch leuchtet Spaniens Sonne
Auf der Fahne des Propheten.

Mira. Heut' ſchon König Raimons Ende —
Raimon (wälzt ſich ächzend auf ſeinem Lager).

Admar. Fort! Er regt ſich.

Mira. Sag ihm bald:
Mira kam.
(Sie geht in den Hof.)

Admar (lacht.) O Sehnſucht, Sehnſucht!

Zweiter Auftritt.

Raimon. Admar (im Hintergrund.)

Raimon (träumend.) Bei der Barmherzigkeit des Gottesſohnes:
Reißt mir vom Leib mein blutgetränkt Gewand!
Es brennt wie Flamme meine kranke Seele.
Die Thränenflut ertränkt mich! — — Raimon, ruhig!
Du träumſt, es wäre Krieg; Krieg kann nicht ſein,
Du wurdeſt ja als Friedensfürſt geſendet,
(Eine leiſe, liebliche Muſik ertönt. Das Freskogemälde erſtrahlt in überirdiſchem Glanz.)
Ich höre König Raimons holde Weiſe.
Wie Klang der Sphären ſchwebt ſie durch mein Reich.
Licht ſteh' ich da, von blut'ger Sünde rein;
Und meine Mutter lächelt mir entgegen:
„Du biſt's! Mein guter Sohn, mein trauter Knabe."
O Mutter, ſegne mich.
(Er erhebt ſich halb, ſtreckt die Arme aus. Die Muſik verſtummt, der Glanz erliſcht.)

Digitized by Google

Raimon (erwacht.) Still Alles — dunkel! Ich mutterseeleneinsam.

(Er springt auf.)

Admar (tritt vor.)

Raimon Du bei mir?!

Ich träumt' von süßem Frieden; doch 's ist Krieg.
Verwüstet liegt mein armes Land, verloren
Ward Schlacht auf Schlacht. Wenn wir nicht heute siegen
So leuchtet dieses Sommertages Sonne
Asturiens letztem König in das Grab.

(Aus dem Meer geht die Sonne auf.)

Sie hebt sich aus dem Purpurschoß des Meeres,
So glanzvoll wie einst meine Lebenssonne.

(Die ersten Strahlen fallen auf sein Gesicht.)

Ein glücklich Omen! Sieh, der erste Strahl
Des jungen Tages grüßt —

Admar (regungslos.) Deinen Namen, König Raimon.

(Er beugt auf die Inschrift.)

Raimon. Mit Blut geschrieben —

(Blickt starr darauf hin.)

Admar (lächelt.) Denn zum blutgen Gott des Kriegs
Bist Du Deinem Volk geworden.

Ramon (starrt auf die Schrift.)
Seit wann wardst Du mir Stimme des Gewissens?

Admar. Seit Du Deinen großen Herzog
Hast verbannt, verjagt, geächtet.

Ramon (entreißt sich seiner Erstarrung.)
Ich richtete gerecht . . . Wie sagt' ich vorhin?
O süßer Friede! Süßer Krieg, sag' ich.
Er mordet die Gedanken . . . He, Ramiro!

Admar. Diese Nacht entwich Ramiro,
Scheidend sich von Deinem Schicksal,
Das erfüllen wird der Tag.

Raimon (nach kurzer Pause; voll Milde.)
Mich freut's, daß er sich selbst davor bewahrte.
Du solltest seinem Beispiel folgen, Admar.

(Er legt vertraulich seine Hand auf **Admars** Schulter.)

Thu's mir zu Liebe. Sieh, es würd' mich kränken,
Beschämtest Du an Treue die Asturier.

Admar. König, bald wirst Du mich kennen.

Raimon (sieht ihm ernsthaft in die Augen.)
Ich kenne Dich: Du bist getreu, der Einz'ge.
Doch soll der Eine mir die Menschheit gelten.
— Bist Du noch sonst der Bote eines Unheils?
Von Deinen Lippen wird mir's sanfter tönen.

Admar. Herr, vollendet steht Dein Werk!
In der braunen Felsenwüste,
An des Mordes Stätte hebt sich
Des Erlösers Marmordom;
Und ein fremder, hehrer Greis
Waltet heilig in der Wildnis.
Scharen Deiner Unterthanen,
Pilgern zu dem Menschenbilde,
Fleh'n um Linderung ihrer Leiden,
Fordern Hülfe, finden Trost.

Raimon. Erlöst der Heil'ge denn mein Volk vom Uebel:
Von Krieg und Pestilenz und seinem König.

Admar (nach kurzer Pause.)
Deiner harrt heut hohe Freude —

Raimon (mit einem zutrauensvollen Blick.)
Bei „König Raimons Glück": Du bist im Irrtum
Sprichst Du von Freude, meinst Du einen Andern;
Denn meine Freude stand mit meinem Frieden.

Admar. Diese Nacht kam meine Schwester
Mit den Söhnen ihrer Heimat.

Raimon (erbebt, ringt nach Worten, stammelt.)
Sie kam zu mir . . . (Aufjauchzend.)
Mira zu mir! Zu dem
Verhaßten, dem Verlaß'nen kam die Liebe . . .
Herrgott, ich danke Dir, Du bist mir gnädig.

(Er weint.)

Admar (ist zur Seite getreten.)
Lieben könnt' ich diesen Christen,
Wenn mir Allah nicht geböte:
Du sollst hassen! — — Und so haß' ich.

(Er geht ab nach der Seite. — Im Hof erscheint **Mira.**)

Dritter Auftritt.

Raimon. Mira.

Mira (kommt langsam vor, leise.)
Raimon, Raimon, armer König!

Raimon (stürzt ihr entgegen.)
Du bist's? Und Du bist bei mir! . . . Süße Stimme!
Du tönst mir wieder, mein arabisch Lied?
Es soll Dein Himmelslaut mein Leben füllen,
Bis es mit einem Jubelton verklingt.

Mira (feierlich). Raimon, ja! Es naht das Ende!

Raimon. Du wußtest, daß ich einsam sei und kaute;
Du wußtest, daß ich sterben will und kannst!

Mira (sieht ihn an und schweigt.)

Raimon. Sprich; sprich zu mir! Sag' mir, daß Du mich liebst.
Ich bin der König, Mira; wie ein Bettler,
Der vor des Reichen Thüre Hungers stirbt,
Fleh' ich Dich an mit ausgestreckter Hand:
Spend' mir des Lebens Brod! Zum ersten Male
Laß' Deinen Mund gesteh'n: ich liebe Dich.

Mira (in tiefster Ergriffenheit.)
Ja, ich liebe Dich! Ich lieb' Dich!
Allah hört's und wird es rächen.
Es zermalm' sein Grimm die Mauren,
Die ein Weib nur ist, ein schwaches.
Heißt doch schwach: glückselig sein.

(Es kommen **Admar**, viele vornehme Mauren, die drei Feldherrn des Königs und einige asturische Edle in voller Kriegsrüstung. — Zwei **Pagen.**)

Vierter Auftritt.

Vorige. **Admar. Mauren.** Asturischer Feldherrn und Edle. Zwei **Pagen.** — Die Mauren treten auf die eine, die Asturier auf die andere Seite. Später ohne die Asturier.

Raimon tritt in die Mitte.
Asturier und edle Mauren! Dieses
Ist mein Gebot, das als Gesetz noch gilt:
Die Ehe mit der Kön'gin Asalide
Erachte ich durch diesen Krieg gelöst.
Den mir verhaßten Bund durchschneidt das Schwert . . .

(Er tritt zu **Mira.**)

Es ist demnach mein menschlich freies Recht,
Vor Gott und Menschen einen Bund zu schließen,
Den Liebe heiligt. Thu's denn auch die Kirche.

(Zu einem **Pagen.**)

Digitized by Google

Sogleich den Priester! Dort in die Kapelle.
(Die **Asturier** treten zusammen.)
(Der **Page** eilt fort.)

Erster Feldherr. Der König kann um den Verstand, Ihr Herrn

Zweiter Feldherr. Cäsarenwahnsinn glüht in seinen Augen.

Admar. Herr, der Maurin, Herr, der Heidin Wollst Du christlich Dich vermählen?

Raimon (immerfort strahlend heiter.) Mein guter Admar, meinst Du das?
(Er winkt dem **Pagen.**)
Bricht mir Doch einen Zweig von jenem Blütenbaum.
Page (bringt einen Oleanderzweig.)

Raimon (hebt ihn in die Höhe.) Er trieft von Thau!
(in wachsender Ekstase.)
Zwar bin ich König nur; Doch kann ein Fürst zur Not auch Priester sein.
(Er zieht **Mira** an seine Brust.)
Ich netze Deine Stirn mit Himmelsnaß; Und schwöre Dir bei meiner seel'gen Seele, Daß Du getauft bist in dem Gott der Liebe.
— Pause. —

Erster Feldherr. 's ist klar, er ward verrückt.

Zweiter Feldherr. Raimon, der Narr!

Dritter Feldherr. Hinab in's Lager! Rüst die Truppen auf!
Wir wollen keinem Narrenkönig dienen.
(Einer nach dem Andern der **Asturier** entfernt sich.)

Admar. Nicht so rasch, Herr! Wart' bis morgen, Bis du einziehst in Oviedo.

Raimon (hält **Mira** an sich gepreßt; zum zweiten **Pagen.**) Der Priester soll sich eilen! Sag: ich harrte.
(Der **Page** eilt ab.)

Admar. Wart' bis Abend! Schlage erst Deine letzte Schlacht und siege. Nach dem Siege die Vermählung, Um dann ganz ein Gott zu sein.

Raimon. Und wenn ich siegend falle? Vor der Schlacht Will ich mein Weib an meinem Herzen halten.

Admar (entreißt ihm **Mira.**) Als ihr Bruder fordre ich: Königsschmuck der Königsbraut! So geziemt sich's. Herr, vertage Diese jähe Freudenfeier.

Raimon. Nicht um ein zweites Königreich! Doch was Der Königsbraut geziemt, das soll ihr werden; Und müßte ich's vom Himmel niederreißen.
(Er eilt in die **Kapelle.**)

Fünfter Auftritt.

(**Porige ohne Raimon.** — Stumme, mächtige Bewegung sämtlicher Mauren.)

Admar (stürzt auf **Mira** zu.) Eh' ich ihrer Priester Einen Rühren laß an Deine Seele, Opf'r ich Allah Deinen Leib.
(Er will seinen Dolch aus dem Gürtel reißen.)

Mira (hat sich der Breiche genähert.) Bruder, warte! Siehe dort: Uns're Segel, uns're Speere Blinken auf der blauen Flut.

Admar (stürzt hin, beht die Krone.) Rache! Sühne!

Die Mauren (sind vorgestürzt, rufen.) Rache! Sühne!

Mira (hat sich zurückgewendet.) Tod, Erlösung — — Ach, was thut er?!

Admar. König Raimon? . . . Seht welch' Wahnwitz!

Mira. Auf dem Altar steht die Jungfrau, Die den Gottessohn geboren, Ganz umwallt von Schein und Schimmer; Und er nimmt den seidnen Mantel, Raubt die gold'ne Strahlenkrone.

Admar. Seine Braut damit zu schmücken Dich, o Fürstin der Asturier.
(Er verneigt sich vor **Mira.**)
Die Mauren (drängen zur Kapelle.)

Mira. Ein verzücktes Lächeln irrt Ueber seine bleichen Mienen, Als säh' offen er den Himmel.

Admar. Mantel bringt er her und Krone. — Aus dem Weg dem Tempelschänder!
Die Mauren (weichen zurück nach hinten.)
Raimon (mit dem seidenen, mit Gold und Juwelen gestickten Mantel und der Krone aus der Kapelle.)

(Fortsetzung folgt.)

Gretchen von Andernach.

Ich zog wohl auf und ab den Rhein
Und grüßte schöne Frauen,
Doch that mir's an ein Mägdelein
Gar lieb und hold zu schauen:
Gretchen von Andernach.

Sie schreitet leicht als wie ein Reh
Und doch in keuschen Zuchten.
O, dürft' ich aus des Lebens Weh
Mich an ihr Herze flüchten,
Gretchen von Andernach!

Allein ich bliche auf zu ihr
Verstohlen, nur, verstohlen:
Ich möchte von der Schönsten mir
Nicht einen Korb gar holen —
Gretchen von Andernach.

Nur einen letzten treuen Gruß
Will ich der Holden senden
Und dann mit flüchtigem Wanderfuß
Mich scheu von hinnen wenden.
Gretchen von Andernach.

Leb' wohl; du trautes Mägdelein!
Dir blüh' nur Glück auf Erden!
Der beste Burschi am ganzen Rhein
Mög' einst der deine werden,
Gretchen von Andernach!

Wilhelm Idel.

Digitized by Google

Heine in Frankreich.

Mit einem ungedruckten Brief Heine's.

Mainz mag also das Heine-Denkmal auch nicht, so wenig wie es Düsseldorf mochte, und welche Stadt sich nun als dritte diesen traurigen Ruhm erwirbt, ist noch ungewiß; aber inzwischen türmt sich ein besseres Denkmal für ihn höher und höher. Kein Jahr — was sage ich? — kein Monat vergeht, ohne eine neue Ausgabe seiner Schriften oder Neudrucke der früheren Ausgaben zu bringen: kritische und unkritische, mit und ohne Illustrationen, Prachtwerke und löschpapierene Bände, Ausgaben zu jedem Preis, für jedes Bedürfnis — und sie alle werden gekauft. Heine ist heute nächst den Klassikern der gelesenste deutsche Dichter — kein Streit der Parteien ändert etwas an dieser Thatsache und sie redet eine Sprache, die alles Schmähen und Rühmen übertönt.

Kein Wunder, daß auch die Litteratur über Heine ins Ungemessene anwächst. Viel Wichtiges ist nicht darunter und die Ausbeute an Bleibendem gering. Von den Broschüren streiten sich die rühmenden und beschimpfenden um die Palme der Trivialität; in den gelehrten Einzelschriften ist auch nicht viel Neues zu finden — nur etwa Paul Remer's feine Untersuchungen über den Rhythmus der Nordseebilder und Louis P. Betz' inhaltvolle Schrift „Heine in Frankreich" abgerechnet. Irre ich nicht, ist auch die erste eine Doktor-Dissertation, die zweite kündigt sich als solche an. Doktor-Dissertationen über Heinrich Heine! — man denke, wie er darüber gedacht und wie er zu seinem eigenen Doktor gekommen — einen besseren Witz hat das Schicksal nie gemacht.

Remer's Schriftchen geht nur Fachleute an, anders das Buch von Betz (Zürich, Albert Müller's Verlag), denn es versucht darzulegen, wie Frankreich auf diesen großen deutschen Dichter, wie er auf Frankreich gewirkt, und diese geistige Wechselwirkung muß jedermann interessieren, schon weil sie in ihrer Art einzig ist. Jedermann? Ach nein, nur jene, deren Ohr vom Chauvinistengeschrei hüben und drüben nicht ganz erfüllt ist. Wie viele Deutsche unterschreiben noch heute Saint Marc-Girardin's Wort: „Rester soi-même et cependant s'unir aux autres — tel est le problème de l'alliance des grands peuples de l'occident —" und wie viele Franzosen vollends das Wort Hugo Schuchardt's: „Beide Welten, die romanische und die germanische, stehen gleichberechtigt nebeneinander; sie sind einander notwendig, wie zwei Hälften, die sich ergänzen. Sich zu vermählen, nicht zu befehden, ist ihre Aufgabe" —?! Herr Betz ist ein in Amerika geborner, in der Schweiz erzogener Deutscher — in Paris, in Berlin oder Heidelberg wäre dies Buch nicht geschrieben worden, obwohl es von Tagen handelt, die vergangen sind.

Für immer vergangen. Das vergessen die Chauvinisten, wir wollen es umso nachdrücklicher betonen. Daß einem deutschen Dichter von starkem Freiheitsgefühl heute in der Heimat ähnliche Kämpfe und Demüthigungen beschieden wären, wie Heine, ist denkbar, auch die jüdische Abstammung brächte ihm Aehnliches ein, aber nach Paris ginge er nun nicht mehr. Damals konnte man wähnen, daß dort die Schlachten für die Freiheit Europas geschlagen würden, heute wissen wir, daß dies jedes Volk für sich selbst besorgen muß und daß das Frankreich der Russenbegeisterung nur noch etwas weniger dazu geeignet ist, der „Messias der Nationen" zu werden, als die anderen. Damals konnte man sich in kosmopolitischen Träumen wiegen, heute wissen wir, daß jede Kultur im Kern eine nationale sein muß, um gesund emporzuwachsen. Versunken aber ist auch dies „Athen an der Seine" und seine Wirkung auf unser geistiges Leben; selbst Zola spielt heute in Deutschland keine Rolle, wie damals Dumas, geschweige denn die wirklichen Dichter: Lamartine und Chateaubriand, Musset, Hugo und die Sand. „Die Stadt lebte in einem berauschenden Taumel von Musik und Poesie; es war kräftig keimender Dichterfrühling, in dem Alles blüht und aufkeimt." Dazu der Rausch der Freiheit und der Zug von Humanität und Sinnenfreude — dies

Digitized by Google

Alles fand Heine in Paris. Und nun denke man, was er daheim gelassen, um zu erfassen, wie es auf ihn wirken mußte.

Gewiß, Heine war von Paris entzückt und fühlte sich zu den Wortführern des litterarischen Frankreich hingezogen. Aber es war die Sympathie des gleichgestimmten Künstlers. „Verachtung alles Bulgären, Haß des Konventionellen, fanatischer Kultus des Schönen und Großartigen, künstlerische Laune, Widerwille gegen jedes farb- und schmucklose Dasein," so lassen sich mit Betz seine Berührungspunkte mit der französischen Romantik zusammenfassen. Daher auch der Napoleon-Kult, daher anderseits aus dem Haß gegen die Philister heraus das Liebäugeln mit dem Sozialismus. Zu diesen künstlerischen traten rasch geknüpfte persönliche Bande, lockende Anerbietungen von Zeitungen und Verlegern, aus Deutschland aber gellten die Ausbrüche des Hasses gegen den Deutschen, der Franzose geworden, herüber. Man denke sich in Heine's Lage hinein und wird zugestehen müssen: dieser „Gesinnungslump" hätte vielleicht nicht einmal dann diesen Namen verdient, wenn er bürgerlich und litterarisch ein Franzose geworden wäre. Er blieb aber ein deutscher Dichter, hat sich auch nie, wie Treitschke behauptet, naturalisieren lassen. Man mag ihm das nicht als Verdienst anrechnen; er wußte eben, was er als deutscher Dichter wert sei; aber dies Festhalten wurzelte auch im Gemüt: er ist das Heimweh nie losgeworden, es hat ihn nach wenigen Monaten erfaßt und erst mit dem letzten Atemzug verlassen; der Traum, nach Deutschland zurückzukehren, blieb immer in ihm lebendig; so sagen seine Gedichte, so Jeder, der ihm ins Herz geschaut. Diesem Festhalten dankt er die Unsterblichkeit, aber den Lebenden hat es tausendfach behindert. Es ist ein Verdienst des neuen Buches, die Materialien für diese Erkenntnis geboten zu haben, allerdings ein stark verdunkeltes Verdienst, weil Betz, nach Art der meisten jungen Forscher, den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und das Detail nicht bändigen, nicht zusammenfassen kann. Aber wer den Abschnitt seines Buches „Heine im Licht der französischen Kritik" aufmerksam studiert, erkennt, wie es gekommen: er erschien den Deutschen sein Leben lang als Franzose, den Franzosen als Deutscher. Die Stellung eines geistreichen Gastes, die er sich im Fluge erobert, befestigte sich nicht, im Gegenteil: wer ein Vierteljahrhundert ein Gast geblieben, teilt alle Nachteile, aber nicht die Vorteile des Einheimischen.

Aber hätte Heine ein französischer Schriftsteller werden können? Ja, meine ich, wenn auch beileibe kein französischer Dichter, obwohl Betz aus „unretouchirten" Briefen Heine's, namentlich einem solchen, den die „Deutsche Dichtung" veröffentlicht hat, den Beweis erbringt, daß dieser immer wieder Germanismen und sonstige Sprachschnitzer einfließen läßt. Nun haben aber wenige Menschen so viel Sprachgefühl gehabt, wie Heine und es wäre auch hier auf den ernsten Willen, die Beschränkung auf dies eine Ziel angekommen. Freilich — tagsüber als deutscher Schriftsteller durch Korrespondenzen sein Brod verdienen und daneben ein untadeliger französischer Stilist werden, war dem Manne, der im dreiunddreißigsten Lebensjahre nach Frankreich gekommen, nicht mehr möglich.

„Si je n'étais pas Français, je voudrais être Allemand", hat einst in jungen Jahren Victor Hugo gesagt. Heine mag das Entgegengesetzte sein Leben lang gedacht haben. Er war nur ein Deutscher in Frankreich, aber doch ein ehrlicher Makler zwischen beiden Litteraturen — direkt und indirekt, schon bei Lebzeiten und noch mehr nach dem Tode. Aus seinem Buch „De l'Allemagne" (1835) haben die Franzosen zuerst Intimes über deutsches Geistesleben erfahren; er ist zweifellos der in Frankreich populärste deutsche Dichter und kein anderer hat auf das Schaffen der französischen Poeten so starken Einfluß gehabt. Auch dafür bringt Betz neues Material, so überreich, daß es fast verblüffend wirkt; Théophile Gautier, Gérard de Nerval, Charles Monselet, aber auch Béranger und Musset, dann die „Parnassiens": Théodore de Banville, Catulle Mendès, François Coppée, ferner die Brüder de Goncourt, Paul Bourget, endlich auch die Allerneuesten, wie Charles Baudelaire, Jean Richepin u. A., sie Alle, Alle haben starke, nachweisbare Anregungen von ihm empfangen. Kein anderer Dichter des Auslandes, nicht Goethe, noch Shakespeare hat auf die französische Litteratur solche Wirkungen geübt, keines Anderen Lieder und Schriften sind in Frankreich so volkstümlich geworden. Er ist auch innerhalb der französischen Litteratur als ein großer Dichter zu betrachten, er gehört ihr an — und von Jahr zu Jahr steigert sich die Verbreitung seiner Werke.

So ist denn Heine's Lebensarbeit auch für Frankreich von kaum zu ermessendem Wert. Und unter wie viel bitterer Sorge und kleinlicher Kümmernis hat er diese Arbeit geleistet! An demselben Tage, an dem ich die Lektüre des Betz'schen Werkes vollendete, legte mir der Zufall einen ungedruckten Brief Heine's in die Hand. Auch er giebt ein Stückchen „Heine in Frankreich".

Heine's Beziehungen zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" sind seit Jahren im Wesentlichen klargestellt. Das Cotta'sche Blatt ist, als er nach Paris geht, der Grundpfeiler seiner materiellen Existenz und er handelt danach — nie war ein

Digitized by Google

Korrespondent eifriger, und wie viel Zeitungsartikel sind diesen Pariser Briefen an die Seite zu setzen? Aber die Beziehung bleibt nicht lange ungetrübt; immer häufiger bleibt eine Korrespondenz unverwendet oder erscheint so verstümmelt, daß der Autor sein Kind kaum noch erkennt. Warum? Weil Heine sich allzu subjektiv gehen läßt und der Zensurrücksichten vergißt, die ein deutsches Blatt zu nehmen hat? Man hat das geglaubt, bis die unverwendeten und verstümmelten Manuskripte zum Vorschein kamen. Ein Zufall hatte sie gerettet: der Faktor der Druckerei, Röth, war ein eifriger Autographensammler und bewahrte Alles auf. Nun wissen wir: zuweilen wirkte auch dieser sachliche Grund, aber für manche Kürzung und Ablehnung giebt es nur eine Erklärung: weil es dem Redakteur Dr. Gustav Kolb so beliebte. Der scharfe Wind, der damals in Deutschland gegen Heine wehte, ließ ihn nicht unberührt; da er andererseits doch Redakteur genug war, um zu wissen, was ein Heine als Mitarbeiter wert sei, so ergab sich daraus seine kurioſe Haltung: bald wehte der Wind aus der Augsburger Redaktionskammer eisig, bald lau, bald warm; der eine Artikel wurde sofort abgedruckt, der andere blieb Monate lang liegen, ehe er erschien, der dritte wurde einfach in den Papierkorb geworfen, obgleich der große Schriftsteller für den Fall der Ablehnung fast flehentlich Rücksendung erbeten, der vierte endlich, wenn Heine wiederholt darum geschrieben, gnädig zurückgeschickt. Eine Episode aus dieser seltsamen Beziehung führt uns der Brief Heine's, den ich hier zuerst mitteilen kann, vor Augen; ich verdanke eine Abschrift der Freundlichkeit des Besitzers, des kaiserlichen Rates Dr. Edmund Schebek in Prag.

Im Februar 1844 hatte Heine an Kolb einen Artikel über die Pariser musikalische Saison abgesendet: er erschien nicht. Der Dichter wartete einige Wochen und bat dann, 12. April 1844, um Rücksendung, „da ich nicht reich genug bin, Arbeiten ganz zu verlieren . . . Sie wissen," fährt er begütigend fort, als ob sein Verlangen gar so unbescheiden wäre, „ich habe viel Geduld . . . Gott weiß, Eitelkeit ist hier nicht im Spiele . . . Bitte, bitte, liebster Freund, schicken Sie mir meinen Artikel umgehend zurück." Der Brief ist gezeichnet: „Mit getreuestem Vertrauen Ihr Freund H. Heine." Aber trotz dieses Vertrauens schien es Heine doch richtig, Kolb eine Lockspeise vorzuhalten, und so fügte er die Nachschrift bei: „In diesem Augenblick bringt mir Ihrem Abschreiber einen Nekrolog über Markus, einen der größten und besten Aufsätze, den ich für die Allg. Zeitung geschrieben und auf dessen Einsendung ich mich freute — denken Sie, wie angenehm das mir jetzt, wie verstimmend —"

Das Lockmittel wirkte: von dem Aufsatz über Ludwig Markus versprach sich Kolb etwas. Und darum schickte er nicht blos den Aufsatz über die Konzertsaison, der seit zwei Monaten im Pult gelegen, zurück, sondern fügte sogar bei, wenn Heine ihn durch Umarbeitung aktuell gestalten wolle, so werde er ihn noch nachträglich bringen.

Heine atmete auf; zunächst feilte er den Aufsatz über Markus durch und schickte ihn mit folgendem Schreiben an Kolb ab:

Paris, den 22. April 1844.

Liebster Kolb!

Ihr Brief vom 16. hat mir einen großen Stein vom Herzen gewälzt. Nur mit Kummer hätte ich die Allg. Zeitung aufgegeben; verdanke ich ihr doch unter andern auch, daß ich zuweilen Briefe von meinem lieben alten Freund Kolb bekomme, der zu beschäftigt ist, als daß er mir ohne dringende Redaktionsanlässe je eine Zeile schreiben würde! So lange Sie an der Allg. sind, werde ich ihr selbst unter noch drückendern Umständen treu bleiben.

Den Artikel über Konzerte werde ich umarbeiten und Ihnen nebst einem zweiten Artikel über die Oper in acht Tagen zuschicken; ich warte nämlich so lange wegen der Konzerte von Liszt, der jetzt hier enormen Spektakel macht und den ich jetzt weit besser und weit würdigender besprechen kann.

Den inliegenden Artikel habe ich selbst zensirt, und ich habe darin so viel gestrichen und ihn so sorgsam umgearbeitet, daß ich Sie flehentlich bitte, mir nichts darin zu streichen.

Ueber den Salon werde ich nicht schreiben, da mir Seuffert vor vierzehn Tagen sagte, daß er darüber einen Artikel anfertige. Der Salon ist so mittelmäßig, daß ein Artikel genügt.

Lassen Sie sich bei Leibe von Mdme d'Agout nichts über Lehman aufbinden. Über Liszt wird sie wohl aus Takt nicht in der Allg. Ztg. schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

Der Brief bedarf keines Kommentars. Erwähnt sei nur, daß „Mdme d'Agout," wie sie Heine hier nennt, mit dem vollen Namen „Marie de Flavigny, Gräfin d'Agoult" hieß; bekannter ist sie durch ihre unter dem Pseudonym „Daniel Stern" erschienenen Schriften, am bekanntesten durch ihre Verbindung mit Franz Liszt, aus der drei Töchter hervorgegangen sind. Sie war damals kurz vorher von einer Berliner Reise zurückgekehrt; Heine warnte Kolb, von ihr etwas über den Berliner Hof aufzunehmen; „Lehmann" war bekanntlich der Spitzname der deutschen Liberalen jener Zeit für Friedrich Wilhelm IV.

Der Nekrolog über den „kleinen Markus" — wie

Digitized by Google

man weiß, einer der herrlichsten Aufsätze Heine's — erschien bereits am 2. und 3. Mai 1844 in der „Allgemeinen Zeitung“. Die Berichte über die musikalische Saison von 1844 folgten vom 8. Mai ab. Der erste enthält Heine's bekannte geniale Charakteristik Mendelssohn-Bartholdy's und Franz Liszt's. Und den Abdruck solcher Aufsätze mußte der arme Dichter im Exil förmlich erbetteln. Wahrlich ja — auch dies gehört zu dem Thema: „Heine in Frankreich.“ F.

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von **Karl Emil Franzos.**

II.

Das Erbe, das Nissel von seinen Eltern erhalten, hat der erste Aufsatz zu bestimmen versucht. Nächst diesem Faktor sind die ersten Eindrücke der Kindheit für die Entwickelung des Menschen von ausschlaggebender Bedeutung. Darum muß zunächst nur von ihnen die Rede sein.

„Bin ich denn jemals jung gewesen? Ich kann mich kaum daran besinnen“. Mit diesem furchtbaren Bekenntnis beginnt das erste Kapitel und fährt erläuternd fort: „Wenn froher Mut und leichter Sinn, wenn frische Lebenslust, naive Hoffnungsseligkeit, eine rosige Weltanschauung, wenn unbefangen freudiges Genießen und rasche Tröstung im Leid ihr Wesen mit bezeichnen dann habe ich wohl vom dreizehnten oder vierzehnten Jahre an keine Jugend mehr gehabt.“ Und bis dahin? „Bis dahin“, antwortet der Dichter, „war ich eben ein Knabe, wie andere Knaben auch“. Das klingt schwer glaublich. Und in der That ist nur das Erste die Wahrheit, dies letzte aber nicht.

Nissel versichert, das Zerwürfnis der Eltern und die Verstimmung im Hause habe „erst später auch in sein Dasein tiefe Schatten geworfen.“ Tiefe Schatten, das mag sein; aber Schatten sicherlich, sobald er denken konnte. Derlei empfindet jedes Kind sehr früh und leidet darunter und nun gar ein so feinfühliges Kind! Zudem war er der Liebling der Mutter, also jenes der beiden Menschen, der in dieser Ehe vielleicht weniger litt, aber sicherlich mehr klagte und anklagte. Die rechte Liebe, das ist bereits gesagt, war es nicht; die unselige Frau war eine törichte Erzieherin und ihre „Liebe“ währte so lang, bis sie ein anderes Spielzeug in die Hand bekam. Der Knabe wurde „leider verhätschelt, verweichlicht, vor jedem rauhen Lüftzug ängstlich verwahrt, was den anfangs so schwächlichen wohl gegen momentane Gefahren geschützt haben mag, ihn aber, da auch später keine rechte Abhärtung erfolgte, für sein ganzes Leben zu dem Empfindlichsten und Unlüchtigsten der Sterblichen gemacht hat“. Erst vom zehnten Jahr aber konnte er sich freier bewegen, „und zwar deshalb, weil ich mit der Geburt meiner jüngsten Schwester Lina der Mutter „Lieblingskind“ zu sein aufhörte“. Dieses düstere Bild soll kein Wort aus fremdem Munde noch deutlicher ausmalen wollen.

Dazu das unstäte Leben der Eltern, die ewig wechselnden Eindrücke, die eine Befruchtung für den reifen Geist sind, aber Gift für ein Kind. Fast alljährlich eine neue Stadt, neue Spielgefährten und im Hause immer der gleiche Unfrieden. Zu Linz wurde der Achtjährige zuerst in eine Schule gethan. „Anfangs stand ich der neuen Situation nicht wenig verdutzt und beklommen gegenüber. Es machte einen nicht geringen, mit Schrecken verwandten Eindruck auf den verwöhnten, eigenartigen und doch so empfindlich zarten Liebling der Mutter, als er sich plötzlich den strengen Lehrern gegenüber sah, die mit Ernst Gehorsam forderten — mehr noch, wenn er zum Gegenstande des Spottes für eine Rotte wilder, unbändiger Buben ward, die ihn wie um die Wette, und um so ärgerlicher neckten, je einladender seine wehrlose Scheu erschien.“ Doch gewann er allmählig Freunde und Beschützer, freilich auch nur deshalb, weil er für seine Mitschüler den Schlüssel zu einem Paradiese in Händen hatte. „Als Sohn des besten und beliebtesten Schauspielers hatte ich nämlich ungehinderten Zutritt auf alle offenen Plätze des Theaters ebenso wie auf die Bühne selbst — und da ich mit allen Billeteurs auf dem vertrautesten Fuße stand, so nahm ich von meinen Freunden und Mitschülern zu den Vorstellungen mit, wen ich wollte.“ Dennoch fehlte es an Kämpfen nicht, was diesem Knaben sicherlich nur zum Guten sein konnte Mit Recht bedauert der Dichter lebhaft, daß diese Zeit „für sein Heil allzukurz“ gewährt habe.

Sie nahm ein Ende, weil er „den Geschmack an die lärmenden Spieler bald verlor.“ Dafür gesellte sich „der Theaterwuth, die sich eigentlich nicht mehr steigern konnte, da ich seit meinem neunten Jahre wohl kaum eine Vorstellung versäumte, ja an schulfreien Tagen und während der

Digitized by Google

Ferien sogar den Proben beiwohnte, nunmehr auch die Lesewut. „Es genügte mir nicht mehr, die Stücke aufgeführt zu sehen, ich wollte sie schon vorher kennen lernen und bemächtigte mich deßhalb eines jeden Buches, das zum Behufe des Studiums seiner Rolle in meines Vaters Hände kam, verschlang es noch vor ihm, ja las ein und dasselbe Drama oft wiederholt, bis ich ein anderes bekommen konnte." Dann traten Romane hinzu und er las bunt durcheinander, was ihm in die Hände fiel, „Gutes und Schlechtes — in jedem Fall mehr Schlechtes als Gutes."

Nach diesem Vorspiel erwartet jeder Kundige mit Sicherheit den Augenblick, wo sich der Drang, selber Rollen zu spielen und Dramen zu schreiben, in dem Knaben reger wird, auch daß er über diese, im Treibhause der Phantasie sich entwickelnde Natur sehr früh kommen wird, wird Niemand bezweifeln. Und in der That hören wir schon von dem Zehnjährigen: „Bald genügten mir Theaterbesuch und Lektüre vereint auch nicht mehr — ich wollte selbst spielen und errichtete deshalb im Bunde mit einigen Mitschülern ein kleines Haustheater. Einer derselben, der Sohn eines Gärtners, stellte uns zu diesem Zwecke einen großen Pavillon in dem geräumigen, seinem Vater zur Pflege und Verwaltung anvertrauten Garten zur Verfügung. Jetzt wurden Stücke eingerichtet, jämmerlich gestrichen und verändert, so daß nur ein paar lose verknüpfte Haupteffektscenen übrig blieben — oder ich dichtete wohl auch selbst (denn ich war natürlich der Dramaturg) irgend eine, dem nächstbesten Roman entlehnte schreckliche Begebenheit in ein paar Scenen zusammen. Es wurde lustig darauf losgespielt — ohne Publikum, also immer zur vollen Selbstbefriedigung. Zuletzt, da einer der Knaben nach dem andern abfiel, spielte ich mit dem Gärtnerschen ganz allein, bis wir es endlich auch aufgeben mußten." Es war ein äußerer Zwang; die Familie mußte den Wanderstecken weiter setzen, diesmal nach Lemberg.

Doch sind aus der langen Zeit noch zwei innere Erlebnisse zu berichten, welche die muthmaßlich Frühreife dieser Natur vollends erweisen. Zunächst aus dem ersten Jahr die — erste Liebe. Das ist in diesem Falle an sich kaum überraschend; hätten wir mehr ehrliche Selbstbiographien, so wüßten wir auch, daß so frühe Neigungen nicht selten vorkommen. Selten und für unseren Dichter charakteristisch ist nur die schwüle Gefühlssphäre, in die wir ihn schon da gerathen sehen. „Indem ich" — so erläutert er sich uns selbst und hier auch gewiß objektiv richtig — „immerfort in dieser berauschenden, wohl auch betäubenden Atmosphäre des Theaters atmete, in Dichtungen, in Phantasiegebilden rastlos schwelgte, dadurch die eigene Phantasie ungebührlich und allzu früh erhitzte, bekam mein ganzes Wesen einen tief schwärmerischen und romantischen Zug. Und so verliebte ich mich denn, noch nicht elf Jahr alt, in ein zehnjähriges Mädchen, welches freilich auffallend schön war und mir noch außerdem in dem magischen Lichte einer Bühnencelebrität erschien." Es war das Töchterchen eines Schauspielers, das oft in Kinderrollen auftrat. Ein anderer Knabe dieses Alters würde sich begnügen, die Angebetete von fern anzustarren, anders unser Franz. Er schließt, um seine Lina sehen zu können, einen Freundschaftsbund mit ihrem Bruder, wird in's Haus gezogen, kann oft ihre Hand berühren, begnügt sich aber mit dieser Seligkeit nicht, sondern schreibt, von „Sehnsuchtsqual" getrieben, einen Brief an sie, der ihr seine Liebe verraten soll. Der Brief geräth in unrechte Hände und der Verkehr hat ein Ende. Der Dichter berichtet dies Alles natürlich scherzhaften Tones, auch ist ja der Handel an sich komisch — und dennoch wird der Leser schwerlich zu einem Lächeln kommen. . . .

Das Zweite aber, was uns bei einem Knaben dieses Alters merkwürdig berührt, sind die Grübeleien über Religion. Ohne seine schwärmerische Anlage wäre Nissel nicht dazu gekommen, denn das Elternhaus war in dieser Hinsicht durchaus indifferent. Der Vater war katholisch, die Mutter evangelisch, aber dieser Gegensatz trat nie in Erscheinung, „weil mein Vater sich um seine Religion ebenso wenig bekümmerte, wie die Mutter um die ihre." Die Kinder waren katholisch, erhielten auch regelrechten Religionsunterricht, der aber Franz völlig kalt ließ. Er bekennt, er könne sich auf die ersten Eindrücke gar nicht mehr besinnen, nur so viel sei ihm erinnerlich, daß ihm auch die Persönlichkeit des Religionslehrers, der ein sehr häßlicher Mensch gewesen, den Gegenstand verleidet. Dennoch wurde der Knabe bald von einer schwärmerischen, gluthvollen Gottesliebe erfaßt, gewiß nur, weil es eben in seinem Wesen lag; Nissel möchte den Grund hierfür freilich in dem Einfluß suchen, den ein kränklicher, um wenige Jahre älterer Bruder in diesem Sinne auf ihn übte. Ich glaube, auch andere Leser werden mit mir der Meinung sein, daß der Dichter hier Ursache und Veranlassung verwechselt. Aber man höre selbst, was er darüber erzählt; ich teile die Stelle mit, weil sie überaus bezeichnend ist.

Nachdem Nissel erzählt, daß der Bruder ein Feind aller Glaubens-Ceremonien gewesen und mit dem verhaßten Religionslehrer nur in Einem übereingestimmt, in dem Glauben an einen Gott, fährt er fort:

„Und da dieser Glaube in wenig Jahren bei

Digitized by Google

mir ein sehr starker geworden ist, der noch bis tief in meine Manneszeit hinein mein ganzes Wesen durchdringen hat, so muß ich wohl annehmen, daß meines Bruders zarte Hand den Keim derselben tief in meine Brust gesenkt — doch nicht so tief, daß er nicht auch entwurzelt werden konnte durch eine andere gewaltigere Hand — die des Schicksals! . . . . Entwurzelt? — Ist das nicht zu viel gesagt? Wenn man mich heute, nach beinahe fünf Jahrzehnten, auf Ehre und Gewissen fragen würde: „Glaubst du noch an einen Gott" — ich könnte nur seufzend die Achseln zucken und doch nicht nein sagen. — Es ist ein eigen Ding mit dem Glauben und die Grundanschauungen der Menschen. Wie immer sie auch aus Erziehung und Lehre hervorgehen mögen, sie werden im Durchschnitt (abgesehen von seltenen Ausnahmen, die gewiß ihre gewichtige Ursache haben) auch bei den Weisesten, Edelsten und Stärksten von ihren Erlebnissen und Erfahrungen beeinflußt, verändert, oft gänzlich umgewandelt. Der Glückliche wird immer eher ein Gläubiger bleiben (wenn er es ursprünglich war), als der Unglückliche, weil ihm die Weltordnung, in der es ihm so wohl geworden ist, natürlich sehr gefällt und er deshalb einen weisen und gütigen Ordner und Lenker anzunehmen leicht geneigt ist, während der Unglückliche — — doch das brauche ich nicht weiter auszuführen; es ergiebt sich durch den Gegensatz von selbst. — Es trifft das auch im Volksleben zu. Jede Nation, die große Erfolge errungen hat, hält sich für einen ganz besonderen Liebling der Vorsehung (was zu sein, übrigens jede prätendirt.) — Mein großer Irrtum und Fehler war es auch, daß ich fast mein halbes Leben lang nicht nur an einen Gott glaubte, sondern auch mich selbst von ihm erwählt und zu Großem berufen wähnte (und zwar nicht nur, weil ich die Schaffens- und Gestaltungskraft des Dichters in mir fühlte) und deshalb die Lenkung meiner Geschicke von ihm mit Zuversicht erwartete. Und das war es, was ich in der (im ersten Aufsatz wiedergegebenen) Einleitung zu diesen Aufzeichnungen als vielleicht krankhaften „Größenwahn" bezeichnete. — Nun, in dieser Beziehung — wie leider auch in mancher anderen, in der meine Hoffnungen viel berechtigter waren — hat mich mein Leben gründlichst ad absurdum geführt, so zwar, daß aus dem, welcher einer der großen Führer der ganzen Zeitbewegung werden wollte, der letzte und ohnmächtigste aller Sterblichen geworden ist."

Gewiß ein Bekenntnis, wie es für den Menschen und den Dichter kaum bezeichnender gewünscht werden könnte. Das Selbstverständliche soll gar nicht erst betont sein: natürlich spricht so kein Philosoph, sondern ein Phantast, kein Denker, sondern ein Schwärmer. Aber wie gering die Denkkraft, wie seicht ihr Ergebnis ist, berührt doch bei einem so bedeutenden Menschen, der auch wahrlich genug in sich hineingegrübelt hat, fast verblüffend. Könnte irgend ein unbedeutender Mensch von mittelmäßiger Durchschnittsbildung über die Gründe des Aufkeimens und des Verwelkens des Gottglaubens im Menschengemüt noch oberflächlicher und schiefer urteilen, als dieser Träger des Schillerpreises?! Wem's gut geht, der glaubt an Gott und wem's schlecht geht, der glaubt nicht an Gott — das mag der Philister glauben weil er Jeden nach sich selber mißt, von einem menschenkundigen Poeten hätte man es wohl nie und nimmer für möglich gehalten! Aber — und das ist das Verblüffendste, ein Beitrag zur Erkenntnis dieser höchst merkwürdigen Natur, den man sich nicht lebhaft genug einprägen kann — es ist Nissel selbst so gegangen! Er hält sich nicht blos seiner Dichterkraft wegen zu Großem auserwählt, er ist überzeugt, daß er zu „einem der" oder vielmehr — wer wird dies nicht zwischen den Zeilen lesen?! — zu dem großen Führer der ganzen Zeitbewegung ausersehen ist, und sucht den Grund für diese Gnade des Geschicks in der Güte eines persönlichen Gottes, der ihn zu seinem Werkzeug erkoren hat. Und da ihn Gott dazu erkoren hat, so wird es Gott auch richten und ihn emporführen. Da dies nun aber nicht geschieht, da der Dichter geringen Erfolg hat und zu der Uebernahme der Führerschaft der ganzen Zeitbewegung nicht einmal einen Anlauf nehmen kann, so liegt die Schuld daran nur eben darin, daß es gewiß oder doch höchst wahrscheinlich keinen Gott giebt! Und so taumelt der Unglückliche von einem Extrem in's andere und hält sich schließlich — freilich nur ab und zu — für den „letzten und ohnmächtigsten aller Sterblichen."

Wie konnte Nissel so werden, wie so bleiben? Hier ist der Punkt, wo uns neben der Entwickelung seines körperlichen Ichs, seines Gemüts und seiner Phantasie, die uns bisher beschäftigt haben, auch die Entwickelung des Intellekts zu interessieren beginnt. Wir fragen unwillkürlich nach seinem Bildungsgang und werden diese Bildung ohne Weiteres als sehr lückenhaft und nicht in die Tiefe gehend voraussetzen.

Das trifft denn auch, im Kern besehen, zu, obwohl Nissel sich mit Vielem beschäftigt, auch Vieles gelernt hat.

Zunächst freilich hören wir davon nichts und erfahren eigentlich nur, was er nicht gelernt hat.

Die Familie übersiedelte, wie bereits bemerkt, nach Lemberg. Was der Knabe dahin mitbrachte, war neben dem Drang, Dramen aufzuführen und

Digitized by Google

zu lesen, neben der Gottstrunkenheit eine heftige Abneigung gegen alle Ceremonien, ja die Geistlichen seiner Kirche überhaupt, aber sehr wenig positive Kenntnisse. Diese Abneigung, die bei Nissel sein Leben lang vorgehalten, die Tendenz seiner Werke sehr stark mitbestimmt hat, erklärt sich neben dem Einfluß des Bruders auch durch äußere Erlebnisse, die sich ihm tief eingraben mußten: ein Freund, der Bruder jener kindlichen Geliebten, wurde in seinem Beisein einmal von katholischen Knaben furchtbar mißhandelt, weil er Protestant war, und des Bruders letzte Stunden — er erlag noch in Linz seinem Brustleiden — wurden durch einen Priester, der ihm die Oelung reichte, verstört. Daß aber sein Schulsack nicht recht in Ordnung war, bedarf bei dem Schauspielerkind, das ungestört seinen Passionen nachgehen durfte, keiner weiteren Darlegung.

Das wurde auch in Lemberg, wo er bis in sein vierzehntes Jahr blieb, nicht viel anders. Ein so veranlagter Knabe wäre auch in der besten Anstalt und unter der strengsten Zucht kein Musterschüler geworden, nun stand es aber zu seinem Unheil am Lemberger Gymnasium mit Unterricht und Zucht gleich schlecht. „Die Professoren waren zum größten Teil Polen und gefielen sich darin, das hervorzukehren. Obwohl der Unterricht damals nach Vorschrift und Gesetz in allen Gymnasien der Monarchie in deutscher Sprache zu erteilen war, begnügten sie sich damit, über den Teil des Gegenstandes, den sie eben behandelten, rasch ein paar deutsche Sätze herzusagen, um hierauf oft stundenlange Vorträge in polnischer Sprache zu halten, wobei ich natürlich in peinlichster Langeweile wie auf Nadeln saß. Besonders liebten sie es Vergleiche zwischen der lateinischen und polnischen Sprache anzustellen, und den Schülern auf diese Art manches zu erklären und leichter zu machen, welcher Vorteil mir aber ganz verloren ging. Was ich unter diesen Umständen überhaupt gelernt und wie ich mich zum Lernen ermuntert fühlte, kann man sich denken." Man gestatte mir an dieser Stelle eine Bemerkung, die freilich nicht streng zur Sache gehört. Aehnliche Erfahrungen wie Nissel haben die meisten Männer, die im Vormärz an einem „germanisirten" Gymnasium des oesterreichischen Ostens ihre sechs Jahre zugebracht, gemacht; diese scheinbar deutschen Anstalten waren im Kern polnisch, so daß der Zweck der Regierung gründlich verfehlt war. So oft nun ein solches Bekenntnis in die Oeffentlichkeit drang, war man rasch mit der Bemerkung zur Hand: „Die Deutsch-Oesterreicher waren eben zu weich dazu; das haben die Preußen im Posenschen ganz anders verstanden." Ich glaube nicht, daß man heute angesichts der Zustände in den polnischen Landesteilen Preußens noch so urteilen dürfte; und vollends ist heute durch Memoirenwerke klargestellt, daß das Treiben der Polen an den preußischen Gymnasien in Posen und Westpreußen womöglich noch schlimmer war, als in Galizien. Hier sei nur an die Schilderung erinnert, die der milde, versöhnliche Otto Roquette in seinen Memoiren von den Zuständen am Bromberger Gymnasium in demselben Jahrzehnt, den Vierziger Jahren, entworfen hat (vergl. „Deutsche Dichtung", Band XVI., Seite 100 ff.); mit seinen Professoren verglichen waren die Nissels Muster an Pflichteifer und Gerechtigkeit; der deutsche Schüler wurde in Lemberg doch zum Mindesten seiner Nationalität wegen nicht mißhandelt, wie dies in Bromberg geschah; im Gegenteil bezeugt Nissel ausdrücklich: „An eine persönliche Unfreundlichkeit oder Zurücksetzung von Seiten der Professoren kann ich mich nicht erinnern; im Gegenteil, man war nachsichtig gegen mich und den Grazer (den einzigen deutschen Schüler außer Nissel), ja gab uns bessere Klassen als wir verdienten. Man hatte uns gegenüber wahrscheinlich kein ganz gutes Gewissen. Allein ich verlor auf diese Art das Interesse für die Schulgegenstände, welches gerade jetzt hätte erwärmt werden müssen." Erwägt man, wie schwer es ist, in späterem Alter die Grundlagen einer gründlichen Bildung zu legen und daß darum die Art des Gymnasiums, an das man gerät, geradezu ein Stück Schicksal für's Leben ist, so wird man auch die Behauptung nicht übertrieben finden, daß dies das erste große unverschuldete Unglück in unseres Dichters Leben war. Wir werden noch manches andere kennen lernen. Er war nicht von den Menschen, die sich ihr Schicksal mit wuchtiger Faust zurechthämmern können, hätte es selbst unter den günstigsten Umständen nicht werden können, aber das Schicksal hat auf ihm erbarmungsloser gehämmert, als auf den meisten Menschen . . .

Auch von der Schule abgesehen, war der Lemberger Aufenthalt gerade für eine Natur, wie die Nissel's sehr verhängnisvoll. Unter seinen Mitschülern fand er keinen Freund, weil sie ihn als Deutschen haßten. „Sie gaben mir im besten Falle nur eine ganz kurze, nichtssagende, oft auch gar keine Antwort. Das beleidigte und ärgerte mich endlich, scheuchte mich auch in mich selbst zurück." Das war Gift für den weichen, verträumten Jungen, trieb ihn noch tiefer in seine einsame Schwärmerei hinein. Hatte er schon früher zu viel gelesen, so vergrub er sich nun förmlich in Dramen und Romane. Freilich einiges Gute, meint er nicht mit Unrecht, sei ja auch dabei herausgekommen. Die Romane von Eugen Sue entflammten ihn zum Mitleid mit den Armen und Bedrängten, das schon seit der Kindheit in ihm

Digitized by Google

wach gewesen. „Schon konnte der Anblick eines zerlumpten Bettlers, eines abgemagerten Weibes mit einem bleichen Kinde auf dem Arm mich bis zu Thränen rühren; und dieses völlig überquellende Mitgefühl und Erbarmen, steigerte sich in der Folge zu einer fast krankhaften Schwäche, und noch heute, im Alter, nachdem ich doch schon so manche Ernüchterung und Abhärtung erfahren, kann ich es meinem Schicksal nicht vergeben, daß es mich nie in die Lage kommen ließ, eine Wohlthat von Belang zu erweisen, im großen Sinn ein Helfer in der Not zu sein.“ Auch dieser Schmerz ist echt und für den Menschen bezeichnend.

Wie ihn Sue's „Geheimnisse von Paris“ zum Mitleid entflammten, so spornte „Der ewige Jude“ seine Abneigung gegen die katholische Geistlichkeit, während sich seine Gotttrunkenheit gleichzeitig immer mehr steigerte. Wie in Allem, war auch darin viel phantastische Ueberhebung. Er war der Meinung, einen „ganz eigenen, selbstgefundenen Glauben zu haben“ und keines Mittlers zwischen sich und „seinem“ Gott zu bedürfen. Es stimmte dazu, daß ihn an den Polen zunächst ihre Bigotterie, die Unterwürfigkeit gegen ihre Geistlichen abstieß.

Dies zunächst, dann aber auch alles Andere, was er von ihnen sah und hörte. „Die hochfahrenden, übermütigen und sittenlosen Kavaliere, welche den Damen des Theaters nachstellten, oder, schon im Besitz derselben, mit der ganzen Theatergesellschaft „frères et cochon“ waren, die „Komödianten“ aber trotzdem oft ihre Verachtung fühlen ließen, mißfielen mir ebenso, wie das niedere Volk.“ Dazu der Schmutz, die Trägheit, die Unzuverlässigkeit. Ich würde dies Alles, da es weder neu, noch für Nissel bezeichnend ist, nicht erwähnen, wenn er nicht Ausführungen daran knüpfen würde, die uns allerdings einen tiefen Einblick in sein Wesen gewähren. Er habe, bekennt er, über die Polen ungünstig urteilen müssen, so lang er sie vor Augen gehabt, aber dann sei er ein begeisterter Polenschwärmer geworden, und die Sympathie für sie habe ihn nie wieder ganz verlassen. Warum? Weil er dann edle Polen kennen gelernt? Nein, weil ihn die Gestalt Kosciuszko's begeistert, die Teilung Polens empört habe? Nun war Kosciuszko wirklich ein Held und für die Teilung Polens waren sicherlich andere Gründe maßgebend, als die der Ethik, aber konnte dies bei einem Mann, der fähig ist, aus der eigenen Beobachtung seine Schlüsse zu ziehen und auf ihr seine Ansichten aufzubauen, maßgebend sein, um plötzlich für die Polen zu schwärmen? Nissel that es, weil er als Mensch und Dichter dieser Fähigkeit entbehrte, weil ihm Alles aus der Phantasie und Impulsen des eigenen Gemüts kam.

Unter welchen traurigen Kämpfen zwischen den Eltern der Lemberger Aufenthalt der Familie zu Ende ging, hat bereits der erste Aufsatz mitgeteilt, ebenso daß Franz auf Seiten der Mutter stand. Ebenso weiß man bereits, daß die Ehe doch nicht gelöst wurde und Korner-Nissel mit Weib und Kind nach Wien übersiedelte.

„Der 15. November des Jahres 1844,“ bemerkt die Selbstbiographie, „war der Unglückstag für mich, an welchem wir in Wien, meiner Geburtsstadt, ankamen.“ Der Satz ist wohl geeignet, Spannung für das folgende Kapitel zu erwecken, man erwartet den Nachweis, wie verhängnisvoll der Aufenthalt in der Hauptstadt für ihn geworden, während er sich in Lemberg viel besser hätte entwickeln können, befürchtet von Unglücksfällen zu lesen, die ihn oder seine Familie gerade deshalb getroffen, weil sie nach Wien gekommen seien. Aber nichts von alledem erfüllt sich; es ist nur eben ein unbegründeter Ausdruck jener grenzenlosen Wehleidigkeit, die uns immer wieder fremdartig berühren muß, so sehr wir uns mühen, den unglücklichen Mann richtig zu erkennen und gerecht zu beurteilen.

Es ist wahr, auch durch die Uebersiedelung nach Wien ist Nissel nicht glücklicher geworden und diese düstere Jugendgeschichte wird auch nun nicht heiter. Aber daran trägt Wien keine Schuld — im Gegenteil, hier lagen die Dinge für ihn in jedem Betracht besser.

Freilich, einen Freund gewann er auch hier nicht, obwohl er nun unter Deutschen war, aber das lag daran, weil er ihn nicht suchte, weil ihm die Vereinsamung in Lemberg die an sich geringe Fähigkeit und Neigung, sich anzuschließen, ganz geraubt hatte. „Ich saß noch mehr, noch ausdauernder still zu Hause und spann mich in meine Gedanken ein . . . Und so las ich wieder drauf los.“ Diesmal waren es englische Romane. Aber daneben regte sich plötzlich und lebhaft der Drang nach geschichtlicher Lektüre, eine Thatsache, die deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil dieser Drang überaus oft dem Drang, dichterisch zu gestalten, voranzugehen pflegt. „Ich war lange Zeit recht unglücklich darüber, daß ich zu keiner Weltgeschichte kommen konnte; denn damit hätte ich gern angefangen, um eine Grundlage zu gewinnen für das Studium der Spezial-Geschichten. Endlich kam ich auf den tollen Gedanken, mir selbst eine zu verfassen, indem ich die historischen Artikel aus dem Brockhausschen Konversations-Lexikon, das mein Vater besaß, herauszog, und mit genauer Beachtung der Jahreszahlen in chronologischer Ordnung aneinanderreihte.“ Zeit genug hatte er dazu, da er zu lange nach Beginn des Schuljahres nach

Digitized by Google

Wien gekommen war, um noch aufgenommen zu werden, und daher ein Jahr verlieren mußte. Die kuriose Arbeit wurde erst dann bei Seite gelegt, als ihm Jemand Rotteck's Weltgeschichte lieh, die er nun verschlang. Der bisher unfleißige Knabe war nun endlich auf die Bahn geraten, die seiner Natur entsprach, und wurde jählings fleißig.

Freilich interessierte ihn auch dieses Studium bald nur unter Gesichtspunkten, die mit dem Wissen als Selbstzweck nichts gemein hatten. Was ihn an Rotteck vor Allem fesselte, war die liberale Tendenz; er las namentlich mit Entzücken, wie dieser doktrinäre Parteimann die Römer, welche die Welt unterjocht, verdammte, hingegen Alle, die sich ihnen entgegengestellt, als Märtyrer der Freiheit feierte, namentlich den Perseus von Macedonien und den Hannibal. Die beiden Helden gefielen Nissel so gut, daß er beschloß, einen von ihnen zum Helden einer Tragödie zu machen. Aber welchen? Es ist für diesen echten, geborenen Dramatiker höchst charakteristisch, daß und aus welchen Gründen er sich für den Perseus entschloß. „Ich schwärmte für Hannibal, fühlte aber doch, daß er sich mehr zum Helden eines Epos, als eines Dramas eigne, weil seine Thaten doch vorwiegend, ja fast ausschließlich militärische gewesen sind, während bei dem macedonischen Perseus durch sein Verhältnis zum Vater und zum Bruder, durch die Hinopferung des letzteren zumal, sich dramatisches Leben, der innere Konflikt, um den es mir im Drama immer ganz besonders zu thun war, und die tragische Schuld ganz ungezwungen und wie von selbst ergeben." Nun wird ja Niemand glauben mögen, daß dies Alles dem fünfzehnjährigen Jüngling wirklich so klar gelegen, wie es der ältere Mann bei der Niederschrift seiner Selbstbiographie konstruirt hat. Aber sein Instinkt sagte ihm Aehnliches, und schon dies ist ein vollgültiger Beweis, welches Talent neben anderen, leider verhängnisvollen Gaben die Natur Franz Nissel in die Wiege gelegt hat.

Der „Perseus" blieb zunächst ungeschrieben, doch entstanden in der zweiten Hälfte dieses unfreiwilligen Ferienjahres rasch nach einander zwei andere Dramen. Nissel erzählt über diese Erstlingswerke:

„Die erste Tragödie, Claudius Civilis, behandelte richtig einen Kampf gegen Rom; der Bataverheld war ein Vorläufer meines Perseus. Der Stoff des zweiten Drama's, „Der letzte Loscelyen", von einem Roman Walter Scotts entlehnt — seinem „Schloß Avalon". Diese beiden Stücke sind längst vernichtet. Da ich erst im fünfzehnten Lebensjahre stand, so waren sie ja selbstverständlich noch unreife und schon in der Form unvollkommene Produkte meines allzufrühen Schaffensdranges. Eines aber muß ich bemerken: Was ich von unvollkommener Form sagte, bezieht sich nicht nur vorzugsweise, sondern fast ausschließlich auf die Sprache. Denn die Komposition, der szenische Bau waren, wie ich nach vielen Jahren später sehen und beurteilen konnte, beinahe tadellos. So hatte ich mir denn die sogenannte „Bühnentechnik", mit der man so viel Wesen und — Unwesen macht, schon als Knabe ohne Studium durch fortwährende Anschauung angeeignet, und haben mir auch später Plan und Entwurf eines Dramas die relativ geringste Schwierigkeit bereitet. Besonders merkwürdig zeigte sich dieses Talent der Komposition und Konzentrirung in dem zweiten Stücke, dem dramatisierten Roman, an dessen epischen Charakter auch nicht das Mindeste erinnerte, so rein herausgeschält waren die wirklich dramatischen Elemente. Ich sagte früher, daß ich von Politik noch gar nichts verstand, muß das aber nun doch ein wenig berichtigen. Allerdings war in unserem Hause von Politik ebenso wenig wie von Religion die Rede und politische Zeitungen kamen mir niemals zu Gesicht. Der genannte Roman von Walter Scott jedoch (wie auch mancher andere desselben Verfassers) muß mich doch auf das Verständnis der Politik wenigstens vorbereitet haben; denn ich nahm in meinem Drama viel entschiedener und feuriger, als er, Partei für die Verschwörer und Aufrührer, welche die zweite englische Revolution vorbereiteten. Ja, eine selbsterfundene Figur, die ich hineingebracht, ein junger Mann, der sich in den Königspalast einschleicht, um den bigotten Tyrannen Jakob II. zu ermorden, aber entdeckt und gefesselt wird, hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, die, was fanatische Liebe zur Freiheit und Leben verachtenden Tode betrifft, nichts zu wünschen übrig läßt und vielleicht die gelungenste im Stücke war."

Man sieht, schon in diesen ersten Versuchen schlug der richtige Dramatiker, der dabei durch und durch Tendenzdichter ist, die Augen auf. Beides ist Nissel sein Leben lang geblieben. Da wäre man denn versucht zu sagen: „Wie Wenige kommen sofort auf den Weg, der ihnen durch ihre Begabung vorgeschrieben ist! Da dies Nissel gelungen, so ist er doch wohl nicht so unglücklich gewesen. Ihm war zum Mindesten das Umhertasten erspart!"

Mit Nichten! Es gehört mit zu den psychologischen Kuriositäten, an denen der Entwickelungsgang dieses Dichters so überreich ist, daß das Umhertasten, das Irregehen nun erst recht anfing. Denn was wollte Nissel nun werden, was beschäftigte ihn in den nächsten Jahren?

Digitized by Google

Er mag es selbst sagen:

„Thatsache ist, daß ich den ungeheuerlichen Entschluß faßte, als ein neuer Prophet eine neue Religion zum Heile der Menschheit zu gründen.“ — Wie er da hinein und dann wieder herauskam, soll der nächste Aufsatz mitteilen.

Neue Romane und Novellen.

So arge Langeweile hat uns selten ein Buch bereitet, wie das folgende: „Hell und Dunkel. Neue Novellen von Elise Polko,“ (Köln, Albert Ahn, 1895); offen sei gestanden, daß uns neben dem Pflichtgefühl nur eine gewisse Wißbegier abgehalten hat, es recht weit aus der Hand zu legen, die Wißbegier, zu erfahren: was Alles noch heute der deutschen Familie als geistige Kost zugemutet wird, und was eigentlich das Schlimmste an diesen Novellen ist, ob die erheuchelte Sentimentalität oder die fürchterlich „schöne“, die „poetische“ Sprache?! Es sind wohl zwanzig oder mehr Jahre her, daß wir nichts von Frau Polko gelesen haben, sie war uns als eine mittelmäßige, aber ganz geschickte Erzählerin in Erinnerung, deren litterarische Tafelfreuden für Deutschlands Frauen und Jungfrauen uns nicht schlechter erschienen, als die ihrer meisten Genossinnen. Und heute! Hat sich unser Geschmack gewandelt oder schreibt die Dame um so viel schlechter?! Heute möchte man sich an die Stirn fassen und fragen: Wie ist es denkbar, daß derlei Zeug Leser findet, ja daß man sogar Frau Polko's Bücher für richtige Mädchen- und Frauen-Lektüre hält? Das erweist einen Tiefstand des Geschmacks, ja noch mehr, das erweist einen Mangel an wahrem sittlichem Empfinden, die tief betrüben müssen. Zum Beweis sei hier der Inhalt einer einzigen, der längsten Novelle des Buches erzählt: Die Tochter eines reichen in Mexiko lebenden Engländers, Dolores, verliebt sich in einen jungen deutschen Naturforscher, Rudolf. Er teilt ihre Neigung nicht, er träumt von einem jungen Mädchen der Heimat, Ini. Als er kommt, Abschied von Dolores zu nehmen, wirft sie sich ihm an den Hals und er — betratet sie sofort! Als Bernsteinkäfer kehrt er heim, verschwelgt der eigenen Schwester, so wie Ini, seine Ehe, und stachelt die Neigung des Mädchens zu leidenschaftlicher Liebe auf; als ein Zufall die Entdeckung herbeiführt, küßt er sie ab und — reist nach Mexiko zurück. Sie stirbt an gebrochenem Herzen, Rudolf lebt glücklich mit seiner Dolores. Und wie stellt uns Frau Polko diesen infamen Lumpen hin? Als einen wackeren, überaus gefühlvollen Mann! Wie falsche Sentimentalität den Menschen aushöhlt, wie duft- und thränenseligen Phrasendunst ihm das Hirn umnebelt, daß er nicht mehr zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, kurz — wie weit es mit der „süßen“ Polko selber gekommen ist, ersieht man auch an anderen Novellen des Bandes; der Rest ist allerdings blos künstlerisch, nicht auch moralisch verschroben. Wie weit aber auch diese künstlerische Verschrobenheit geht, ist kaum zu schildern; mit dieser „Dichterin“ verglichen ist die Marlitt ein Shakespeare des Romans! Und welche Sprache — Himmel, welche Sprache! Was will es dagegen sagen, wenn Elisabeth Kulmann, die frühverstorbene Dichterin, (1808—1825), eine „tiefe Philosophin“ und die in Rußland herrschende Kirche die „russisch-katholische“ genannt wird! Das stiftet ja keinen Schaden! Aber diese „Kunst“ verdirbt Geschmack und Charakter — und das ist eine Gefahr! Wir schwärmen nicht für die Einmischung der Polizei in litterarische Fragen, beileibe nein, — aber wahrlich, dieses Buch voll „Veilchenduft und Nachtigallenschlag“, das sich in der Darstellung der ängstlichsten Prüderie befleißt, ist eben so unsittlich, wie nur irgend eine brutale Ausschreitung des Naturalismus, die sich der Staatsanwalt „gelangt“ hat.

Zwischen diesen beiden Extremen hindurch sucht die ehrliche Kunst ihren Weg. Sie ist nicht sentimental, sondern empfindungsvoll, nicht verlogen, sondern wahr, sie verschleiert auch das Häßliche nicht, aber sie sucht es nicht absichtsvoll auf, um als „pikant“ zu gelten. Ein freundlicher Zufall ließ uns nach dem Buche der Polko ein Erzeugnis solcher ehrlichen Kunst zur Hand nehmen: „Ein Verhältnis“, Roman von Karl von Perfall. Mit einer Vorrede „Bemerkungen über das erotische Problem“ (Köln, Albert Ahn). Das Buch liegt in dritter Auflage vor; ein wohlverdienter Erfolg, denn es ist sehr lesenswert. Die Vorrede allerdings hätten wir weggewünscht: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ An sich freilich enthält diese Vorrede gesunde Gedanken in klarer Form. „Wenn auch die Kunst selbst die freie Himmelstochter ist, die keine Ketten trägt, so zerbricht sie doch auch nicht die Ketten, die der Mensch tragen muß, wenn er Mensch bleiben soll. Sie ist nicht eine höhnende Gegnerin des Sittengesetzes, sondern eine rücksichtsvolle Begleiterin desselben.“ Sehr richtig — und daß dem so ist, erweist erfreulicher Weise das Buch noch viel wirksamer, als die Vorrede. Es erzählt eine sehr einfache Geschichte: ein braves, nicht mehr junges Mädchen geht eine Beziehung mit einem Manne ihres Standes ein; er verspricht ihr die Heirat und sie hofft darauf, doch hält ihn sein Egoismus davon zurück, sich zu binden. Ein schweres Unglück erst — er wird bei einer Eisenbahn-Katastrophe zum Krüppel — bringt ihn so weit, sein Versprechen zu erfüllen, nachdem sich die Beziehung bereits scheinbar für immer gelöst. Das ist Alles, aber es ist vortrefflich erzählt: klar, anschaulich, durchaus „gegenständlich“ — um das charakteristische Goethe'sche Wort zu citiren —, mit ungemeiner Wahrheitsstrenge, nicht blos in altem Aeußerlichen, sondern namentlich auch im psychologischen Detail. Klänge nicht noch ab und zu, wenn auch erfreulicher Weise selten, eine Wendung des Dialogs zu „papieren“, verlöre sich die Darstellung nicht zuweilen allzusehr in's Breite, so wäre das Buch technisch ein Meisterwerk zu nennen; eine vollwichtige Talentprobe in der Kunst des Erzählens ist es aber unbedingt. Auch in der Charakteristik hat uns Weniges auffällig berührt, so der Besuch der Heldin bei ihrer lasterhaften Nachbarin am Tage,

Digitized by Google

nachdem sie gefallen; in allem Wesentlichen erweist sich hier eine Schärfe der Beobachtung, eine Kunst und Kraft der Darstellung, die um so höher anzuschlagen sind, als es sich um sehr gewöhnliche Menschen aus kleinbürgerlichen Kreisen handelt. Es ist wirkliches, echtes Leben in diesem Roman; mehr, als die meisten modernen Bücher verdient es das unnütz verbrauchte, aber schwer wiegende Lob der Lebenswahrheit. Aber es ist auch wirkliche, echte Sittlichkeit darin, was uns freilich alle Polko's sammt ihren Leserinnen nicht werden glauben wollen. Ist es doch die Geschichte einer Gefallenen, und der Dichter moralisirt gar nicht, im Gegenteil, er findet den Fehltritt seiner Heldin so begreiflich, daß auch wir uns nicht über sie entrüsten und es ihr ehrlich gönnen, daß sie schließlich wird, was sie heiß ersehnt: die Ehefrau des Geliebten. Noch mehr, er weiß uns das brave Geschöpf, das nur eben Blut in den Adern hat, menschlich so nahe zu bringen, daß wir uns auch dann nicht über sie entrüsten würden, wenn etwa der Verlobte bei dem Eisenbahn-Unfall gleich das Leben und nicht blos das Bein verloren hätte und sie gar nicht heiraten könnte. Der „gute Schluß" hat uns fast wie ein Zugeständnis an die heilige Konvention angemutet; ein herberer hätte jedenfalls die künstlerische Wirkung noch erhöht, ohne den großen sittlichen Gehalt des Buches zu beeinträchtigen. Dieser Gehalt liegt in der tüchtigen, ernsten, klugen und gütigen Welt- und Menschenauffassung des Dichters; „tout comprendre, c'est tout pardonner", oder nein, zu „verzeihen" haben wir allesammt Menschliches nicht, nur zu erkennen, daß wir eben zumeist nicht besser sind und daß Alles kommt, wie es kommen muß. Für eine feinere Natur, wie diese prächtige Münchnerin liegt die Strafe einer derartigen Beziehung in dieser selbst; wie sich das beleidigte Sittengesetz durch die eigene Wucht rächt, ohne alles Zuthun des Schicksals, ist vortrefflich angeschaut und vor uns hingestellt. Das Buch verdient ernsten und reifen Menschen warm empfohlen zu werden.

Das Gleiche gilt von einer anderen, ursprünglich bei Felix Bagel in Düsseldorf erschienenen, jetzt gleichfalls in den Verlag von Albert Ahn übergegangenen Erzählung desselben Autors: „Natürliche Liebe", nur daß wir hier statt „reife Menschen" Männer sagen müssen. Einige Ausdrücke, einige Schilderungen, die sehr, und zwar unseres Ermessens überflüssig stark sind, machen uns diese Einschränkung zur Pflicht. Aber auch hier ist die Absicht des Dichters eine künstlerische, und vor dem Verdacht einer Spekulation auf die Lüsternheit muß ihn die Kritik auch bezüglich dieses Buches energisch verteidigen. Es war seine Absicht, einmal in voller Wahrheit das Bild einer ländlichen Phryne zu zeichnen, die sich, von ihrem heißen Blut getrieben, immer wieder verschenkt, ohne daß ihr Herz dabei ernstlich in's Spiel kommt, die von des Einen Arm in den des Andern taumelt, weil sie muß, weil wie es ihr Vater ausdrückt, „die Nichtsnutzigkeit zu ihr gehört, wie das Wiehern zum Pferd." Auch diese Gestalt lebt vor unseren Augen und ist mit einer Anschaulichkeit hingestellt, über die heute in Deutschland wenige Dichter verfügen; wir brauchten nicht aller Finger einer Hand, um sie aufzuzählen. Auch die anderen Gestalten sind plastisch gezeichnet, der Vater des Mädchens, der Maler, der Postillon Franz sind sogar Meisterstücke der Menschenschilderung. Unverkennbar endlich ist dem schärferen Auge auch in diesem Buche, daß die Kunst nach Perfalls Anschauung nur die „rücksichtsvolle Begleiterin des Sittengesetzes" sein soll und nicht seine „höhnende Gegnerin"; über die schöne „Sünderin" kommt bitteres Leid und die Lösung, ihre Verheiratung mit einem Mann, der sie bändigen kann, ist, so wie sie Perfall geformt hat, eine sittliche. Dennoch kann Einem diese überaus realistische Dorfgeschichte aus Oberbayern nicht dieselbe künstlerische Freude machen, wie das Münchner kleinbürgerliche „Verhältnis". Aus verschiedenen Gründen. Die erotischen Schilderungen sind überflüssig gehäuft und allzu deutlich; weniger wäre dichterisch mehr gewesen. Zweitens: Die Gestalt ist allzu sehr individualisirt, das Typische verwischt, obwohl es doch auch an ihrem Thun und Lassen wohl nachzuweisen gewesen wäre, — wie viele Kellnerinnen und Wirtstöchter in Oberbayern tragen vor dem Traualtar mit Fug und Recht das Kränzlein im Haar? Wir wissen wohl, aus welcher Tendenz heraus Perfall nach dieser Richtung das Milieu ungeschildert läßt: eben um die Figur schärfer hervorzuheben, aber sie ist dadurch minder verständlich geworden. Endlich aber ist die Lösung nicht überzeugend; man wird die Befürchtung nicht los, daß dem braven Franz, der's mit dem Mädchen wagt, in der Ehe noch mancherlei Bedenkliches beschieden sein könnte. Hier hätte die Schilderung mehr überzeugende Kraft haben müssen. Aber wie sehr auch hier die Vorzüge überwiegen, haben wir bereits hervorgehoben.

Metrische Uebertragungen.

(Schluß.)

Michael Vörösmarty (1800—1855) ist nächst Petöfi der originellste, wohl auch der bedeutendste Dichter der Magyaren, der eigentliche Begründer ihrer Dichtung, und da er bisher in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist, so darf eine neue Uebersetzung, sofern sie gut ist, auf guten Empfang zählen. Bei dem Buche: „Michael Vörösmarty's ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann" (Wien, Hartleben) nahmen wir diese selbstverständliche Bedingung noch vor der Lektüre als erfüllt an, denn die Verlagshandlung beruft sich auf ein anerkennendes Urteil des Meisters deutscher Uebersetzungskunst, Paul Heyse. Dieses Urteil aber will uns, nachdem wir das Buch durchgesehen, nicht verständlich erscheinen; bei Heyse's Kunstgeschmack und Gewissenhaftigkeit bleibt nur die Annahme übrig, daß es sich um ein, in einem Privat-

Digitized by Google

brief hingeworfenes, zudem nur aus dem Zusammenhang gerissenes freundliches Wort handelt, das sicherlich sehr gegen des Dichters Absicht nun als Flagge dienen soll, um sehr zweifelhaftes Gut zu decken. Daß Herr Paul Hoffmann gut ungarisch versteht, wollen wir nicht bezweifeln, aber seine deutschen Verse sind entsetzlich, von einer Stümperhaftigkeit, wie sie uns selten begegnet, und wer Börösmarty noch nicht kennt, wird ihn nach diesen Uebersetzungen zu schließen, für alles Andere eher halten, als für einen bedeutenden Dichter, denn Herr Hoffmann legt ihm Seite für Seite die gröbsten Trivialitäten oder geradezu blanken Unsinn in den Mund. Hier zum Beweis die Ausbeute einer einzigen Seite. (S. 40.) Der Student Gabor hat ein Mädchen verführt und findet sie vergrämt wieder:

„Ei, mein Kind, wie bleich bist du jetzt
Fürchte, du verwelkst mir zuletzt —"

— was ein deutscher Reim sein soll! Worauf sie:

„Studio Gabor, fluche Eurem Kusse!
Wann begehn die Hochzeit wir zum Schlusse?"

Nun er:

„Nichts zu fluchen! Komm zu Pfingsten wieder,
Bis dahin, bleib, Rose, stramm und bleder (!).
Nimm zwei Küsse: einen für die Reise
Und der andre tröstend sich erweise (!!)."

Was aber nun Rose darauf antwortet, haben wir überhaupt nicht mehr verstanden:

„Aber Studio Gabor, wenn denn
Pfingsten späte Ebe spenden?!"

Unsre Blütenlese aus dieser einen Seite sei mit folgender Probe deutscher Uebersetzungskunst beschlossen. „Rose" bringt Gabor seinen Sohn; der Vater bemerkt:

„Und schon lächelt gar der arme Bankart."

worauf die Mutter:

„Gleicht dem Vater sein in bester Denkart!"

Nach Versicherung der Verlagshandlung sind andere Verdeutschungen Börösmarty's „nadezu mißlungen und verfehlt," eine Behauptung, die wir illustriren können. Börösmarty's populärstes Gedicht „Aufruf," das zum Nationallied der Magyaren geworden ist, ist vor Paul Hoffmann auch von Max Moltke und Julius Altmann übersetzt worden. Die erste Strophe bei Moltke lautet:

„Dem Vaterland, o Ungar, halt
Die Treue unbefleckt,
Das — deine Wieg' und einst dein Grab —
Dich hebt und pflegt und deckt."

Bei Altmann:

„An's Vaterland, an's Vaterland
Schließ treu dich, o Magyar!
Es war dir Wiege, sei dir Grab
In Not und In Gefahr!"

Und bei Herrn Paul Hoffmann:

„Von deinem Vaterland laß nie
Und nimmermehr, Magyar,
s' ist Wiege dir und Grab auch einst,
Dein Hort unwandelbar."

Die fünfte Strophe des herrlichen Gedichts, die unendlich oft zitirt wird, lautet bei Moltke:

„O Freiheit! Hier entrollte oft
Dein blutig Banner sich,
Und uns're Besten sanken hin
Im langen Kampf für dich."

Bei Altmann:

„O Freiheit, stets von hier zum Sieg
Durch Blut drang dein Panier,
Weil uns're Besten todbereit
Ihr Herzblut weihten dir!"

Herr Paul Hoffmann aber übertrifft sich selbst, indem er übersetzt:

„Freiheit! Hier führte Heldensinn
Dein blutig Banner kühnst,
Und unsre Besten endeten
In deinem hohen Dienst."

Wahrlich, heutzutage eine solche Nachdichtung erscheinen zu lassen, ist nicht blos kühn, es ist geradezu „kühnst"!

In sehr kostspieliger und farbenprächtiger Ausstattung legt der Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig eine Gabe aus dem Osten vor uns hin: „Rosenblätter". Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Aſſim-Agha Gül Hanands. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt." In einem Vorwort in Prosa sowie einem zweiten in Versen schildert uns die Verfasserin die Entstehungs-Geschichte des Büchleins. Nachdem sie „Constantinopel unter den günstigsten Verhältnissen besucht und das sympathische türkische Volk in seinem Kleinleben kennen gelernt", machte sie auf dem Rückwege eine neuntägige Seefahrt vom Bosporus nach Marseille. Ihr Reisegenosse auf dem Schiff war der türkische Volkssänger mit dem oben wiedergegebenen langen Namen, was zu deutsch kurz „Rosensänger" bedeutet; da die deutsche Dame jedoch des Türkischen nicht kundig ist, so mußte sie sich der Vermittlung zweier Dolmetscher bedienen, die ihr die Verse in's Italienische oder Französische übersetzten. Das ist ein Umweg, welcher der Treue, wie der charakteristischen Tonart natürlich erheblichen Abbruch thun kann; wie weit also diese Nachdichtungen sich mit den Originalen decken, muß fraglich bleiben. An sich aber klingen sie recht hübsch. Hier einige von jenen, die uns am besten gefallen haben:

Lilie.

Was preſſest du die Lippen feſt zuſammen,
Lilie, du herbe?
Ich will dich doch mit Kuſſesglut entflammen,
Bevor ich ſterbe!
Ich bin der Falter, deinen Kelch zu ſprengen,
Mit Schmeichelbitten,
Ich bin der Dieb, mich in dein Herz zu drängen,
Das nie gelitten,
Das leiden ſoll, trotz ſeiner kalten, weißen
Knoſpe, der herben,
Das welken ſoll im Liebesſtrahl, dem heißen,
Und ſelig ſterben!

Liſt.

Meiner Mutter Fuß iſt alt und ſchwach,
Blonder Aſſim, nur gemach, gemach!
Sorglich ſtütze, blonder Aſſim, ſie —
„Lieber ſtütz' ich dich, Aſſaidy!"

Digitized by Google

Schweig, Verwegner! Hebe sie in's Boot —
„Allah steh mir bei: es ist ihr Tod!
Schmaler war das schmalste Schifflein nie,
Als mein leichter Kahn, Assadv!"
Ei, der Bosporus ist still und blank!
„Aber drüben wogt die Brandung gran,
Zornig sprühen die Delphine, sieh! —
Lieber komm allein, Assadv!"
Los den Kahn mich sehn'n: Olivenholz,
Gelbe Tupfen um den Rand — wie stolz
Abendrot dem Teppich Farben lieh —
„Flammend wie mein Wunsch, Assadv!"
Feuerfinger! brennst ja meine Hand! —
Feuerauge! saugst mit das Gewand! —
„Zeit verrinnt mit deinem „Wann und Wie" —
Frage nicht und komm', Assadv!"
Mutter, lass' mich prüfen Assims Boot,
Ob, du Krone mein, Dir Schaden droht.
Allah's Segen fehlt Beherzten nie —
„Allah sei gelobt, Assadv!"
Rat.
Sohn, im Anfang sieh das Ende,
Uebe den Prophetenblick,
Daß nicht jählings dein Geschick
Dich verleite, dich verblende,
Oder sich zerschmetternd wende.
Sohn, dem Rot des Morgens zeige
Wach dich schon zur Dämmerzeit,
Halte dich zum Schlaf bereit
Um die erste Abendneige
Und im Dunkel hoff und schweige!

Auf die prächtige Ausstattung des Büchleins haben wir bereits rühmend hingewiesen. Damit kontrastirt leider die lässige Heftung, die es zu Geschenkzwecken fast unbrauchbar macht. Bücher dieser Art sollten nur gebunden ausgegeben werden.

Das letzte Büchlein gehört nicht ganz in den Rahmen dieses Aufsatzes: „Der Liebestod." Nach Motiven der mexikanischen Ueberlieferung. Von J. Kohler." (Mannheim, J. Bensheimer 1893.) Der Herr Verfasser ist bekanntlich ein hervorragender, an der Berliner Hochschule wirkender Jurist, der sich daneben auch als Lyriker versucht; auch ist immerhin genug dichterische Empfindung in seinen Versen, daß man sie sich gefallen lassen kann und gern über die Mängel der Form hinwegsieht. Aber an diesen curiosen mexikanischen Sagen haben wir keinen Geschmack gefunden. Die alten Mexikaner pflegten aus der Zahl ihrer Kriegsgefangenen einen besonders schönen Jüngling auszuwählen, der den bösen Gott Tezcatlipoca darstellte. Ein Jahr lang wurde er gut gefüttert und sehr geehrt, bekam auch vier schöne Jungfrauen als Bräute zugeteilt, wurde dann aber schließlich grausam abgeschlachtet. Diesen wüsten Stoff hat Herr Professor Köhler durch Einwebung anderer Sagen, namentlich aber durch einen übertrockenen Zuschuß von Sentimentalität zu einer Art lyrischen Epos ausgestaltet, auch einzelne Stücke daraus selbst komponiert. Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn er dieses Erzeugnis seiner Mußestunden dann etwa als Manuskript für seine Freunde hätte drucken lassen. Die ernsthafte Kritik aber kann dazu, wenn sie von jenem Wohlwollen erfüllt ist, zu dem die verdienstlichen Leistungen des Herrn Verfassers auf anderem Gebiete verpflichten, nur schweigen; wollte sie zu reden beginnen, so müßte sie in diesem Falle Unangenehmes sagen.

Litterarische Notizen.

Was an der kleinen Novellen-Sammlung von Anna Croissant-Rust: „Feierabend und andere Münchener Geschichten" (München, Dr. E Albert & Co.) zunächst auffällt, ist die Neigung, recht wüste, häßliche und düstere Stoffe zu wählen; weiter ist selbst in der nun glücklich überwundenen Zeit des schrankenlosen Naturalismus kein Mann gegangen, oder, wenn wir's so ausdrücken wollen, es ist keiner so tief abwärts gestiegen, wie diese Dame. Daneben werden viele andere Unarten bemerkbar, die sich gleichfalls nur aus dem Nachahmen alter Aeußerlichkeiten der „Schule" erklären, die Uebertreibungen in der Wiedergabe des Dialekts, Farbenklecke statt ausgeführter Bilder und dergleichen. Aber eine Hauptsache versöhnt uns mit alledem: das Talent ist da, das Talent, lebendige Menschen vor uns hinzustellen und die Wirklichkeit zu schildern, und das ist schließlich sogar die Hauptsache. Die Verfasserin wird viel zu lernen und noch mehr zu vergessen haben, um sich in die Sphäre des künstlerisch gebändigten Realismus zu erheben, aber es ist zu wünschen, daß ihr die Kraft dazu nicht fehle, denn sie ist sehr begabt und hat zu den scharfen Augen auch das Gemüt eines Dichters. r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Goethe-Schiller. Klassische Balladen. Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Illustriert von Hans Looschen. Leipzig. Hermann Seemann. o. J.

Hauff, Wilhelm. Phantasien im Bremer Ratskeller. Illustrierte klassiker-Ausgabe. Illustriert von Adelbert Niemeyer. Leipzig. Hermann Seemann. o. J.

Heine, Heinrich. Die Harzreise. Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Illustriert von Ludwig Stiller. Leipzig. Hermann Seemann. o. J.

Eckstein, Ernst. Familie Hartwig. Roman. Berlin. G. Grote. 1894.

Ultrich, Franz. **Carmina Academica.** Eine Auswahl der beliebtesten deutschen Kommersslieder in's Lateinische übertragen. Carl Reißner 1894.

Bourget, Paul. Kosmopolis Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart. J. Engelhorn 1894.

Herzog, Rudolf. Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unsitten. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. 1895.

Ludwig, Karl. Kaiserlieder und andere vaterländische Gedichte. Geisbach bei Oberkirch. Selbstverlag des Verfassers. Vertreter für den Buchhandel A. Dölter in Emmendingen 1895.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Der Blinde.

Novelle von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

IV.

Etwa zwei Monate mochten seit Ettas Abreise vergangen sein, als mir eines Tages in meinen Geschäftsräumen eine Dame gemeldet wurde, die mich unter vier Augen zu sprechen wünschte. Die hereingesandte Karte trug einen mir unbekannten Namen: Frau Elise Birnbaum.

Ich ließ sie zu mir führen.

Es war eine ältere Dame von sehr angenehmen Aeußern, die sich als eine Freundin meiner Frau bei mir einführte. Nachdem sie eine leichte Verlegenheit überwunden hatte, eröffnete sie mir, daß sie von einem Gefühle der Pflicht getrieben, zu mir gekommen sei, um mir einige Mitteilungen über die in meinem Hause weilende junge amerikanische Dame zu machen.

Ich horchte hoch auf.

„Inwiefern können Sie sich über Fräulein Claudine zu beklagen haben?“ fragte ich befremdet.

Frau Birnbaum antwortete nicht direkt.

„Sie sind ein vielbeschäftigter Mann, Herr Geiser“, sagte sie, „und außer Stande, die Lebensführung eines jungen, vergnügungssüchtigen Mädchens zu überwachen, das sich fast gänzlich selbst überlassen zu sein scheint. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß Ihnen etwas Nachteiliges über Ihre Hausgenossin zugetragen wird, da man es in der Welt nicht für schicklich hält, vor drohendem Unheil zu warnen.“

Diese Bemerkungen versetzten mich in lebhafte Unruhe. Ich bat Frau Birnbaum, mir unumwunden zu sagen, wessen meine Schutzbefohlene sich schuldig gemacht habe.

Es war schlimmer, als ich mir hätte ausdenken können, — ich mit meinem felsenfesten Glauben an die engelhafte Reinheit meiner lieben Claudine.

Der Wohnung von Frau Birnbaum gegenüber lag eine Konditorei untergeordneten Ranges, die nicht in besonderem Rufe stand. Dort verkehrte Claudine. Nicht nur schlüpfte sie Vormittags hinein, sondern sie war auch spät am Abend bemerkt worden, wie sie, wahrscheinlich auf dem Nachhausewege aus einer Gesellschaft, mit mehreren Begleitern hinter dem roten Thürvorhang verschwand. Es befand sich ein Klavier in dem Lokal; man hörte in der Stille der Nacht auf der Straße Tanzmusik und den Gesang der Gäste.

Frau Birnbaum war so gütig, auszusprechen, daß sie die in freieren Sitten aufgewachsene Fremde lediglich einer großen Unbesonnenheit schuldig glaube. Derselben Meinung war auch ich; doch war mir sofort klar, daß ich mich so rasch als möglich jeglicher Verantwortung für den Wildfang entledigen müßte, um nicht in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden.

Ich dankte Frau Birnbaum für ihren Besuch und teilte ihr meinen Entschluß mit, das leichtsinnige Persönchen mit dem nächsten Dampfer nach Amerika zurückzusenden, was sie selbstverständlich durchaus billigte.

Ich war sehr böse auf Claudine. Kein Wunder!

Diese durchtriebene kleine Hexe, diese scheinheilige transatlantische Unschuld hatte mich ganz in ihren Bann gebracht; wie weiches Wachs war ich in ihren Kinderhändchen gewesen.

Digitized by Google

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Was hatte ich aus mir machen lassen! Man würde heutzutage vielleicht sagen, ich sei hypnotisiert gewesen. Aber ich will meine Schuld nicht mit dem Namen einer Krankheit bemänteln.

Auf jenen Abend war Claudine, wie gewöhnlich, ausgebeten. Ich mußte die Auseinandersetzung mit ihr bis zum nächsten Morgen verschieben.

Ich ging in meinen Kegelklub, aus dem ich meistens erst nach Mitternacht heimzukehren pflegte. Diesmal jedoch hielt ich nicht bis zum Ende aus; die Unruhe, die in mir war, trieb mich, schon gegen halb zwölf aufzubrechen.

Mein Weg führte mich in der Nähe jener Konditorei vorüber und die Neugierde veranlaßte mich, einzukehren, um zu sehen, welcher Art die Gesellschaft sei, die dort nächtliche Orgien feierte.

Ich kam gerade recht, wie ich schon vor der Thüre hörte.

Auf dem Klavier, einem alten, stumpfen Instrumente, wurde der Schunkelwalzer gespielt, der damals in dem gebildeten und ungebildeten Deutschland sich einer lästigen Beliebtheit erfreute.

Als ich eintrat, war die Melodie bis zum Refrain gelangt, und nun brach, unter Gelächter und Kreischen, der ganze Chor los.

Das Hinterzimmer, worin die ausgelassene Schaar ihr Wesen trieb, war durch einen Vorhang dem Einblick der vorne weilenden Gäste entzogen.

Es waren deren nur wenige: zwei bartlose Jünglinge, die Punsch tranken und Kuchen dazu aßen, und ein ältlicher Herr, augenscheinlich ein Stammkunde, der sich über den Schänktisch lehnte und der stark verblühten Buffetdame den Hof machte. Die Möbel waren einst elegant gewesen; jetzt konnte man an den Ueberzügen die ursprüngliche Farbe nicht mehr erkennen. Wahrscheinlich hatten sie ihren Besitzer auf dem langsamen Fall von Wohlstand zu Dürftigkeit begleitet und standen nunmehr mit ihm auf der letzten Stufe vor dem gänzlichen Zusammenbruch.

Ich ließ mich nieder und bestellte eine Tasse Kaffee.

Der Verdacht war in mir aufgestiegen daß Claudine hinter dem Vorhange mitschunkeln könnte. Ich lauschte auf das Durcheinander von Stimmen, das zu mir drang, jeden Augenblick erwartend, diejenige Claudinens zu hören.

Aber das Gehör ist ein unzuverlässiger Sinn. Zuweilen glaubte ich, sie sei es, und gleich darauf wurde ich wieder irre. Zu der Dreistigkeit, den Vorhang zur Seite zu schieben und in das Zimmer hineinzuspähen, konnte ich mich nicht aufraffen. So blieb mir nichts übrig, als zu warten, bis die Lust da drinnen ihr Ende erreichte und die Gesellschaft dem Ausgange zu an mir vorüberdefilierte.

Wie lange ich warten mußte, bis der letzte Chor gesungen war und die Nachtschwärmer einzeln hereintraten — ich weiß es nicht mehr. Meine Gedanken, deren Färbung Du Dir denken kannst, gewährten mir einen ausreichenden, wenn auch unerwünschten Zeitvertreib.

Genug — endlich kam der Augenblick, der mich belehren sollte, ob mein Verdacht begründet war.

Die jungen Herren, die zuerst hervorkamen, den Hut auf dem Kopfe, die Zigarre im Munde, leicht schwankend, mit gerötenen Augen — ich kannte sie recht wohl. Es waren junge Kaufleute, Söhne wohlhabender Väter, der besten Gesellschaft angehörig. Sie erkannten auch mich und eilten, verlegen grüßend, dem Ausgange zu.

Dann folgten einige Dämchen in kecker Haltung, verschwenderisch besederte Rembrandthüte auf den koketten Haarfrisuren. Sie konnten nur jenem leichten Völkchen angehören, das auf der Bühne in allerlei Verkleidungen umhergaukelt und im Leben die Komödie fortsetzt, soweit die Mittel dazu reichen. Und endlich erschien am Arme eines stutzerhaften jungen Gecken, lachenden Mundes, und mit blitzenden Augen zu ihm aufschauend — mein frommes Täubchen, Mademoiselle Claudine.

Sie sah mich nicht, sie hatte nur Sinn für den Laffen an ihrer Seite, der, stolz auf seine Eroberung, sein Schnurrbärtchen drehte.

Ich rief sie an, als sie in der Mitte des Zimmers war. Meiner Erwartung hätte entsprochen, wenn ihr der Schrecken über meinen unvermuteten Anblick alle Glieder gelähmt hätte.

Ich kannte eben Claudine noch nicht.

Digitized by Google

Nur ganz leicht zuckte sie zusammen; dann hatte sie sich bereits in die schlimme Situation gefunden.

Unglaubliche Geistesgegenwart! Sie ließ den Arm ihres Begleiters fahren und schlug die kleinen Hände zusammen:

„Du hier, Onkel! — Das trifft sich ja ganz ausgezeichnet; da brauche ich Herrn Jeanrenaud nicht mit meiner Begleitung zu bemühen. Er ist ohnehin todmüde; vorhin hat er schon eine Viertelstunde geschlafen. Und wie? Den Kopf an das Pianino gelehnt, während alle Hämmer gingen!“

Sie wandte sich lachend zurück:

„Dormez bien, Monsieur Jacques!“

Der junge Herr war etwas verblüfft, aber er merkte doch, daß sein Stern erloschen war. Mit leidlicher Fassung lüftete er den Hut und trollte sich.

Claudine beeilte sich, zu erklären:

„Er ist ein Landsmann von mir — aus Neuorleans, wie ich — ein guter Junge, wenn er auch nicht gerade das Pulver erfunden hat.“

Dann fuhr sie fort, indem sie sorgfältig ihre Handschuhe glatt strich:

„Wollen wir gehen?“

Ihre unverschämte Kaltblütigkeit machte mich sprachlos. Schweigend öffnete ich die Thüre für sie.

Draußen hing sie sich zutunlich an meinen Arm und bat in den mir so wohlbekannten Schmeicheltönen:

„Nicht schelten! Es ist das letztemal gewesen — ganz bestimmt!“

Aber die Zeit ihrer Herrschaft war vorüber.

Ungerührt erwiderte ich:

„Sehr wohl. Ich will keine überflüssigen Worte an Dich verschwenden. Deinen Leichtsinn würde ich doch nicht austreiben können. Jedoch habe ich die Verpflichtung, Dich vor Unheil zu schützen, so lange Du mir anvertraut bist. Und deshalb wirst Du mein Haus nicht mehr verlassen, bis ich Dich übermorgen an Bord des Dampfers bringe, der nach New-York fährt. Dort wirst Du in Empfang genommen und weiter befördert werden. Dein Vater wird selbstverständlich erfahren, weshalb ich genötigt war, Dich zu ihm zurückzusenden. Ich kann Dich nicht schonen und will es auch nicht; meine bisherige Güte gegen Dich ist mir übel genug ausgeschlagen. Wir Beide sind fertig mit einander.“

Zu meiner Verwunderung machte Claudine nicht den geringsten Versuch, mich umzustimmen. Mit der ihr eigenen Gabe, in den Menschen zu lesen, mußte sie erkannt haben, daß ich mich für immer gegen sie gewandt hatte. Meinen Arm hatte sie losgelassen; stumm schritt sie neben mir her.

Als wir uns auf dem Korridor trennten, hob sie den Blick zu mir und sagte langsam, mit zitternder, tiefer Stimme:

„Du wirst Deine Härte bereuen.“

„Was ich über Dich verfüge, ist zu Deinem Besten,“ versetzte ich. „Du wirst es noch einsehen und mir danken.“

„Homme d'acier!“ murmelte sie mit zuckenden Lippen und mit einem Aufleuchten der dunklen Augen.

Dann wandte sie sich rasch ab und ging nach ihrem Zimmer.

Am nächsten Morgen in der Frühe weckte mich ein Klopfen an der Thüre aus dem Schlafe.

Auf meinen Zuruf trat Friedrich ein, der Diener, der noch bei mir ist. Er meldete mir mit besorgten Mienen, daß er die Hausthüre offen gefunden habe. Und ferner: daß Fräulein Claudinens Bett unberührt sei und sie im Hause nicht aufzufinden.

Sie war entflohen. Es sah ihr ähnlich.

Aber wohin?

Während des Ankleidens überlegte ich. Sollte ich auf die Jagd nach dem tollen Flüchtling ausziehen? Ohne eine andere Spur zu haben als diejenige, die in dem Hinterzimmer der Konditorei begann? Sollte ich die jungen Herren, die ich dort gesehen hatte, mit Fragen überfallen, und dadurch die Kunde von Claudinens Entweichen in der ganzen Stadt verbreiten?

Unklügeres hätte ich nicht thun können, das war mir bald klar geworden. Geschehen aber mußte etwas, um der Entflohenen habhaft zu werden, und zwar sofort. Ich kam zu dem Entschlusse, die Polizei mit Claudinens Verfolgung zu beauftragen. Ich setzte einen der oberen Beamten in Kenntnis von dem Vorgefallenen und bat ihn die Angelegenheit so diskret wie möglich zu behandeln. Dies wurde mir bereitwilligst zugesichert und ich be-

Digitized by Google

gab mich auf's Kontor, überzeugt das Richtige gethan zu haben.

Ruhig indessen war ich durchaus doch nicht. Ich konnte mich der Einsicht nicht verschließen, daß Claudine sich in einer verzweifelten Lage befand.

Aus der Unabhängigkeit, die ich ihr gewährt hatte, ging ihr Weg wahrscheinlich in klösterliche Haft. Dies mußte sie wenigstens vermuten. Ich besorgte, daß ihr leidenschaftliches Temperament sie verleiten würde, sich den schlechtesten Ausweg aus diesem Dilemma zu schaffen.

Es wurde Abend, und noch war mir über Claudine keine Nachricht zugekommen. Ich gab am Polizeibureau Bescheid, daß ich von jetzt ab zu Hause zu finden sein würde. Und dort litt ich, daß mir Abendbrot serviert wurde, während ich doch kaum hätte schlucken können. Friedrich ging ab und zu und betrachtete mich mit bekümmerter Miene. Ich sah es wohl, aber ich hatte keine Lust, mich mit ihm einzulassen. Erst mußte ich wissen, wo Claudine war.

Es hatte elf Uhr geschlagen, als Friedrich einen Schutzmann bei mir einführte.

„Endlich!" rief ich dem Beamten zu und ein Gefühl der Erleichterung kam über mich. „Wo ist sie?"

Der Mann erwiderte im dienstlichen Tone:

„Ich habe zu melden, daß in einer Ortschaft eine Stunde unterhalb der Stadt die Leiche eines jungen Mädchens aus dem Flusse geborgen worden ist. Sie werden ersucht, dieselbe in Augenschein zu nehmen, um sie eventuell als diejenige der von Ihnen Gesuchten zu rekognoszieren. Ein Wagen ist vor der Thüre."

Wie niederschmetternd diese Mitteilung auf mich wirkte — Du kannst es Dir vorstellen, Laurentius.

Nicht einen Augenblick dachte ich an die Möglichkeit, daß die Ertrunkene eine Andere sein könnte als Claudine. Nein: es stand sofort bei mir fest, daß die Unselige sich keinen anderen Rat gewußt hatte, als in den Tod zu gehen.

Die Leiche, zu der ich eskortiert werden sollte — es war die ihre. Was mir bevorstand, war mir nicht im Geringsten zweifelhaft, als ich in den Wagen stieg.

O, welche Fahrt war das! In tiefer Dunkelheit, in eine kalte Oktobernacht hinein! Zur Totenschau!

Wir mußten den Gemeindevorsteher aus dem Bette holen. Als er hörte, weshalb wir kamen, meinte er brummig, wenn's weiter nichts sei, so hätten wir auch wohl bis zum nächsten Morgen warten können. Die Tote wäre uns nicht weggelaufen, fügte er hinzu und lachte über seinen albernen Witz.

Endlich stand er mit einer Stallaterne vor uns und ersuchte uns, ihm zu folgen.

Wo die Leiche untergebracht sei? fragte ich.

Der Bauer wunderte sich über die Frage.

„Natürlich im Spritzenhause", erwiderte er. Wo denn sonst?"

Das Spritzenhaus war bald erreicht.

Das rostige Schloß wollte dem Schlüssel nicht sofort nachgeben; erst als der Schutzmann half, konnte die Oeffnung des einen Thorflügels bewirkt werden. Der Schein der hochgehaltenen Laterne fiel in den Raum hinein. Ich sah nichts als eine Pumpmaschine und einige Schlauchwagen. Erst bei genauerem Zusehen entdeckte ich ein geteertes Segeltuch, das auf dem braunen Erdboden lag. Es lag nicht glatt; die Erhöhungen, die es zeigte, konnten von einem menschlichen Körper verursacht werden . . . Aber ich konnte mir's nicht denken, daß dort die leblose, starre Form jenes gestern noch so lebensprühenden, sinnberückenden Mädchens verborgen war — dort, auf der nackten Erde liegend, aus dem Wege geräumt wie ein Scheusal, dessen Anblick Beklemmungen verursacht . .

Und doch war es so. Der Gemeindevorsteher stellte die Laterne aus der Hand und schlug das Segeltuch zurück.

Der Tod thut sein schreckliches Werk, ohne ästhetische Rücksichten zu nehmen. Er beschönigt nichts; er ist grausam wahr, wie die Natur, in deren Dienst er steht.

Es war Claudinens irdische Hülle, die zu meinen Füßen lag. Unzweifelhaft. Wo aber war das sonnige Lächeln, das mich so oft erquickt hatte? wo die strahlenden Augen, an denen ich bewundernd hing, wenn ihr Blick mich traf? wo die blühenden Lippen, die mich tausendmal geküßt hatten?

Nach wenigen Sekunden mußte ich mich abwenden. Mein Fleisch und Blut empörte sich.

„Sie ist es", sagte ich dem Schutzmann

Digitized by Google

und trat rasch hinaus, um meine Erschütterung zu verbergen.

Nicht einmal eine Blume konnte ich der Toten auf die Brust legen, als Zeichen, daß Jemand ihrer liebend gedachte!

Dem Gemeindevorsteher sagte ich auf dem Rückwege zum Wagen, daß ich in der Frühe die Leiche abholen lassen würde.

Unser Geschäft war beendet.

Auf dem Polizeibureau, an dem wir, in der Stadt wieder angelangt, vorfuhren, traf ich jenem Beamten, mit dem ich am Morgen verhandelt hatte. Er wünschte von mir zu wissen, ob ich noch Wert darauf lege, genaueres über die Personen zu erfahren, mit denen Claudine verkehrt hatte und die Art ihrer Beziehungen zu ihnen?

„Nein," erwiderte ich.

Er nickte befriedigt.

„Und die Ursache des Selbstmordes?" fragte er. „Was gedenken Sie darüber anzugeben?"

„Einen Teil der Wahrheit," erwiderte ich. „Ich werde sagen, Fräulein Claudine sei nach Hause berufen worden und habe eine fast wahnsinnige Furcht vor den Familienverhältnissen gezeigt, die sie dort antreffen würde."

„Das genügt", meinte der Beamte. „Und was haben Sie über die Art der Beerdigung beschlossen?"

„Noch nichts", gestand ich.

Er bot mir seinen Rat an und ich ersuchte ihn darum.

„Die Sache wird Aufsehen genug machen", sagte er. „Es empfiehlt sich nicht, den Eindruck noch durch ein pomphaftes Leichenbegängnis zu verstärken. An Ihrer Stelle würde ich die Leiche gleich nach dem Friedhofe bringen lassen und, nach Erledigung der nötigen Formalitäten, die Bestattung ganz in der Stille vornehmen."

Der Mann schien mir Recht zu haben und ich folgte ihm.

Sehr zu meinem Schaden, wie ich bald erfuhr. Das ganze System der Lüge und Vertuschung, das ich adoptierte, war grundfalsch. Es belastete mich und kostete mir meinen guten Ruf.

V.

Die Zeitungen sorgten dafür, daß meine Stadtgenossen schleunigst von dem Selbstmorde einer jungen Amerikanerin erfuhren, die bei dem Chef eines bekannten Handelshauses schon längere Zeit als Gast geweilt habe. Und bald wußte so ziemlich Jedermann, wer die Unglückliche war.

Von allen Seiten wurde ich um nähere Auskunft über das Wie und Warum angegangen. Unverdrossen wiederholte ich, was ich dem Polizeibeamten zu sagen versprochen hatte.

Bald hatte ich die Empfindung, daß kein Mensch mir glaubte. Dies hätte mir am Ende gleichgültig sein können. Ich war ja nicht verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen. Dies geschieht überhaupt wohl niemals bei derartigen Katastrophen. Das Schlimme dabei war aber, daß man nun anfing, nach dem wirklichen Grunde von Claudinens Selbstmord zu forschen.

Die öffentliche Meinung ging dahin, daß ich in bedenklicher Weise dabei beteiligt gewesen sein müsse.

Nun, ich hatte dafür gesorgt, daß genügendes Material zu meiner Belastung vorlag. Meine Frau hatte mich verlassen. Es war mittlerweile bekannt geworden, daß sie mit ihrem und meinem Kinde sich in Bonn häuslich eingerichtet habe. Jetzt schien es klar, weshalb sie sich von mir getrennt hatte. Claudinens wegen — nichts konnte einfacher sein. Dann — so lief die Erklärung weiter — hatte ich meine Geliebte bei mir behalten, um sie nach der Scheidung von Etta, auf die ich sicher rechnete, zu heiraten. Etta aber wollte mich nicht frei lassen. Da war Claudine in den Tod gegangen.

Neben dieser Version liefen noch andere um, in denen meine Schuld wesentlich größer erschien.

Erst viel, viel später erfuhr ich den genauen Inhalt aller dieser abscheulichen Verleumdungen.

Daß aber in der öffentlichen Meinung eine Strömung gegen mich eingetreten war, bemerkte ich bald an dem veränderten Verhalten der Menschen. Anfänglich hatte ich kein Arg daran; ich hielt es für Zufall, daß ich im Klub keine Partner zum Kartenspiel finden konnte, daß ich keine Einladungen mehr empfing. Dann ging mir plötzlich die Erkenntnis auf, daß ich nicht mehr für respektabel

Digitized by Google

galt. Die Gesellschaft hatte Acht und Bann über mich verhängt.

Natürlich: kein Mensch klagte mich direkt an. Mit keinem Worte. Eine Gelegenheit, mich zu verteidigen, wurde mir nicht geboten. Sie hätte mir auch schwerlich genützt. Meine Aussage in eigener Sache hatte keinen Wert mehr.

Der schlimmste Schlag, der mich traf, war der, daß meine Associé mir kündigte. Er gab an, daß seine Kränklichkeit — von der ich, beiläufig bemerkt, nichts wußte — ihn zwänge, sich zur Ruhe zu setzen.

Ich war zu stolz, um auch nur mit einer Miene zu verraten, daß ich an das vorgeschobene Motiv nicht glaubte. Mochte er gehen, wenn er mich für einen Verbrecher hielt!

Der Welt gegenüber trug ich den Kopf so hoch wie je. Um meinen ungerechten Mitbürgern zu zeigen, daß ich mir nichts aus ihrem Urteil machte, begann ich in jener Zeit mit dem Bau dieser Villa.

Und doch: auf die Dauer kann Keiner ohne Anschluß an seinesgleichen leben!

Vollends ich konnte es nicht. Geselligkeit war mir damals ein schreiendes Bedürfnis. Arbeit am Tage, Zerstreuung am Abend — das war jahrelang mein Leben gewesen. Als die gewohnte Zerstreuung nicht mehr zu haben war; quälte mich die Langeweile.

Ich versuchte es mit dem Theater. Jeden Abend war ich im Sperrsitz zu finden. Doch nach wenigen Wochen schon wurde ich dieses Zeitvertreibs überdrüssig. Es war mehr oder weniger immer dasselbe. Ich griff zu Büchern.

Auch das war nichts. Ich fand, daß ich nicht mehr imstande war, meinen Geist längere Zeit auf einen Gegenstand konzentriert zu halten. Das Leben wurde mir immer unerträglicher.

Es mußte etwas geschehen, das die Gesellschaft bewog, mich wieder zu Gnaden anzunehmen. Nur Etta konnte mir helfen. Wenn sie zu mir zurückkehrte, zerriß das ganze Lügengewebe, das um mich gesponnen worden war.

Ich schrieb an sie. Ich versicherte ihr: was sie auch über Claudinens beklagenswertes Ende gehört haben möge — ich könnte ihr frei ins Auge sehen. Kurz berichtete ich über das thatsächlich Vorgefallene, und bat Etta dann, das unglückselige Geschöpf zu vergessen, das unser Einvernehmen gestört habe, und den Platz an meiner Seite wieder einzunehmen.

Umgehend kam die Antwort. Aber sie lautete nicht so, wie ich gehofft hatte. Etta schrieb, sie habe bereits, nach den Mitteilungen ihrer Freundin Frau Birnbaum, erraten, wie Claudine dazu gekommen sei, gegen den Willen Gottes sich aufzulehnen und vorzeitig ihren Leib zu zerstören. Es sei ihr um meinetwillen lieb, daß mein Gewissen mich von jeder Mitschuld daran freispreche.

Dann fuhr sie fort:

„Was nun Deine Aufforderung betrifft, den Platz an Deiner Seite wieder einzunehmen, so kann ich derselben nicht entsprechen. Unsere äußerliche Wiedervereinigung würde eine Lüge vor Gott und Menschen sein; ich kann und will mich einer solchen nicht schuldig machen. Nur in einem Falle würde ich die Möglichkeit einer Rückkehr zu Dir ernstlich erwägen, nämlich dann, wenn Dich nach einer Erneuerung meiner Liebe verlangen sollte, — wenn, kurz gesagt, Dein Herz mich zurückruft."

Damit war ich abgewiesen. Was Etta forderte, konnte ich mir nicht geben. Und heucheln, was ich nicht fühlte, konnte ich auch nicht. (Schluß folgt.)

Die Chioggioten.

Leicht wie ein Traum in der dämmernden Seele
Schwebt ihr dahin auf der blauen Flut.
Hoch in den herrlichen Äther hinauf
Ragen die Segel, die bunten.
Sturmfrohe Möven, gierig nach Beute,
Drängen euch nach,
Jetzt in hohen Himmeln kreisend,
Jetzt mit breitgestreckten Schwingen
Den weißen Schaum der Wogen streifend.

Glückliche Schiffer! Euch umfließt
Die göttliche Schönheit, welche Homer,
Den Ewigen, schuf. Euch umweht
Ein sanfter Hauch jener goldenen Tage,

Digitized by Google

Da, von freundlichen Winden geſchwellt,
Das erſte Segel den kühnen Wager
Von Inſel zu Inſel geführt,
Zu gaſtlichen fremden Geſtaden.
Euch ſchreckt kein Sturm, kein Wogendonner,
Mit des Heilandes Bild,
Das in leuchtenden Farben
Die Bruſt eures Schiffes bewehrt,
Zieht ihr hinaus, vertrauend dem Gotte
Und eurer eigenen männlichen Kraft.
Täglich gewinnt ihr euch neu das Leben,
Und im kleinen Kreiſe des Wirkens
Füllt ſich mit beſcheidenen Freuden der Tag.
Glücklich, wenn euch im Nehe
Des Meeres Bewohner zappeln,
Glücklich, wenn euer Schiff
Den ſicheren Hafen erreicht!

So möcht ich leben wie ihr,
In ſüßer Kindheit des menſchlichen Daſeins,
Froh der Gefahr und froh auch
Entronnen zu ſein! Und ruhend am Abend,
In heiterm Geſpräch des Tages Geſchicke
Bedenkend, oder mich freuend
An kunſtloſen Liedern,
Und keinen Gedanken
Ruhloſer Qualen im Herzen.
Keine Sehnſucht nach Höhen und Tiefen,
Nach unendlich weiten Geſtirnen!
Wir aber, wir Klugen, wir finden nimmer
Die Kindheit der menſchlichen Seele!
Losgeriſſen ſind wir
Von der Mutter Natur,
Und wie fremde Kinder
Eilen wir durch ihre Gefilde,
Die ſie mit Blumen lieblicher Träume
Schmückt und mit Früchten
Frohen Genießens beſchenkt.
„Mutter! Mutter!“ ruft es in uns,
Und wir hören die Stimme nicht.
Welche uns ſchmeichelnd lockt:
„Kommt Kinder, hier bin ich,
Welche ihr ſuchet!“

Wir grübeln und ſinnen,
Und wir Zwerge bilden uns ein,
Titanen zu ſein,
Weil wir in unſerem Herzen
Gefühle aufſtürmen,
Uns ſelbſt zu belügen,
Daß wir mehr als Menſchen,
Daß wir ſterbliche Götter ſind!
Am ſicheren Herde, im Glanze der Lampen
Iſt unſere Welt. Meiſter des Geiſtes,
Wiſſen wir, weiſe zu ſprechen,
Wir Heiden des Wortes.

Wo iſt die Größe des Herzens,
Deſſen Feuer tiefſten Empfindens
Die Welt umflammt und, alles verzehrend,
Was elend an ihr und vergänglich,
Das Urbild ewiger Schönheit
Und göttlicher Schöpfungsgedanken
Aufleuchten läßt,
Und in jubelnden Hymnen
Die göttliche Freude des herrlichen Lebens
Von der grünenden Erde
Bis zu goldenen Sonnenwolken,
Aufjauchzen läßt?

Euch preis ich, ihr mutigen Segler!
Ihr wißt nichts vom Klingen der Klugen,
Und ohne Sehnſucht aufblickend
Zu den leuchtenden Sternen der Nacht,
Lebt ihr der That!
Glücklich ſei euer Neh!
Und die ſchäumende Woge
Und der waltende Gott,
Sie mögen euch gönnen
Die freudige Heimkehr
Zu den erſehnten Geſtaden
Eurer lieblichen Heimat!

Camillo P. Jufan.

Dem toten Freunde.

Wir gingen ein Stücklein Weges
Zuſammen auf dieſer Erd',
Und waren gute Freunde,
Und hielten uns lieb und wert.
Wir gingen der Sonne entgegen —,
Aber die Sonne verſank —;
Die Glücksfee hörten wir lachen,
Aber ihr Lachen verklang.

Wir mußten uns tüchtig raufen
Mit manchem böſen Kumpan;
Am Wege bliebſt du liegen . . ,
Nun geh ich allein meine Bahn.
Lebwohl, und grüße die Toten,
Ich habe im Sonnenlicht
Noch weit, ſehr weit zu wandern,
Wohin — das weiß ich nicht.

Carl Bulcke.

Der Genius.

Hubertus jagte durch den finſtern Tann
Nach einem Waidwild, das ſich plötzlich wandte,
Und auf die Kniee ſank der Jägersmann,
Als zwiſchen dem Geweih ein Lichtkreuz brannte.

Das iſt der Genius — durchs Erdenthal
Gehetzt von Hohn und Neid in wildem Jagen.
Auf ſeiner Stirne flammt des Kreuzes Mal.
— Wenn es bekehrte, wollt' er's gerne tragen!

Rudolf Knuffert.

Digitized by Google

Die eine Sonne.

Seit meine Liebessonne
Versank in düstre Nacht,
Ist mir noch aufgegangen
Manch lieben Sternlein's Pracht.

Doch all der kleinen Sterne
Hellleuchtend Silberlicht
Ersetzt die eine große,
Die warme Sonne nicht.

Armin Herherr.

Das Haidegrab.

Ich hab' auf brauner Haide
Ein einsam Grab geschaut.
Das war ganz überwuchert
Von rotem Haidekraut.

Wer dort in Frieden schlummre,
Ich kann es künden nicht.
Vielleicht kann es Euch sagen
Des Mondes geisternd Licht;

Vielleicht die Vogelmutter,
Die dort ihr Nest gebaut
Und singt die Brut in Schlummer
Mit süßem Klagelaut.

Josef Bernhard Paßack.

„Durch die helle Luft gezogen ...."

Durch die helle Luft gezogen
Kommt ein weißer Sommerfaden,
Haftet an der dunklen Aster
Spielerisch, und weht und gaukelt.

Nebenan das dürre Frostbraun
Welken Unkrauts trägt die Perlen
Halbgelauten lichten Rauhreifs —
Und die Sonne küßt es glitzernd.

Also streift die dunkle Seele
Später Traum und weht und gaukelt
Also huscht ein liebes Lächeln
Ueber frühverblühte Züge.

A. Malmont.

Im Frieden.

Die Brandung steigt — mein Lebensschiff ist wrack,
Die Tiefe öffnet ihm ihr weites Grab:
Ein Schwellen noch der Flut, ein Wetterschlag
Und für die Ewigkeit sinkt es hinab.

Doch mir wird wohl sein, rollt das große Meer
Die kühle Flut auf mein entflammtes Herz,
Erstirbt der Seele Selbstflucht und Begehr,
Ihr Groll und ihre Liebe und ihr Schmerz

Dann träum' im purpurnen Korallenhain
Auf einem Pfühl von Meereslilien ich
Und Perlenleuchter werfen milden Schein
Auf all die bunten Blumen und auf mich.

Dann weiß mir der smaragd'ne Dämmerglast
Des Lebens Bilder, schattenhaft gedämpft —
Ich seh' mich selbst, wie einstmals ohne Rast —
Und doch umsonst — auf Erden ich gehämpft.

Und wie vorbei der Welt Phantome ziehn,
Ihr mühsam Ringen, oft verirrtes Thun,
Da tönen aus den Muscheln Melodieen:
O selig ist's im Frieden auszuruhn!

Hans von Schaubert.

Wie ein Tag!

Ist's möglich? Sind es schon so viele Wochen, —
Im Frühling war's, nun ist der Winter nah. —
Seit du das Wort des Glücks für mich gesprochen,
Das langversagte, schwererkämpfte Ja!

Seit Hoffnung mich zum erstenmal erfüllte,
Was ich geträumt, es könnte Wahrheit sein,
Seit dann ein holder Zufall mir's enthüllte,
Daß du mich liebst trotz deines herben Nein.

Bis endlich mir's der stolze Mund bekannte,
An meiner Schulter scheu dein Köpfchen lag,
Der erste Kuß auf deiner Wange brannte,
Das wären Monde schon, nicht erst ein Tag?

Ja, während ich das reinste Glück genossen,
In deinen Armen überselig war,
Indes ist Frühling, Sommer, Herbst verflossen,
Entschwunden fast ein ganzes, langes Jahr!

Drum hoff' ich, wie dies Jahr mit Sturm und Regen
Gleich einem Tag mir spurlos schwand dahin,
So wird mit seinen schwersten Schicksalsschlägen
Mir auch, wenn ich bei dir geborgen bin,

Das ganze Leben schwinden, wie im Fluge,
Bis ich einst rufe bei dem letzten Schlag
Des Herzens mit dem letzten Klemyuge:
„Das wär' ein Leben schon, nicht erst ein Tag?!"

Julius Zak.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der König.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Raimon.

Raimon (mit visionärem Blick und verzücktem Lächeln).
Dies sendet Dir die Himmelskönigin.
Starr war ihr göttlich Angesicht und streng,
Als müß' sie richten einen armen Sünder,
Doch als ich zu ihr trat und herzlich bat:
„Maria, ungeschmückt harrt meine Braut;
O spende ihr von Deinen Herrlichkeiten!"
— Da ließ der Herr das Wunder sich vollziehen:
Die heiligste und schmerzlichste der Mütter
Belebte sich für den verlor'nen Sohn.
Holdselig stand sie da als Gottesbraut.
„So nimm denn hin" — Marias Auge sprach.
Nach ihrem Mantel streckt' ich aus die Hand,
Und — niedersank das göttliche Gewand.
(Er hat der regungslosen Mira den Mantel über die Schultern gelegt.)

Mira (vor sich hin). Hochzeitskleid! Mein Todesschmuck.

Raimon (die Krone hebend.)
O wähne nicht: ich hätte sie geraubt.
Maria hat für mich geneigt das Haupt.
Ich hörte ihre reinen Lippen sagen:
„Wer das Martyrium meines Sohns will leiden,
Der soll auf Erden eine Krone tragen.
Ihr wollt sie? Wohl, ich gönne sie Euch Beiden."
(Er legt Mira die Krone auf.
Des Duldens heil'ges Zeichen — nimm es hin!
(Hinter der Scene fernes dumpfes Getöse.)

Raimon. Der Priester harrt. Komm meine Königin.

Admar (tritt Raimon drohend entgegen.) König, höre!

Mira. Admar! Admar!

Raimon (lächelnd.)
Ins Lager wird gedrungen sein die Kunde
Des hohen Wunders dieser Feierstunde.
Das Volk, das schon den König wähnt verloren,
Erkennt ihn als vom Himmel auserkoren,
Um dieses Reich gewaltig zu erheben,
Und drängt herbei, mich jubelnd zu umgeben.
Ein Feldherr (kommt, gefolgt von zwei Obersten.)

Admar (deutet auf sie.) König, siehe!

Mira (mit einem tiefen Seufzer.) Ja, 's ist Zeit
Ihn aus tiefem Schlaf zu wecken.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Feldherr. Obersten.

Raimon (tritt dem Feldherrn mit strahlendem Antlitz entgegen.)
Mein liebes Volk ruft mich zur letzten Schlacht;
Es glaubt an mich und seines Königs Sache.
(Er faßt Miras Hand, wie ermuchtet, mit triumphirender Gewißheit.)
Den hell'gen Geist der Liebe mir zur Seite,
Führt mich der Herr der Heerschar'n selbst zum Streite.
Mir sagt's mein Herz: ein ruhmgekrönter Sieg
Beendet heute diesen Schreckenskrieg.

Feldherr (nach kurzer Pause.)
Dein Heer beschloß, als wär's ein eing'ger Mann:
Entweder rufst Huesca Du zurück,
Und überlässest seinem starken Geist
Die Sorge für das Wohl des Königreichs,
Das Deine Willkür in's Verderben stürzte;
Oder — das Heer entsetzt Dich Deines Amts.

Raimon (wie im Traum.)
. . . Entweder rufst Huesca Du zurück,
Oder — — — Pause. — Entweder, oder —

Feldherr. Heer und Volk
Erhebt den heißgeliebten, großen Herzog,
Den treulos wir in seiner Not verletzten,
Zum Herrscher und Vater des Vaterlands.
Das war er stets; Du bist es nie gewesen.

Raimon (geht auf ihn zu.)
Ich bin Dein König, Mensch!

Feldherr (sacht.) Von Gottesgnaden!
Der Urteilsspruch des Volkes —

Raimon (schreit auf.) — richtet mich?!

Feldherr. Trittst Du aus freier Wahl vom Thron zurück?

Raimon. Verbannt von meinem Volke — von Gott verworfen . . .
(Er wendet sich mit Hoheit zum Feldherrn.)
Aus freier Wahl, Verräter, bleib' ich Herr!
Eh' unköniglich ich weiter lebe, will

Digitized by Google

Ich wie ein König untergeh'n; und sei's
Im Kampf mit meinem Volk.

Feldherr. Wie Du gebietest.
(Er verneigt sich tief. Zu den Obersten.)
Zum Heer! Wo mag Huesca sein? Doch hielte
Sein Gram ihn in der Wildnis tiefsten Gründen:
Die Treue seines Volkes wird ihn finden.
(Er geht mit den Obersten.)

Achter Auftritt.

Vorige, ohne die Asturier.
(Von Zeit zu Zeit vernimmt man, bald stärker, bald schwächer, das Getöse des Aufruhrs.)
(Pause.)

Raimon. Die Treue seines Volkes — herrsch' er glücklich!

Admar. Blicke um Dich!
(Er deutet auf die Mauren.)

Mira (tritt dazwischen). Mich sieh an!

Raimon (mit mattem Lächeln.) Will Admar meiner Herrschaft Rest mir zeigen?
... Nur Mauren ringsumher! Ward denn Asturien,
Weil ich die Maurin liebe, zu Arabien?
Doch kommen sie zu mir als meine Freunde.

Admar. Lüge, König!

Raimon. So kamen sie als meine Feinde her?
— Pause. —
Was thut das, Admar? Bist doch Du mein Freund;
Der letzte, scheint's, den mir das Schicksal ließ.

Admar. König: Lüge!

Raimon (weich).
Ach, Lieber, sage nicht: Du seist mein Feind.

Admar (langsam, schwer).
König — das wär nicht gelogen.
(Er geht zu ihm.)

Raimon (taumelt vor seinem Blick zurück.)
Dies traf mein Herz — Ach, Mira, auch Dein Bruder,
Der edle Admar! Jetzt bist Du das Meer
Von Liebe, Treue, Mitleid, Menschlichkeit,
Darin ich meinen Todesschmerz versenke.

Admar (tonlos.) Lüge! Alles Lüge — Lüge!

Raimon. Fluchwürd'ger Lügner Du! O Teufel, Teufel!
Jetzt kenn' ich Dich. So lügt die Hölle, wenn sie
Dem Himmel eine Seele will entreißen.
Die meine lege ich in Deine Hand.
(Er stürzt zu Mira, fällt vor ihr nieder, umschlingt sie mit beiden Armen, drückt das Gesicht gegen ihren Leib.)

Admar. Hör' das Heer in Aufruhr rasen.
Hör' es rufen: Heil dem König,
Heil Huesca!
(Er ruft den Mauren zu.)
Schließt das Thor,
Stellt auf die Maurenfahne!

Die Mauren (ziehen ihre Schwerter hervor, brechen mit Admar in den Kriegsruf aus.)
Gott ist Gott; und Mohamed
Sein Prophet!

Mira (streckt die Arme nach dem Christusbild aus.)
Erbarm' Dich seiner!

Die Mauren (stürmen, ihren Ruf wiederholend, nach allen Seiten auseinander, von Admar gefolgt, der ihnen im Hofe Befehle erteilt.)

Neunter Auftritt.

Raimon. Mira. Zum Schluß Admar.
— Pause —

Raimon (hebt den Kopf.)
Geliebte, Du sagst nicht: 's ist Alles Lüge.
Du siehst mich an und lächelst: es ist wahr!
Und glauben will ich, glauben ohne Ende.

Mira. Bei jenem lichten Geist, dem Du mich schenktest;
Bei diesem Brautkranz, den die heil'ge Jungfrau
Durch Deine Hand auf meine Stirne drückte;
Bei meiner Seligkeit, die Du mir gabst —
Schwör' ich Dir zu, daß dies die Wahrheit ist:
Ich will Dich lieben, lieben ohne Ende.

Raimon (jubelnd.) Ich hab's gewußt!

Mira. Steh' auf, Du darfst nicht knieen.
(Voll Größe.)
— Raimon, ich bin Dein böser Geist gewesen.

Raimon. Du wolltest Deinen liebsten Freund zerstören?

Mira (nimmt sich die Krone ab.)
Du siehst: ich darf Dir nicht mehr angehören.
Ich mußt' Dich hassen, weil es Allah wollte —
Ich mußt Dich lieben, weils Dein Gott befahl;
Doch weil ich sühnen, weil ich rächen sollte,
So jagt' ich Dich durch Schuld von Qual zu Qual.
Hätt' ich Dich nicht zum Bösen hingetrieben,
So wärst Du licht, so wärst Du gut geblieben.
Admar (ist vorgetreten, hat gelauscht, reißt seinen Dolch hervor, schleicht zu Mira)

Raimon. Nicht Du rissest mich von Huesca fort;
Das that Huescas Schuld: der Königsmord.

Mira. Ach Raimon, Alles —

Admar (steht mit gezücktem Dolch hinter ihr, raunt ihr zu.)
Ein Wort weiter und Du stirbst.

Raimon. Was war Alles? Sprich!
Das eine Wort nur, und —

Mira (umklammert ihn leidenschaftlich.) Ich liebe Dich!
Was Dich getrieben hat zu diesem Kriege,
War — Raimon, küß' mich! — Alles Lüge, Lüge ...
Admar (stößt einen heiseren Schrei aus, stürzt sich auf Mira, ersticht sie.)

Raimon (hält sie in seinen Armen.)
Was war gelogen? Jenes Alten Zeugnis?
— Stirb' nicht! Du darfst nicht sterben, eh' Du —
(Er sieht Mira an, schreit auf.) Tot!
Die Mauren (haben sich versammelt.)

Admar (machtvoll.) König, über diese Leiche
Schreite frei von hier hinweg.
— Pause —

Raimon (thut einige Schritte, bleibt stehen.)
Wohin? Zu meinem Volk? Ich hab' kein Volk mehr.
Zu meinem Freund? Ich ächtete den Freund.
Zu meiner Mutter? Ich vertrieb die Mutter.
(Zu Mira gewendet.)
Zu meinem Weibe? — Mira starb um mich.
— Pause. —
So will ich mich wie ein verwundet Tier,
Verkriechen in der Wildnis zu den Tieren.
(Er wendet sich zu Admar.)
Gestatte diesen, mich hinauszuführen.
(Er wendet sich zum Gehen.)
(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Verwandlung.

Vor der Erlöserkirche im Felsengebirge.

Hochalpen. Baumlose, wilde Gegend. Hinten fällt der Felsen steil ab. Links seitlich, nach der Mitte zu, die Erlöserkirche aus weißem Marmor mit vergoldeten Kuppeln und Thürmen. Rechts seitlich, steile Felswände, denen entlang ein Hirtenpfad herabführt. Rechts eine Säule mit einem Bildnis der Mater Dolorosa. Daneben eine Bank aus Stein. Neben der Kirche eine Einsiedelei. An der Pforte derselben ein Glöcklein.

Erster Auftritt.

Alpenglühen. Abendläuten. Unter der Säule sitzt **Germonde** (in der Tracht der Dominikanerinnen) Königin **Affalide** (in Trauer) bekränzt die Gottesmutter. Eine **Nonne** (Dominikanerin) reicht ihr Blumen. — Links vorn, unter einer Gruppe von **Bergbauern** und **Hirten**, **Huesca** (mit langem weißem Haar und Bart, in weißer Kutte. Während der Voeläutens stehen alle betend; das Geläut verklingt.

Alter Hirte (nach einer Pause.)
Du sagst, wir sollen fest zum König stehen?

Huesca. Wie diese Berge auf dem Grund der Erde.

Alter Hirte. Doch schwankt die Erde, wanken auch die Alpen.

Huesca. Das Volk, mein Alter, sei in seiner Treue
Noch unerschütterlicher, als der Fels.

Junger Hirte. Doch wenn ein Fürst sein Volk in's Unglück stürzt?

Huesca. Er bleibt der Fürst, des Staates heilig Haupt,
Es kann das Volk mit seinem Herren rechten;
Doch richten kann ihn nur der Kön'ge König.

Junger Waldbauer. Huesca war auch wider solchen Herrn,
Und was Huesca that, war wohlgethan.
(Bewegung.)

Huesca. Weil gegen seinen Herrn Huesca stand,
Mußt' Raimon als Verräter ihn verbannen,
Und was der König that, war wohlgethan.

Junger Hirte. Schnöd' war's gethan! Sei er darum verwünscht!
Huesca (redet leise und eindringlich zum Volke.)

Germonde (mit erstickter Stimme.)
In meinem Herzen steckt Dein Schwert, Maria.

Affalide. Laß' uns in unser Kloster niedersteigen.
Dort lauschen wir nur auf des Himmels Stimme,
Und jeder Ton von dieser Welt verhallt.

Huesca (vertraulich zum jungen Waldbauer.)
Hält's Du auf Deinem Hof wohl einen Knecht,
Der fort und fort Dir nicht zu Willen handelt?

Junger Waldbauer (aufbrausend.)
Er sollt' sich unterstehn!

Huesca. Du sagst ihn, traun —

Junger Waldbauer. Zum Haus hinaus den Lümmel! Herr bleibt Herr!

Huesca. Just wie der Bauer übt sein Herrenrecht,
Hat unser junger König sein's geübt.

Junger Waldbauer (langsam begreifend.)
. . . Just wie der Bauer übt sein Herrenrecht —
Ich hört's. Just wie der Bauer — — Wenn's so steht,
Ja dann, dann steht das ganze Ding ganz anders.
(Bewegung.)

Alter Hirte. Ich weiß nur Eines: unser Herzog hätte
Uns nicht gebracht in diesen wüsten Krieg.

Junger Hirte. Der Herzog gab uns unser täglich Brot;
Der König nahm's uns. Und so schlag' ihn Gott!

Huesca (nach kurzer Pause.)
Ein jeder kehr zurück in seine Hütte.
Und wenn er im Gebete Gott beflehlt,
Was ihm das Theuerste auf dieser Erde,
So sprech' er eine fromme, stille Bitte
Für seinen König, unsern lieben Herrn.
(Er faltet die Hände. Mit heißer Inbrunst.)
Erbarm' Dich seiner, welchen ohn' Erbarmen
Das Glück aus allen seinen Himmeln stieß.
Er sucht jetzt das verlor'ne Paradies
In Todesangst, mit ausgestreckten Armen.
Sei gnädig ihm, der büßen muß und leiden,
Daß er dem Bettler seine Not kann neiden.
Und wenn er in Verzweiflung pfadlos irrt,
Und wenn er ringt mit seiner letzten Not;
So sende ihm den Helfer, Herr mein Gott,
Der ihn zu seinem Volke wieder führt.

Das Volk (mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen.)
So sende ihm den Helfer, Herr mein Gott
Der ihn zu seinem Volke wieder führt.
— Pause. —

Germonde (ist aufgestanden und mit Affalide vorgetreten.)
Amen!

Einige (rufen halblaut.) Des Königs Mutter!

Alle (murmeln.) Seine Mutter!
— Pause. —

Germonde (tritt unter das Volk.)
Und seine Mutter bittet Euch für ihn.
(Sie streckt die Arme aus.)

Volk (drängt sich zu ihr, küßt in tiefem Schweigen ihr Gewand und ihre Hände.)

Germonde. Ich danke Euch im Namen meines Sohns.

Volk (entfernt sich in ehrfurchtsvoller Stille, rechts über den Felsen. — Es wird dunkel.)

Zweiter Auftritt.

Vorige (ohne **Volk**.) **Zum Schluß Bruder Paulus.**
— Pause. —

Affalide. Wir müssen heimwärts. Mutter, komm'!

Germonde (leise.) Wie eine
Von aller Qual erlöste Seele sinkt
Der müde Tag auf's Sterbebett der Nacht,
Und atmet seinen letzten Schimmer aus.
Könnt' doch mein Sohn so feierlich vollenden.

Affalide (ist zur Seite getreten.)
Der Abendstern! . . . Holdsel'ges Himmelslicht,
Sei ihm ein Gruß aus jener andern Welt,
In der verklärte Geister sich begegnen,
Und freundlich sich einander zugesellen.
(Eine Sternschnuppe fällt.)

Germonde. Habt Ihr gesehn? Es ist ein Stern gefallen!
O Raimon, Raimon, trauter Schmerzenssohn,
Lehr' mich ein einzig Mal noch wieder lächeln.

Affalide (sehr leise.)
Nenn' ohne Haß und Groll mich einmal: „Schwester."

Huesca. Erkenne, König, und verzweifle nicht. —
— Pause. —
(Aus der Pforte der Einsiedelei, mit einem brennenden Span, **Bruder Paulus.**)

Digitized by Google

Huesca (heitrer) Begebt Euch in des alten Siedlers Hütte,
Wo Bruder Paulus mit dem Nachtmahl wartet:
Feigen und weißes Brot; Milch, wilder Honig. —
Geht dann der Mond auf, so vergönnt Ihr wohl
Daß mit dem schlanken, braunen Knaben, der
Des Klosters fromme Eselinnen führt,
Auch Euer gretler Freund Geleit Euch giebt,
Zurück in Eure friedenvolle Klause.

Germonde. Sie ist jetzt meine Welt.

Affalide. Und mein Zuhause.

(Alle begeben sich in die Einsiedelei.)

(Es ist Nacht geworden.)

Raimon (in einen Mantel gehüllt, kommt, zu Tode erschöpft, von der Seite der Felswand herabgestiegen.)

Dritter Auftritt.

Raimon allein. Später eine Stimme.

Raimon. Ein Tier! Ich bin ein Tier — zu Tod verwundet!
Ich kann nicht weiter. Hier will ich verenden.
(Er schwankt dem Abgrund zu.)
Barmherz'ger Abgrund, nimm den König auf.
(Er erblickt das Kloster, bleibt stehen.)
Wo bin ich? . . . Des Erlösers Heiligtum —
— Pause. —
Hab' ich nicht selbst, da ich noch König war,
Zum Wächter dieser Stätte eingesetzt
Den Menschen, der von Sünden frei sich fühlt,
Der seine Sünden büßte? . . . Ihn ruf' ich
In meiner letzten Not zur letzten Hülfe.
(Er geht zur Pforte und läutet.)

Stimme. Wer ruft?

Raimon. Ein Sünder.

Stimme. Was begehrt er?

Raimon. Sühne.

Stimme. Kein Priester waltet hier.

Raimon. Ich will zum Menschen.

Stimme. So warte, Mensch!

Raimon. Wie eine arme Seele
An dem verschloss'nen Thor des Paradieses.
(Er setzt sich auf einen Stein an der Pforte. Hinter dunkelm Gewölk geht der Mond auf. Huesca tritt aus der Pforte.)

Vierter Auftritt.

Raimon. Huesca.

Raimon (bleibt sitzen, mit matter Stimme.)
Ich klopfte an — Du hast mir aufgethan.

Huesca (in stärkster Bewegung.)
Wer bist Du, der mit dieser Stimme mich
Zu sich hinausruft in die Finsternis.

Raimon. Jetzt bin ich nur ein Mensch, durch Sünde dunkel.
Einst war ich König und wie Sonne hell.

Huesca. O Herr! Mein Herr!
(Er bedeckt das Gesicht.)

Raimon (fährt in die Höhe.)
Wie nennst Du mich? Mir ist,
Als spräch' zu mir ein Geist aus Deiner Stimme.

Huesca (mit verstellter Stimme, ringt nach Fassung.)
Ich rief den Herrn an, der den Irrenden
Auf wunderbaren Wegen führt zum Ziel.

Raimon (tauschend.) Die Stimme kenn' ich nicht.
(Er sinkt zurück.)

Huesca (nach einer Pause.) Wie kamst Du her?

Raimon. Von meinem Heer verjagt, von Gott verlassen.
Sieh mich in Schanden vor Dir, Greis.

Huesca. Ich seh' Dich
Im Unglück vor dem Antlitz des Erlösers.

Raimon. Ich war ein schlechter König. Kein Monarch
Kann schlechter sein, als ich war; denn von allen
Verbrechen, Lastern, Gräueln kenn' ich Nichts
So schändlich, Abscheu's wert — (Er stockt.)

Huesca. Als was?

Raimon. Als Neid!

Huesca. Wen hättest Du beneidet, König Raimond?

Raimon (sinkt ihm zu Füßen.)
Ihn, den mein Volk mehr liebte, als wie mich;
Der mein Volk mehr beglückte, als wie ich;
Der stärker, besser, größer war, als ich.

Huesca. Huesca!

Raimon. Greis, Du sprichst den Namen aus,
Der eine Welt umschloß, die ich zerstörte.
Huesca (will Raimon aufheben.)

Raimon. Nein, laß' mich vor Dir knien.

Huesca. Gott hebt Dich auf
Durch meine Hand.
(Er richtet ihn auf.)

Raimon. Wer bist Du?

Huesca. Auch ein Sünder.
Doch büßt' ich redlich.

Raimon. Wie? O lehre mich!

Huesca. Ich war der treue Diener meines Herrn,
Und ward von ihm verkannt als ungetreu.
Das rechnete mir Gott als Buße an.

Raimon (mit leidenschaftlicher Bewegung.)
Du konntest keine Sünde schwerer büßen.
Wie willst Du von der meinen mich befreien?

Huesca. Dein Neid, o König Raimon, ist nicht Sünde;
Denn was Du also nennst, das war nicht Neid.

Raimon. Was war es sonst? O rede!

Huesca. Sehnsucht war's.

Raimon. Sehnsucht — wonach?

Huesca. Dir selber zu genügen.

Raimon. Niemals genügt' ich mir!

Huesca. Du wühltest in Dir,
Und fandest, was nicht war; und wolltest finden,
Was Du erfüllt in einem Andern sahst,
Der stärker, größer, besser Dir erschien
Als je er's war; weil Du, mein armer Herr,
Dich schwächer, schlechter machtest als Du bist.
(mit wachsender, starker Ergriffenheit.)
Und fort und fort in Dir die heil'ge Sehnsucht:
Ach, könnt' ich gut, ach, könnt' ich edel sein!
Und fort und fort der Schmerz: Du bist es nicht!
Wer solchen Neid, wie Du ihn hast empfunden,
Austrotten möchte aus der Menschheit Herzen,
Der will in Aller Brust das Gute töten.

Raimon. Vernimm, wohin mein edler Neid mich führte!
Im Abgrund meines Innern konnt' ich glauben:
Huesca wär der Mörder meines Vaters.

Huesca. O Gott!

Digitized by Google

Raimon. Was ist Dir Greis, Du weinst?
Huesca. Um Dich!
Was mußt Dein Königsherz gelitten haben
Bei Deines Mißtraun's fürchterlicher Folg'rung
Doch glaubst Du noch an jenes Mannes Unthat?
Raimon. Ein letztes Fürchten hegt noch meine Brust.
Ach könntest Du's mir nehmen!
Huesca. Herr, ich kann's!
(Er richtet sich hoch auf.)
Du kennst die Stätte; kennst auch den Wächter,
Den Du hier eingesetzt, des Himmels Rache
Herabzuflehen auf des Mörders Haupt.
Erkenn' die Stimme, welche zu Dir sprach,
Als Stimme des Gewissens seines Herrn,
Erkenn' das Herz, das immer Dich geliebt,
Die treuen Arme, die für Dich sich öffnen —
(Er ist in das volle Mondlicht getreten, streckt die Arme aus.)
Raimon (ist mit einem erstickten Aufschrei vorgetaumelt, starrt Huesca in's Gesicht, bricht zusammen.)
Huesca (hält ihn in seinen Armen auf, machtvoll.)
Und die Dich fassen, die Dich halten sollen!
(Er richtet Raimon auf. — Pause. —)
Germonde (von innen.) Ich hole ihn herein.
Raimon (richtet sich auf.) Welch heil'ger Wohllaut.
Die Stimme meiner. — (Er schluchzt auf.)
Huesca (hat ihn zur Kirche geführt, öffnet die Thür.)
(Man sieht einen Teil des Innern, mit dem Marmorbilde des Erlösers, von der ewigen Lampe erleuchtet.)
Huesca. Tritt in Frieden ein!
(Raimon tritt in die Kirche.)
(Huesca schließt die Thür.)
Germonde (kommt.)

Fünfter Auftritt.

Huesca. Germonde. Zum Schluß die Nonne.

Germonde. Habt Ihr dem müden Pilger Trost gespendet?
Wer war der Arme?
Huesca. Ein verlor'ner Sohn.
Germonde. Der wiederkehrte?
Huesca. Ja.
Germonde. Gott segne ihn!
Lebt seine Mutter noch?
Huesca. Er harret ihrer.
Germonde. So giebt's noch Mütter, welche glücklich sind.
Wie wird sie ihres Lieblings Heimkehr feiern!
Huesca. Soll ich Euch zu ihm führen?
Germonde. Mich — zu wem?
Was seht Ihr mich so —
Raimon (aus der Kirche.) Mutter!
Germonde (mit einem Aufschrei.) Sohn! Mein Sohn!
(Sie stürzt in die Kirche. Die Thür fällt zu.)
(Die Nonne kommt.)
Huesca (tritt ihr entgegen.)
Die Königin? Eilt! Haltet sie zurück!
Wir müssen sie erst lehren, neu zu hoffen.
(Die Nonne eilt ab.)
(Den Felsenpfad herab steigen Feldherrn, Edelleute, Volk mit Windlichtern und Fackeln.)
Huesca (tritt in den Schatten der Mauer.)

Sechster Auftritt.

Huesca. Feldherrn. Edelleute. Volk.

Huesca. Wen sucht Ihr hier?
Feldherr. Verjagt ward König Raimon,
Oviedo überfallen von den Mauren,
Die mit den gottverdammten Aragoniern
Um den Besitz des Vaterlands sich streiten,
Gleich einer Horde Wölfe um ein Lamm.
Für alle Zeit verloren ist Asturien,
Stellt sich ein Mann nicht an des Heeres Spitze,
Dess' Nam allein schon uns're Feinde schlägt.
Volk (einstimmig brausend.) Huesca!
Huesca. Seinen Namen ruft Ihr?
Feldherr. Greis,
„Huesca!" rufen hier zu Land die Steine.
Huesca. Weshalb kommt Ihr zu mir?
Feldherr. Es glaubt das Volk,
Du könntest uns Huesca wiedergeben.
Huesca. Schwört Ihr mir zu, daß Ihr zum Führer nehmt:
Zu Euerm teuern Herren, Euerm König,
Denjen'gen Mann, den Euch Huesca weist?
Feldherr. Wie können wir das, unbernünft'ger Alter?
Volk (tumultuarisch.)
Wir schwören — schwören — schwören! Wen Huesca
Zum Herrn uns giebt, sei unser Herr.
Huesca. So gebe
Ich denn dem Lande, was des Landes ist. —
(Er geht in die Kirche.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ohne Huesca. Dann Huesca mit Raimon und Germonden.

Feldherr. Er giebt uns?
Volk. Er!
Feldherr. Er ist es selbst!
Volk (Es stürmt zur Kirche.) Huesca!
Feldherr. Unsern Herrn will er uns geben!
Volk (reißt, den Ruf wiederholend, die Thüre auf. Auf der Schwelle tritt dem Volke Huesca mit Raimon und Germonde entgegen.)
Huesca. Hier steht er . . . huldigt ihm!
(Totenstille. Alle weichen zurück.)
Raimon (nach einer Pause.) Sie richten mich,
Und richten mich gerecht. Laßt mich! Lebt wohl!
(Er will forteilen.)
Huesca (faßt seinen Arm.)
Mißdeut' nicht Deines Volkes starres Schweigen.
Ein Engel schwebt durch seine Reihen hin,
Und rührt mit Himmelshauch an ihre Seelen.
— Herr, sieh mich meine Kniee vor Dir beugen.
Dein bin ich wieder, Dein mit Herz und Sinn;
Ich will gehorchen, Du sollst mir befehlen.
(Er ist vor Raimon niedergekniet.)
Raimon. Mein Fels, den ich umfaß', mein Heil und Hort!
(Er reißt Huesca empor, hält ihn fest umschlungen. Schweigen. — Pause. —)
Huesca. Noch immer Schweigen — (Er tritt vor.)
Heil'ge Lüfte, hört
Den Jubel meiner Brust und tragt ihn fort,

Digitized by Google

Durch alle Lande wie auf Sturmesſchwingen.
Verſtummt das Volk, ſo ſoll's vom Himmel klingen;
„Es lebe König Raimon!“

Volk. König Raimon!
(Es umdrängt den König, huldigt ihm.)

Germonde (tritt zwiſchen Raimon und Huesca, faßt Beider Hände.) O gnadenreiche Gottheit, neig' Dein Antlitz
Und lächle dieſem Bunde; ſchmiede ihn
Mit Deines Mundes Flammenhauch zur Feſſel,
Die Nichts zerreißt, was von der Erde iſt.
Die beiden Eins, ſchenkſt Du dem Lande Alles,
Was Du an Heil und Segen ſpenden kannſt.

Raimon (tritt von Germonde und Huesca fort, voll feierlicher Ruhe.)
Will Gott dem Lande Heil und Segen ſpenden.
So ſchenk' es ihm als Fürſten einen Geiſt,
Der unentwegt beruht in ſeinen Bahnen.
— Von Irrtum taumelte ich hin zu Irrtum,
Und zur Erkenntnis führte mich die Schuld.
Nicht darf ich mehr frei aufſchau'n zu den Sternen.
Dem Herrſcherhaupte, das ſich beugen muß,
Entfällt die Krone — — (Starke Bewegung.)

Raimon (machtvoll.) Ihr, die Ihr aus Liebe
Zu dieſem, von mir heißgeliebtem Mann,
Mich wieder ſetzet auf Aſturiens Thron —
Den Reif, der meiner ſchuld'gen Stirn entglitt,
Vom Boden hebt ihn auf und krönt dies Haupt.
(Er tritt vor Huesca hin.)
Der ich ſollt' König ſein von Volkes Gnaden,
Ich huld'ge Dir, durch Volkes Liebe König;
Und habe dadurch königlich gefühlt,

Germonde (wie in Verzückung.)
Das iſt die Stimme wieder meines Sohns!

Feldherr. Regiere — mit Huesca Dir zur Seite!

Volk. Sei unſer Herr! Jedoch laß' uns Huesca!

Raimon (hochaufgerichtet,) Auf der Höhe eines Throns
Iſt nur Raum für einen Einz'gen,
Und der Eine ſei der Fürſt!
(Er entreißt einem der Umſtehenden den Dolch und erſticht ſich.)

Huesca. Was thateſt Du, mein König?!
(Er fängt ihn auf.)

Raimon (lächelnd.) Nur Dein Freund.

Germonde. Komm an mein Herz!
(Sie knien nieder. Huesca läßt den König zu Boden gleiten.)

Germonde (legt ſein Haupt in ihren Schoß.)
Jetzt biſt Du gut und rein!
Seht, wie er ſonnig lächelt! (Jubelnd.)
Er ſchläft ein . . .
(Huesca und Alle knieen nieder, während der Vorhang langſam fällt.)

— Ende. —

„Der Nebel braut . . .“

Der Nebel braut, das Wildhuhn ſchreit,
Und weiße Flocken ſtieben.
Getrennt von dir in Ewigkeit!
Getrennt von dir, o du bittres Leid!
Und ich muß dich immerfort lieben.

Der junge Schnee lugt zum Fenſter herein,
Und das Herz will mir ſchier brechen.
O dürft' ich ein wenig nur bei dir ſein!
Wollt' lindern, ach, die lange Pein
Und ein einziges Wörtchen dann ſprechen.

Du aber biſt weit, und ich bin fern,
Es läuten und klagen die Glocken,
Die Sonne geht unter, ein bleicher Stern
Und mein Herz, das hat dich unſäglich gern,
Doch mein Auge, mein Auge bleibt trocken.

Die Quellen ſterben, der Froſt hebt an,
Der Froſt leckt die Wurzeln und Bäume —
O du! Was haſt du mir angethan!
Ade, ach ade, mein ſtolzer Wahn!
Ade, ihr wonnigen Träume!

Hoch liegt der Schnee viel hundert Schuh,
Es wirbeln die Flocken und ſtieben.
O drückteſt du mir die Augen zu!
Die Augen mein zur ewigen Ruh —
Übers Grab hin muß ich dich lieben.

R. Hormeneck.

Witſch it aus![1])

Witſch it aus, mei' liebs Schätzle!
Heut iſt der Weg hehl,[2])
Laß d' Schüehla brav nagla,
Ma' tritt ſo leicht fehl.

Witſch it aus, mei' liebs Schätzle!
Ma' fällt oft gar g'ſchnell.
Wie thätet d' Leut lacha!
Es iſt no' taghell.

Witſch it aus, mei' liebs Schätzle!
Und glaub it, 's ſei nett:
In Schnee und Eis liega
Iſt it wie im Bett.

Witſch it aus, mei' liebs Schätzle!
I bitt di um all's,
Und willſt du grad falla,
Fall mir um de Hals.

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Gleite nicht aus; [2]) glatt.

Digitized by Google

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von Karl Emil Franzos.

III.

Der letzte Aufsatz hat bereits eine jähe Wendung in Nissels Entwicklung aufgezeigt, die in keiner Dichter-Biographie, wenigstens so weit ich es weiß, ihres Gleichen hat. Nachdem der kaum Fünfzehnjährige bereits richtig erkannt, daß er zum Dramatiker geboren sei und dies durch die That erprobt, beschließt er — „Prophet“ zu werden und eine neue Religion zu begründen.

Diese Wendung ist sonderbar, aber nicht unerklärlich. Nicht darauf, aber auf Ungewöhnliches haben wir ja bei dieser überhitzten Frühreife, diesem Ueberquellen phantastischer Schwärmerei, denen als Gegengewicht kein besonders hervorragender Intellekt, auch nicht ernstes Studieren zur Seite stehen, gefaßt sein müssen. Auch darüber sind wir bereits unterrichtet, wie in diesem Jüngling sich eine Gottrunkenheit ohne Grenzen mit geradezu fanatischem Priesterhaß vereinigen konnte. Endlich aber wissen wir, daß sich bereits der Knabe als Werkzeug Gottes betrachtete, dem zugewiesen sei das Höchste zu leisten. Damit sind die Vorbedingungen für diesen Wahn im Ganzen und Großen gegeben. Ist Gott bisher nicht richtig erkannt und verhindern die Priester seine richtige Erkenntnis, so ist ein neuer Prophet nötig, die Menschen in Gottes Arme und damit zum Heil zu führen. Denn dies ist das Nothwendigste, das Heilsamste und darum das Größte, was Gottes Auserwählter auf Erden zu vollbringen hat. Mit dieser Mission verglichen erscheint es fast nichtig, selbst der größte Dramatiker aller Zeiten zu werden.

Zudem sagt uns Nissel auch, wie es dabei im Einzelnen zugegangen, sagt es so klar, als er's irgend vermag. Ganz klar freilich nicht, vielleicht deshalb, weil er zu viel darüber sagt und sich in offenherzigen Mitteilungen gar nicht genug thun kann. So verwischen die Details die Grundlinien. So viel aber ist aus seinen Ausführungen als gewiß zu entnehmen:

Dieselbe Beschäftigung, die ihn zum Drama geführt, führte ihn zum Prophetentum: die Lektüre historischer Werke. Er sah „dieses arme Menschengeschlecht unausgesetzt zu Kampf und Leid verdammt“, gerade die Edelsten „dem bittersten Geschick preisgegeben“, und nun gar das Volk! „Hatten sie nicht meist nur den Erdboden mit ihrem Blute zu düngen, damit der Lorbeer für Ehrgeizige, Heerführer, Fürsten, Kaiser und Könige emporsprießen und gedeihen konnte?!“ Wann aber sei es am schlimmsten gewesen? Im Mittelalter, also gerade in jener Zeit, wo die Priester am mächtigsten gewesen, auch die Religion den größten Einfluß geübt habe. Ja die schlimmsten Frevel seien gerade um der Religion willen verübt worden. „Mich wandelte ein Grauen an und heiliger Zorn flammte in mir auf, als ich von den Greueln der Inquisition, den Schandthaten der Hexenprozesse, dem Fanatismus der religiösen Kriege in Deutschland, Frankreich, Holland und England erfuhr!“

Was aber folgerte Nissel daraus? Etwa daß man zwischen dem idealen Inhalt der Religionen und ihren Aeußerungen durch die Menschen scharf unterscheiden müsse? Der Gedanke liegt doch wahrlich nicht ferne; unzähligen Jünglingen, die gleich Nissel über die von ihm angeführten Thatsachen nachgedacht, hat er sich von selbst aufgedrängt. Ja, man sollte meinen, daß dies gar nicht anders möglich sei, denn die Satzungen jeder Religion sind ja sittlich, verbieten die Greuel, die man in ihrem Namen begeht. Ihm ging — und das ist wieder höchst charakteristisch — dieser Unterschied damals nicht auf, ja noch mehr, er scheint ihn sein Leben lang verkannt zu haben. Denn Nissel — ich lasse ihn wieder selbst sprechen — zog den Schluß:

„Und eine solche Religion, unter deren Aegide das alles geschah, existierte noch, ja beherrschte noch den Erdkreis, hielt noch Hunderte von Völkern in ihrem Bann gefangen!!! Unter dieser Religion, der so viel Unheil, Schmerz, Wahnwitz und Grau-

Digitized by Google

samkeit entsprang, meinte ich aber schon das Christentum selbst, nicht blos die katholische Kirche."

Dies Letzte klingt schon deshalb überraschend, weil ja Nissel bis dahin nur den Katholizismus kannte, und auch diesen nur insoweit, als wir aus seinen eigenen Bekenntnissen ersehen haben, also wahrlich nicht allzu eingehend. Er sucht uns die Ueberraschung etwas zu mildern, indem er darlegt, daß er sich seines Erachtens gründlich mit den Lehren des Christentums überhaupt befaßt habe. Nun, über die Gründlichkeit werden wir uns, so viele Zeit er auch darauf wandte, unsere eigenen Gedanken machen müssen. Aber welche Früchte diese Beschäftigung zeitigte, muß hier allerdings gesagt sein, weil es für die Erkenntnis dieser Individualität sehr wichtig ist.

Vor Allem war es, bekennt er, „die Lehre der Demut und Entsagung", gegen die sich sein „männlich werdender Geist aufzulehnen begann." Sie schien ihm „freier und mutiger Menschen unwürdig", weil geeignet, „Sklaven und Knechte zu bilden." Vor Allem aber habe der Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" seinen „ganzen Widerspruch herausgefordert." Denn das Reich der Religion — meinte er — müsse eben diese Welt sein, „da ja seine Religion die Weltanschauung des Volkes bestimme oder eigentlich mit ihr identisch sei, auf alle Verhältnisse ihren Einfluß übe und üben müsse." Und das Jenseits? „Das Jenseits kümmerte mich wenig, ich habe nie darüber nachgegrübelt." Aber deshalb glaubte er doch an eine Unsterblichkeit der Seele, das Gegenteil war ihm „undenkbar". Das Ziel der Menschheit auf Erden aber erblickte er „in ihrer Veredelung, ihrer immer höheren Entwickelung." Sehr scharf betont Nissel ferner seinen — es ist schwer, dafür ein gerechteres Wort zu finden — persönlichen Haß gegen Christus. Diese Ausführungen können hier übergangen werden, weil sie trotz der subjektiven Ausdrucksweise doch im Kern nur sehr verschärfte Wiederholungen dessen sind, was Diderot, Voltaire und Rousseau, in neuerer Zeit David Friedrich Strauß und die Vorkämpfer der „frei-religiösen" Bewegung in den Vierziger Jahren darüber vorgebracht haben. Was aber die „Veredlung" betrifft, so sei sie ihm, führt er gleichfalls weitläufig aus, keineswegs blos „Bildung, Zivilisation, Kultur" gewesen. „Das Alles diente ihr und förderte sie, war Mittel zum Zweck, aber nicht sie selbst — ja es konnte sie mitunter zeitweilig hemmen und schädigen. Der Strom der Zivilisation führte viel Gold mit sich, aber auch Schlacken, Schlamm und Unrat; er befruchtete, reinigte und läuterte nicht immer die Natur, er verdarb sie auch und erstickte sie. Alles aber, was meiner Veredlungstheorie, nach welcher die Menschen immer weiser, besser und glücklicher werden sollten, besonders aber, was der Natur widersprach, fing ich glühend zu hassen an. . . . . Ich wurde, kaum noch ein Jüngling, schon der reinste Naturanbeter, weil die Natur mir die einzige Offenbarung Gottes war, und eben darum fast selbst zur Gottheit werden mußte." Doch hebt er besonders hervor: „Ich habe nie für den absoluten Naturzustand der Menschen geschwärmt: denn auch das wäre gegen meine Veredlungstheorie gewesen. Nie habe ich Tugend, Wahrhaftigkeit, Reinheit der Sitten und Ehrlichkeit vorzugsweise bei Bauern und Wilden gesucht, obwohl ich dem Volke zeitlebens eine warme Neigung bewahrt habe. Nur jeder Abfall von der Natur war mir unleidlich."

Dies die Grundzüge der „neuen Religion", deren Prophet er werden wollte. Jeder Religionsstifter muß das Alte niederreißen, das Neue aufbauen. Darum verfaßte er „eine kurze Abhandlung über und gegen das Christentum", die er dann selbst vernichtete, nicht anders scheint es mit den ersten Bogen einer neuen „Bibel" gegangen zu sein, die er darauf verfaßte. Erhalten sind aber Betrachtungen aus etwas späterer Zeit, dem 17. und 18. Jahr Nissels. Die Herausgeberin des Buches, Fräulein Caroline Nissel, die hingebungsvolle, opferfreudige Schwester und Gefährtin des Dichters, hat diese religiösen Betrachtungen im Anhang zur Selbstbiographie beigefügt. Ich erinnere mich irgendwo einen Tadel darüber gelesen zu haben, daß sie dies „unreife Zeug" für druckwert befunden habe. Der Tadel scheint mir sehr ungerecht; jede Selbstbiographie soll ja das wirkliche Wesen des Menschen erkennen lassen; daß Nissel damals in religiösen Dingen „unreif" war, gehört eben mit zu seinem Bilde.

Ob nur damals? Darüber spricht sich Nissel selbst nicht ganz klar aus. Er müsse betonen, bemerkt er einmal, „daß ich heute bei weitem nicht Alles mehr unterschreibe, was ich in Umrissen und Andeutungen als Glaubensbekenntnis und Grundanschauung hier niedergelegt . . ." Bei weitem nicht Alles, — schon dies läßt darauf schließen, daß recht viel für's Leben übrig geblieben. Aber noch viel deutlicher werden wir uns der Thatsache, daß der Dichter in der Folge nicht weit über diese Anschauungen herausgekommen, aus gelegentlichen späteren Bemerkungen, vor Allem aber aus seinen Werken bewußt. Indes läßt auch schon die Tonart, wie der Dichter an der Schwelle der Greisenjahre davon spricht, jeden Kundigen nicht im Zweifel, daß er damit schon früh etwas wichtiges und richtiges, ja etwas großartiges aus sich selbst heraus gefunden zu haben glaubt. Daß er dies wirklich aus sich selbst heraus vollbracht, betont er eben darum sehr

Digitized by Google

scharf. „Ich war in anderer Hinsicht ein verjüngter J. J. Rousseau, obwohl ich noch keine Ahnung hatte von ihm und seinen Werken.“ Und an anderer Stelle versichert er, er habe damals nicht gewußt, daß Andere vor ihm schon „diese Ideen und Anschauungen zum größten Theil gedacht und empfunden.“ Das ist ganz sicherlich subjektiv wahr, wie denn überhaupt an der Ehrlichkeit des Mannes und seiner Bekenntnisse keinerlei Zweifel berechtigt wären, aber objektiv richtig ist es ebenso gewiß nicht: was Franz Nissel 1889 als eigene Eingebung des Jünglings von 1847 darstellt, ist offenbar ein mixtum compositum von eigenen und fremden Gedanken. Und zwar ein sehr buntes, durchaus unorganisches Gemisch theistischer, pantheistischer, atheistischer und weiß der Himmel welcher Anschauungen. Daß Nissel ungefähr ähnliches, nur ganz unklar und verschwommen, aus sich heraus geholt, soll nicht bezweifelt sein, aber nicht dies scheint mir für ihn bezeichnend, sondern daß er dies sonderbare Gemisch bis in seine Mannesjahre hinein thatsächlich für seine eigene neue Religion gehalten und noch 1889 nur eben meint, alles unterschreibe er heute doch nicht mehr! Eine Kritik dieser Anschauungen liegt selbstverständlich völlig außerhalb des Rahmens dieser Zeilen: zudem gilt ja in derlei Fragen lediglich die persönliche Ueberzeugung und es handelt sich hier nur um Nissels Ueberzeugung. Worin diese wurzelte, wird Jedermann, der schärfer zusieht, längst erkannt haben: in jenen beiden Zügen seines Wesens, die wir bereits kennen, einer ungeheuren Selbstüberhebung und einer fast ebenso großen Menschenliebe. Man sieht, daß der Jüngling „Prophet“ werden wollte, ist nicht seltsam, es läßt sich aus seiner Natur heraus erklären.

Nun gehört freilich noch ein Drittes zum Propheten: eine in's Uebermenschliche gesteigerte Energie. Er aber besaß sie lediglich in der eigenen Einbildung; wo sich sein Wille in Thaten umsetzen sollte, da erwies sich dieser Wille sogar als ganz ungewöhnlich schwach. Und das gehört mit zu dem Tragischen an Nissels Geschick, ist sogar im Grunde die Quelle aller Tragik seines Lebens. Es ist ein Symbol für sein ganzes Leben, wie dieses Prophetentum auf ihn wirkte und was er dazu that, es zu verwirklichen. Hören wir ihn selbst:

„. . . Die Gedanken strömten mir oft so reichlich und überwältigend zu, daß ich anfing, sie für Eingebungen einer höheren Macht zu halten. Besonders überkam es mich oft weihevoll und geheimnisvoll in der Dämmerungsstunde, wenn ich sie allein verträumte und, in der eingebildeten inneren Erleuchtung schwelgend, nicht der äußeren Finsternis achtete, die mich mehr und mehr umgab. Und so geschah es, daß der schüchterne und zaghafte junge Mensch, der ich schon in Lemberg geworden war, der erschrak und in Bestürzung geriet, wenn die Wohnungsglocke ertönte oder die Thüre ging, der purpurrot vor Verlegenheit wurde, wenn ein Fremder ihn in seinem schon etwas schadhaften, zu kurz und knapp gewordenen Hausanzuge überraschte und anredete, — daß dieser selbe, sonst so bescheidene junge Mensch sich bis zu der Anmaßung verstieg: vor allen Sterblichen auserwählt und berufen zu sein zu dem gewaltigsten Werke, die Welt, die er eigentlich noch gar nicht kannte, nicht nur zu verbessern, sondern total umzugestalten.“ Aber das Einzige, was er dazu that, war die Niederschrift jener Betrachtungen und des Fragments der „neuen Bibel“ — erst nach langen Jahren hat er mit einem einzigen Freunde darüber gesprochen. „Es ist selbstverständlich beim Traum der Jugend geblieben und nicht ein Schritt nach außen zu seiner Verwirklichung gethan worden.“

Selbstverständlich? Für ihn — gewiß! Und im selben Sinne selbstverständlich ist sein Zusatz:

„Es war kein goldner Traum! — und daß er mich verdüstern mußte, ist wohl sehr erklärlich: denn wenn ich auch die Lehre der Entsagung entschieden verwarf und bekämpfte, das sagte ich mir doch, daß, wer sich zum Führer einer neuen, großen religiösen Bewegung aufwerfen, als Prophet einer neuen Heilslehre auftreten wolle, auf eigenes Glück verzichten und sich zu opfern bereit sein müsse. Und so war ich denn überzeugt, daß mir ein dunkles Loos geworfen sei.“

Indes — Nissel ist ja schließlich doch ein Dichter, ein Dramatiker geworden. Und so forschen wir in der Selbstbiographie nun den Wegen nach, die ihn dazu geführt.

Aber von seiner Poesie hören wir zunächst lange nichts, und selbst von den Eindrücken, die ihm das Burgtheater gemacht, sehr wenig. Sie seien, bemerkt er nur, „groß und tief“ gewesen, doch habe er sie nur allzu selten auf sich wirken lassen können, weil ihm die Schule keine Zeit für den Theaterbesuch gelassen. Von der Schule hingegen erzählt er viel; diese Partie des Buches ist kulturgeschichtlich von großem Interesse; die Ausbeute an psychologisch interessanten Details, worauf es uns ankommen muß, ist indes auch ansehnlich genug. Es war das „Schotten“-Gymnasium, eine treffliche, von Benediktinern geleitete Anstalt, an die Nissel 1845 kam; daß die Professoren Geistliche seien, verstimmte ihn von vorn herein, und als einer derselben ihn pflichtgemäß einer miserablen „Komposition“ wegen vor der ganzen Klasse rügen mußte, schürfte der Umstand, „daß es ein „Pfaffe“ war, mir noch den Stachel, der mir in die Seele drang.“ Aber eben weil die Rüge eine öffentliche war und

Digitized by Google

von einem Geistlichen ausging, darum schwor sich der Jüngling zu, „daß der Lehrer keinen Grund und Anlaß mehr dazu finden sollte.“ Der Schwur wurde gehalten; am Schlusse des Schuljahrs war Nissel der Zweite in der Klasse und ein gefährlicher Rival des „Primus“. Dieser Jüngling hieß Sigmund Schlesinger; man weiß, daß er sich als Feuilletonist, wie als Verfasser graziöser Lustspiele später gleichfalls einen Namen gemacht hat. So saßen auf der ersten Schulbank bei den Schotten zwei künftige Dichter neben einander und auf der Bank hinter ihnen ein dritter: Ferdinand von Saar.

Aber vom „Dichten“ war zunächst unter den Nachbarn nicht die Rede, nur von der Rivalität um den ersten Platz. Schlesinger behauptete ihn; Nissel aber klagte, daß die Ueberanstrengung von damals den Grund zu seinem späteren Siechtum gelegt habe. Das ist, da er schwächlich, hoch aufgeschossen, seit der Kinderzeit nervös war, nicht unwahrscheinlich, namentlich da er daneben sehr viel las und deklamierte. „Die Deklamationsübungen hatten für mich einen doppelten Zweck — erstens, mich auf meine Laufbahn als Schauspieler vorzubereiten; denn ich glaubte noch immer, daß ich dem Beispiel meines Vaters folgen und zum Theater gehen würde. Es war mir immer davon gesprochen worden und ich hatte keine Abneigung dagegen. Komisch ist mir, daß ich damals gar nie daran dachte, wie sich denn wohl der künftige große Reformator mit dem Komödianten vertragen würde. . . . . Der zweite Zweck war der: die Macht der Rede zu gewinnen, die mir ja für all meine Projekte unentbehrlich schien. . . . . Wenn man erwägt, daß ich in all diesen Richtungen mich rastlos beeiferte, und dazu rechnet, daß es für mich keine Erholung, keine Erfrischung, kein Vergnügen und keine Lebensfreude gab, daß kein freundlicher Umgang mit Altersgenossen mich erheiterte, so wird man sich über die traurigen Folgen nicht wundern, — eher darüber, daß sie nicht noch schlimmer gewesen sind.“

Aber warum gab er für ihn keine Erholung, warum hatte er keinen Freund? Nissel meint: „Auch das war meine eigene Schuld.“ Aber das heißt, in's Gerechte übersetzt: auch da mußte er dem Zwange seiner Natur folgen. Seine Mitschüler erschienen ihm kindisch, des nähern Verkehrs unwürdig. Vergeblich mahnte die Mutter, sich ein wenig zu zerstreuen; sie selbst, eine ähnlich veranlagte Natur, hatte diese Zerstreuung gefunden, indem sie nun an einem Privattheater mitwirkte. Als er aber endlich ihrem Zureden nachgab und das Ballet zu besuchen begann, da verliebte er sich gleich das erste Mal und auf den ersten Blick leidenschaftlich in eine schöne Tänzerin, Marietta Forti.

Diese Leidenschaft hat auch etwas Gutes für ihn gebracht: in dem Bestreben, näheres über das Mädchen zu erfahren, schloß er sich nun an Siegmund Schlesinger an, der schon damals Beziehungen zur Theaterwelt unterhielt, und gewann in ihm einen Freund für's Leben. Aber sonst nur Trauriges. Die Angebetete stand in üblem Ruf; es hieß, der eigene Vater treibe Handel mit ihrer Schönheit. Diese Nachricht „goß nährendes Oel in die Flamme. Unsägliches Mitleid ergriff mich — Mitleid mit der Unglückseligen, der es vielleicht längst nicht mehr einfiel, sich unglücklich zu fühlen.“ Sogar eine gewisse Thatkraft wurde dadurch in ihm rege. Da sie nur italienisch verstand, so erlernte er ihre Muttersprache, ja er überwand seine Schüchternheit so weit, ihr immer wieder zu folgen. Mehr freilich wagte er nicht, aber der Schmerz und das Begehren wühlten immer heftiger in dem ohnehin kränklichen Jüngling und das schöne Mädchen schien ihm im Ernste verhängnisvoll werden zu sollen. Erst der Sturmwind von 1848 löschte ihm diese Flamme im Herzen aus, um eine andere und edlere anzufachen: die glühende Liebe zur Freiheit.

Nissel schildert die Ereignisse von 1848 sehr eingehend; das ist sehr dankenswert, denn er giebt eine Fülle merkwürdiger Details aus dem „großen Jahr“, die sich in anderen Darstellungen nicht finden. Schon um dieser Kapitel willen ist das Buch von bleibendem Wert. Aber auch für die innere Entwickelung des Dichters können wir einiges daraus lernen.

Der Zufall wollte es, daß sich der erste Kampf zwischen Volk und Militär am Morgen des 13. März auf der „Freiung“ entspann, an welchem Platz das Schotten-Gymnasium liegt; die Schüler, darunter Nissel, standen vor der Anstalt und sahen dem Gemetzel zu. „Eigentümlich war, daß wir blutjungen Leute eigentlich von keinem Schrecken befallen wurden, wohl einen Augenblick wie durch Ueberraschung gelähmt dastanden, bald aber eher eine magnetischen Zug nach dem Tumulte zu fühlten.“ Da — erschienen Nissels Eltern, den Sohn heimzuholen. „Ich folgte ihnen ohne Widerstreben, weil ich von allem, was ich gesehen und erlebt, noch wie betäubt, und in mir selbst darüber nicht ganz klar geworden war“. Als es am nächsten Tage wieder Alarm gab, dämmerte die Kampflust bewußter in ihm auf. „Ich rannte zuerst ein paarmal aufgeregt im Zimmer auf und ab; dann stürzte ich die Treppe empor in unsre Dachkammer, wo allerhand alte Sachen aufbewahrt lagen. Aus einer Kiste holte ich mit zitternder Hand einen alten, ehrwürdigen Säbel hervor, der

Digitized by Google

einem Hauptmann zur Zeit der napoleonischen Kriege angehört hatte. Es war eine wertvolle Waffe, deren vorzügliche Damascenerklinge man oft vor mir bewundert und gelobt hatte. Diesen Säbel nahm ich mit mir hinab in die Wohnung und, zufällig allein im Zimmer, riß ich ihn aus der Scheide und schwang ihn prüfend über meinem Haupte, fuchtelte wohl auch eine Weile grimmig damit in der Luft herum, steckte ihn aber dann ruhig wieder in die Scheide und stellte ihn in einen Winkel, wo er mir rasch zur Hand war. Darauf beschränkte sich mein Heldentum an diesem Tage. Aber die Möglichkeit, daß auch ich an einem Kampfe mich mit beteiligen könnte, war doch zum ersten Male in meiner Seele erwacht." Diese Möglichkeit ergab sich freilich zunächst nicht, und der erste Anblick, der sich ihm darauf bot, ließ starke Zweifel in ihm aufsteigen, ob es gar so angenehm sei, als Student den „Freiheitskämpfer" zu spielen. Bekanntlich hatten sich am 15. März die Proletarier in den Wiener Vororten an's Plündern gemacht; die inzwischen bewaffneten Studenten traten ihnen entgegen und lieferten sie gefesselt an die Behörden ab. „Bei diesem Anblick", erzählt Niffel, „überkamen mich Gefühle, die mich selbst überraschten, befremdeten und fast erschreckten. Als ich diese verkommenen Menschen sah mit dem verglasten stieren Blick, den bleichen abgemagerten Gesichtern, aus denen der Hunger zu sprechen schien, verbissene Wut und trostlose Verzweiflung in den Mienen, da konnte ich, so sehr ich auch ihre Frevel verdammte, mich eines gewissen Mitleids nicht erwehren und fast zürnte ich denen, die sie gefangen genommen, zürnte ihnen, aber ein wenig auch aus einem anderen Grunde. Es tauchte in mir der Gedanke auf: ob es denn würdig, Handlangerdienste zu thun eben denselben Polizisten und Soldaten, deren Kugeln man noch Tags zuvor mit unbeschützter Brust ausgesetzt gewesen. Besonders aber: ob es denn wohlgethan, dieses niedere Volk ganz zu zertreten, seinen Mut bis auf den letzten Funken auszulöschen, ob man es nicht noch brauchen werde, an seinen Zorn noch würde appellieren müssen, wenn etwa die Machthaber sich entschließen sollten, diese Revolution doch noch im Keime zu ersticken? . . . . . Dieses Gefühl, dessen ich mich deutlich erinnere, hat mir später, wenn ich seiner gedachte, beim Studium der großen französischen Revolution das Verständnis dafür sehr erleichtert, warum ihre edlen, doch auch klugen und thatkräftigen Führer den Akten der Gewalt und Grausamkeit, die schon ihren Anfang befleckten, so überaus ruhig und gelassen zusahen. Sie wollten das Volk nicht durch Strenge einschüchtern, weil sie voraus fühlten, daß sie es noch brauchen würden. Und sie haben es gebraucht." Ich bitte den Leser, auch diese Stelle in Erinnerung zu behalten. Der Politiker Niffel ist ja für uns hier weiter nicht von Belang, wohl aber ist diese Anschauung für den Menschen wichtig und lehrt uns auch manchen Zug in seinen Dichtungen besser verstehen.

In derselben Woche wurde bekanntlich auch die Zensur aufgehoben; zufällig gerade an Niffels Geburtstag. „Ein herrliches Geburtstagsgeschenk für Dich!" rief ihm sein Vater zu. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Korner-Niffel die dichterischen Versuche des Sohnes kennen gelernt, auch viel Talent in ihnen gefunden habe. Der Dichter schließt die Erwähnung dieser Aeußerung mit dem Stoßseufzer: „Ach! dieses Geburtstagsgeschenk hat mir nur wenig Glück gebracht!!" Wieder ein Wort voll fast unbegreiflicher Wehleidigkeit. Die Möglichkeit, überhaupt reden zu dürfen, hatte ja jener Tag doch auch dem Dichter Niffel gebracht! . . .

Während der Jüngling, jene Aufwallung beim Anblick der gefesselten Proletarier abgerechnet, sich in den nächsten Wochen mit den Empfindungen der Menge und namentlich der Studenten-Legion einig wußte, und nur den einen Schmerz empfand, nicht auch den Legionärshut auf's blonde Haupt setzen zu dürfen, weil er dafür zu jung befunden worden, gestaltete sich dies anders, als die Kunde von den Ereignissen in Italien, dem Aufstande in der Lombardei, dem Einfall der Piemontesen ganz Wien in Entrüstung versetzte. Ueberall wurde für die kaiserliche Armee geworben und gesammelt; Radetzky war für kurze Frist der populärste Name in Oesterreich. Auf Niffel aber „machten all diese Vorgänge einen sehr peinlichen Eindruck, denn ich wendete meine ganze Sympathie den Italienern zu. Was thaten sie denn auch anders, als was in jüngster Zeit fast alle Völker, ja was wir selbst eben gethan? Ja, waren sie nicht noch viel berechtigter als wir, da sie sich gegen die Unterdrückung durch Fremde auflehnten, während wir es nur mit der heimischen zu thun hatten? Und was erstrebten sie denn anderes für ihr Vaterland, als was wir für Deutschland erstrebten: die Einheit und Freiheit? Wozu noch kam, daß Oesterreich nicht nur die ihm zugefallenen Provinzen einem militärischen Regiment unterwarf, ohne das sie nicht mehr festzuhalten waren, sondern auch auf der ganzen appenninischen Halbinsel jeden Druck, jede Mißwirthschaft, die abscheulichste Tyrannei und die finsterste Pfaffenherrschaft unter den Schutz seiner Bajonette gestellt, jede freiere Regung im Keime erstickt und also mit Recht sich tief verhaßt gemacht hatte. Meine Wünsche waren daher von allem Anfange an nicht mit den Fahnen Radetzky's." Ein Beweis für die

Digitized by Google

ungestüme Ehrlichkeit des Menschen ist der folgende Zug. Als die Wiener Garnison nach Italien aufbrach und vorher auf der „Türkenschanze“ ein Abschiedsfest feierte, war auch Nissel, der einen Jugendbekannten dabei hatte, anwesend und zahlte bereitwillig aus seinem knappen Taschengeld Wein. Wenn „auf Wiedersehen“ getrunken wurde, so stieß er mit an, aber wurde auf „Sieg!“ angestoßen, so zog er sein Glas zurück. Zum Glück waren die Soldaten bereits so benebelt, daß sie es nicht bemerkten; es wäre ihm sonst übel bekommen.

Nissels erste Bemühung, Legionär zu werden, war an seiner Jugend gescheitert. Einen anderen Hinderungsgrund hatte er dem Aufnahme-Kommissär klüglich verschwiegen; er war ja noch Gymnasiast! Aber diese Schranke sollte nun sinken — so wenigstens beschlossen es die Wiener Gymnasiasten selbst; sie hielten eine Versammlung ab und wählten eine Deputation, die dem Minister des Innern, Freiherrn von Pillersdorf, ihre Wünsche energisch vortragen sollten. Das klingt, wie ein schlechter Scherz, ist aber eine Thatsache. Was aber soll man vollends dazu sagen, daß der Minister die Gymnasiasten empfing und mit ihnen gütlich zu paktieren suchte? Nissel erzählt den Verlauf der Verhandlung; er war selbst Mitglied der Deputation. Der Minister überquoll von Freundlichkeit: er habe ja nichts dagegen, aber von ihm allein hänge es doch nicht ab; die Herren Schüler mögen sich zum Unterrichtsminister, Baron Sommaruga bemühen. Das war natürlich eine Finte; die akademische Legion unterstand lediglich dem Ministerium des Innern, „aber“, dachte der tapfere Mann ganz im Stil des „gemütlichen,“ vormärzlichen Wieners, „warum soll ich nein sagen?! Am Ende werden die Jungen dann noch unangenehm! Ich schicke sie zum Sommaruga, damit bin ich sie zunächst los; was er mit ihnen anfängt, ist seine Sache; vielleicht hat er mehr Courage als ich!“ In der That berichten andere Quellen, daß er seinen Minister-Collegen schleunigst um dies „Nein“ gebeten habe. Aber Baron Sommaruga hatte nicht mehr Courage, als Baron Pillersdorf und sagte der Deputation: er habe auch nichts dagegen, bewahre, aber die Sache hänge weder von Pillersdorf, noch von ihm ab, sondern vom Kommandanten des Philosophen-Corps. Und so trat die Deputation nun vor diesen Herrn. Aber er hatte genau ebensoviel Courage, wie die beiden Minister und erklärte: auch von ihm hänge es nicht ab, er sei dafür, aber er müsse erst „Andere“ fragen. Als die jungen Herrn am nächsten Tage erschienen, hatte sich der tapfere Kommandant endlich so weit gefaßt, um ihnen mitzuteilen, es thue ihm sehr leid, aber die „Anderen“ seien dagegen gewesen! . . . „Es klingt wie ein komisches Märchen,“ bemerkt Nissel mit Recht, aber er irrt, wenn er hinzufügt: „Und vielleicht waren wir auch die komischen Figuren“. Diese Rolle spielten Jene, denen damals die Geschicke Oesterreichs anvertraut waren.

Die Herren Gymnasiasten waren sehr unglücklich, Nissel aber dachte: „Wen kann man denn eigentlich verhindern, für die Freiheit zu kämpfen, wenn er es will? Wozu die Uniform und das Soldatenspiel?“ Er schaffte sich ein Gewehr und übte sich im Schießen nach der Scheibe. Im Ernst freilich konnte er die Waffe nicht gebrauchen, obwohl er die Gelegenheit dazu suchte. So schloß er sich z. B. der Kolonne an, welche am 15. Mai die Hofburg stürmen wollte. Aber die Grenadiere, die das Thor schützten, ließen die Schaar ungehindert in den inneren Burghof; das war auch das Klügste, denn nun standen die jungen Leute da und wußten nicht recht, was sie beginnen sollten; von den Übrigen draußen waren sie ja abgeschnitten; hätte man sie niederschießen wollen, es hätte geschehen können, ohne daß die Kaiserlichen einen Mann verloren hätten. Aber „die tragische Situation schlug urplötzlich in eine lächerliche um. Vier bis fünf Hofkalaien in voller Livree kamen eilfertig und gezwungen freundlich grinsend her, große Körbe und gewaltige Krüge herbeischleppend. Aus den Körben heraus förderten sie kaltes Fleisch, riesige Würste, Käse, Brot und Backwerk aller Art. Aus den Krügen gossen sie schäumendes Bier und hellblinkenden Wein in geräumige Gläser. Kein Zweifel mehr! Uns galt die Einladung zu solchem Schmaus, uns reichte man die Erfrischungen. Ein Jubelruf begrüßte sie und mit wahrer Berserkerwut fielen die Streiter der Freiheit über die gebotene Labung her. Alle — nur ich nicht. Ich fand das Benehmen der anderen würdelos. Waren wir denn gekommen, um zu fressen? Durften wir uns denn traktieren lassen von diesem Hofe, dem wir mißtrauten, den wir durch unsere Anwesenheit warnen und einschüchtern wollten, ja den wir bedrohten? Die armen Soldaten dort, die treu gehorsam bereit standen, für den Kaiser ihr Blut zu vergießen, die gewiß auch ermüdet waren, denen auch der Magen knurrte und die Kehle verdorrte, die bekamen nichts. Wir, die eventuellen Feinde und Angreifer, wurden gefüttert und getränkt. Nachträglich muß ich über die Geschichte lächeln; damals war ich nicht dazu gestimmt, sondern tief empört.“

Nissel hat seine Selbstbiographie, die sehr breit angelegt war, leider nur bis zu den Ereignissen des 26. Mai 1848 fortführen können; da nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Das ist sehr zu bedauern; wir haben wenige Selbstbiogra-

Digitized by Google

phien, die ein gleich starkes psychologisches Interesse einflößen können und uns, bewußt und unbewußt, ein gleich klares Bild von dem Werden eines Dichters gewähren. Zum Glück hat uns die pietätvolle Hand der Herausgeberin den Torso durch Mitteilung von Tagebuchblättern und Briefen aus den Jahren 1849—1893 ergänzt, so weit es eben möglich war. Wir haben nun ungleich mehr Mühe, Nissels äußere und innere Schicksale zu erkennen, auch bleibt Manches im Unklaren, aber das Wesentlichste läßt sich wohl auch von nun ab feststellen.

Die Ereignisse von 1848 hatten Nissel reifer, klarer, männlicher gemacht; das steht zwischen den Zeilen unserer obigen Mitteilungen so deutlich geschrieben, daß es keines weiteren Nachweises bedarf. Angesichts dieser erziehlichen Bedeutung für ihn müssen wir besonders beklagen, daß er nicht mindestens die Schilderung dieses Jahres zu Ende gebracht. Es scheint ihm auch noch Besonderes gebracht zu haben; eine Stelle in der Selbstbiographie deutet an, er sei in Gefahr gewesen, vor das Kriegsgericht zu kommen. In jener Unterredung, deren ich im Eingang gedachte, sagte er mir lächelnd: „Wir interessiren uns beide für dies Jahr. Kein Wunder, Ihnen hat es das Leben gebracht und mir um ein Haar den Tod durch Pulver und Blei!“ Näheres jedoch hat er mir darüber nicht mitgeteilt. Nur über den Eindruck, den ihm die Niederwerfung des Oktober-Aufstandes gemacht, vermag uns das Buch zu belehren. In einem Aufsatz aus dem Jahr 1867 schreibt er:

„... Darüber war manches starke Mannesherz gebrochen. Wie mußte dem Knaben zu Mute sein, der aus der Schulstube heraus, den Kultus seiner Griechen und Römer in der Brust, einen ersten Blick in seine Zeit gethan, mit aller Inbrunst einer ersten Liebe und auch noch mit dem Spieleifer, den er kaum abgestreift, für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ mitgeschwärmt hatte und eines Morgens plötzlich die ganze farbenprächtige, glänzende Phantasmagorie verschwunden und versunken fand, als wäre er aus einem wüsten, aber doch schönen Traume erwacht! — — Allein er hatte nicht geträumt. Davon überzeugte ihn der eherne Tritt der Militärpatrouillen, welcher von dem harten Pflaster der Kaiserstadt dröhnend widerhallte, die Gewehrpyramiden der auf den Hauptplätzen bivouakierenden Truppen, der scheue Blick der Civilisten, die flüchtigen Grußes an einander vorüber hasteten, die abgesperrten Thore, die Plakate an den Ecken, die den Belagerungszustand verkündeten, daneben die ersten Todesurteile des Kriegsgerichts! — Es waren unglückliche, bedauernswerte Menschen, diese Messenhauser, Becher, Jellinek und wie alle die andern hießen, die ihren grundehrlichen Enthusiasmus für Volksrechte mit ihrem Leben büßen mußten. Aber der Knabe hielt sie für Helden, stellte sie seinen erhabenen Griechen und Römern gleich, weinte so bittere Thränen um sie, wie die trauernden Schüler um ihren Sokrates, wie die Bürger Roms um ihre beiden Gracchen. Ja, er war furchtbar, dieser letzte Oktobermorgen, und keiner, der ihn miterlebt hat, wird denselben jemals vergessen. Es glich wie eine Photographie frappant jenem andern, ebenso düsteren, den Goethe uns in seinem „Egmont“ so wunderbar schildert: dem Morgen in Brüssel, nach dem Einzuge Alba's.“

Mit gutem Grund habe ich diese Schilderung des sechsunddreißigjährigen Mannes über die Eindrücke des siebzehnjährigen Jünglings an den Schluß dieses Aufsatzes gestellt. Das Wort vom „Knaben“ wird uns nicht täuschen dürfen, noch weniger das für Nissels Individualität völlig unzutreffende Wort vom „Spieleifer“ — im Wesentlichen dachte, empfand, urteilte er 1867 annähernd so, wie bereits 1848. Nissel war eine frühreife Natur, seine Entwicklung ging eine Zeit lang in einem Tempo, daß uns vom Zusehen schwindlig wird, aber früh stockte sie dann auch. Diese Aufsätze, die uns bis in sein siebzehntes Lebensjahr geleiten, haben uns bereits alle Grundzüge seines Wesens erkennen lassen. Darum war ihre Ausführlichkeit ebenso gerechtfertigt, wie von nun ab eine knappere Fassung aus inneren Gründen geboten ist.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von Friedrich Raupach, Leopold Schefer, Ludwig Uhland und Dorothea Schlegel.

Ueber Zweck und Absicht der Mitteilungen, welche diese Zeitschrift ab und zu unter dem gleichen Titel veröffentlicht, haben wir im Eingang zum letzten Aufsatz dieser Art (Band XVI, S. 296 ff.) gesprochen. So haben wir diesmal nur zu bemerken, daß wir auch für diesen Aufsatz die Reihenfolge nach dem Geburtsjahr der Schriftsteller gewählt haben.

Der arme Hauslehrer, der den folgenden bescheidenen Brief aus Rußland schreibt, hat es in der Folge weit gebracht und ist auch nicht immer so be-

Digitized by Google

scheiden geblieben. Fr. Raupach schreibt in seinem 30. Lebensjahre:

St. Petersburg d 25. April / 7. Mai 1814.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Hier erhalten Sie mein Scherflein zu Ihren Mittheilungen. Wenn ich bedenke, daß ich hier unter dem sechzigsten Grade zwischen Seen und Meeren, die mir oben, und auch nur noch zum Theil, ihre Eisdecke abgeworfen haben, umringt von fremder Sprache und Sitte an einem Orte, wo das geistige Leben nur vom Nordlichtschein erleuchtet wird, mich befinde, so komme ich mir wirklich gegen Ihre anderen Mitarbeiter so armselig vor, daß ich mich wohl der armen Wittwe und meine Gabe ihrem Scherflein vergleichen mag. Ich wünsche nur, daß Ihnen die Kleinigkeiten wenigstens zu Ihrem Zwecke tauglich scheinen möchten. Sollte es der Fall nicht seyn, so müssen Sie sich die Schuld selbst beimessen: ich schicke Ihnen, was Sie selbst gewählt haben. Früher hatte ich Ihnen eine Erzählung unter dem Titel: „Laßt die Todten ruhen" zugedacht, doch Ihre Wahl bestimmte anders. Ich habe das Stück so viel als möglich abgekürzt, besonders das Vor- und Nachspiel, und ich glaube, daß es nur noch fünf bis sechste halb Bogen einnehmen wird, besonders da Ihre Mittheilungen, wie ich unterdeß erfahren habe, nicht in Taschenformat, sondern in gewöhnlichem Octav erscheinen. Änderungen im Stocke haben auch eine Veränderung des Titels herbeygeführt.

Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für die sorgfältige Durchsicht meiner Erzählungen: es ist mir bis jetzt kein Druckfehler darin aufgestoßen. Es thut mir leid, daß ich in Hinsicht der Subscription auf die Ausdauer Ihrer Werke Ihren Wunsch nicht habe erfüllen können. Hier herrscht wenig Sinn für die deutsche schöne Litteratur, und in den Ostseeprovinzen habe ich keine Bekanntschaft. Ich habe mich also begnügen müssen, selbst nebst einem Freunde darauf zu subscribiren. Sobald Ihre Mittheilungen erschienen sind, haben Sie wohl die Güte, im Fall Sie nämlich meine Gabe der Aufnahme werth finden, mir 3 Ex. auf dem Wege zukommen zu lassen, den ich durch Brief bestimmen werde.

Mit der vollkommensten Hochachtung
Ew Wohlgeboren
ergebenster Diener
J. Raupach.

Der Adressat war nicht zu ermitteln; doch ist dies im vorliegenden Falle nicht von Belang. Eines Commentars bedarf der Brief nicht, ebensowenig der folgende Leopold Schefers, des Dichters des „Laienbrevier" an seine Verleger:

Meine lieben und geehrten Freunde!

Nichts oder nicht das Rechte schreiben wollte ich und so habe ich nicht geschrieben. Ich will es nicht mehr thun. Ich dächte aber Sie trauten auch auf meine unveränderlichen Gesinnungen, und glaubten, daß mir nichts lieber ist als Tadel, die Lehre werde ich mir schon daraus suchen. Indeß Sie haben nicht getadelt. Und was Sie zuerst wünschen, das Manuskript der Hauslehren, die des Hesiodus verlorenen Werkes wegen, doch lieber Hausreden heißen mögen, so will ich sie noch durchgehen, daß ich nicht zu spät wünschen muß zu bessern. Ich habe nicht Zeit abzuschreiben, und Niemand kann das mir recht machen. Vor Pfingsten komm ich nicht dazu. Denn bis dahin bin ich überladen mit Arbeit, mit Arbeit die ich seit 1806 (?) aufgeschoben, in aller Welt mit umhergeschleppt, und die ich jetzt mit wahrer Inbrunst vollenden will: „Vaterlandsliebe" (dargestellt in Tagebuchform an Staps Attentat an Napoleon in Schönbrunn). Dann ist noch eine Arbeit, eine vaterländische, die keinen Aufschub leidet. Dazu habe ich jetzt die Redaction etc. etc. von 5 Bänden Semilasso in Africa, wovon der 1. Band erst in der Reinschrift vor mir liegt. Dieses Werkes wegen muß ich nun ein für Sie Wichtiges noch 14 Tage auf dem Herzen behalten. Jetzt hieße es verwirren, später will ich desto kürzer das Angenehme reden. Rede ich hierüber, dann wird es Ihnen auch lieb sein. Also schon genug.

In Einer Stunde Trialog unter uns sollte die Kritic des criminis errandi bald fest stehn. Mir scheint es, Sie ergreifen, lieber Veit, den Baum an den Aesten, nicht am Stamme; Sie wollen das Abzuleitende mit umfassen. Das verlangt ein Werk.

Ich will, gegen die südlichen Herrn, nur das Wißen, die Wißenschaft, Natur und Menschenkenntniß dringend an's Herz legen als eine große Erlöhung. Allerdings ist das letzte Wort in Laienbrevier Bd. II Seite 354 Wahrheit: Dazuseyn lernt erst das Volk der Menschen. — Auch zu lieben muß man verstehn, selbst die Begeisterung ist höchstbedenklich, werden Sie an Staps sehen. Schreiben Sie das Geringste nur bald. Das wird den Berliner Herren nur lieb seyn. Ich bitte auch um Ihre Privatmeinung über die Probefahrt nach America. Denken Sie dabey, daß 40 Seiten darin fehlen (mußten). Lesen Sie doch meine neueste Novelle „Ein Weihnachtsfest in Rom" im Planet, die soeben länft. Ihr Kinderbuch habe ich in die Gedanken genommen. Sie haben mich nicht beschämen wollen, das glaube ich. Aber ein, oder geradezu das wahre Kinderbuch zu schreiben ist eine fast übermenschlich schwere Sache. Goethe und Schiller hätten gar keins zu Wege gebracht, und Homer und Jesus hätten vielleicht nur Eins schreiben können. Socrates, dächte ich; aber nicht der, wie ihn Plato verbrämt hat. Indeß ein Kinderbuch bringe ich wohl zu Stande und verzichte: das Kinderbuch zu schreiben. Nur vom klarsten, höchsten, besten Meister lernt Jeder gut und leicht, geschweige ein Kind. Versuchen will ich es ernstlich. Dann will ich rasch seyn. Was Ihre Geschichte betrifft von der Imperatrice della fede romana, so haben Sie die Güte einmal die, Ihnen also unbekannte Novelle: Der Kuß des Engels in den 5 Bänden Novellen v. Bojs in Lpz. zu lesen, da ist sie schon von mir ad vitam erzählt und überhaupt ein Römisch gläubiges

Digitized by Google

Kind dargestellt. Lesen Sie nur, und schreiben mir dann.

Den Uhland nebst Urtheil werde ich Ihnen des nächsten dankbar zurückschicken.

Noch bin ich die Antwort schuldig: Laienbrevier p. 293. Denken Sie die Gottheit so, so selig, so allgegenwärtig, was kann höher näher seliger seyn. Es ist ein Ideal der Gottheit — wahrscheinlich nur die Wahrheit — da aufgestellt. Der stumme Diener ist der Tod. Die Kinder sind — alle Kinder, von allem was Kinder hat, was lebt. Vergleichen Sie mit p. 293 im selben Bande p. 158. Was seyn kann, ist.

Nun noch eine Bitte. Es kann nicht fehlen, daß Sie den tapferen und braven Kellstab im Umgang besitzen, was ich Ihnen schon seiner höchst gesunden musikalischen Kenntnisse wegen fast beneide, wenn ich beneidete. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und sagen ihm, ich wollte ihm etwas Erlebtes aus Athen für sein Athen schicken. Über Berlin muß er uns Esoteriker belehren und unterhalten.

Nun meine lieben Freunde dießmal genug. Ich habe den Brief sogar während unabweislichem Besuches schreiben müssen, und die Post schließt auch gleich.

Der Fürst ist jetzt sein Neujahr in Corfu oder schon in Athen. Zwischen hier und Pfingsten ist er gewiß wieder in his rural Residence hier in Muskau — um sich bis Herbst zur großen Reise gründlich zu bereiten.

Ein heiteres Jahr! Tausend Freude an sich und den Ihren und an der Welt.

Ihr
hochachtungsvoll ergebener Freund
Leopold Schefer.

N. B. Es ist allgemeine Nachfrage nach dem Laienbrevier. Ich bekomme Briefe von weitem her. Ich bitte Sie also inständigst, lassen Sie mir baldigst acht Exemplare (beyde Theile zusammen) mit Goldschnitt, außen einfach gut binden, ohne Kapsel, und schicken Sie sie mir bald (auf so Gott will neue Rechnung).

Daß der „Fürst" Pückler-Muskau war, dessen „Semilasso"-Schriften Schefer redigirte, braucht wohl nicht erst beigefügt zu werden, ebenso bedarf es wohl keines Hinweises, wie schön und zugleich merkwürdig die Aeußerung über die Pflichten des Kinderschriftstellers ist.

Von Ludwig Uhland liegt uns der folgende Brief vor:

Geehrter Herr!

Ihrem Auftrage gemäß habe ich Ihr am 18. März d. J. erhaltenes Gedicht Baldur heut der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart überschickt, mit einem Worte meiner aufrichtigen Anerkennung. Mehrseitig mit poetischen Mittheilungen zum Theil größeren Umfangs, betraut, kann ich den Erwartungen der Zusender meist nur sehr allmählig und ungenügend gerecht werden, da ich von anhaltender Arbeit in Anspruch genommen bin, zur Schonung meiner Augen das Lesen von Manuskripten Abends vermeiden muß, auch die ästhetische Technik mir niemals zur Aufgabe gemacht habe und auf den buchhändlerischen Verkehr mich wenig verstehe.

Tübingen 28. Juni 1854.

Hochachtend
Ihr ergebenster
L. Uhland.

Der junge Dichter hieß Erwin Schlieben; es lag nicht an seinem Talent, sondern einzig an seinem Charakter, wenn uns der Name heute fremd in's Ohr klingt. Als armer Leute Kind 1833 geboren, hatte er das seltene Glück, schon als Student einflußreiche Förderer zu finden und als er in Bonn Erzieher des Baron A. Rothschild, des nachmaligen Chefs des Wiener Hauses wurde, schien seine Existenz gesichert. Aber das Wohlleben entnervte ihn; je mehr er erhielt, desto mehr forderte er, bis seine Gönner alle die Hand von ihm abzogen. Noch versuchte er sich eine Weile durch Skandalschriften über Wasser zu halten und verkam dann früh, schon um 1880. Sein „Baldur" ist übrigens nie erschienen.

Den Schluß mag diesmal eine Frau machen, chronologisch hätte ihr schon viel früher ein Platz gebührt, doch hat sie ihr Geburtsjahr nie genannt, schwerlich in der Absicht, sich älter zu machen. Wir meinen die Gattin Friedrich Schlegel's, Dorothea, die Tochter Moses Mendelssohns und Mutter des Malers Philipp Veit (aus ihrer ersten Ehe mit dem Kaufmann Simon Veit). In folgendem Brief spricht nicht die Bertreterin einer geschraubten Romantik in Kunst und Leben, sondern die Mutter. Dieser Brief an Fouqué schildert ergreifend ihren Gemütszustand während jener bangen Monate, wo der zwanzigjährige Philipp als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mitkämpfte:

Wien, 15ten Jan. 14.

Wir haben so sehr lange keine directe Nachrichten weder von Ihnen, noch von Philipp erhalten, daß Sie es meiner Ungeduld schon zu Gute halten müssen, werther Freund, wenn ich endlich, von manchen Gerüchten mehr beunruhigt, als befriedigt, mich gerade an Ihnen selber wende, um irgend etwas mit Gewißheit zu erfahren. Man sagt, Sie hätten der Gesundheit halber den Abschied genommen, und seyen nach Ihrer Heimath zurückgekehrt.

Fr. v. Wolzogen hat Sie in Weimar gesehen, sie hat es der Fr. v. Humboldt beygeschrieben, und mir manches liebe wohlwollende Wort wiederholen lassen, welches Sie gütiger lieber Fouko zu Gunsten unseres Philipps bei ihr gesagt, wofür ich Ihnen den herzlichsten Dank weiß. Fr. v. Wolzogen hat aber jenes Gerücht Ihrer Heimreise und der schwachen Gesundheit mit keinem Wort erwähnt, sie schrieb bloß, sie habe Sie in Weimar gesehen! Wir sind also wieder ungewißer geworden, zumal ich auch aus Berlin, wo ich eigentlich hinschrieb, mich nach Ihnen zu erkundigen, gar keine Antwort in Betreff Ihrer erhielt. Sie können wohl denken, daß wir recht besorgt um Ihnen sind, denn gewiß nicht wegen einer geringen Ursache würden Sie in

Digitized by Google

diesem entscheidenden Augenblicke sich zurück gezogen haben! — Auch wegen Philipps, den wir mit so großer Beruhigung in Ihrer Nähe uns so gerne dachten, der nun so allein, in einer ihm ganz fremden Bahn, sich ganz verlassen fühlen muß — Sollten Sie wirklich bei Erhaltung dieser Zeilen in Ihrer Heimath seyn, so bitte ich Sie in meinem, nein in Friedrichs Nahmen, uns einige Worte zur Lösung aller dieser beunruhigenden Zweifel zu schreiben. Ist aber das Ganze ein bloßes Gerücht, und Sie etwa wieder bei der Armee, so nehmen Sie, theuere Frau von Fouqué unsere Bitte zu Herzen, schreiben Sie uns gefälligst was Sie von Ihrem Herrn Gemahl und was Sie von unserm Philipp neuerdings erfahren haben. Der letzte Brief von Philipp, worunter auch ein paar freundliche Worte von Ihnen, lieber Freund, war vom 29. Sept. von Pohrlberg aus Böhmen, seitdem erhielten wir keine Zeile von ihm. Seine unter göttlichem Schutz überstandenen Gefahren bei Leipzig, sowie seine Ernennung zum Offizier erfuhren wir durch fremden Mund — wir haben doch wohl Recht zu klagen über ein solches Vergessen der seinigen. — Wir haben ihm recht oft und mit jeder Gelegenheit geschrieben, auch einige Male ihm Packete zugesendet, nie aber einen Wink erhalten, ob er diese Briefe und Sachen erhalten. Jetzt muß er ja wohl über den Rhein seyn? — oder vielleicht auch diesseits? Denken Sie sich nur, wie wir über der Charte stehen, und die genannten, so gut gekannten Orte an den geliebten Ufern aufsuchen, und es uns wie nicht möglich dünkt, daß wir den Philipp da nicht genau und vor unseren Augen sehen können! Wie mag ihm wohl bey Ansicht des herrlichen Stroms, der so gut bekannten Berge und Hügel zu Muthe seyn und wie war ihm bey der Schreckniß-Schlacht, wo die Hand Gottes so sichtbar über ihm geschwebt. O wenn Sie ihm zu schreiben Gelegenheit haben, so ermahnen Sie ihn, uns doch nicht so ganz in Unmuth über seine Nachlässigkeit sinken zu lassen! Wie erquickend waren uns die Nachrichten der Fr. v. Wolzogen, wie herzlich danke ich Ihnen Ihre Liebe zu dem geliebten Kinde. Auch Max Schenkendorf hat viel Gutes von ihm an Herrn v. Humboldt gesagt, der es uns wieder erfahren ließ. — Sie fühlen es wohl, wie tröstlich, wie erhaltend mir ein solches Lob von solchen Männern meinem geliebten Sohn geschenkt seyn muß. Gott wolle ihn ferner an Seele und Leib beschützen! — Lassen Sie uns recht bald von sich hören, edler Freund, lassen Sie uns wissen, wie es Ihnen geht, damit wir mit größerer Theilnahme Ihrer gedenken können, es ist so traurig, wenn man mit dem Andenken derer, die wir lieben, so gar nirgend hasten, nirgend einen Punkt finden, wo unsere Gedanken sich begegnen können. Täglich gedenke ich Ihrer und aller Freunde und Wohlthäter meines Sohnes vor Gott, möge doch all das Gute Ihnen zu Theil werden, das mein dankbares Herz für Sie erfleht!

Dorothea Schlegel
geb. Mendelsohn.

Friedrich grüßt Sie beyde von Herzen, er ist heute sehr beschäftigt, und ich wollte das Schreiben nicht noch länger aufschieben, er schreibt Ihnen recht bald.

Wer sich der Thatsache bewußt ist, daß Dorothea Schlegel nicht allein eine der begabtesten, sondern auch der gebildetsten Frauen ihrer Zeit war, wird diesen Brief als vollgültigen Beweis dafür gelten lassen: wie weit wir, was allgemeine Bildung betrifft, seit zwei Menschenaltern in Deutschland vorwärts gekommen sind.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Rüttenauer, Benno. Zeitiges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch. Heidelberg. Georg Weiß. 1895.

Rühle, Otto. Der erste Strauß. Ein Liederbuch. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge 1894.

Kirchbach, Wolfgang. Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama. Dresden und Leipzig. E. Pierson 1894.

Schilf, Hans. Gedichte. Kommissionsverlag. Leipzig K. F. Koehler St. Petersburg. E. Schmitzdorff 1893.

Hood, Fred. Heiter und herb. Lieder, Skizzen und Epigramme. Berlin. R. Skrzeczek. Kommissionsverlag. 1894.

Federn, Karl. König Philipps Frauen. Tragödie. Stuttgart. Paul Neff. o. J.

Voigt, Adolf. Goethes Briefe. Mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen. Lief. 1. Leipzig. Fr Pfau. o. J.

Porizky, J. E. Volks. Trauerspiel. Berlin. Freund & Jedel. 1894.

Migerka, Helene. Neue Gedichte. Leipzig. Georg Wigand. 1895.

Ziel, Ernst. Litterarische Reliefs. Dichterporträts. Vierte Reihe Leipzig. Ed. Wartig's Verlag Ernst Hoppe. 1895.

Hutzsch, J. Th. Irene. Ein Frühlingstraum in acht Gesängen. Halle a. S. C. A. Kaemmerer & Co. 1894.

Geißler, Friedrich Adolf. Herr und Diener. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Zürich. Cäsar Schmidt. 1895.

Friedmann, Alfred. Russische Rache. Der neue Alkion. Zwei Novellen. Leipzig. Philipp Reclam jun o. J.

Hutschenreiter, Ernst. Moderne Faust-Scenen Dresden. Leipzig und Wien. E. Pierson. 1895.

Schanz, Frida. Neue Gedichte. Leipzig. J. J Weber. 1895.

Riffert, Julius Vaterland. Schauspiel. Leipzig. Kommissionsverlag von Walther Fiedler. 1894.

Mehring, Siegmar. „Nichts." Reimklänge. Berlin. Rosenbaum & Hart. 1894.

Treutlich, Dr. Wunderliche Fragen. Ein Rätselbuch. Prag. Fr. Haerpfer. 1893.

Betz, Dr. Louis P. Heine in Frankreich. Eine litterarische Untersuchung. Zürich. Albert Müller. 1895.

Wolff, Franz. Das Glück. Ein Sang von der Donau. Leipzig. Oswald Muthe. 1895.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Der Blinde.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Schluß.)

Mit einer Art von Wut stürzte ich mich ins Geschäftsleben. In fieberhafter Thätigkeit suchte ich Vergessen, suchte ich Genuß. Noch nie hatte die Firma Hanewacker und Compagnie mit solchem Hochdruck gearbeitet. Erst spät am Abend verließ ich das Contor, um zu Hause rastlos weiterzugrübeln über neue Projekte; — weitergrübeln, bis endlich der Schlaf mir Ruhe brachte.

So trieb ich's einige Monate. Da, mitten im Flusse erfolgreicher Arbeit, bemerkte ich an mir ein Nachlassen jener Spannkraft, die mich bis dahin getragen hatte. Abwägend, zaudernd, zweifelnd stand ich vor drängenden Fragen. Die Antwort, die sonst aus dem Kopfe hervorgesprungen war, als ob sie nur auf Auslösung gewartet hätte, mußte ich mir mühsam abringen. Und war sie endlich erteilt und in Aktion umgesetzt, dann stellte sich der Zweifel ein, ob ich auch das Richtige angeordnet hätte und ging mir nach auf Schritt und Tritt.

Zudem wurde ich ungeduldig, krittelig, reizbar. Ueber die geringste Unregelmäßigkeit geriet ich in Aufregung; keiner meiner Gehilfen arbeitete mir mehr zu Dank. Alles ging mir zu langsam; ich trieb nicht, ich hetzte meine Leute. Es muß in jener Zeit sehr schwer mit mir auszukommen gewesen sein.

Daß ich auf dem besten Wege war, mein Nervensystem vollständig zu ruinieren — davon kam mir keine Ahnung. Und einen Freund, der mir's hätte sagen können, besaß ich nicht mehr.

So machte denn mein Uebel weitere Fortschritte. In neuer Gestalt zeigte sich die tiefe körperliche Depression, der ich langsam unterlag.

Ich wurde melancholisch. Die Oede meines Daseins lag beständig auf mir wie ein Alp. Meine Arbeitskraft schwand. Anstatt zu erledigen, was mir oblag, konnte ich halbe Stunden lang müßig in meinem Kabinet sitzen, gedankenlos vor mich hinstarrend.

Es war Friedrich, mein Diener, der mich eines Tages beschwor, ich möchte mich an einen Arzt wenden. Unwillig wies ich ihn zurück. Du erinnerst Dich vielleicht, Laurentius, wie geringschätzig ich in unserer Universitätszeit von der medizinischen Fakultät dachte. Seitdem hatte ich keine Veranlassung gehabt, meine Ansichten zu ändern. Noch immer galten mir die Aerzte insgesammt für Ignoranten und Charlatane.

Aber Friedrichs Mahnung verfolgte mich doch. Und als plötzlich meine Augen anfingen, mir den Dienst zu versagen, überwand ich meine Vorurteile und wandte mich an einen Augenarzt.

Ich erwartete, nach einigen Minuten wieder davongehen zu können, ein paar teuer bezahlte Rezepte in der Tasche. Aber die Untersuchung in der dunklen Kammer schien mir gar kein Ende nehmen zu wollen. Und dann, als ich mich von den dort erlittenen Qualen etwas erholt hatte, begann der Arzt ein langes Verhör mit mir.

Schließlich sagte er:

„Die Neurasthenie, an der Sie in hohem Grade leiden, kann sich nur allmählich entwickelt haben. Es ist mir unbegreiflich, daß die krankhaften Veränderungen, die Sie in Ihrem psychischen Leben bemerkt haben, Sie nicht längst auf die Vermutung geführt haben, etwas in Ihrem Organismus sei nicht in Ordnung. Vor Monaten schon hätten Sie

Digitized by Google

sich in ärztliche Behandlung geben müssen. Jetzt —"

Er zuckte die Achseln.

„Nun, wir wollen die Hoffnung noch nicht aufgeben. Wenn Sie indessen zu genesen wünschen, so ist vor allen Dingen erforderlich, daß Sie von diesem Augenblick an jede Thätigkeit einstellen. Ihr Gehirn muß absolute Ruhe haben. Ich rate Ihnen: legen Sie sich sofort zu Bett und lassen Sie Niemand zu sich, als einen Arzt und eine Pflegerin."

„Und meine Augen?" fragte ich zögernd.

„Ich kann nichts direkt dafür thun," war die Antwort.

„Werde ich meine volle Sehkraft wieder erhalten, wenn meine Nerven gesunden?"

„Es ist möglich."

Ich merkte, daß er mich schonte.

„Weshalb enthalten Sie mir die Wahrheit vor?" fragte ich. „Ich muß wissen, worauf ich mich vorzubereiten habe."

Da erklärte mir der Mann der Wissenschaft mit empörender Ruhe, daß ich der vollständigen, unheilbaren Blindheit entgegenginge, und daß kein Mittel mich davor zu bewahren vermöge.

Mit diesem Geschoß im Herzen ließ er mich ziehen.

VI.

Ich nahm einen Wagen und fuhr nach Hause. Ich bedurfte der Einsamkeit, um mich zu fassen.

Unterwegs schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Du wirst Etta nie wiedersehen. Die Furcht hatte mich ergriffen, daß das mir verkündigte Schicksal jeden Augenblick hereinbrechen könnte.

Ich fand, daß ich mir Etas Gesichtszüge nicht mehr vorstellen konnte. Dies ängstigte mich; als ich zu Hause angekommen war, rannte ich in mein Arbeitszimmer, riß Etta's Bild von der Wand und eilte damit an's Fenster.

Und da saß ich denn und hielt das Bild auf den Knieen, das Bild, an dem ich so lange achtlos vorübergegangen war. Es war in Etta's Brautzeit genommen; sie hatte es mir zum Geburtstage geschenkt. So sah sie aus, als meine geliebten Augen entzückt auf ihrer jungen Schönheit verweilten, als ihr freundlich ernstes Lächeln mich in meine Träume verfolgte. Zurück trug mich die Erinnerung in die Zeit unserer ersten Liebe, in jenen Herzensfrühling, worin uns die ganze Erde ein Blumengarten schien . . .

Welch ein glücklicher, seliger Mann war ich doch damals gewesen! — Und was war aus mir geworden, seitdem ich mich Etta's Liebe entzogen hatte!

Ich drückte meine Lippen auf ihr Bild, und beweinte mein Elend, aus dem es keine Rettung gab. . . .

Und da, in der äußersten Not, als meine Seele, in Nacht versunken, nicht den schwächsten Schimmer eines Sternes zu entdecken vermochte, — da endlich stellte es sich in mir ein, das heiße Verlangen nach einer Erneuerung von Etta's Liebe, wovon sie geschrieben hatte. Stürmisch schwoll es empor und drängte: Rufe sie, eh' es zu spät ist!

Und ich gehorchte. Sofort, ohne eine Minute zu verlieren. Ich eilte an meinen Schreibtisch, nahm ein Depeschenformular aus dem Fach und tauchte die Feder ein. Lange zu überlegen brauchte ich nicht. Ich schrieb:

„Mein Herz schreit nach Dir."

Gerade wollte ich klingeln, als Friedrich eintrat und mir Frau Birnbaum meldete.

Ich mußte sie gesprochen haben, ehe ich das Telegramm absandte. Es blieb auf meinem Pulte liegen.

Frau Birnbaum kam in Etta's Auftrage, um Unterhandlungen über eine Scheidung mit mir anzuknüpfen!

Ich neigte nur den Kopf, als Zeichen, daß ich bereit sei, ihr meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dann hörte ich sie reden, aber mein Geist nahm ihre Worte nicht auf. Ich war unfähig, einen andern Gedanken zu fassen, als den, daß nunmehr alles aus sei. . . .

Es dunkelte mir vor den Augen; die schreckliche Finsternis, wovon der Arzt gesprochen, zog plötzlich herauf; die ewige Nacht schloß sich um mich und begrub mich in ihrem Schooße.

Ein Schauer schüttelte mich.

Frau Birnbaum brach ihren Vortrag ab; an dem Rauschen ihres Kleides hörte ich, daß sie aufstand.

„Mein Gott — was ist Ihnen?" rief sie besorgt.

Digitized by Google

„Nichts von Bedeutung", erwiderte ich bitter. „Das Licht ist mir soeben ausgegangen — das ist alles."

„Leiden Sie an den Augen? Seit wann? — Davon habe ich nicht das mindeste gewußt."

„Das glaube ich gern", versetzte ich. „Der Zustand, worin ich mich befinde, steht indessen nicht in Frage. Theilen Sie nur meiner Frau mit, ich — ich —"

Ich brach zusammen; es war mir unmöglich, den Satz zu vollenden.

In höchster Bestürzung sagte Frau Birnbaum:

„Ich bin außer mir darüber, daß ich mich zu dieser Mission hergegeben habe. Es ist ja alles, alles anders, als ich dachte. Ich bitte sehr: vergessen Sie meinen Besuch. . . Dies ist ja über alle Maßen schrecklich. . . . Mein lieber Herr Geiser, was soll ich noch sagen? Ich kann nur baldige Besserung wünschen . . ."

Sie ergriff meine Hand und drückte sie herzlich. Dann ging sie, keines weiteren Wortes mächtig.

Ich wollte ihr das Geleit geben; in dem mir so wohl bekannten Zimmer glaubte ich, auch blind mich frei bewegen zu können. Ich irrte mich; bei dem vierten Schritte warf ich ein Tischchen mit einer Dekorationspflanze um, an das ich nicht gedacht hatte.

Da blieb ich stehen und rührte mich nicht mehr. Ich hatte ein Gefühl, als ob der Raum mit Gegenständen erfüllt wäre, die mir alle zu Leibe wollten.

„Würden Sie die Güte haben, meinem Diener zu klingeln, Frau Birnbaum?" bat ich.

Ich brauchte nicht lange auf Friedrich zu warten. Für ihn genügte eine kurze Erklärung; dann geleitete er mich sorgsam zum Sofa. Er wollte bei mir bleiben; ich aber sandte ihn hinaus. Nur in der Nähe sollte er bleiben, damit er meinen Ruf hören könnte.

Und nun, als ich in gräßlicher Einsamkeit zurückgeblieben war, drängte sich mir die Frage auf, was aus mir werden sollte. Sollte ich, als ein lebendig Toter, in der Gesellschaft untergeordneter Mietlinge, dem Grabe zuschleichen, oder sollte ich mich einem Leben entziehen, das keinen Wert mehr für mich hatte?

Wie die Entscheidung ausfiel, kannst Du Dir denken, Laurentius. Ich wollte mich töten.

Vorher aber lag mir ob, meine weltlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ich ließ mich von Friedrich zu einem Notar begleiten und erteilte ihm die nötigen Anweisungen zur Ausarbeitung eines rechtskräftigen Testaments. Am nächsten Vormittag elf Uhr — so verabredete ich mit ihm — sollte das Dokument zum Unterzeichnen bereit liegen. Nachdem dies geschehen sein würde, konnte der Revolver, der in meinem Schreibtische lag, seine Schuldigkeit thun.

Als ich soweit war, wurde mir wunderbar frei und leicht. Nie werde ich jenes Abends vergessen, der mein letzter sein sollte. Aus der Abwendung vom Leben entsprang mir eine selige Ruhe. Die Vergangenheit war ausgelöscht.

Kein Wunsch, kein Begehren zerrte mehr an mir. Nur müde war ich, — sehr, sehr müde. Auf den Schlaf freute ich mich wie ein Kind, das am Tage zu viel Kraft vergeudet hat. Und so ging ich zu Bett.

Was in jener Nacht mit mir vorgegangen ist, davon habe ich nicht die mindeste Erinnerung. Und aus den nächsten Wochen weiß ich nur, daß Personen, die ich nicht kannte, allerlei mit mir vornahmen und sich dann wieder verloren. Nur eine Frau ging niemals von mir; sie bediente mich Tag und Nacht. Das war alles, was ich beobachtete. In einem Zustande, fast vollständiger Bewußtlosigkeit dämmerte ich hin — ohne Schmerzen.

Es ging mit mir hart am Tode hin; doch endlich wandte sich die Lebenslinie wieder langsam aufwärts. Es kam der Augenblick, da ich die Besinnung wieder gewann und Eindrücken von außen zugänglich wurde. Mit dem kleinen Rest von Sehkraft, der mir verblieben war, spähte ich umher.

Das erste, was ich entdeckte, war eine weibliche Gestalt, die an meinem Bette saß. Es mußte die Frau sein, deren Gegenwart ich in alle der Zeit gespürt hatte.

„Wer sind Sie?" fragte ich matt.

„Eine Krankenwärterin, die ihren Dienst versieht", war die leise Antwort.

Die Stimme klang mir bekannt. Ich schloß die Augen wieder und besann mich, wem sie wohl angehören könnte. Ich mußte lange nachdenken, ich war so schwach; endlich aber glaubte ich auf der richtigen Spur zu sein.

„Sind Sie Etta?" fragte ich.

Digitized by Google

„Ich bin es," kam die Erwiderung.

Sonderbar! Zuerst hatte Etta's Anwesenheit gar nichts Auffälliges für mich. Ich wandte mich beruhigt der Wand zu. Nun aber erwachte allmählich die Erinnerung. Das Geschehene zog schattenhaft durch meine Gedanken. Ich drehte meinen Kopf wieder nach der andern Seite. Aber Etta, die ich suchte, fehlte.

Ich sprach ihren Namen aus, so laut ich konnte. Da wuchs sie neben meinem Bette wie aus dem Boden empor. Sie mußte auf den Knieen gelegen haben.

„Hast Du Dich nicht von mir scheiden lassen, Etta?" fragte ich.

„Nur gewollt habe ich's", antwortete sie. „Gott hat die Sünde verhütet. Ich erfuhr rechtzeitig, daß Du krank und hülflos warst. Da kam ich zu Dir."

Ich mußte wieder eine Zeitlang nachdenken. Ganz klar wollte mir Etta's Verhältnis zu mir nicht werden.

„Wirst Du denn jetzt bei mir bleiben?" forschte ich.

Etta hatte sich wieder neben mein Bett gesetzt, auf den Platz, wo ich sie in meiner Krankheit zumeist gesehen. Jetzt faßte sie meine Hand und behielt sie in der ihrigen.

„Gewiß," sagte sie. „Ich werde nicht mehr von deiner Seite weichen."

Nachdem ich diese tröstliche Versicherung vernommen hatte, sank ich in Schlaf.

Neuer Friede war über mich gekommen.

Am nächsten Tage war mir die Gegenwart schon deutlicher. Etta beschäftigte mich am meisten. Sie diente mir in allem und jedem, und ich bedauerte sie deshalb.

„Weißt Du auch, was Du Dir auferlegt hast?" fragte ich sie. „Von meiner Krankheit werde ich genesen, das fühl' ich. Damit ist aber für Dich wenig gewonnen. Ich bin so gut wie blind, unheilbar blind. Ist Dir das schon gesagt worden?"

„Und wenn ich nun wünsche, Dir so unentbehrlich zu bleiben wie heute?" erwiderte Etta.

Unbegreiflich war mir diese Hingebung.

„Wenn ich Dich doch sehen könnte, Etta", klagte ich. „Wie ein verwischtes Bild schwimmt dein Gesicht vor mir; nicht einmal die Lippen, die so gütig zu mir sprechen, kann ich unterscheiden."

Da beugte sie sich über mich.

„Armer Alfred!" hauchte sie. Auf meiner Wange fühlte ich einen heißen Tropfen.

„Noch immer sehe ich nichts, als einen hellen Fleck", gestand ich. „Aber ich halte mich an Deine Stimme", fügte ich hinzu. „Darin lebst Du mir."

Etta's Lippen berührten meine Stirne. Es war wie ein Engelskuß. Still und dankbar nahm ich ihn hin.

Und wieder einige Tage später dachte ich an Hertha und fragte nach ihr.

„Sie ist in Bonn geblieben, wo sie die Schule besucht", erwiderte Etta. „Ich dachte mir, sie sollte erst mit dem Schlusse des Semesters nach Hause zurückkehren. Wenn Du es aber anders wünschest —"

„Nein, nein", wehrte ich ab. „Wie Du alles ordnest, ist mir's recht. Wenn ich nur nichts zu bedenken, nichts zu entscheiden brauche!"

Alles warf ich auf sie, so schwach war ich noch. Aber aus dieser willenlosen Unterordnung floß mir eine Süßigkeit, wie ich sie im Leben noch nicht geschmeckt hatte.

Allmählich gesundete ich. Meine Nerven gewannen langsam die Fähigkeit zurück, die Geschäfte zu verrichten, die das Leben von ihnen fordert. Ich erstand zu neuem Dasein. Und Etta war es, immer Etta, die mich schrittweise weiter und weiter führte. Vom einen zum andern. Kaum merkte ich's, wie mein Horizont wuchs, so vortrefflich verstand sie es, mein Interesse wie zufällig auf immer entlegenere Dinge zu lenken. Dabei erfuhr ich denn auch, daß sie für den Fortgang des Geschäftes sehr zweckmäßige Anordnungen getroffen hatte.

Dies befremdete mich.

„Wie kann ich armer, blinder Mensch denn daran denken, ein Geschäft fortzusetzen, so umfangreich und verwickelt wie das meinige?" wandte ich schüchtern ein.

„Muß es denn so bleiben?" versetzte sie.

Sie hatte Recht; bald genug empfand ich's, wie wohlthätig die Nötigung, ganz bestimmte Dinge zu bedenken, auf meinen Geist wirkte. Er gewann seine alte Behendigkeit wieder.

Aber mehr noch. Ich war gezwungen, mein Gedächtnis zu trainieren. Was andere Leute in Notizbüchern zum Gebrauch aufbe-

Digitized by Google

wahren, mußte ich im Kopfe haben. Und es ging. Es ist fabelhaft, was sich aus einer Anlage durch einseitige Pflege machen läßt. In meinem Geschäfte bin ich, trotz meiner Blindheit, besser orientiert, als mein scharfäugiger Prokurist. Und sollte mir einmal etwas entfallen sein, dann ist Etta da. Etta weiß alles.

Auch auf andere Weise noch sorgte Etta dafür, daß ich keine Langeweile empfand. Schon ziemlich früh in meiner Rekonvalescenz begann sie, mir vorzulesen. Anfangs nur eine Seite zur Zeit. Aus den Klassikern aller Zeiten und Völker reichte sie meinem Geiste gehaltvolle, stärkende Nahrung.

Es war ihre eigene Wahl. Sie hätte nichts Passenderes für mich aussuchen können. Lauter alte Bekannte sprachen zu mir; aber wie ganz anders wirkten ihre Gedanken jetzt auf den gereiften, durch die Schule des Leidens gegangenen Mann, als ehemals auf den erfahrungslosen Jüngling, der von den Höhen und Tiefen des Lebens kaum eine dämmerhafte Vorempfindung hatte!

Und aus ihnen, obgleich die meisten Heiden waren, floß die Ueberzeugung in mich hinüber, daß ein höherer Wille lebt, ob auch der menschliche schwanke — um mit dem Dichter zu reden.

Damit war endlich die Möglichkeit gegeben, daß ich Etta's Denkart Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte. Sie hatte schon längst, wenn auch auf einem anderen Wege als ich, gewonnen, was mir erst jetzt zugänglich wurde — den Glauben an eine sittliche Weltordnung.

Und nun, da ich mich innerlich eins mit Etta wußte, sproßte in mir die Hoffnung auf eine Erneuerung unseres ersten Liebesbundes, ja auf eine Steigerung früheren Glückes empor. Zum erstenmale gedachte ich auch unserer Tochter mit Sehnsucht. Ich ließ mir die Briefe mitteilen, die sie an ihre Mutter geschrieben hatte. In dem ersten stand: „Es thut mir furchtbar leid, daß Papa blind geworden ist.“ Das war Hertha's ganze Antwort auf die empfangene Nachricht. Und in keinem der folgenden Briefe erwähnte sie meiner wieder.

„Es ist meine Schuld, daß ich dem Kinde so gleichgültig bin“, sagte ich, reuig vergangener Zeiten gedenkend.

Etta widersprach mir:

„Du kennst Kinder nicht. Nie geben ihre Briefe wieder, was sie denken. Bald kommt sie ja. Du wirst erfahren, daß sie sich an Dich schmiegen wird.“

Aber als, eine Woche später, Etta mir das Mädchen zuführte, erlebte ich eine herbe Enttäuschung. Kinder müssen wohl eine instinktive Scheu vor allem haben, was verkrüppelt, was krank ist. Hertha mußte fast gezwungen werden, mir einen Kuß zu geben. Und dann hielt sie sich ängstlich von mir zurück, meine Fragen kaum beantwortend.

Am Abend, als Hertha zu Bett war, sprach ich mich gegen Etta aus.

„Es scheint nichts zu werden mit den Vaterfreuden“, sagte ich bekümmert. „Hertha hat rasch erkannt, daß ich nichts mehr für sie leisten kann, deshalb hat sie mich zu den alten Puppen geworfen, die ihre Zeit gehabt haben.“

Da setzte Etta sich dicht neben mich und legte einen Arm um meinen Hals.

„Sprich nicht so, Alfred“, bat sie mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Du thust mir weh. Bedenke doch, daß des Kindes Unverstand nicht lange mehr dauern kann. Nur Geduld! Du wirst noch Herthas bester Freund werden“.

Sie wollte ihren Arm zurückziehen; ich hielt ihn fest.

„Ueber diesen Punkt bin ich beruhigt“, sagte ich. „Da ist aber noch ein anderer, der mir in letzter Zeit viel Kopfzerbrechen verursacht hat“.

Sofort war Etta ganz Aufmerksamkeit.

„Und davon hast Du mir noch nichts gesagt!“ rief sie aus. „Wie unrecht von Dir, Alfred!“

„Ja, ich weiß selber nicht, wie das gekommen ist“, entgegnete ich. „Wahrscheinlich fehlte mir der Mut.“

„Nun?“ fragte sie ahnungslos.

„Es handelt sich nur um die Beantwortung einer ganz einfachen Frage. Sage mir, Etta: alle Deine Güte, die mich wie auf weichen Armen emporgetragen hat aus dem dunklen Höllenthal des Lebensüberdrusses zu der lichten Höhe einer gereinigten Freude am Dasein — diese himmlische Güte — gilt sie nur dem armen Blinden, der noch von früher her an Dir hängt — oder birgt sie noch etwas anderes in sich . . .“

Digitized by Google

Ich hielt inne. Was hätte ich darum gegeben, in ihrem Gesichte lesen zu können! Aber ich mußte warten, bis ich ihre Antwort hörte, ehe ich erfuhr, was ich zu wissen wünschte.

Fast zu lange dauerte es mir, bis sie endlich anhob:

„Als ich, von Frau Birnbaum gerufen, zu Dir eilte, folgte ich nur dem Gebote der Pflicht. Ich fand Dich bewußtlos, bleich, entkräftet auf Deinem Lager, des Augenlichtes verlustig, allem Anscheine nach dem Grabe nahe. Der Anblick ging mir zu Herzen. Ich gelobte mir, Dich nie mehr zu verlassen, wenn Du dem Leben erhalten bliebest. Noch aber war nur das Mitleid in mir erwacht. Da durchwanderte ich — gleich am ersten Morgen — die mir noch unbekannten Räume der Villa. Auf dem Pulte in Deinem Arbeitszimmer fand ich ein Telegramm an mich: „Mein Herz schreit nach Dir.“ Friedrich, der mich umherführte, erklärte mir, wie die Absendung dieses Telegramms vereitelt wurde . . . Willst Du es wiedersehen? Ich trenne mich nicht davon; ich hüte es wie ein Heiligtum . . . Es gab mir das kostbarste Gut zurück, das ich je besessen“.

Ich unterbrach sie: „Mein Weib, mein teures Weib!“

Unsere Lippen fanden sich.

O Laurentius! welch ein Wiederfinden war das! welch ein Rausch von Seligkeit!

Was habe ich Dir gesagt? — Als ich erblindete kam das Glück zu mir. War es nicht so?“

* * *

Geiser's scharfes Ohr hörte drinnen die Thüre gehen und unterschied die leichten Tritte seiner Frau trotz des weichen Smyrnateppichs.

„Ich habe meinem alten Freunde erzählt, Etta, wie es uns beiden ergangen ist“, rief er ihr entgegen. „Er ist so artig gewesen, mir geduldig zuzuhören — bis zum guten Ende. Jetzt, da er Dich kennen gelernt hat, möchte er vielleicht seine Weiterreise zu den Seehunden der Nordsee um einige Tage aufschieben und bei uns Quartier nehmen. Frage ihn doch einmal, Etta!“

Sie war zu ihrem Manne getreten und hatte ihm die Hand auf die heiße Stirne gelegt. Mit herzlichen Worten entsprach sie seiner Aufforderung. Und gerne nahm ich die Einladung an. —

„Wandernde Wolken und wirbelnde Flocken . . .“

Wandernde Wolken und wirbelnde Flocken,
Kühle Pfade verschneit und verweht:
Matt und klanglos Geläute der Glocken
Über die schauernden Wälder geht.

Siehe, da kommt nach vom Dorfe gegangen
Am knorrigen Stabe ein altes Weib
Mit runzlichter Stirne und blassen Wangen
Doch frischem Herzen im welken Leib.

Wie bläst es und braust es am Bache so eisig!
Die Welle erstarrt, und es knarrt der Baum;
Sie aber sucht das fallende Reisig,
Als fühlte sie Sturm und Kälte kaum.

Sie sucht und sucht mit gekrümmtem Rücken,
Das Kopftuch löst sich vom grauen Haar,
Doch nimmer müde wird sie im Bücken,
Und Wunder! ihr Auge, das leuchtet so klar:

Der Kleinen gedenkt sie, einsam verblieben,
Bebend im finstern und kalten Haus —
Mutterleiden, o Mutterlieben —
Du jagst für sie in den Tod hinaus!

Sie lächelt . . . und heimlich über der Armen
Das Spätrot purpurne Lichter thaut —
Mir ist's, als hätte ich Gottes Erbarmen
Sichtbar in all der Öde geschaut.

H. H. T. Tielo.

Sonnenaufgang.

Zwischen Mond- und Frührotschein
Bleichen schon die Sterne,
Nur der Morgenstern allein
Blinkt in blauer Ferne.

Kündet, daß es balde tagt,
Kündet Licht und Wonne.
Doch mein heißes Herze fragt:
„Wann kommt meine Sonne?!“

Fritz Weißen.

Digitized by Google

Knechtschaft.

Zwischen den Höhen und Tiefen bewegt
Trüb sich der Strom des alltäglichen Lebens.
Wer mit den Sorgen des Tages sich schlägt,
Sehnt sich nach Höhen wie Tiefen vergebens.
Selten gewahrt seine Seele im Grau
Wolkigen Himmels ein Flöckchen von Blau.

Denn aus dem Staube der Straße erhebt
Drohend Frau Sorge die knöchernen Hände.
Was sich mit keimender Freude belebt,
Geht schon, bevor wir es fassen, zu Ende.
Wer sich im Joche der Knechtschaft gegrämt,
Fühlt die beflügelte Seele gelähmt.

Zwischen den Höhen und Tiefen verbringt
Jeglicher Kämpfer um Brot seine Tage.
Nur mit dem Schweiß auf der Stirne gelingt
Jedem die Lösung der Daseinsfrage.
„Gehe und suche", so sagt uns die Not,
„Zwischen den Höhen und Tiefen dein Brot!"

Heinrich Hege.

Die Trave.

Und wieder sah ich unterm Grau
Der Wolken trüb sie glimmen;
An Weiden hin und Blumenau
Verwehen Waldesstimmen.

Durch's Schilf herauf vom Hafen müht
Ein Schiff sich aus dem Dunkeln,
Von Sonnengarben übersprüht
Läßt es die Segel funkeln.

Rohrhalme stoßen flüsternd sich
Mit ihren braunen Fahnen,
Als wenn durchschauernd sie beschlich
Ein kurzes Sonnenahnen;

Da hebt der Fluß ein Glimmern an,
Ein Sprühen und ein Klingen,
Ein Lied zerreißt der Träume Bann
Auf funkenhellen Schwingen.

Ein Veilchen nur, — und flügellahm
Verflimmert's im Gehalme
Und stirbt, ein Stammeln, wundersam
Und scheu im Wiesenqualme. —

So zieht er wie ein goldnes Band
Mit leisem Wellenschlage
Durch's heimlich dunkle Jugendland,
Durch nebelfrühe Tage.

Julius Havemann.

Ohne Heim.

Hörst du den Wind? Ich hör' ihn wohl
Er pfeift sein heimatloses Lied.
Wie das so traurig und so weh,
Ergreifend durch die Seele zieht.

Weil kommt er her, und manchem Ohr
Klang heut' dieselbe Klage schon.
Er trägt sie gar so eigen vor
Des Himmels heimatloser Sohn.

Als Kind schon hab' ich ihm gelauscht,
Zog er um unsres Hauses Dach;
Aus tiefem Schlaf fuhr ich empor,
Und lange Stunden lag ich wach.

Früh mußt' ich fort von Heim und Herd
Und weilte hier und weilte dort —
Doch überall traf ich das Lied
Der Wind sang es an jedem Ort.

Wie Brüder bleiben wir uns treu;
Der Wind und ich — wir sind verwandt:
Ruhlos wie er und heimatlos
Treib' ich umher von Land zu Land.

Gar süß muß Ruh und Friede sein,
Ob mir ein Glück, ein Heim einst blüht?
Wie klagt doch durch die Regennacht
Des Windes heimatloses Lied . . .

Hans Lange.

Lieb.

Ich seh' sie noch, in rosigem Schein
Das Haupt gesenkt, mir lächelnd hold.
Für meiner Liebsten Fingerlein
Macht mir ein Ringlein rot von Gold.

Die scheidet — ist mir treu und gut —
So will ich harren sehnsuchtskrank,
Für das, was sie mir gab, zur Hut
Bestellt mir einen Silberschrank.

Ein Wehe faßt mein Herze an,
Zu traurig ist's, allein zu sein.
Macht, daß ich ruh'n und schlafen kann,
Von Blei mir einen Totenschrein.

Aus dem Französischen des **François Coppée** von **H. Freise.**

Digitized by Google

Verschollner Klang.

Verschollner Klang,
Verklungner Schall
Und leeres Wortgetriebe!
Wie anders sang
Die Nachtigall
Zu deinen Zeiten, Liebe!

Verschollner Klang ...
In meinem Arm
Hab' ich das Glück gehalten,
Das Glas zersprang,
Die Freude warm
Hat müssen jäh erkalten.

Der wirre Drang
Von dazumal,
Und Glaube, Hoffnung, Liebe —
Verschollner Klang,
Verklungner Schall,
Und leeres Wortgetriebe.

Richard Beer.

Die Heimkunft.

E Wälderwibli hockt am Kai,[1])
Gar menge Lüt göhnd dra vorbei;
Denn, 's ist jo d' Stroh Schaffhuse zue. —
Des Wibli wartet uf sin Bue.

Wenn d' Chriesi blüeiet, sitzt es do,
Und wem mer 's letzte Ghmd holt, no;
Am Morge früeh und z' Obed spot;
Möcht wüsse, wenn's ge schlofe goht?

Und Jedem wüscht es fründli d' Zit,
Und Jederma de Gruez ihm git,
Und git em menge Chrüzer Geld,
Mer[2] weiß: 's ist 's ärmste uf de Well.

Sin Ma ist unter en Wage chu
Und hät im Dienst si Lebe giu.[3]
Und wie nes all und äller wurd
No goht sie ein'ge Bue nu furt.

Hät d' Mueter sitze lu[3] in Not!
Wie oft hät's gwüscht: „o wär i tot!
Doch mueni lebe, bis min Bue
Hai[4] chumt, no mach i d' Auge zue.

's ist frili, frili gar nit recht,
Daß er dasu ist und ist schlecht.
Wa cha denn aber er dafür?
Daß er so wore[5] hinterfür.

Wer hät en soge? hät en giehrt?
Wer hät en gwise? hät em gwehrt?
Ha schaffe müeße Tag und Nacht,
Daß ihn und mich ha dure bracht!

Do chammer nit erziehe vill,
Do goht's halt, wie nes mag und will,
Do wachsmer uf, as wie ne Reh;
Uf einol ist mer nienemeh."[6]

So hät des Wibli mengmol denkt;
Jeh Johr sind gangen; ohne gschenkt.
Im öltsen, amen[7] Obed spot:
O lueg, wer dört dur d' Wiese goht!

Wer chumm daher und schlurft daher?
Und trait[8] en Bündel, gar nit schwer?
Und d' Sunne hät em 's Gsicht verbrennt —
Doch d' Mueter hät en sofort g'chennt.

Und 's isch de Bue: und 's isch ihr Chind,
Uah dem sie gschauet sich fast blind.
„So grüeß di Gott und Gott will cho!
O Hans, jetz bist jo wieder do!"

Verwundert schauet er sie a
Und gseht, daß chaum no schmuke cha.
Und gseht, des Wibli ist so alt!
So chli und mürb ist ihre Gstalt.

Verändert ist sie ganz und gar;
Nu ihre Auge sind no klar.
Und 's Wasser tröpflet über's Gsicht,
Und 's hät e Freud, und 's macht e Gschicht!

Do würd's em weich um Herz und Brust,
Do würd's em 's erste mol bewußt:
Daß er e liebe Mueter hät —
Und wenn er's chönnte, hei er bät'.[9]

Hans M. Grüninger.

[1] Straßenrain; [2] man; [3] gelassen; [4] heim; [5] geworden; [6] nitgendsmehr; [7] an einem; [8] trägt; [9] und wenn er es könnte, so hätte er gebetet.

Digitized by Google

„Mutter!“

Erzählung von A. Malmont.

Ein warmer Frühlingsregen war gefallen; nun ſtieg duftige Friſche aus der Erde und kraftſtrahlend blickte das junge Grün zum wieder hellen Himmel empor. Die Nachmittagsſonne ſpiegelte ſich in den Waſſertropfen, die auf den Blättern bebten und ſchien zu lachen wie ein Scheln, ſobald ein Luftzug die Perlen als übermütigen Sprühregen herabwarf. Wer hätte ihm auch den Spaß übel nehmen ſollen? Gras und Blumen am Wege gewiß nicht, und ebenſo wenig der jugendliche Spaziergänger, den nicht einmal der ſtarke Schauer von vorhin unter ein ſchützendes Dach getrieben hatte. Nur ein wenig tiefer unter den Schatten der Bäume war er getreten, die den Fahrdamm der hübſchen Vorſtadtſtraße beſchirmten, und hatte unter ihnen ſeinen Weg bis zu einer ſtattlichen Villa fortgeſetzt, nach der ſeine lebhaften braunen Augen ſchon längere Zeit Umſchau gehalten. Nun hatte er ſie endlich entdeckt, trat unter den Bäumen hervor auf den beglänzten Fußweg und näherte ſich dem zierlichen Eiſengitter, das den Vorgarten einhegte. Drinnen blühte alles in buntem Frühlingsſchmuck, und ein kleiner, feuchter, leuchtender Junge warf die Waſſerſtrahlen des Springbrunnens mit ſeinen goldbronzenen Händchen in die Höhe.

„Hier alſo“, ſagte der Jüngling am Gitter — „hier!“

Er hatte den Filzhut abgenommen und ließ die Luft durch ſein dunkelblondes Haar ſtreichen. Dann zog er wie unwillkürlich einen blühenden Fliederzweig durch das Gitter, vergrub ſein Geſicht in der naſſen, blaſſen Traube und drückte einen Kuß in die Blüten.

„Ich grüße Dich, meine Mutter“, flüſterte er dabei vor ſich hin, „heute nur von fern, bald, bald aber von Mund zu Mund. O, wie das ſein wird! — Daß ich gleich an Dein Herz könnte! — Der Pfarrer iſt wunderlich mit ſeiner Heimlichthuerei! Sie muß ſich ja freuen, wenn ſie hört, ich bin nicht nur am Leben, ſondern auch etwas Rechtes geworden. Helkes Mutter . . . .“

„Wer ſchwatzt hier von Helke?“ fiel plötzlich eine tiefe Stimme in die unwillkürlich lauter geſprochenen letzten Worte. Es war ein anderer junger Mann, groß und kräftig in dem Maße, als jener ſchlank und zart von Bau war. Von dem Träumer unbemerkt, war er die Straße heraufgekommen und hatte ihn ſchon einige Minuten vergnüglich beobachtet, ehe er die ſchwere Hand auf ſeine Schulter fallen ließ.

„Helke? Du — Du ſelbſt? Es iſt nicht möglich!“

„So möglich, wie je ein Wolf in der Fabel! Muß ich nicht pflichtgemäß auftauchen, wenn Du hier auf offener Straße meinen Namen mißbrauchſt, oder gar den meiner verehrten Alten, der Himmel ſegne ſie! Aber laß mich los, Tenerſter, Deine Umarmung macht Aufſehen; es iſt die Spazierſtunde unſerer reſidenzlichen Krähwinkler, und ich möchte nicht morgen in meiner Praxis gar zu viele Fragen nach dem holden Sonderling auszubaden haben, der mir ſo zärtlich um den Hals gefallen iſt.“

„Immer noch der alte ſchlechte Menſch!“ ſagte der Jüngling lachend und griff nach der Rechten des Freundes. „Aber jetzt ſag' mir: ſeit wann biſt Du hier und ſpielſt in der Hauptſtadt eine Rolle, wie Deine Läſterungen erraten laſſen?“

Digitized by Google

„Davon weißt Du also nichts, edler Walter? Und ich befand mich bis vor fünf Minuten in der beneidenswerthen Illusion, daß Du meinetwegen dieses schnöde Gitter umkreistest. Erinnerst Du Dich an unsere Träume auf der Schule, wenn wir uns die Zukunft ausmalten? Der berühmte Baukünstler Walter Amhag besucht auf seiner italienischen Reise den ebenso berühmten Obermedizinalrat Georg Helke in seinem stattlichen, vornehmen Hause, einem Schmuck des Geheimratsviertels. Aha, dachte ich, wie ich Dich vorhin da stehen sah und gar meinen Namen hörte, der berühmte Künstler ist gekommen, aber leider etwas zu früh. Als echter Künstler denkt er aber nicht daran, sondern sucht mich, ich wette, in dieser noblen Gegend Haus um Haus. Und in der That, es könnte mir gefallen, mich hier finden zu lassen, zumal in der Villa da!“

„Kennst Du das Haus?“ fragte Walter leise.

„Die Villa Pernegg? Bis jetzt leider nur von außen. Ein Bijou! Du bist nicht der erste Mann von Fach, der sie mit neidischem Entzücken ansieht. Nun aber reiß Dich los, Liebster, und da Du einmal eingestanden hast, nicht meinetwegen hier zu sein, so mußt Du mir sagen, auf wen ich eifersüchtig sein muß! Hier eine Zigarre, und nun durch den nächsten Seitenweg zu Viere. Teufel, wenn ich Dich so am Arm habe, alter Junge, ich könnte denken, wir kämen wieder beide von der Schulbank, und alles wäre wie es war!“

„Inzwischen haben wir doch ein Stückchen Weg zurückgelegt“, meinte der Andere mit glänzenden Augen. „Du marschierst auf den berühmten Arzt los . . .“

„Hat gute Wege. Zwei Jahre mittelmäßiger Praxis wollen noch nicht viel sagen.“

„ . . . . und ich bin auf der Durchreise nach Italien.“

„Donnerwetter! Da gratuliere ich! Welche gute Fee hat Dir das nötige Kleingeld dazu beschert?“

„Eine Fee gerade nicht, aber eine gelungene Preisarbeit. Ich habe das Rödersche Stipendium bekommen.“

„Und das sagt der Mensch erst jetzt! Die Stiftung kommt ja höchst selten an einen Architekten — nur wenn es sich um einen ganz Genialen handelt! Oder hast Du Protektion gehabt?“

„Wo denkst Du hin, Georg“, entgegnete der Künstler und eine feine Röte des Unwillens überzog sein Gesicht. „Die eigene, ehrliche Arbeit, das Ringen und Streben nach oben gelten Gott sei dank doch durch sich selbst, wenn Ihr Weltleute uns auch weiß machen möchtet, das Meiste läge am Geschobenwerden.“

„Wohl gesprochen, mein Sohn, der Himmel segne Dir diesen — Künstlerglauben“, brummte der Arzt. „Wie aber, wenn Du nicht den ersten Preis erhalten hättest?“

„Dann wäre eben ein Würdigerer da gewesen.“

„Hm — Du weißt das sehr genau. — Uebrigens — da ist ja einer unserer alten Streitpunkte! Und das gerade heimelt mich an, daß Du noch immer so denkst wie früher. Ich freilich auch! Doch da sind wir an der Bierbude. München, zwei Seidel unter den Vorbau! — Stoßen wir an, alter Junge — auf ein möglichst langes, frohes Zusammensein! — Wie lange wird man Dich hier haben?“

„Ich weiß es noch nicht,“ meinte Walter. „Zwei bis drei Tage, vielleicht auch länger, je nachdem sich die Angelegenheit gestaltet, derentwegen ich hier bin.“

„Fachinteressen?“

„Nein! . . . Ja . . . Das nicht gerade . . .“

Walter bückte sich plötzlich nach einer wilden Blume neben der Bank. Der Arzt sah ihn scharf von der Seite an.

„Es geht doch nichts über den Spaß wenn ein unverdorbenes Gemüt auch einmal probieren will, was Winkelzüge sind,“ sagte er sehr behaglich in den Rauch seiner Zigarre hinein. „Das pflückt ein Blümchen, macht ein unbefangenes, wenn auch etwas rotes Gesichtchen dazu, und gewappnet ist es gegen alle Späherangen und Fragen indiskreter Freundschaft. — Ich habe die Absicht doch richtig verstanden?“

Walter ward sehr verlegen. „Ich habe gewiß das größte Zutrauen zu Dir, Georg —“

„Sprich doch nicht wie ein Mädchen, das einen Korb geben will! So kommst Du nicht fort bei Deinem alten Beichtvater von der Schule her. Ich denke, wir hätten es einander schon abgefühlt, daß die Jahre und meine verdammte Schreibfaulheit nichts zwischen uns

Digitized by Google

verändert haben. Warum willst Du also nicht Farbe bekennen? Daß es sich um nichts Gewöhnliches handelt, habe ich Dir bald abgemerkt, als ich Dich stehen sah, so versonnen und vor Dich hinsprechend; das war denn doch nicht blos der gewöhnliche Kunstraptus! Du warst mit irgend etwas geladen wie eine elektrische Batterie, und wenn Dir der nette Zufall unseres Wiedersehens auch ein paar Funken zu meinen Gunsten entlockt hat, was will das sagen? — Wissen möcht' ich nur, wie der Name meiner guten Alten unter die Elemente gekommen ist!“

Walter hatte die Rede ruhig über sich ergehen lassen. Jetzt that er einen tiefen Zug aus seinem Glase und sagte:

„Ich erinnerte mich daran, wie stolz sie immer auf Dich zu sein pflegte.“

„So! Und jetzt giebt es wohl ein weibliches Wesen, das stolz auf Herrn Walter Anhang sieht, durch die Schaar der neidischen Gespielen schreitet und sagt: Platz da! diesen jungen Löwen habe ich gefangen! — Ist es so, Walter? bist Du verlobt oder einer, der es werden will?“

Ein lustiges Lachen antwortete dem Sprecher.

„Aber Wolfgang! ich und eine Frau! wie kann man solchen Unsinn reden! Mit Deiner Divinationsgabe ist nicht viel Staat zu machen, wenigstens trifft sie nur die Nebenumstände und nicht den Kern. . . . Aber darin hast Du recht,“ fügte er ernst hinzu, „es giebt Eine, die ich stolz machen, der ich lieb werden möchte, und ich denke, es wird mir gelingen, — morgen — bald. . . .“

„Höre, Du siehst ja ganz verklärt aus und dabei Rätsel über Rätsel! . . . Wie soll man das verstehen?“

Walter blickte eine Weile unschlüssig vor sich nieder. „Nun denn,“ sagte er dann tief aufatmend und faßte die Hand des Freundes, „Du sollst alles erfahren. Es hat mir die ganze Zeit auf dem Herzen gebrannt, freilich habe ich versprochen, niemand vorher zu sagen, was mich herführt; aber vor Dir hatte ich nie ein Geheimnis, und wenn der alte Pfarrer gewußt hätte, daß ich Dich hier finden würde. . . .“

„So hätte er vermutlich gesagt: Auf jeden Fall laß Dir von Deinem alten Castor raten und helfen, Polluxchen!“

„Zu helfen wird es wohl nichts geben — ich danke Dir! Aber mit einem Worte“ — er hielt inne und stieß dann hastig hervor — „ich bin hier, um — um meine Mutter kennen zu lernen.“

„Deine Mutter?!“ — rief der Arzt erstaunt. „Die ist ja längst tot! Du bist ja in unserem Dörfchen von Deiner Großmutter aufgezogen worden!“

„Man hat mich als kleines Kind dorthin gebracht,“ erwiderte Walter gepreßt. „Die alte Zenz war nicht meine Großmutter, wie jeder dachte, sondern sie hatte mich beiseit geschafft, damit ich meiner Mutter nicht zur Last sein sollte . . . Meine Mutter . . .“

Er atmete schwer und verstummte. Auch der Arzt schwieg. Dann ergriff er die Hand des Freundes und drückte sie. Es währte lange, bis Walter wieder begann:

„Du weißt, wie heiter ich aufgewachsen bin. Ich meine, ich hätte nie ordentlich geweint als kleines Kind, selbst nicht, als in meinem sechsten Jahre die Großmutter starb, und ich doch schon recht gut wußte, was die Nachbarinnen mit dem Jammer um das arme Waisenkind meinten, das nun gar niemanden mehr hätte. — Uebrigens war es nicht wahr, statt der einen waren sie nun alle gut zu mir. Um die Wette mit den eignen Sechs oder Acht gaben sie mir zu essen, auch wenn das Habermus nicht allzuhoch in der Schüssel stand, und als sie mich einmal doch vergessen hatten, kam gerade die gute Pfarrersköchin und wollte im Namen des hochwürdigen Herrn nach mir sehen. Der ging mein Hunger sehr zu Herzen, ich mußte mitkommen. . . .“

„Und Dein Tischgebetchen that es dem alten Herrn an,“ fiel der Arzt ein. „Ich weiß noch, wie er es meinem Vater einmal erzählt hat. Er meinte damals, es stecke ein Kirchenlicht in Dir.“

„Das war freilich eine Täuschung. Aber Gott segne ihn, sein Dach ist mir zur Heimat geworden, und das unsres Kirchleins dazu, in dem ich halbe Tage allein saß, mit den Augen in das Rankenwerk des Lettners verstrickt oder den Linien der Spitzbogen und des Rosenfensters folgend. Das wurde sogar vorn in mein Gebetbuch abgezeichnet, als ich zum ersten Mal ein eignes Stückchen Bleistift hatte . . . . Als das der Pfarrer zu Gesicht

Digitized by Google

bekam, that er freilich Einspruch, aber sonst ließ er mich neben seinem Unterricht ganz meiner Natur nachleben. Wenn Du nur ein tüchtiger Mensch wirst, pflegte er in seiner milden Weise zu sagen, das Uebrige wird sich finden. Und es fand sich! Geht es nicht wie ein lichter Faden durch mein Geschick? Der Patronatsherr kam von seiner Reise zurück —"

„Und hatte nichts Eiligeres zu thun, als den vielversprechenden Schützling des Herrn Pfarrers ins Herz zu schließen, was ihm niemand verdenken konnte."

„Nicht doch! — aber gut, wunderbar gut waren die Menschen wirklich immer zu mir. Seine Unterstützung ermöglichte mir die Schulzeit. Er ließ mich die Akademie besuchen und hatte solche Freude an jedem lobenden Wort der Professoren, das ihm zu Ohren kam — wie glücklich würde ihn erst die Preisverteilung gemacht haben! — Als ich am Morgen darauf mein Bündel schnürte, um nach den Heimatbergen zu wandern, that mir der Gedanke weh, fast als wäre der alte teure Freund erst in eben der Nacht gestorben, und nicht schon ein Jahr zuvor, und mir wurde nicht besser, als ich an den Pfarrer dachte. Der hatte gerade seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und kürzlich geschrieben, daß er sich oft recht hinfällig fühle. Wie lange wird's dauern, so sehe ich sein gutes Gesicht auch nicht mehr, gings mir durch den Kopf, dann freut sich niemand mehr im Dorf auf mich, und ich bin ganz allein auf der Welt. Mit einem Mal fühlte ich, was das hieß, und den ganzen Weg konnte ich's nicht los werden. Als ich aber dann mit dem Pfarrer in der lieben, alten, räuchrigen Studierstube saß und alles erzählt hatte, und die Jungfer Köchin freudeglühend und respektvoll in ihrer besten Schürze herein und wieder herausgeknixt war — wie er mich lobte und segnete, da wurde es wieder besser, — und mehr als das! Bin ich nicht ein Glückskind, folgt nicht immer dem Wunsch die Erfüllung? — „Du bist etwas Tüchtiges geworden, Walter", sagte der Pfarrer zu mir, „wirst fortan auf eigenen Füßen stehen. Ich danke dem Himmel, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen — er ist der rechte für eine Mitteilung, die ich dir machen muß." Damit holte er einige vergilbte Papiere aus einer Schublade. „Hier eine Aufzeichnung," fuhr er fort, „von mir nach den Angaben der Frau gemacht, die Du einst Großmutter genannt hast. Vor mehr als zwanzig Jahren diente sie bei reichen Leuten fern von hier an der Ostsee. Aber der Mann verarmte durch unglückliche Spekulationen und legte Hand an sich, der Frau brach das Herz darüber, und die Tochter der beiden, ein schönes, noch nicht fünfzehnjähriges Mädchen blieb allein in der Welt zurück". . . .

Der Erzähler hielt inne. „Dies Mädchen, ... Wolfgang —" sagte er dann stockend.

„Ich errate . . .", sagte der Arzt.

„In das große Unglück", fuhr der Künstler fort, „das damals über sie hereinbrach, mischte sich doch ein winziges Körnchen Glück. Der Verkauf aller überflüssigen Habe rettete ihr ein kleines Kapital aus dem allgemeinen Zusammenbruch, groß genug um für den Augenblick anständig zu leben. Die alte Wirtschafterin, die mit großer Liebe an ihrer jungen Herrin hing, blieb ohne Lohn bei ihr. Nun war sie aber aufgewachsen, wie reicher Leute Kinder so oft: sorgen- und gedankenlos, ängstlich behütet vor allen rauhen Einflüssen der Welt, von der sie nicht mehr sah, als eine Blume durch die dicken Scheiben der Treibhauswände . . . . Drum führte sie, nachdem der Sturm über sie weggezogen war, und der erste Schmerz über den Verlust der Eltern sich gelegt hatte, in ihrem nunmehrigen Dachstübchen ziemlich dasselbe Leben weiter, wie in den prunkvollen Räumen des väterlichen Hauses: sie stickte, musizierte, und sang, ließ sich von der alten Zenz verwöhnen, und sorgte sich nicht drum, mit welchen Mitteln der kleine Haushalt bestritten wurde. Desto mehr that es die Alte — der Vormund kümmerte sich um beide nicht —; sie saß oft mit angstvollem Herzen vor der Tischlade, in der das Geld immer weniger ward, und grübelte darüber, wie sie dem Kinde nichts abgehen lassen und doch den drohenden Mangel noch einige Zeit aufhalten könnte. Es fiel ihr aber nichts ein, und daß Angelika arbeiten, sich etwa durch Musikstunden etwas verdienen könnte, das wollte der Alten nicht einleuchten. Lieber glaubte sie, der liebe Gott werde ein Wunder thun für die junge Lilie auf dem Felde.

„So lagen die Dinge, als Angelika auf dem Wege zu ihrer alten Gesanglehrerin —

Digitized by Google

die Gute gab ihr die Stunden aus Freundschaft weiter — zu wiederholten Malen einen jungen Mann traf, der sie mit lebhafter Aufmerksamkeit betrachtete. Nicht lange nachher fand sie ihn eines Tages bei eben jener Lehrerin in eifrigem Gespräch und erfuhr, daß er ein Neffe der alten Dame sei, Amerikaner von Geburt und auf einige Zeit in Geschäften anwesend. Seine lustigen Reden lösten auch ihr die Zunge, und während das alte Fräulein, stolz und glücklich, daß sich der junge flotte Verwandte ihrer plötzlich erinnert hatte, für heute die Lehrstunde in ein Frühstück verwandelte, plauderte sie ihm so ziemlich ihr ganzes Leben vor; sogar die Schelte, die sie am Morgen von ihrer „guten, aber so geizigen“ Zenz für eine unnütze Ausgabe bekommen hatte, verschwieg sie nicht. „Und es war doch nur für ein paar Monatsrosen!“ schloß sie vorwurfsvoll. — Am anderen Morgen lag trotz der winterlichen Jahreszeit ein großer Rosenstrauß auf ihrer Thürschwelle... So stahl er sich in ihr Herz. Er hörte sie singen und erklärte, ihre herrliche Stimme müsse für die Bühne ausgebildet werden. Das schien der Zenz eine Verwirklichung ihrer Träume von einer glänzenden Zukunft für ihr Herzblatt, und sie hatte kein Arg daran, daß der junge musikalische Freund ihr Fräulein zu besuchen begann und Stunden, ja halbe Tage lang mit ihr übte, sie begleitete. Nur seine Bewirtung machte ihr anfangs Sorge; doch hielt er viel von einer amerikanischen Sitte; und die bestand nach seiner Angabe darin, jedesmal zuvor einen mitgebrachten Leckerbissen in der Küche seiner Wirte abzuliefern. Er hatte die Verhältnisse schnell durchschaut, und bald verging beinah kein Tag, an dem er der Zenz nicht mit guter Manier etwas in die Hände spielte, was der kleinen Wirtschaft zu Passe kam. Die Alte versuchte zuweilen einen zagen Einwand; er aber ward sehr ungehalten darüber. Ob sie denn nicht sehe, daß er ihr Fräulein liebe? Daß es sein größtes Glück sei, ihr die Wege zu ebnen, bis sie reich und berühmt geworden sein werde? Sie solle die Sachen nur ihren Gang gehen lassen und fortfahren, der jungen Herrin zu verschweigen, weshalb die Kasse jetzt weiter reiche, als früher. Das war nicht schwer, die kleine Nachtigall fragte nicht, sondern sang und jubelte im Glücke; Zenz aber drückte ein Auge zu und wischte aus dem anderen eine Freudenthräne.

„Was wäre da noch viel zu sagen? Genug, es kam eine Stunde, wo sich der schlechte Mensch für dies alles bezahlt machte auf Kosten der Reinheit und Unschuld des Mädchens. Nicht lange darauf verschwand er aus der Stadt. Seine Geschäfte seien beendigt, schrieb er der Zenz, und er habe nicht Zeit Abschied zu nehmen. Anbei folge eine Summe „zur Verwendung in besonderen Fällen“. Für das junge Mädchen keine Zeile. Die warf sich von Schreck und Schmerz gepackt in die Arme ihrer alten Pflegerin, und ihr wirres, schluchzendes Geständnis fiel siedend heiß auf das Herz der Alten. Sie allein fühlte sich an allem schuldig; ihre thörichte Willfährigkeit hatte ihre Herrin zu Grunde gerichtet; wie sollte die Aermste jetzt der Schande entgehen? Sie zersann ihr Hirn, bis sie endlich einen Ausweg gefunden zu haben glaubte; an ihr lag die Schuld; sie wollte sie büßen, so weit dies möglich war.

Ich kam auf die Welt — in einem Dörfchen, nicht weit von der Vaterstadt meiner Mutter. Arme Leute, Freunde der Zenz, hatten sie aufgenommen. — Als sie nach ihrem Kinde fragte, hieß es, es sei nach zwei Stunden gestorben, Zenz auf dem Wege, es begraben zu lassen. Der Schreck kostete meiner Mutter beinahe das Leben; nur langsam erholte sie sich wieder.

Zenz war indeß mit mir zu ihrer jung verwittweten Tochter gereist, die kürzlich ein kleines Kind verloren hatte. Durch das Geld meines elenden Vaters konnte sie ihre drückende Armut lindern, und sie hatte mich gleich lieb; der Himmel schien mich ihr als Ersatz für ihr Bübchen beschceert zu haben. Zenz kehrte zu meiner Mutter zurück, die sich nach einer großen Stadt begab, Engagement an einem Theater zu suchen; ihre treffliche Stimme, ihre Jugend und Schönheit verhalfen ihr nach kurzer Zeit zu Erfolgen. Den Sohn glaubte sie nach wie vor todt; Zenz wollte, er sollte ihr kein Hindernis auf ihrem Lebenswege werden, sie hielt sich dazu verpflichtet und war fest entschlossen, meine Existenz aller Welt zu verheimlichen — am meisten der Mutter selbst. Denn nur so war das Herz ihrer

Digitized by Google

Herrin unbelastet und das Geheimnis gesichert. Sie aber wollte dem Kinde den Rest ihres Lebens widmen; sobald meine Mutter in leidlichen Verhältnissen Fuß gefaßt hatte, begab sich die Alte zu ihrer Tochter, um mit dieser und mir nach dem Heimatdorfe beider zu ziehen. Die Tochter starb kurz vor der Uebersiedlung so kam sie denn mit mir allein an, und keiner hatte ein Arg dabei. In ihrer letzten Krankheit aber schlug ihr das Gewissen; sie offenbarte dem Pfarrer die Geschichte und bat ihn, alles genau aufzuschreiben, mit der Bestimmung, daß ich davon erfahren sollte, wenn und zu welcher Zeit dies ihm recht scheinen sollte. Der Pfarrer hatte nun all die Zeit hindurch sorglich darauf geachtet, wenn ihm der Bühnenname meiner Mutter in der Zeitung begegnete; und so wußte er, daß sie seit zehn Jahren hier verheiratet ist — an den Besitzer der Villa, vor der Du mich fandest . . , Nun weißt Du Alles!"

Der Arzt blies große Wolken vor sich hin.

„Die schöne Gräfin Pernegg also!" sagte er. „Ich glaube gehört zu haben, daß sie früher bei der Oper war. — Das ist eine seltsame und traurige Geschichte, mein Freund, die Dich freilich im Innersten beschäftigen muß! — Und was gedenkst Du nun zu thun?"

„Du fragst noch? Sie sehen, sprechen, mich ihr zu erkennen geben — natürlich!

„Und was dann?"

„Dann?! . . . Mein Gott, ich bin ja ihr Sohn!"

„Hast Du Dich aber auch auf den Fall gefaßt gemacht, daß —"

„Was meinst Du?!"

„Wenn sie Dich nun nicht so freundlich aufnähme? Walter, ich weiß, was sie an Dir haben würde; aber wenn Du der Engel Gabriel selber wärest, Dein Dasein bleibt ein Fleck für sie. Wer läßt sich daran gerne erinnern? Sprich nicht", fuhr er fort, als Walter reden wollte, „ich sehe den Fall mit allen mildernden Umständen; die Menschen im Allgemeinen urteilen aber nicht so und der Graf wahrscheinlich am wenigsten. Seine Meinung dürfte aber doch auch sehr wesentlich zur Sache gehören. Weißt Du, was es für einen Mann heißt, solch einen Vorfall aus der Vergangenheit seiner Frau zu erfahren, oder, wenn er davon unterrichtet ist, plötzlich den lebenden Zeugen für eine Zeit auferstehen zu sehen, deren Andenken er einst mit heißer Ueberwindung in sich begraben hat? — Ich weiß von der Gräfin Pernegg nicht mehr, als alle Welt; darüber sind aber die bösesten Zungen einig, daß sie an ihrem Manne mit treuer Liebe und Verehrung hängt. Du — bist ihr ein Fremder!"

„Der Pfarrer hat mir Aehnliches eingewendet", sagte der Jüngling nicht ohne Beklommenheit. „Aber muß ich ihr denn ein Fremder bleiben? Wir gehören doch einmal zusammen, die Stimme der Natur wird für mich sprechen. Oder gehört der Glaube an ein Mutterherz auch zu Deinen überwundenen Illusionen, und meinst Du seine Liebe auf die Gewohnheit der täglichen Sorge und Plage für das Kind zurückführen zu können? Schäme Dich vor Deiner eigenen braven und herrlichen Mutter! — Ich aber zweifle nicht daran, daß die meine wol wissen wird, was ihrem einsamen Jungen fehlt, wenn er zu ihr kommt. Und der Graf? Ich gebe Dir zu, daß die Auseinandersetzung mit ihm ihr Peinliches haben wird. Aber ich denke, er liebt seine Frau? Ebnet das nicht am Ende alles?"

„Da hätten wir wieder einmal vergeblich gepredigt," sagte der Arzt gelassen. — „Noch Eins: bist Du wenigstens durch deine Papiere hinreichend legitimiert?"

„Der Pfarrer meint: Ja. Auch habe ich ein Medaillon mit dem Bilde meiner Mutter, das sie der Zenz gegeben hat, und verschiedene andere Andenken bei mir."

„Und nun willst Du ihr ohne Weiteres deinen Besuch machen?"

„Ja — so dachte ich . . ."

„Um Himmelswillen, so bereite sie doch vor! Schreib' ihr ein paar Zeilen! Vielleicht macht sie dann vorher manches in sich ab. . . Versprich mir das, Walter!"

Der Künstler zögerte. „Gut," sagte er endlich, „ich will nach Deinem Rat handeln. Aber nun laß uns sofort nach Deiner Wohnung gehen, und gieb mir dort Feder und Tinte."

Die jungen Männer brachen auf, und der Brief ward geschrieben, freilich nicht mit wenigen Worten, wie der Arzt es wünschte, sondern in Form eines heißblütigen, sehnsuchtsvollen Dithyrambus. Die Mitteilung der

Digitized by Google

Zenz und die beglaubigenden Worte des Geistlichen schloß Walter bei.

Helke sah dem Freunde kopfschüttelnd nach, als dieser dann im Mondlicht die Straße nach seinem Gasthof herabschritt und am Briefkasten noch einmal zu dem geöffneten Fenster emporgrüßte. „Zuweilen hört man von Frauenzimmern mit großer Seele“, dachte er. „Aber sie sind wie Gespenster. Keiner hat sie je greifbar deutlich gesehen. Wenn aber die Gräfin dazu gehörte, nun, so ist sie ihres lieben, prächtigen, Jungen nur eben wert!“ —

(Schluß folgt.)

In der Antiken-Gallerie.

Ein Grüßen, wie aus Geistermunde,
Tönt friedvoll durch den ernsten Raum;
Die Andacht schließt des Herzens Wunde,
Und der Gedanke wird zum Traum.

Groß stimmen mich die Marmorzeugen
Der fernen, märchenschönen Zeit,
Und betend muß mein Knie ich beugen
Vor dieser reinen Menschlichkeit.

In all den alt vertrauten Zügen
Ein Himmelsglanz, so lockend, weich —
Mir ist, die alten Götter trügen
Zurück mich in ihr frohes Reich;

Als blühten auf die starren Glieder,
Vom Hauch des Lebens warm umweht;
Als löste sich in Jubellieder
Das steingewordene Gebet.

Emil Ermatinger.

Thüringer Bauernlied.

Das sind noch Bauern von ächtem Schlag,
Sie säen und pflügen den ganzen Tag,
Und wenn der Abend will sinken,
Ihre Sicheln und Sensen blinken.

Drum häuft sich der Segen in Scheuer und Stall
Von Acker und Wiese allüberall;
Und will am Sonntag kaum ruhen
Die Mehrung in Schrank und in Truhen.

Drin gleichet für Kirche und Kirmse der Staat
Dem Thaugefunkel in schwellender Saat,
Die Mieder mit Goldnaht und Litzen,
Die Hauben mit Bändern und Spitzen.

Dem Bauer der schwere, der tuchene Rock,
Von Sammet die Weste mit Uhr und Berlock,
Und seidene Shawls und Tücher,
Von Schriften das Buch der Bücher.

So mehrt sich der Segen in Scheuer und Spind,
Und füll'n sich die Truhen für Weib und Kind;
Das sind noch vom Urschlage Bauern,
Sie kennen nicht Klage und Trauern.

Läg Einem aber der Acker tot,
Läg Einer aber in Tod und Not,
Welch seltsam Läuten und Klingen
Will in die Fenster ihm dringen!

Das ist ein Klang als wie Gesang
Der Kosse und Kinder Glöcklein Klang!
Den Platz und die Gassen sperren
Der Pflug und die Pflüger, die Herren.

Die ziehen hinaus, und ziehn ihm vorbei,
Daß ers vernehme und fröhlich sei;
Die Äcker sind ihm geborgen,
Gepflügt bis zum andern Morgen.

Das ist der Bauern fröhliche Fahrt,
Mit der sie so Ehre wie Gut gewahrt,
Das sind, die nicht klagen und trauern,
Bei uns zu Lande die Bauern.

Gottlob Schneider.

Einer Stimme.

Thränensatte Frauenstimme,
Wie aus Himmeln singst du nieder
Leise, weiche Melodien,
Wunderbare Zauberlieder.

In den Mißton dieses Treibens
Hallt dein Klingen wie die Güte
Wie der Liebe süße Sehnsucht
Wie des Frühlings Maienblüte.

Wie dein Klang so klingen leise
Milde Aeolsharfenklänge,
Wie dein Sang so singen weise
Der Propheten Feiersänge.

Thränensatte Frauenstimme,
Weckst mir heimlich heiße Thränen,
Weckst mir alte Liebe wieder
Und ein namenloses Sehnen!

Wilhelm Zöttger.

Digitized by Google

Bruder König.

(Einer alten Geschichte nachgedichtet.)

Ein Bettler ging vor des Königs Schloß
Und mischte sich unter der Knechte Troß,
Er schritt in den Saal vor den goldenen Thron,
Da saß der Herrscher in Mantel und Kron'.
„Herr Bruder", rief er, zum König gewandt,
„Du bist der Reichste im ganzen Land,
Wir Menschen alle sind Brüder hier,
Drum teil' von den Schätzen, Herr Bruder, mit mir."
Der König, er lächelt und greift in die Truh'
Und reicht einen blanken Heller ihm zu.
Der Bettler, indem er den Heller nimmt:
„Ei, Bruder König," so ruft er ergrimmt,
„Du geizt mit den Gaben! Der Heller, bedenk',
Der wäre ein königliches Geschenk?"
Der König drauf ernst zu dem Bettelmann:
„Den Bruder gingst du um Gaben an.
Sind Brüder wir Menschen, sei gleich unser Los,
Der Brüder Zahl ist unendlich groß,
Was du hier begehrtest, den andern ist's feil,
So gab ich denn dir auch dein brüderlich Teil.
Hätt'st du vor den König die Bitte gebracht,
Der König hätt' königlich auch dich bedacht!"

W. Fabian.

Strenge und Milde.

Ein Fels war Rabbi Schammai in den Wellen,
Dem grelle Feuer seine Wand erhellen,
An dessen Brust die Wogen wild zerschellen,

Und Rabbi Hillel war so ganz ergeben,
Den Wellen gleich, auf die im Zauberweben
Der Sterne milde Strahlen niederschweben.

Und Rabbi Schammai, düster im Gemüthe,
Dem Cactus glich er, dessen Flammenblüte
Noch niemals duftend aus den Stacheln sprühte

Der Lilie gleich war Rabbi Hillel immer;
Die Au, den Garten ziert ihr heitrer Schimmer,
Der Seel' versagt sie ihren Dufthauch nimmer.

Und Rabbi Schammai sprach: „Das Wort verfechte,
Das Gott dir gab, das Wahre und das Rechte,
Ob deiner Stirn die Welt auch Dornen flechte".

Und Rabbi Hillel: „Das Gesetz, das ehre,
Allein mit mildem Wort das Volk belehre,
Lacht doch die Morgensonne auch, die hehre".

Und Rabbi Schammai: „Dein Gelüst bezwinge,
Buchstäblich nimm das Wort, am Fasttag bringe
Kein Brod dem Kind und wenn es auch verginge!"

Und Rabbi Hillel: „Dieses zu verhindern,
Will mit dem Ei der Henne ich den Kindern
Am Fasttag auch des Hungers Qualen lindern".

Wer hatte Recht? Was räthst du, daß ich lerne,
Daß ich vom Wahren nimmer mich entferne?
Dank dem Gamaliel, dem hellen Sterne!

Zur Antwort gab er auf der Zweifler Fragen:
„Kann wohl ein Auge Gottes Glanz ertragen?
Drum hüllen Wolken ihn seit grauen Tagen.

Du wirst zwei Seiten bei der Münze finden,
Siehst diese Du, wird jene dir verschwinden,
Wiewohl zum Ganzen beide sich verbinden.

Und Gott — Er ist die Macht, vor der wir beben,
Die helle Lust, das Lieben und Vergeben,
Der Winter und der Lenz, der Tod, das Leben,

Willst du auf einmal Beides fassen, sehen?
Im Wahnsinn möcht' dein Geist zu Grunde gehen,
Drum mußte Schammai, Hillel uns erstehen."

Aus dem Tschechischen des **Jaroslav Vrchlický** von **Ottokar Winicky.**

Hochzeit.

Übers Jahr, übers Jahr, wenn die Sichel klingt
Und blitzt durch das reife Getreide,
Wenn trauernd die Erde durchs Haar sich schlingt
Das letzte Blumengeschmeide,
Wenn morgens gleich heimlichen Thränen liegt
Der Thau auf der schimmernden Haide.
Und bang durch die Wälder die Kunde fliegt,
Daß der Sommer, der liebliche, scheide.

Dann will ich ganz leise mit klugem Wort
Die verrosteten Riegel berühren,
Dann, Liebste, dann öffnet das Glück uns sofort
Die hohen, heimlichen Thüren!

Dann will in mein freudegesegnetes Land
Ich die lächelnde Königin führen,
Dann will unser'es Herdes geheiligten Brand
Mit sorgenden Händen ich schüren! —

Mag dann in den Wäldern das Laub auch verwehn,
Wir werden den Sommer behalten!
Die Sonne wird nimmermehr untergehn,
Und nie wird das Feuer erkalten!
Es werden, die heut' noch in Knospen stehn,
Die Rosen sich leuchtend entfalten!
Und Englein werden vom Himmel sehn
Und segnend über uns wallen! — —

Wilhelm Langewiesche.

Digitized by Google

Franz Niſſel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von **Karl Emil Franzos.**

IV.

Franz Niſſel hat all ſeine Tage annähernd ebenſo gedacht und empfunden, wie als Jüngling — dieſe Bemerkung, mit welcher der vorige Aufſatz ſchloß, bedarf kaum der Wiederholung, ſo deutlich wird das Folgende dem Leſer ihre Richtigkeit erweiſen.

Ueber die Zeit vom Frühling 1848 bis zum Herbſt 1849 liegen uns keine Aufzeichnungen des Dichters vor; die Tagebuchblätter vom Oktober des letzteren Jahres, welche die Herausgeberin zuerſt wieder mitteilt, ſagen uns zunächſt nicht viel Neues: er iſt noch immer Gymnaſiaſt, ſchwärmt für Gott, haßt die Prieſter und fällt zuweilen in die knabenhafte Leidenſchaft für jenes Balletmädchen zurück. Was uns aber dann als neuer Zug aufſtößt, läßt uns faſt vergeſſen, daß es ein faſt neunzehnjähriger, höchſt begabter Jüngling iſt, von dem wir leſen; einem dummen und trägen Schlingel von vierzehn Jahren würden Klagen, wie die folgenden mehr zu Geſicht ſtehen: „Und immer wieder dies hemmende, quälende Studium mir verhaßter Wiſſenſchaften: Latein, Griechiſch, Mathematik, Philologie (?!) allüberall! O wie oft weinte, ſchluchzte ich bitterlich, wie oft lachte ich krampfhaft über meine Leiden! . . . Umſonſt wollte ich die Kraft gewinnen, das Alles zu ertragen. Ich fühlte, es könnte mich krank machen, mich töten — wenn ich nicht durch einen kräftigen Entſchluß dem Allen ein Ende machte. Nur kam ich nicht dazu, den zu faſſen; ich fürchtete den Widerſtand meines Vaters.“ Ja wohl, denkt man unwillkürlich, der „Widerſtand“ des Vaters iſt in ſolchen Fällen ſehr heilſam, freilich nur dann, wenn es ein mit einem ſpaniſchen Röhrchen ausgerüſteter Widerſtand iſt! Dann aber erkennt man: dieſer Jüngling war nicht träge, ſondern krank, phyſiſch ſehr krank, aber auch pſychiſch nicht normal; ein Märtyrer der Phantaſie, die ihn zum Träumen und Dichten zwang und alles Lernen zum Ekel machte, doppelt zum Ekel, weil die Lehrer nicht blos zum Studium, ſondern auch zur Frömmigkeit zu zwingen ſuchten. . . . . Damals ſtand Niſſel an einem Wendepunkt ſeines Geſchicks; vielleicht hätte ein Vater, dem er ſich näher fühlte, der ihm geiſtig überlegener war, als dies leider von Korner-Niſſel galt, oder noch beſſer ein reifer, verſtändiger Freund ihn belehren können, daß gerade einer Natur, wie der ſeinigen, die Aneignung poſitiven Wiſſens das einzige Heil war, hingegen die Beſchränkung auf bloße Phantaſie-Thätigkeit Gift. Aber einen ſolchen Freund hatte der Jüngling nicht; der einzige Genoſſe, der ihm wahrhaft nahe ſtand, Siegmund Schleſinger, haßte die Schule faſt ebenſo ſehr, wie er, und hielt Latein und Mathematik eines Dichters geradezu unwürdig; der Vater aber wußte ihm nur lockend auszumalen, wie gut es ein Staatsbeamter habe und das verfing natürlich nicht im Geringſten, oder ihn dadurch zu ſchrecken, daß er dann erbarmungslos rekrutiert werden würde und das wirkte nicht für lange. „Es war furchtbar zu denken, ein Opfer des Despotismus zu werden, zu ſeinem Dienſte gewaltſam gezwungen. Da dachte ich wieder, ich würde bei der erſten Wache — mich erſchießen! O nein, wozu das — nein, mit einem Schuſſe mir den linken Arm zerſchmettern. Und ich fand eine wilde, bittere Luſt darin, dieſem Gedanken nachzuhängen. Ich bin doch frei, rief ich in einer Art finſteren Triumphs! Und ich arbeitete fort, raſtlos, mit krampfhafter Anſtrengung, an dem Drama: „Die Inquiſitoren“ — ich achtete nicht geiſtige, noch phyſiſche Erſchöpfung. Mein Kopf brannte, meine Nerven bebten — was lag daran, fort arbeitete ich, fort, bis ich eines Tages, vom Blutandrange überwältigt, auf das Steinpflaſter der Küche beſinnungslos niederſtürzte und mich an Stirne und Fußknochen zerſchlug. Was lag daran, das Drama ſtand faſt vollendet da.“

Dies begab ſich im Januar 1850; ein „Krankheitszeugnis“ hatte ihn für einen Monat von der Schule frei gemacht; nun aber, wo er ſie wieder betreten ſollte,

Digitized by Google

hatte er sich ernstlich krank gemacht. „Es dämmerte der Morgen des 15. Februar. Ich erwachte mit einem heftigen Schmerze, Frost und brennende Hitze überflogen im Wettlaufe meine Glieder, kalter Schweiß stand auf meiner Stirne . . . Bis hierher, sagte ich mir, und nicht weiter! Der Augenblick des Entschlusses war gekommen, das Studium war über den Haufen geworfen. Meine eigene Kraft, Gottes Hülfe, die Religion sollte mich durchs Leben führen, in diesem Sinne sollte sich diese Kraft der Religion und des Menschenthums bewähren im Gegensatz zur toten Buchstabenbildung der Welt. Meine Mutter schwieg, der Widerstand des Vaters war gering." Und so wurde aus dem neunzehnjährigen Gymnasiasten ein berufsmäßiger „Lehrer der Nation", ein Schriftsteller!

Mit fieberhaftem Eifer — das Wort paßt nicht allein in übertragener Bedeutung, denn wir lesen von immer neuen Fieber-Anfällen, die ihn damals heimsuchten — ging Nissel nun an die Produktion; das Trauerspiel „Die Inquisitoren" wurde beendet, ein zweites „Narzissus" rasch geschrieben; an beiden arbeitete Siegmund Schlesinger erheblich mit; in welcher Weise sich die beiden jungen Poeten in die Arbeit teilten, erfahren wir leider nicht; auch über die beiden Stücke ist uns kein Urteil möglich, da sie weder je gedruckt, noch je aufgeführt worden sind. Bühnengerecht aber scheinen sie zum mindesten gewesen zu sein, hatten also — bezeichnend genug — gerade jenen Vorzug, der Werken jugendlicher Dramatiker sonst fast immer fehlt. Es ist dies daraus zu schließen, daß ein Routinier wie M. G. Saphir, der sich über theatralische Wirkungen selten täuschte, die „Aufführung in Wien und anderwärts betrieb, ohne sie freilich durchsetzen zu können, ferner daraus, daß auch ein anderer, ebenso erfahrener, als nüchterner Kritiker, Ignaz Kuranda, sich für beide Werke interessierte, vor allem aber aus dem Urteil Friedrich Hebbels. „Er empfing uns", — als sie ihm die Manuskripte brachten — „wie ein Gott, der angebetet, angestaunt sein will. Wir hatten bereits viel Stolz und Anmaßung kennen gelernt, allein diese übertraf alle unsere Erfahrungen. Als wir ihm unsern Entschluß mitteilten, uns ganz der Litteratur zu weihen, blickte er verächtlich auf uns herab und rieth uns davon ab, indem er sagte: „Ich wollte lieber Alles, als ein mittelmäßiger Dichter sein —, ein Genie aber bringt das Jahrhundert nur einmal hervor", wodurch er uns nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er dies eine, das Jahrhundert erschöpfende Genie sei! Sein drittes Wort während unserer Unterredung war: „Das verstehen Sie noch nicht!" Wir verließen ihn höchst verletzt — über die Demütigungen, die wir hatten ertragen müssen. Es war daher kein geringer Triumph für uns, als er uns das nächste Mal ganz freundlich empfing, nachdem er unsre „Inquisitoren" gelesen, die er ein gutes Theaterstück nannte — von einem Kunstwerk könne gar nicht die Rede sein". Ich habe die Stelle ganz hierhergesetzt, statt blos Hebbels Urteil zu zitieren, weil auch sie beweist, welchen schlimmen Dienst sich Nissel durch die allzufrühe Widmung zum Berufsschriftsteller erwiesen. Im Handumdrehen hatte er sich alle Unarten solcher jungen Herren angewöhnt: man überläuft die berühmten „Kollegen", um ihre Protektion zu erlangen, aber ist der Empfang kühl, so rächt man sich dafür, indem man diese Dichter verhöhnt. Hebbel war gewiß ein Mann von starkem Selbstbewußtsein, aber daß er, der einst im gleichen Alter, wie diese Herren Ex-Gymnasiasten, unter tausend Mühen und Entbehrungen seinen Schulsack erst recht zu füllen begonnen, von ihrem Entschluß nicht erbaut sein konnte und ehrlich vor einem verfehlten Leben warnte, werden wir ebenso begreiflich finden, als seine wiederholte Bemerkung über das vorläufig mangelnde Verständnis. Aber eben darum, weil er sich in derlei Unterredungen rückhaltlos zu geben pflegte, werden wir auch sein Urteil als ehrlich und maßgebend betrachten dürfen.

Nun, die beiden Stücke kamen, wie bemerkt, trotzdem nicht auf die Bühne, und ebenso die anderen, die Nissel in den beiden nächsten Jahren teils allein, teils in Gemeinschaft mit Schlesinger schrieb. Da war zunächst ein Lustspiel: „Dichter und Mensch." „Ich war begeistert für den Gedanken, den Vorurtheilen der Welt, die ganze Reinheit des echten, schriftstellerischen Berufs entgegenzuhalten, jene verderbliche Schöngeisterei zu bekämpfen, die sich wie ein Krebsschaden der ganzen Energie des Zeitgeistes angefressen (!). Die Urteile über unsere „Inquisitoren", die uns zukamen, dienten dazu, unsere Ansichten über den Beruf des Schriftstellers immer schärfer zu begrenzen und zu befestigen." Es gab nämlich auch Dichter, welche sich durch ein Stück, wie den „Narziß" eben deshalb abgestoßen fühlten, weil es ein Tendenzwerk war und weil sich diese Tendenz gegen das Christentum kehrte; das waren nun selbstverständlich nach Ansicht der beiden jugendlichen Autoren Leute, die gar nicht den Namen eines Dichters verdienten. Zu diese Reihe gehörte auch der edle Friedrich Halm. „Mit einer ernsten Zensorniene schritt er auf uns zu und stellte sich mit gefalteter Stirn vor uns hin, wie zu einer feierlichen Amtshandlung. Hierauf begann er uns den Text zu lesen, als sei es seine Pflicht, von Staatswegen uns von einer irrigen, gottlosen Bahn abzulenken. „Das, wonach Ihre Helden — und" — setzte er hinzu.

Digitized by Google

„wahrscheinlich Sie selbst streben, das sind Phrasen, — verzeihen Sie mir den Ausdruck — hohle Phrasen, die niemals das Interesse des gebildeten Kunstkennens erregen werden, denn sie verstoßen gegen das eigentliche Wesen der Poesie. Sie kommen mir vor, wie Schiller in seinen ersten Werken, die ich nun und nimmer billigen kann, obwohl seine Ideen noch praktischer sind, als die Ihrigen. Lesen Sie die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Sie werden sehen, was Sie zu vermeiden haben. Verlieren Sie den Muth nicht, es ist Talent da, es will etwas Tüchtiges werden." Damit schob er uns beinahe zur Thüre hinaus. Wir dankten ihm im Herzen für seine Hoffnungen auf uns, hätten ihn aber versichern können, daß wir stärker als Schiller (?!) in ihm nicht den Goethe gefunden hatten, der uns im Interesse der Poesie Menschheit, Freiheit, Vaterland vergessen machen könnte." Bemerken möchte ich hierzu nur, daß der Halm in den Mund gelegte Ausdruck, er könne Schillers Erstlingsdramen nun und nimmer billigen, höchst wahrscheinlich auf einen Hörfehler der beiden erregten jungen Leute beruht; Halm war ein Gegner aller Tendenz-Poesie, aber ein Mann von feinster Bildung, den eine solche Lächerlichkeit „nun und nimmer" zuzutrauen ist. Ganz im Geiste dieser Berichte über die berühmten Dichter sind auch die Rezensionen über die erfolgreichen Stücke Anderer geschrieben, die der Zwanzigjährige in sein Tagebuch einträgt. So fertigt er z. B. Bauernfelds preisgekröntes Lustspiel „Der kategorische Imperativ" mit den Worten ab: „Der langweilige, zwitterhafte, abgebrauchte Lieberalismus des Verfassers, in drei langen, langweiligen Akten ausgewalzt, ermüdete die Geduld des Publikums bis zum Unwillen." Und über Edmund Mautners „Preislustspiel" lesen wir da sogar: „Ein erbärmliches Machwerk — was gut daran ist, ist offenbares Plagiat." Ja — es ist noch keiner straflos in solchem Alter Berufsschriftsteller geworden!

Vor dem Schlimmsten freilich, was in solchem Falle einzutreten pflegt, blieb Nissel durch seinen Mangel an praktischem Sinn, an Anpassungs-Vermögen bewahrt, vor dem Versinken in den Journalismus. Die Verbindung mit Saphir und Kuranda veranlaßte ihn nur zu einigen novellistischen Versuchen; weit scheint er damit auch nicht gekommen zu sein. Hingegen folgten dem oben erwähnten Lustspiel die Dramen: „Kerkerleben" und „Die Gatten", ein Volksstück: „Einer der Edleren", endlich das Trauerspiel: „Ein Narr". Aber sie wurden nicht vollendet, oder blieben doch allesammt unaufgeführt und ungedruckt. „Ich erkannte, daß Laube keine besondere Neigung fühlte, ein jugendliches Talent zu unterstützen." Dies wenigstens war der Eindruck, den Nissel von einer Unterredung mit dem Direktor des Burgtheaters am 1. Dezember 1852 empfing. Und gleich darauf kam die gewaltigste Aufregung des ganzen Jahres", die Kunde vom Staatsstreich Louis Napoleons. „Ich war empört über die Feigheit der Massen, die beim Klange der militärischen Trommel wie Spreu im Winde auseinanderstoben und die wenigen mutigen Herzen hülflos brechen ließen." Der angestrengten Arbeit, noch mehr diesen Aufregungen schreibt es Nissel zu, daß er mit Ende desselben Monats von einem heftigen Bluthusten befallen wurde.

Er genas langsam; natürlich brauchte er nun vor der Rekrutierung nicht mehr zu zittern. Derselbe Frühling von 1852, der ihn von dieser Sorge befreite, brachte ihm eine andere große Freude: ein Wiener Vorstadt-Theater acceptierte sein Trauerspiel: „Ein Narr". Der Jubel schlug bald in schmerzlichen Groll um: die Zensur verbot das Stück. Aber gerade diese Empfindung stachelte seine Kraft auf: binnen wenigen Wochen schrieb er im Verein mit Schlesinger ein Volksstück: „Das Beispiel" und eroberte sich damit endlich die Bühne. „Ich konnte mich", schreibt Nissel in sein Tagebuch, „eines traurigen Lächelns nicht erwehren, wenn ich dachte, daß dies unser untergeordnetstes Werk war," — und über die erste Aufführung (2. Oktober 1852) schreibt er: „Es war ein entscheidender Moment in dem Leben zweier Menschen. Der Erfolg war an diesem Abend ein vollständiger, wir wurden neunmal stürmisch gerufen. Dieser Erfolg überraschte mich, wenn ich auch an kein gänzliches Mißfallen dachte." Es lag nie in Nissels Art, sich des Errungenen zu freuen, wie ein Zwang lag es auf ihm, stets gescheiterter Hoffnungen zu gedenken, und so mag es, da das Stück längst verschollen ist, dahingestellt bleiben, ob „Das Beispiel" wirklich das „untergeordnetste Werk" war, das die Freunde vereint geschaffen. So viel aber ist gewiß, daß Nissel selbst im Alter anders darüber gedacht hat; als das Stück in jenem Essay, den ihm die „Deutsche Dichtung" widmete, durch einen Druckfehler „Das Lustspiel" getauft wurde, schrieb mir Nissel, er lege Werth darauf, den Fehler berichtigt zu sehen; das Stück habe seinen Erfolg redlich verdient. Auch die Bemerkung des Essayisten, daß namentlich ein Couplet, das Lied vom „braven Mann" gefallen, scheint ihn verstimmt zu haben.

Wer als einundzwanzigjähriger Jüngling bereits einen starken Erfolg erringt, hat wohl Grund, sich seines Daseins zu freuen. Hiezu kam daß ihm zur selben Zeit eine für seine Verhältnisse beträchtliche Erbschaft zufiel, die ihn für einige Jahre sorgenlos machte. Statt dessen lesen wir im Tage-

Digitized by Google

buch nur die bittersten Klagen und Anklagen gegen sein allzu hartes Schicksal. Er jammert, daß er die Liebe jenes Balletmädchens nicht habe erringen können, daß er ungeliebt durchs Leben gehen müsse, und als er „einige Tage später die Liebeserklärung eines jungen Mädchens erhält", da weiß er sich wieder vor Schmerz nicht zu fassen, daß er ihr sein Herz nicht schenken könne und „die Zerrüttung meines geistigen und leiblichen Zustandes nahm wieder auf eine erschreckende Weise zu." Er arbeitet — wir können es kontrolieren, da das Tagebuch Alles verzeichnet — mehr, als man für möglich halten sollte, geschweige denn bei seiner Kränklichkeit, tritt dann aber der natürliche Rückschlag aller Ueberanstrengung ein, so „kämpft" er „einen verzweifelten schmerzvollen Kampf mit der Arbeitsunfähigkeit." Sogar von jener Erbschaft betrübt es ihn, daß er sie „eben dem Tode eines Menschen verdanke," was nun freilich bei Erbschaften nicht anders zu sein pflegt. Kurz, wer diese Blätter liest, wird schwerlich dem Dichter widersprechen, der einmal in einem Augenblick der Selbsterkenntnis bemerkt, sein Seelenzustand sei „zum Theil krankhaft" und nur darum „nicht verdammenswert gewesen".

In den nächsten vier Jahren, 1853 — 1856, hat Nissel leider sein Tagebuch ganz vernachlässigt; die Herausgeberin hat nur durch einige Briefe die Lücke ausfüllen können. Man wird diese Lücke um so schmerzlicher empfinden, als seine wichtigsten Werke in dieser Zeit, vom 23. bis zum 26. Lebensjahre entstanden sind. Er hat sie allein geschaffen; seine und Schlesingers Wege hatten sich seit dem „Beispiel" getrennt, obwohl sie in guten Beziehungen blieben. Der Freund wandte sich der Journalistik zu und schrieb daneben kleine Lustspiele; Nissel wandte alle seine Kraft auf größere dramatische Werke.

Es sind deren in diesen vier Jahren nicht weniger als sieben entstanden: das Volksstück: „Martin", das aufgeführt, aber nicht gedruckt wurde, die satyrisch-phantastische Dichtung: „Ein zweites Leben", die erst im Herbst dieses Jahres gedruckt erscheinen soll, ein Lustspiel: „Nur zum Schein", das dem Burgtheater eingereicht, jedoch von Laube abgelehnt wurde, ferner jene vier Werke, die nebst einigen wenigen, die er später geschaffen, die Summe seiner Lebensarbeit bedeuten: die Tragödien „Dido" und „Perseus von Macedonien", das historische Schauspiel „Heinrich der Löwe" und das Bauernstück „Ein Wohlthäter".

Das letztgenannte Stück kann sich mit den drei anderen, sämtlich Jamben-Dramen, nicht an großem Stil messen, wohl aber übertrifft es sie an kraftvoller Einfachheit der Erfindung und ist zudem in der Charakteristik sehr fein. Der Mann, der Jedermann mit Wohlthaten überhäuft, aber auch Jedermann daran erinnert, der reiche Johann Kürbner, sowie seine Tochter Maria gehören zu den lebensvollsten Gestalten, die das Drama der jüngsten Vergangenheit vor uns hingestellt hat; der junge Andres freilich, der unter der Dankesschuld erliegt, sie durch Einsetzung seines Lebens abzahlt, indem er Maria das Leben rettet, aber auf den Besitz des geliebten Mädchens verzichtet, so lang es reich ist und erst dann um ihre Hand wirbt, nachdem sie arm geworden — diese Gestalt ist weniger ein Mensch, als die Verkörperung eines Problems, allerdings eines fein ersonnenen, konsequent durchgeführten Problems. Gleichzeitig enthält sie sehr viel von Nissels eigenem Wesen, ist unzweifelhaft ein Stück Selbstportrait; das wird jeder herausfühlen, der Nissels Entwickelungsgang kennt. Eben darum hat er in der Charakteristik dieser Gestalt eher zu viel, als zu wenig gethan; auf diesen „Andres" kommt es ihm sichtlich zunächst an, und darunter leidet der Fluß der Handlung. Gleichwohl hat das Stück am Wiener Burgtheater stets tiefe Wirkungen geübt, und als Beweis dafür mag es gelten, daß es mir noch heute lebendig vor Augen steht, obwohl ich es dort vor mehr als zwanzig Jahren gesehen habe.

Die Tragödie „Dido", die Nissel 1854 „mühsam vollendete", lehnte Laube, trotz des starken Erfolgs, den „Ein Wohlthäter" errungen, ab; die Dresdener Hofbühne war die einzige, die es mit dem Werke wagte, und auch dort verschwand es bald wieder. Nissel hat dies all seine Tage als ein Unrecht empfunden, das ihm die Bühnen angethan und der dichterische Wert der Tragödie bietet eine genügende Rechtfertigung für diese subjektive Empfindung. Die Sprache ist von größerer poetischer Wärme und Kraft, als in den meisten anderen Dramen Nissels; für das starke Pathos, wie für die zarte Empfindung hat er hier Töne gefunden, wie sie ihm sonst kaum wieder zu Gebote gestanden. Auch gegen den klaren, festgefügten Aufbau der Handlung läßt sich nichts einwenden. Dennoch wird man Laube's Ablehnung und den dürftigen Erfolg in Dresden nicht allein, wie es der Dichter that, dem Vorurteil der Direktoren und des Publikums gegen derartige Stoffe oder gegen die Tragödie großen Stils überhaupt zuschreiben dürfen; das Interesse, welches die Handlung einzuflößen vermag, ist thatsächlich kein genügendes, und wenn Gottschall den Charakter der Heldin „groß angelegt und lebendig durchgeführt" findet, so wird man wohl nur über das letztere Lob mit ihm einig sein dürfen. Dido, die Witwe des Sichäus, ist aus Tyrus, ihrer Väter Stadt, an diese Küste

Digitized by Google

geflüchtet, nachdem ihr ihr Schwager Pymalion aus Habsucht den Gatten erschlagen, gründet Karthago, und macht es in „freundlosem Wirken“ groß und blühend, denn all' ihre Gedanken gehören dem Toten:

„Ernste Pflicht des Seins —
Ich hasse dich, du hältst mich festgebannt
Im Diesseits, wo mich keine Hoffnung hält.“

Die steigende Macht der jungen Stadt schreckt die Numidier-Fürsten, sie verbinden sich gegen Dido, nur Jarbas, der Gätulier, will sich um den Preis ihrer Hand — er liebt sie — an ihre Seite stellen. Von ihrer Entscheidung hängt ihr und der Ihrigen Heil ab; sie weist ihn dennoch ab, weil sie den Manen des Gatten treu bleiben will —

„Zwang binden meine Seele an den Toten —
Erinnerung an seine Tugend!“

Jarbas überzieht Karthago mit Krieg; vergeblich will der greise Sprecher ihres Volkes in Dido den „wahren Mut“, den „Opfermut wecken, den Mut, der retten lehrt;“ Dido erwidert:

„Ich kann nicht retten!
Ich kann nicht! — Götter! schüttelt nicht die Häupter:
Ihr gabt's in meine Macht? — Ihr gabt es nicht —
Ihr gabt die Wahl und sprachtt: Du darfst nicht wählen!
Ihr sprachtt: Errette, Königin, dein Volk!
Ihr sprachtt: Bewahre, Weib, dein Heiligtum!
Doch ist des Volkes Rettung meine Schande —
Und meine Ehre meines Volkes Tod!“

Sie wählt das Letztere, weil „eins ist die Tugend und die Königspflicht.“ Das mag weiblich und für ein gewöhnliches Weib auch psychologisch richtig sein, aber wer um Anderer willen einen würdigen, wenn auch ungeliebten Freier erhört, handelt nicht lasterhaft, sondern edel und groß, und diese Größe, diesen Adel trauen wir der Städtegründerin zu. Täuschen wir uns darin, so wird uns unverständlich, wie dieselbe Dido früher so Gewaltiges hat vollbringen können; die Gestalt beginnt uns zu schwanken und damit unser Interesse an der Handlung. Der Fehler wäre nicht aufgehoben, aber doch gemildert, wenn der Dichter Dido's Sträuben gegen Jarbas' Werbung irgendwie stärker motiviert hätte. Die weitere Entwickelung bringt einen anderen schweren Fehler: Dido erkennt nachträglich — sie lernt den Mann erst nach Jarbas kennen —, daß ihr Herz zum zweiten Mal lieben kann. So gewinnt auch ihr Selbstmord, mit dem die Tragödie schließt, Dido unsere Theilnahme nicht wieder; sie opfert sich erst, als ihr Opfer nutzlos ist, ihr Volk um ihretwillen Unsägliches gelitten hat.

Als Probe für Nissels Sprache — er hat nie kraftvollere, selten gleich kraftvolle Worte gefunden — stehe hier ihre letzte Rede:

„Ich seh dich groß und herrlich, mein Karthago! —
Zahllose Segel schwellt dein mächt'ger Athem,
Die Meere tragen deines Reichtums Schätze,
Die Meere hemmen deine Herrschaft nicht.
Karthago, um dich her brennt heiß die Sonne —
Doch Eisgebirge seh' ich fernher ragen
Vom Fuße keines Sterblichen berührt —
Du übersteigst sie, und den wilden Bächen,
Von ihrer Schneewand niederstürzend, gleich,
So stürzen du auf deinen Feind und siegst.
Jahrhunderte erzählen deine Größe!
Und fällst du — denn vergänglich ist, was irdisch —
So fällst du ruhmbedeckt, wie du gestanden!
In ihre Schwerter stürzen deine Männer,
Und wie ich selbst, sich deiner Größe opfernd,
Seh' ich dein letztes Weib, sich von den Zinnen
In deine Flammen werfend, untergehn.
Doch eh' du fällst, Karthago, ntrst du blühen —
Und nichts, das stirbt, soll klagen — hat's gelebt.“

Noch vor dieser Tragödie, bereits 1853, begann Nissel eine andere, die er stets als sein Hauptwerk betrachtet hat, den „Perseus“. Dies Werk vor Allem, schrieb er mir am 22. November 1886, „bei dessen erster Aufführung im Burgtheater ein wahrer Sturm des Beifalls durch das Haus ging, das Robert Hamerling ein wahrhaft großes Werk genannt hat“, müsse Jeder kennen, der über ihn urteilen wolle, und mit gutem Grunde: unter seinen Tragödien ist es die beste, zugleich die einzige, die ihn lange Jahre beschäftigt hat. Der Leser weiß bereits (vergl. S. 200), daß der Plan, den macedonischen Helden als Märtyrer der Freiheit zu feiern, zu den ersten gehörte, die ihm überhaupt auftauchten; im Frühling 1853 fühlte er sich endlich reif genug, ihn auszuführen. „Noch niemals“, heißt es in einem Brief an Siegmund Schlesinger aus derselben Zeit, „war ich mir so bewußt, daß mir eine Arbeit gelinge, noch niemals hat mich eine Arbeit so erhoben und gestärkt. Nur ein Gedanke trübt die Freude an der Vollendung dieses Werkes — der an sein nächstes Schicksal, das jedenfalls ein trauriges sein wird. Entweder zurückgewiesen, nicht nach Verdienst gelohnt — oder nur verstümmelt der Welt überliefert; denn im günstigsten Falle bin ich gewiß, das Laube Abänderungsvorschläge einbringen wird, schon um seine dramaturgische Ueberlegenheit zu beweisen.“ Nissel's trübes Vorgefühl hat ihn nicht getäuscht; in der That hat Laube das Stück bei der ersten Einreichung zurückgewiesen. Man hat ihn deshalb — namentlich in allerjüngster Zeit, wo der tote Nissel zehnmal mehr Anerkennung findet, als sie je die verschmachtenden Lippen des Lebenden erquickt hat — sehr hart getadelt, sogar der böswilligsten Absichten gegen den Dichter beschuldigt, ohne zu erwägen, daß uns ein Urteil unmöglich ist. Der „Perseus“ von 1853 war in Prosa geschrieben, die 1861 entstandene Fassung, die uns nun vorliegt, zeigt nicht blos die metrische

Digitized by Google

Form, sondern ist auch gegen den ersten Entwurf wesentlich verändert; ist da wirklich die Annahme so unwahrscheinlich, daß das Stück erst durch die Aenderungen bühnenfähig geworden, oder — dies käme ja für die Frage, ob Laube böswillig gehandelt, auf's Gleiche hinaus — ihm bühnenfähig geworden zu sein schien?! In einem anderen Punkte aber, der sich auf dasselbe Stück bezieht, wird allerdings niemand Laube von dem Vorwurf arger Rücksichtslosigkeit freisprechen können. Die erste Aufführung des „Perseus“ im Burgtheater war ein Triumph für den Dichter; im dritten Akt jubelte ihn das Publikum bei offener Szene hervor; auch bei den beiden nächsten Wiederholungen war das Haus vortrefflich besucht und sehr beifallslustig. Als aber bei der vierten Aufführung die Einnahmen nicht die Tageskosten deckten, setzte Laube das Stück flugs wieder ab. Formell war er ja nach den Usancen des Burgtheaters dazu berechtigt, aber rücksichtslos und ungerecht war die Maßregel deshalb doch einem Dichter gegenüber, den das Burgtheater neun Jahr auf die Aufführung seines Werks hatte warten lassen, und dies um so mehr, als es eben die Woche vor Weihnachten, die schlechteste Theater-Woche des Jahres war, und die Direktion mit anderen Stücken auch schwerlich größere Einnahmen erzielen konnte. So durfte Nissel mit Recht klagen, daß gerade sein bestes Stück von dem schlimmsten Lose betroffen worden!

In seinem Buch: „Das Burgtheater“, dieser höchst interessanten, wenn auch sehr einseitigen Vertheidigungs- und Anklageschrift, sucht sich Laube gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. Daß der „Perseus“ Nissels „bedeutendstes Werk“ sei, räumt auch er ein, ebenso daß das Burgtheater für die Aufführung „lobende Anerkennung“ gefunden, aber, meint er, „daß auch dies Stück auf die Dauer nicht zu erhalten war, liegt am ferngelegenen Stoff; dem heutigen Publikum ein macedonisches Thema nahe ans Herz zu legen, dazu bedarf es einer ersten dichterischen Kraft, und zwar einer populären Kraft.“ Zugegeben, daß Nissel beides nicht war, aber die Meinung, daß sich, wenn irgend eines, so dieses Stück auf der Bühne hätte erhalten lassen, wenn auch nur für eine oder zwei Aufführungen im Jahr, ist deshalb doch berechtigt, und zwar weil es, wie Laube selbst zugiebt, „ganz frei von toter Architektur“ ist. Das Auflodern eines großen Menschen für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes, sein Kampf, seine Verfehlung, seine Aufopferung für dies einzige Ziel seiner Seele ist ein Stoff, der nie aufhören kann, auf Menschen zu wirken; daß der Held ein Macedonier, die Eroberer Römer sind, daran denkt der Leser kaum, geschweige denn, daß es den Zuschauer gestört haben kann, so sehr ist das Menschliche auf Kosten des Kostüms herausgearbeitet. Darum wäre wohl vor allem mit diesem Stück ein Versuch zur Gewinnung Nissels für die moderne Bühne zu machen, obwohl ein Wert, den es für die Deutschen von 1862 hatte, dahin ist: es war eine Analogie ihres eigenen Ringens nach nationaler Existenz, die ja nun erfiegt ist. Der Vorwurf einiger Kritiker, daß Nissel die tragische Schuld seines Helden allzu grell ausgemalt — er läßt den eigenen Bruder töten, weil er seinen Zwecken entgegensteht — ist von geringer Berechtigung; wo wäre je ein Volk frei und einig geworden, ohne daß Ströme von Blut und Thränen geflossen, und soll etwa die Verschuldung eines tragischen Helden darin bestehen, daß er silberne Löffel stiehlt?! Vollends unberechtigt scheint mir der Tadel, der den Schluß getroffen hat: Perseus überliefert sich den Römern, statt sich selbst zu töten. Das sei undramatisch, sagt man, der Zuschauer brauche nicht zu wissen, daß Perseus sein Leben in der Haft beendet. Dies allerdings braucht er nicht zu wissen, aber was er wissen muß, ist, daß sich Perseus diese Strafe, die ihm unendlich härter ist als der Tod, auferlegt, um seine Schuld ganz zu sühnen, und das wird dem Zuschauer genügen, um gerade durch diesen Ausgang ergriffen zu werden.

Größere Freuden, als der „Perseus“, hat Nissel ein anderes, in diesem fruchtreichsten Abschnitt seines Lebens vollendetes Drama bereitet, das historische Schauspiel: „Heinrich der Löwe“. Laube acceptierte es sofort, die erste Aufführung (26. Februar 1858) bedeutete einen schönen Erfolg, die Kritik nahm es mit großer Freundlichkeit auf, auch einige Bühnen in Deutschland brachten es rasch. Freilich konnte es sich nirgendwo lange halten, aber das ist nun einmal das gemeinsame Schicksal all dieser Dramen aus der älteren deutschen Geschichte, und namentlich aller „Stauf- und Welf“-Dramen. Jedenfalls hatte Nissel gerade in der Ausgestaltung dieses hundertfach bearbeiteten Stoffes bewiesen, wie stark sein dramatischer Instinkt sei. Der schlimmste Fehler all seiner Vorgänger, der Dualismus der Handlung, das Schwanken des Interesses zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa, kurz der Uebelstand zweier Helden für ein Drama, ist so weit, als es der Stoff irgend gestattet, vermieden; einige Szenen großen Stils bringen den Gegensatz zur Anschauung, doch bleibt Heinrich der Held. Freilich, daß der Stoff im tiefsten Kern ein epischer ist, vermag uns auch Nissel nicht vergessen zu machen. Und da er nun einmal in die Notwendigkeit versetzt war, viel und lang erzählen zu lassen, so gerieth er da überhaupt in einen Fehler, von dem

Digitized by Google

er sonst freier ist, als viele andere, und namentlich als alle anderen oesterreichischen Jamben-Dramatiker, die Redseligkeit.

Fassen wir zusammen, wie es nun um Nissel stand. Er, der als Siebzehnjähriger bereits im Wesentlichen so war, wie er später geblieben ist, und als Zwanzigjähriger bereits Berufsschriftsteller geworden, konnte sieben Jahre später sehr wohl mit seiner Arbeit, wie dem errungenen Erfolg zufrieden sein. „Das Beispiel", „Martin", „Ein Wohlthäter", „Dido", „Heinrich der Löwe" waren mit Erfolg, zum Teil, wie das erste und dritte Werk, mit starkem und nachhaltigem Erfolg über die Bühne gegangen und hatten seinen Namen auch in Deutschland bekannt gemacht. Seiner Arbeitskraft durfte er vollends vertrauen: sieben Stücke in vier Jahren! Und so schlagen wir die Aufzeichnungen von 1858, wo er wieder ein Tagebuch zu führen beginnt, mit einiger Spannung auf: nun kann er wohl unmöglich mehr blos Klagen einschreiben. Und die erste Zeile, auf die unser Blick fällt, lautet:

„14. März 1858. Siebenundzwanzig Jahre alt — und nichts gewirkt — und nichts genossen!"

Freilich, wollten wir uns dem Staunen darüber allzu sehr und allzu lang hingeben, dann hätten wir all die Mühe, uns den Entwickelungsgang und den Kern dieser Natur klar zu machen, umsonst verthan. Wir wissen ja: wie begabt er auch war, das Talent zum Glücklichsein war ihm nicht beschieden. Sein schlimmstes Ungemach lag in ihm, wie er nun einmal war. Und darum wird uns der Beisatz zu jener Eintragung: „Will's Gott, sei dies mein letztes Wort der Klage", seltsam berühren. Wie konnte ein Poet, der so lebensvolle Gestalten schuf, sich selbst so wenig kennen? Wir wissen: wir werden in dem Tagebuch nur Klagen finden, gleichviel was das Leben ihm bringen mag!

In der That können wir die Drangsale, von denen er nun zunächst berichtet, nicht allzu schwer finden; das schließt freilich das Mitgefühl nicht aus, denn sehen wir einen Menschen ernstlich und schwer leiden, so ist's ja gleich, ob Jedermann an seiner Stelle ebenso sehr litte; genug, daß sein Schmerz für ihn ein wahrer ist. Jeder Erfolg wird kurz vermerkt, jede Ablehnung mit bitteren Klagen begleitet. Man kennt seine Begeisterung für die Freiheit; auch das Oesterreich von 1858 ist reaktionär; er klagt nicht blos darüber, sondern meint auch, in Oesterreich werde er ersticken, es zu nichts bringen, — und doch hat er es hier schon in jungen Jahren zu einem bekannten Namen gebracht! Ein anderer, scheinbar geringfügiger Zug, der aber höchst bezeichnend ist. Eines Tages erhält der junge Dichter, dessen Gesundheit ja immer eine schwankende ist, von einer unbekannten Spenderin einen Heiltrank; Erkundigungen ergeben, daß er von keiner Geringeren, als der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers kommt. Einige Zeit darauf finden sich zwei Damen bei ihm ein und erkundigen sich nach der Wirkung des Heiltranks; es sind Hofdamen der Erzherzogin. Dies Alles verzeichnet Nissel trocken, als aber nun von Freunden dem Vater nahe gelegt wird, dieses Interesse der hohen Frau zur Erlangung irgend einer Anstellung für den Sohn auszunutzen, gerät er darüber in die heftigste und schmerzvollste Aufregung!

Freilich lehrt uns gerade dies die Wahrheit seiner Selbstcharakteristik aus demselben Jahr erkennen: „Unedel war ich nie — doch schwach, so oft als Tage im Jahre sind!" Wahrlich, einen reineren, besseren, mitleidvolleren Menschen, einen treueren Freund und Bruder, einen dankbareren Sohn und Schüler hat es selten gegeben! Hier nur zwei Belege für diese rührende Herzensreinheit. M. G. Saphir, der mit Recht verlästerte Witzbold, war ihm gegenüber gütig; als sich nun unter Rudolf Baldets Führung die jüngeren Wiener Schriftsteller zusammenthun, um diesen „corrupten Tyrannen" zu stürzen, antwortet Nissel auf die Aufforderung, sich ihnen anzuschließen, mit einem energischen Nein, obwohl ihm das junge Geschlecht in jeder Beziehung sympathischer ist und er zudem sehr wohl weiß, daß ihm Saphir nichts mehr nützen, dessen Gegner viel schaden können. Noch mehr, als Saphir von ihm verlangt, er möge sich öffentlich zu ihm bekennen, thut er auch dies ohne Rücksicht auf die Folgen!

Rührend aber ist auch die Sittenreinheit des jungen Mannes; der nun bekannte Wiener Poet ist keusch und zartfühlend wie ein Backfisch. „Die Frühlingsluft fängt wieder an, zu wehen", lautet die Eintragung vom 20. März 1858, „wie Jahr für Jahr die Stimme froher Hoffnung, sowie jene banger Sehnsucht weckend. Die hübschen Mädchen hüpfen aus ihrem Winterhäuschen und machen einem den Kopf verrückt. Der Teufel soll sie holen. Ich brauche einen klaren, unverrückten Kopf jetzt mehr als je". Und am 24. März: „Die ungestillte Sehnsucht nach glücklicher Liebe wirkt schädlich auf meine Gesundheit ein. Es schwinden alle idealen Träume unter dem furchtbaren Gebote der Naturmacht und ich würde mich ihm unterwerfen und recht handeln, wenn ich mich ihm unterwürfe. Nur ein Gedanke hält mich noch zurück — der schreckliche Gedanke, ein Weib vielleicht zur Mutter meines Kindes zu machen, an das mich keine Neigung fesselt. Fern, fern ist mir der wahren Liebe Glück! Der Bund der Ehe fern! Ich darf nicht einmal daran denken, ihn zu schließen. Ich würde, thäte

Digitized by Google

ich es, auf's neue Sklave — ein Sklave der Verhältnisse, die mein besseres Ich, meine geistige Sendung zu vernichten drohen. Und doch, vielleicht geht so der ganze Mensch zu Grunde sammt dem besseren Ich und seiner Sendung". Man frage sich, wie viele junge Männer unserer Zeit solche Kämpfe in sich auszufechten hatten?!

Nehmen wir an, daß wir zu dieser Zeit — 1858 — gefragt worden wären, welches Los diesem Poeten beschieden sei — was wohl wäre die Antwort gewesen? Wir hätten sicherlich gesagt: „Ob der Mensch je glücklich wird, ist sehr fraglich, aber an der Zukunft des Dichters, an seinem wachsenden Erfolg ist kaum zu zweifeln."

Es ist anders mit Nissel gekommen; er ist als Mensch und Dichter unglücklich geworden und geblieben. Wie sich dies gefügt, ist nun zu berichten.

Litterarische Notizen.

— Einen höchst sonderbaren Eindruck hinterläßt dem Leser die „epische Dichtung in zehn Gesängen" von Karl Strecker: „Der Sang vom Mönchgut" (Stralsund, Bremers Verlagsbuchhandlung); sie ist ein sprechender Beweis wie gefährlich es für einen jungen Dichter ist, wenn er sich, statt die Art seiner Begabung ernsthaft zu prüfen und nach Kräften selbstständig zu entwickeln, nach den Geboten der Mode richtet, und sie sklavisch befolgt. Sehr gefährlich — man macht zuerst die eine, und dann die andere Mode mit oder gar, um es mit keiner zu verderben die eine und die andere, mögen sie einander noch so arg widersprechen, und über dem Bestreben, ihnen gerecht zu werden, geht das letzte Fünkchen Eigenart verloren. Die Dichtung, 1892 erschienen, ist offenbar kurz zuvor entstanden; damals stritten der Naturalismus und der Symbolismus mit einander, daneben war Nietzsche sehr in der Mode. Und dies Alles spiegelt sich in dem einen Werkchen wieder! Symbolismus und Naturalismus zugleich, wird man fragen, wie ist das möglich? Oh, es geht Alles: Die Fabel ist naturalistisch aufgeputzt, die Vorgänge symbolistisch ausgedeutet! Zwei Schiffer vom Mönchgut auf Rügen, Martin und Karl, lieben dasselbe Mädchen, Margareth. Obwohl Karl tüchtig und ernst, Martin leichtfertig ist, gewinnt doch der schlechtere Mann die Gegenliebe des Mädchens und sie giebt sich ihm hin. Karl, der zuseben muß, wie Martin Nachts ins Kämmerchen der Geliebten eingelassen wird, schreckt die Glücklichen — durch einen Steinwurf auf, und schlägt, als Martin ihn deßhalb zur Rede stellt, den Rivalen durch einen Hieb mit der Hacke nieder. Martin kommt mit dem Leben davon, hat aber — o heiliger Naturalismus! — „bei der starken Hirnverletzung den Sinn der Vorsicht großentheils verloren," (S. 62), begeht in Folge dessen allerlei tolle Streiche, bringt sich und Andere in Gefahr, und kommt endlich darin um. Karl, der inzwischen an fernen Küsten gewellt, kommt bei dieser letzten Gelegenheit nur noch zu dem Zwecke zurecht, um Margareth, die Martin auf's Meer gefolgt, retten zu können, Martin ertrinkt. Aus Margareth und Karl aber wird, nachdem der Schmerz und die Reue sie geläutert, ein Paar. So willkürlich, überflüssig und störend hier der Naturalismus durch Einzelheiten in die einfache Handlung hineinpoltert, so schwatzt auch der Symbolismus in der endlosen Ausdeutung der Geschehnisse und Naturbilder dazwischen. Daneben aber erhebt auch ein — freilich arg mißverstandener Nietzcanismus seine leider sehr beredete Stimme. Wir würden all dies, so curios es ist, nicht so ausführlich sagen, wenn uns Strecker nicht als eines jener Opfer dieser litterarischen und philosophischen Moden erschiene, um die es schade ist, denn so wenig gefestet sein dichterisches Wesen ist, ein Talent ist er dennoch, gewiß kein starkes, aber doch ein wirkliches Talent, wie es namentlich die Landschafts-schilderung, aber auch mancher gut beobachtete Zug in der Menschenschilderung erweist. Hätte er vor diesem Talent Respekt, dann wäre sein Epos um zwei Drittel kürzer geworden, Martin hätte nicht „den Sinn der Vorsicht großentheils verloren", auf dem Titel stände nicht ein — sehr gleichgültiges — Motto aus „Zarathustra", aber er hätte ein hübsches und lebensfähiges Büchlein geschrieben. Als Probe seiner formalen Begabung stehe hier der Eingang der Dichtung:

„Mein Mönchgut! meerumrauntes Land,
Mit grünem Waldbesatz verbrämt!
Wo ich im Hafen Frieden fand,
Den Frieden, den die Welt verscheut;
Wo Lebensfreude, Mut und Kraft
(In tiefem Seeleuweh erschlafft)
Neu wuchsen, gleich den wucht'gen Schwingen
Des Vogels, der sich hrebend hebt,
Dem Jäger unerreichbar schwebt —
Dort, nah dem Licht — dem Licht zu singen . . .
O Land, von dem ich weinend schied —
Dankbar und treu grüßt dich mein Lied! —
Dein „Hort": der Blumen Heimatland,
Dein hoher Wald, dein Silberstrand,
Die Inselstirne schroff und kühn,
An der die Wogen donnernd sprüh'n,
Der stolze Blick in's weite Meer —
Wie schön und groß! wie frei und hehr."

Freilich ist damit auch zugleich eine Probe von dem übergroßen Wortreichthum Streckers gegeben.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Jüngst, Luise. Prinzessin Lola. Erzählung. Bielefeld. A. Helmich. o. J.

Rademacher, G. Die Sühne. Eine Erzählung aus unseren Tagen für Jung und Alt. Bielefeld. A. Helmich. o J.

Franken, Paul. Einer von der roten Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Berlin. Oskar Haebringer. 1895.

Fürst, Dr. Rudolf. August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen. Stuttgart. G. J. Göschen. 1894.

Reich, Moriz. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst. Wien und Prag. Fr. Tempsky. Leipzig. G. Freytag. 1894

Jensen, Wilhelm. Die Erbin von Helmstede. Roman. Dresden und Wien. Verlag des Universum. Alfred Hanschild. 1895.

Harlan, Walter. O herziges Menschenleben! Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Wrede, Fürst Friedrich. Entnervt. Drama in vier Aufzügen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1895

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

„Mutter!“

Erzählung von A. Malmont.

(Schluß.)

Es war am nächsten Tag, gegen Mittag, als sich das Gittertor der Villa Pernegg weit öffnete, um der herrschaftlichen Equipage Ausfahrt zu gewähren.

„Ist die schöne Dame die Gräfin?“ fragte ein halbwüchsiges Blumenmädchen, das bittend seinen Korb emporgehalten und eine Münze empfangen hatte, seine ältere Gefährtin.

„Närrin“, war die Antwort, „mit wem sonst würde der Graf am hellen Mittag in seiner Kutsche spazieren fahren? Wenn solche Herren andre Gesellschaft wollen, als die eigne Frau, so — suchen sie sich auch andre Stunden dazu aus.“

„Thut das der Graf?“

Die Andere lachte frech auf. „Ich weiß es leider nicht. Aber diese Herren sind ja alle eine Sorte.“

Der Landauer rollte inzwischen durch die breite Mittelallee der Promenade dahin.

„Du bist verstimmt, Angèle!“ sagte der Graf, dessen hohe, elastische Gestalt selbst in der bequemen sitzenden Stellung nicht zu verkennen war. „Migräne? oder was giebt es sonst?“

„Gedanken,“ sagte sie leise — „es kommt Einem so dies und das.“

„‚Verdirbt die Nacht und bleicht die Wangen‘ — wie der Dichter sagt. Ich möchte übrigens beinahe erraten, an was Du eben denkst. Du hast einen Zug im Gesicht, den ich seit Jahren nicht darin gesehen habe. — — Kapitaler Fuchs, den der Saldern da drüben reitet!“

Das Interesse an dem schönen Pferd ließ ihn die heiße Röte übersehen, welche sich einen Augenblick lang über das bleiche, regelmäßige Gesicht der Gräfin verbreitete. Wie scharf sah dieser Mann! Es gab fast keine Regung ihrer Seele, zu der sein prüfender Blick in ihrem Antlitz nicht den Schlüssel zu finden verstand. Ahnte er vielleicht auch, welch eine Begegnung ihr jetzt bevorstand? Es dünkte ihr nicht weit dazu, da er den Schatten der Vergangenheit über ihr Gesicht hatte huschen sehen. Denn was war es sonst mit jenem Zug, den er erwähnt? Sie wußte nur zu gut, daß sich in den Tagen ihrer Schmach, ihrer Thränen und Kämpfe eine feine Schmerzenslinie um ihren Mund gelegt hatte, die dem Schminkpinsel der Bühnenkünstlerin oft hartnäckig widerstanden war, aber durch das Glück und die Fülle späterer Jahre allmählich beinahe verwischt worden war. Die wenigen Stunden, seit sie Walters Botschaft erhalten, mußten hingereicht haben, jene Spuren von neuem zu vertiefen.

War ihr doch in diesen Morgenstunden alles wieder lebendig geworden, was sie zu vergessen bemüht gewesen war! Ihr tiefer Fall, das dornenvolle Aufstreben, die tausend Nöte, Kabalen und Widerwärtigkeiten, denen sie als junge Sängerin ohne Schutz und Fürsprache ausgesetzt gewesen, bis der Kapellmeister des kleinen Hoftheaters die Perle im Sande gefunden und für die Bühne Serenissimi gerettet hatte! Da waren dann bessere Tage gekommen, Tage, in denen ihr die Hingabe an große Aufgaben den quälenden Stachel des Betrogen- und Verlassenseins minder schmerzhaft machte, Tage, an denen das Publikum ihr begeistert zugejubelt, und die Kritik über die seelische Vertiefung gestaunt hatte, welche die noch so junge Künstlerin in jeder

Digitized by Google

ihrer Leistungen bewährte. Dann begann sich der Hof für sie zu interessieren, die beste Gesellschaft bemühte sich um ihre Mitwirkung bei ihren Soiréen wie um eine Gnade; Backfische brachten ihr hocherrötend ein Sträußchen und baten um ein Stammbuchblatt, alte Herren die Schätze ihrer Erinnerung in der Vergleichung mit allen Gesangsgrößen der Vergangenheit.

Aber es blieb nicht bei diesen Huldigungen. In den aristokratischen Salons der Hauptstadt begegnete ihr mehr als Einer, der ihr gern seine Reichtümer und seinen alten Namen zu Füßen gelegt hätte. Aber wenn auch für Diesen und Jenen ihre Eitelkeit, ja ihr Herz, oder vielmehr das Bedürfnis, sich lieben und hätscheln zu lassen, auf Augenblicke zu sprechen begann, so hatte sie es dann doch immer wieder vorgezogen, in anscheinender Unnahbarkeit ihren Weg allein weiter zu gehen. Jeder Schritt einem Manne entgegen mußte zu Enthüllungen führen; sie war nicht feig genug zur Verschweigung des Vergangenen, nicht unehrlich genug, Jemand zu täuschen. Und konnte sie ihrer Macht hinreichend vertrauen, um deshalb keine Verschmähung zu befürchten, so bebte sie doch im tiefsten Innern vor einem Geständnis zurück, welches sie zwang, sich mit eigner Hand den Hauch von Reinheit abzustreifen — jenen Hauch, denen die ahnungslosen Bewunderer nicht genug an der Opernsängerin zu rühmen wußten.

Da lernte sie den Grafen Pernegg kennen. Er machte ihr nie den Hof, auch zu den maßlosen Schwärmern für ihre Stimme gehörte er nicht; wollte ihn jemand, wenn sie in einem Salon sang, aus seiner stillbeobachtenden Stellung im Hintergrunde aufrütteln und zu Lobsprüchen veranlassen, so erhielt er wohl sogar eine kühles: „Pardon, ich habe nicht aufgehorcht!“ zur Antwort.

Man zuckte über den kürzlich von einer Weltreise zurückgekehrten Barbaren die Achseln und bemerkte nicht, daß die dunklen, halbverschleierten Augen, in denen nur zuweilen ein Funke aufglomm, den ganzen Abend nicht von dem Mädchen lassen wollten. Sie aber fühlte es wohl, der erste Faden eines magischen Netzes hielt sie umschlungen, und Masche auf Masche wob sich daran, so oft sie den Grafen wiedersah. Ob er an ihrer Seite saß, ihr wie einem Kinde die buntesten Bilder seines Reiselebens entrollend, oder entfernt von ihr in lebhafter Unterhaltung mit Andern plötzlich ein zündendes Wort herüberwarf, das erriet, was in ihr vorging, ob endlich nur seine Augen sprachen — es blieb sich gleich! — Ihre Seele kämpfte einen furchtbaren Kampf; sie sah, was kommen mußte, und doch, ihm am allerwenigsten hätte sie sich verraten mögen, ihm, aus dem ihre zu voller Stärke erwachte Leidenschaft allmählig ein Götterbild gemacht hatte. In seinen Augen durfte sie nicht in den Staub sinken — niemals!

Lieber ewig einsam bleiben! So kam es, daß sie ihm im entscheidenden Augenblick mit bleichen Lippen und unstät blickenden Augen erklärte, sie liebe ihn nicht.

Er sah sie einen Augenblick durchdringend an. „Sie lügen!“ sagte er kurz, kalt und im nächsten Augenblick war die Portière ihres Zimmers hinter ihm zusammengeschlagen.

Ein halbes Jahr verging. Schwerer, unfruchtbarer Gram über verscherztes Glück lastete auf dem Herzen der Sängerin, während sie überall Triumphe feierte. Nur die Ueberzeugung hielt sie aufrecht: sie hatte recht gehandelt, den für sie einzig möglichen Ausweg gewählt.

Da trat eines Tages in der Dämmerstunde der Mann wieder bei ihr ein, den sie zurückgewiesen und dann mit ihrer Seele all die Zeit gesucht hatte.

„Erschrecken Sie nicht“, sagte er ruhig und höflich. „Ich bitte nur um die Gnade, Ihnen im Vorbeigehen eine Geschichte erzählen zu dürfen. Seien Sie unbesorgt, ich bin nicht plötzlich unter die Dichter gegangen; es ist nicht meine Erfindung. Darf ich also —“

Ehe sie antworten konnte, hatte er sich niedergelassen und mit seiner tiefen, volltautenden Stimme begonnen. Sie lauschte anfangs wie auf Musik, fast ohne zu verstehen — bis Worte an ihr Ohr schlugen, die ihr das Blut erstarren machten. Waren das nicht ihre Kämpfe, ihre schwersten Stunden? Jahr um Jahr entrollte sich vor ihren Augen, gekennzeichnet durch jede wichtige Thatsache, die ihr Leben beeinflußt, ihren Weg bestimmt hatte. Hülflos und wie gelähmt saß sie da und zitterte nur noch vor einem Namen —

Da — „Ferry!“ —

Digitized by Google

Sie hörte nichts mehr, es flimmerte vor ihren Blicken, aber sich gewaltsam aufraffend, sagte sie mit einem verzweifelten Lenchten in den großen stahlgrauen Augen:

„Und was bedeutet das alles, Herr Graf?“

„Wollen Sie mir nicht erst meine Geschichte vollenden helfen, mein gnädiges Fräulein? Fragmente haben etwas Quälendes. Vielleicht helfen Sie mir! Meine Heldin hat einen Sohn geboren, ich habe nichts über ihn erfahren können — wo ist dieser Sohn? Angelika, wo ist Ihr Sohn?“ —

„Tot!“ — kam es tonlos von ihren Lippen.

„Sie können es beschwören?“

„Ich kann es und thue es!“

Ein Jubellaut kam von den Lippen des Mannes. „Sie haben mich vorhin gefragt, was das alles zu bedeuten habe — ich will Ihnen antworten. Es bedeutet, daß das Weib, das ich liebe, und das mich liebt, mein werden muß trotz allem und allem. Angelika, warum hast Du mir nicht die Wahrheit gesagt? Warum haben wir ein halbes Jahr des Glücks damit verlieren müssen, daß ich diese Wahrheit stückweise suchen mußte auf tausend Umwegen? Hieltest Du meine Augen für so blind, daß sie nicht Dein Geheimnis durchschauten, die Kraft meiner Leidenschaft für so schwach, daß sie sich einem Schatten würde aufopfern lassen? Einem Schatten, ja! Denn wenn mich etwas hätte von Dir lösen können, so wäre es Dein lebender Sohn gewesen, ein Zeuge dessen, was nur Du und ich wissen dürfen. Ich kam, um Dich erfahren zu lassen, daß Du mich nicht täuschen kannst — ich bebte davor, Dich mit dieser meiner Rache verlassen zu müssen, falls mehr als eine Erinnerung zwischen uns stände. Nun aber — Du hast mich nicht noch einmal belogen?“

„Nein, beim allmächtigen Gott!“ —

Halb ohnmächtig vor Glück und vor Grauen war sie in seine Arme gesunken. —

Dieser Stunde hatte ihre ganze Ehe entsprochen. Ein Gemisch von Seligkeit und entsetztem Staunen hielt sie fortwährend umfangen. Sie empfand es dunkel, daß der Mann ihrer Leidenschaft egoistisch und grausam war. War sie doch im Augenblick des größten Glücks der nächsten Stunde niemals sicher! Er konnte sie heut brüsk und plötzlich aus einer Gesellschaft fortführen, weil sie allzubegeisterte Huldigungen nicht kühl genug abgewiesen habe, und morgen, wenn sie ihn zufriedengestellt zu haben glaubte, ihre Zurückhaltung mit herben Worten geißeln. Die Bühne hatte sie selbstverständlich verlassen müssen; aber auch sonst hatte er alle Bande zu lockern gewußt, die sie an andre Menschen fesselten, selbst die warme Liebe, die sie seinem jungen Sohn aus erster Ehe entgegenbrachte, hatte er gelähmt, indem er ihn ihrer Obhut möglichst entzog. „Um seines Vaters willen!“ — hatte er dabei gesagt, und das beraunschte sie wieder. Sog sie doch aus einem einzigen seiner Blicke Glück oder Leid für ganze Tage — hätte sie doch selbst das Unnatürlichste lächelnd vollbracht auf einen Wink seiner Hand und für den Platz an seinem Herzen, diesen vielbeneideten Platz!

Denn nicht sie allein empfand den Zauber seiner mächtigen Persönlichkeit, die scharfen Geistes und eisernen Willens die Umgebung fast ausnahmslos beherrschte. Die Frauen schalten seinen Sarkasmus, um innerlich desto mehr nach seiner Unterhaltung zu streben und nach einem weichklingenden Wort des Gefürchteten unfehlbar hinzuschmelzen; die Männer erkannten, soweit der Neid sie nicht abhielt, einstimmig seine Überlegenheit an und ließen sich enthusiastisch oder kopfschüttelnd in seine Ansichten hineinziehen — selten, daß Jemand seiner Dialektik auch nur entfernt gewachsen war, wenn sich der Graf die Mühe nahm, dieselbe voll zu brauchen. — Der junge Fürst des Landes selbst hatte eine schwärmerische Freundschaft für den Grafen gefaßt, und nicht mit Unrecht bezeichnete man seitdem manche durchgreifende Maßregel als ein Werk der markigen Hand des Günstlings.

Er selbst schritt bei alledem kühl, ruhig und unberechenbar seine Straße, die Menschen nach Willkür anziehend und abstoßend. Es war vielleicht gerade diese Eigenschaft, die noch jetzt nach mehr als zehnjähriger Ehe dem Verhältnis von Seinen der Gräfin jene heiße, anklammernde Innigkeit verlieh: die stete unbestimmte Angst vor etwas, das ihr den Gatten rauben oder doch wenigstens entfremden könnte, ihn, dem nichts auf der Welt unersetzlich schien — außer höchstens die Ehre seines Namens.

Digitized by Google

Wie, wie nahm er es auf, wenn er erfuhr ... Aber durfte er es erfahren, konnte sie denn überhaupt leben ohne den Mann ihrer Liebe?

Das alles wogte in ihr; da hielt der Wagen.

„Nous voilà!“ sagte der Graf, indem er den Diener mit einer Handbewegung zurückwies und seiner Gemahlin selbst beim Aussteigen half. „Da wären wir also an den fürstlichen Gewächshäusern, nach denen Du heute so große Sehnsucht hattest. Die Camelien mögen allerdings jetzt prächtig sein. — Bald Zwölf — gegen halb Eins sind meine Geschäfte beim Fürsten beendet, und so werde ich in einer halben Stunde wieder vorfahren. Adieu, Liebste, laß Dir unter den Palmen den Schatten von vorhin wegwehen und — sei pünktlich nachher!“

„Auf Wiedersehen!“ entgegnete sie. Seine Augen hielten sie wieder einmal gefangen. Aber sich losreißend, überschritt sie die Schwelle des Gewächshauses. — Es war ein dem Publikum freigegebener, aber zu dieser Stunde fast nie besuchter Ort. Darum hatte sie Walter zu einer ersten Begegnung hierher bestellen lassen.

„Wenn mich etwas von Dir trennen könnte, so wäre es Dein Sohn!“

Hatte jemand die Worte gesprochen, tanzten sie in funkelnder Schrift vor ihr in der Luft? Sie mußte sich einen Augenblick an die Wand des kleinen Corridors lehnen, der zu der inneren Glasthür führte; dann erst konnte sie eintreten.

Neben der dichten, hohen, einer Grotte entwachsenden Farrengruppe zur Linken saß Walter in einem Gartensessel. Die Wedel nickten fast bis auf die Jünglingsstirn herab, die sich an den künstlichen Felsen lehnte; denn Schlaf, echter rechter Kinderschlaf hatte nach einer durchwachten Nacht dem Harrenden in der weichen Pflanzenluft die Augen geschlossen.

Die ihrigen blieben wie gebannt an ihm haften. Das war ihr eignes Bild aus den Tagen der fröhlichen Jugend; die Form des Antlitzes, die um mehrere Töne hellere Farbe des Haars, wie es die Mutter ihr so gern gestreichelt hatte. Die Mutter! — Es ward ihr heiß ums Herz; was sie auch vorher empfunden haben mochte, jetzt beugte sie sich herab und küßte den Schläfer.

„Kommst Du, Mutter?“ murmelte dieser halb erwachend.

Doch schon im nächsten Augenblicke war er bei voller Besinnung und sank mit einem halblauten Freudenschrei zu ihren Füßen nieder. „Ich habe Dich, ich halte Dich, ich gebe Dich nicht wieder frei! Und Du mich auch nicht, nicht wahr? — sag', daß es so ist, Mutter, meine liebe Mutter!“

Sie hatte sich von ihm losgemacht.

„Sei nicht so stürmisch,“ sagte sie ängstlich und sah sich nach allen Seiten um. „Wir müssen überlegen, — es ist — ich kann ...“

„Verzeih, wenn ich Dich erschreckt habe!“ bat er. „Ich freute mich aber zu sehr, das mußte heraus. Freilich hätte ich daran denken sollen, daß Du eine vornehme Dame bist. Die Überraschung, als ich von Dir erfuhr!“

„Auch ich war fast, — fast fassungslos“, entgegnete sie beklommen. „Dein Brief — — seit einundzwanzig Jahren warst Du für mich tot und begraben — ich — ich weiß eigentlich gar nicht was es heißt, einen Sohn haben.“

„Das sollst Du bald lernen!“ erwiderte er fröhlich. „Komm, gieb mir Deinen Arm, ich führe Dich ein wenig auf und nieder unter den herrlichen Blumen. Stütze Dich aber auch ein bischen auf mich, Du brauchst es freilich nicht, aber es ist nur, damit ich auch fühle, was ich habe. Du mußt es nachholen, meine schöne, holde Mutter, was wir beide verloren haben. Aber warum siehst Du so gespannt nach der Thür? Erwartest Du — — den Grafen? O, will Dir schon Ehre machen vor ihm. Er hat Dich sehr lieb, nicht wahr, Mutter?“

„Ja!“ sagte sie halb abgewandt. „Aber er darf nichts erfahren, — wenigstens jetzt nicht ... laß uns abwarten ....“

„Was denn?“ fragte Walter betrübt. Er stand noch unter dem Zauber ihres Kusses. „In wenigen Tagen muß ich meine Reise fortsetzen — ich habe ein Stipendium für Italien, weißt Du! und da ist nicht viel Zeit zu versäumen. Ich möchte ihn auch so gern noch ein wenig kennen lernen. Warum hast Du ihm nicht gleich von mir gesagt? dann wäre es jetzt vorüber. — Mutter“, fuhr er fort, da

Digitized by Google

sie noch immer schweigend vor sich hinstarrte, „Du fürchtest Dich doch nicht vor ihm?“

Sie zog ihren Arm aus dem des Sohnes.

„Kind“, flüsterte sie und rang die Hände, „bist Du einundzwanzig Jahre alt geworden und kennst die Menschen noch so wenig?! Zwingst mich, Dir zu sagen, daß ich vor Schmach und Trennung stehe in diesem Augenblick? Und wunderst Dich, daß ich zögre, Dir mein Alles, mein ganzes Glück zu opfern? —“

Walter war sehr bleich geworden. „So hast Du Deinem Manne nie gesagt, daß ich — geboren wurde?“

„Er weiß es.“

„Nun, wenn er Dich trotzdem gewählt hat, was kann da noch zwischen Euch treten? Ein Kind bin ich nicht, Mutter, ich kann sehr wohl verstehen, daß er Dich unbeschreiblich lieben mußte, um das zu können. Ob Dein Kind aber am Leben war oder nicht, das konnte dabei ja nicht ins Gewicht fallen, falls er sich überhaupt entschloß —“

„So denkst Du“, sagte sie mit Bitterkeit. „Aber sein Name, den ich trage, seine Familie, die nichts ahnt von alledem, nun aber alles erfahren würde . . . . Und ich habe ihm geschworen, mein Sohn sei tot . . . Ich will ja nicht hart sein“, fuhr sie aufschluchzend fort, „nur mußt Du mir Zeit lassen — es wird sich alles finden . . . Er würde sonst denken, ich hätt' ihn betrogen, — ich — ich . . .“

Walter versuchte die Zitternde zu einem Sitze zu führen. Aber sie wich zurück und ballte krampfhaft ihr Taschentuch in der Hand zusammen. „Zeug, Zeug,“ stöhnte sie, „so hat Dein Betrug nur Unheil gebracht!“ Sie wandte sich wild an den Sohn. „Er will keinen Zeugen der Schmach, die er sich aufgeladen hat, hörst Du? Ich hätte mein Seelenheil verkauft, sein zu werden, das weiß er, und so wird er meinen, mir sei jedes Mittel recht gewesen. . .“

„Das könnte er meinen? so vertraut er Dir?“ rief Walter auffodernd, „— das ist ja . . .“

Doch er bezwang sich. „Daß Du selbst in einer Täuschung gelebt hast,“ sagte er ruhig „muß er ja klar und deutlich aus den Papieren erkennen, ganz abgesehen davon, daß er Dir die Niedrigkeit eines Betruges nicht zutrauen kann, wenn er Dich liebt. Wenn aber — nun, dann weiß ich wenigstens bestimmt, daß ich Dich tausendmal lieber habe als er, und Du solltest es nicht bedauern, einen solchen Mann zu verlassen! — — Soll ich aber dennoch vor ihm zurückstehen — nun, so werde ich gehen. Wenn die Andern recht behalten haben, die mir vorhersagten, Du würdest nichts von mir wissen wollen, so muß ich es verwinden. Ich war ja vorher allein — ich werde meinen Weg auch weiter finden. Und so — leb' wohl.“

Er wollte an der Zusammengesunkenen vorbeischreiten; sein Antlitz glühte im Unwillen, und in den braunen Kinderaugen spiegelte sich zum ersten Male der Ausdruck finsterer Ergebung. Sie aber empfand mitten in ihrer Hülflosigkeit plötzlich ein Gefühl fremdigen Stolzes auf die ungestüm-entschiedene Jugendkraft, die da aus gekränktem Herzen kurzweg mit den liebsten Träumen brach, und die Fleisch von ihrem Fleische war, unangekränkelt von Heuchelei und Feigheit.

„Du darfst nicht gehen, mein Sohn,“ rief sie angstvoll und haschte nach seiner Hand, „nein, gewiß nicht. Eine Rabenmutter müßt' ich ja sein . . . . Was das Andre anlangt, so finde ich wol noch einen Ausweg . . . Glaub' mir, ich lasse Dich nicht!“

„Was für einen Ausweg könnte es da geben, wenn nicht eine offene Darlegung gegen Deinen Gatten?“ entgegnete Walter trübe. „Soll ich etwa wie ein Dieb in der Nacht zu Dir schleichen, oder vor seinen Augen der Frau Gräfin meine Huldigung zu Füßen legen, wenn sich mein Herz nach dem Segenskuß der Mutter sehnt? Siehst Du nicht, wie entsetzlich weh, wie unerträglich schief und hohl ein solcher Zustand für uns beide sein würde? Nein! — entscheide wie Du thun willst, Mutter, und ich will mich fügen; nur Halbheit und Versteckspiel mute mir nicht zu — mit dem Heiligsten!“

„Gut denn,“ sagte sie gepreßt, aber mit dem Licht der Zärtlichkeit in den schönen Augen. „Komm morgen Abend zu mir! — man wird Dich durch die hintere Gartenthür einlassen. Sei still, es ist nur für diesmal — wir sprechen dann weiter darüber . . . .“

Das Rollen eines Wagens war hörbar. Hastig drückte sie das Taschentuch mehrmals gegen Stirn und Wangen, reichte Walter einen

Digitized by Google

Augenblick die heiße Hand und eilte nach dem Ausgang, ihrem Gemahl zuvorzukommen.

Walter blieb in Sinnen verloren stehen. Er empfand nicht einmal eine Regung der Neugierde, durch eine der geöffneten Scheiben den Mann zu erspähen, dem seine Mutter anhing — es lag eine lähmende Schwere auf ihm, als habe ihn eben ein Schlag betäubt. Als er sich endlich dazu aufraffte, das Gewächshaus zu verlassen, war der Wagen schon weit entfernt, er aber schlug einen einsamen Promenadenweg ein, obschon er gestern versprochen hatte, um diese Zeit mit Helke in einem Speisehause zusammenzutreffen. Er konnte es nicht.

Eine lange Zeit war er so, die Anlagen hinter sich lassend, ziellos durch Wald und Feld geschritten, als sein Fuß in der Nähe menschlicher Wohnungen unwillkürlich anhielt. Drei hohe Ahornbäume beschatteten den freundlichen Meierhof vor ihm, eine grüne Bank stand neben der Thür, und ein paar Kinder überkugelten sich auf dem Rasenfleckchen in der Nähe. „Laß mich," sagte das eine plötzlich und richtete sich zerzaust und glühend auf, „ich sags der Mutter!" Aber das andre hörte nicht, sondern neckte und zerrte den kleinen Gefährten, bis er zu schreien anfing. Da kam die hochgeschürzte, blonde Mutter heraus, sie zankte über den Lärm und schlug den unschuldigen Schreier, der sich zu ihr flüchten gewollt, während der Mutwillige mit mit den Händen in den Hosentaschen triumphierend daneben stand.

„Du hast es auch nicht besser wie ich," sagte Walter für sich mit einem Blick auf das geschlagene kleine Ding. Er hatte sich eigentlich für kurze Frist auf der Bank niederlassen wollen; jetzt mochte ers nicht. Aber der kleine Vorfall löste ihm doch ein wenig die innerliche Spannung. Bisher hatte er mit der reinen Selbstsucht der Jugend sich allein als das Opfer einer grenzenlosen Benachteiligung gefühlt; jetzt hielt ihm das bittere Schluchzen des Kindes ein Bild vom Lauf der Welt im allgemeinen vor, von dem ja der Pfarrer oft genug Uebles gesprochen hatte. Nach und nach stieg ihm dann allerlei auf, was der alte Mann als schonende Vorbereitung für die Möglichkeit gesagt hatte, der sein Pflegesohn jetzt als einer Thatsache gegenüber stand; denn die wenigen liebevollen Worte, mit denen die Gräfin von ihm geschieden, mochten in dem schwerverletzten jungen Herzen nicht Wurzel fassen. Waren sie ernst gemeint, so begriff er das Zögern seiner Mutter nicht; waren sie falsch, nur von verströstendem Mitleid eingegeben, so empörte dieser Gedanke sein Innerstes. Er kannte nichts anderes, als die gerade Straße des Liebens oder Hassens; und seine Logik ließ ihn im Stich, wo sie wirr sich durchkreuzenden Empfindungen folgen sollte.

Im Hin und Her der Gedanken verging ihm dieser und der nächste Tag. Um Mittag hatte Helke bei ihm vorgesprochen, ihn zu essen gezwungen und ihn zu einem weiteren Ausflnge in die Umgebung der Stadt veranlassen wollen. Aber er erschrak vor dem müden Gesicht, mit dem der Freund seinen abweisenden Bescheid hinwarf, und vor der plötzlich aufloderuden Hitze, welche die geringste Anspielung auf die Unterredung von gestern dem Jüngling in die Wangen jagte. Nur daß sie noch fortgesetzt werden solle, überwand er sich, dem Arzte anzudeuten, der ihn eine Weile unruhig betrachtete.

„Es ist eine Schande, daß Du Dich so aufreibst, lieber Junge," sagte Helke endlich, ohne weiter zu fragen. „Du allein hast den Schaden davon!"

„Ja, ich allein," wiederholte Walter bitter. „Du hast's getroffen."

* * *

In dem kleinen Gartensalon der Villa Pernegg brannte eine dunkelrot verhüllte Kelchlampe und goß warmes, weiches Licht auf die Gruppen tropischer Pflanzen, zwischen denen die elegante Einrichtung des Gemaches wie laubenumfangen hervorblickte. Der Schreibtisch der Gräfin, ihr Flügel und die weichen Sitze zum Träumen und Plaudern zeigten, daß es sich hier um einen Lieblingsaufenthalt der schönen Frau handle; und sie hatte, da ihr Gemahl über Land war, heute beinah den ganzen Tag in dem anmutigen Raume zugebracht — doch nicht wie sonst, um zu träumen oder zu musizieren. Jenzens Bekenntnisse und Walters Brief lagen in einem Fach ihres Schreibtisches, und immer wieder zog es sie an diese Stelle, zu den Schriftstücken zurück,

Digitized by Google

deren Inhalt sie doch jetzt fast Zeile für Zeile auswendig wußte.

Sie war gestern in schwer zu beschreibender Stimmung heimgekehrt und hatte es dem Schicksal tausend Dank gewußt, daß sie im draußen harrenden Wagen ihren Gemahl nicht fand, den der Fürst zur Tafel gezogen hatte. Da war ihr Muße geblieben, mit ihrer Erregung fertig zu werden, zugleich aber auch die Eindrücke dieser bewegten Stunde voll in sich auszuleben. Das Bild ihres zürnend sich wegwendenden Sohnes verließ sie nicht mehr: die schlanke Gestalt in unmutiger Bewegung, das feine Profil, der letzte trübtrotzige Blick, den sie aufgefangen — nur auf Augenblicke sah sie in seltsamen Widerspruch über dies alles auch den Schimmer des lieben Lächelns gleiten, das ihrem Kusse geantwortet hatte, und — die Sehnsucht ihres Herzens flog diesem Lächeln nach. Die Worte kindlicher Liebe, des frühlichen Zutrauens, dann der ernsten stolzen Abweisung klangen ihr in den Ohren, und alles das drang so mächtig auf sie ein, vermischte sich mit den stürmischen Anwandlungen des erwachenden Pflichtgefühls, daß sie fast beschloß, ein Glück gegen das andere zu wagen und sich ihrem Gatten womöglich noch heute zu entdecken — wenn die Gelegenheit sich böte. Vielleicht, daß Walters Zutrauen auf den Edelmut des Grafen sich doch nicht täuschte . . . .

Aber die Gelegenheit kam nicht. Der Graf kehrte erst gegen Abend zurück und zwar in einer jener glänzend sarkastischen Stimmungen, wie er sie aus den geistreichen Hofzirkeln häufig mitzubringen pflegte. Er ließ das Feuerwerk seines schonungslosen Spottes über Personen und Verhältnisse, Erlebtes und Gesprochenes niedergehen, bis es der armen, innerlich beschäftigten Frau, die auch ihr Teil mit abbekam, beinahe wirblig vor den Augen wurde. Das war die Laune, in der er im Vollgefühl seiner Uebermacht jede Frage mit kaltblütigem Hohn zu entscheiden pflegte, einen treuen Diener plötzlich entließ, einem Gutsangehörigen die Heiratserlaubnis verweigerte, einen Freund für immer von sich wies, der sich seiner Stimmung nicht beugte . . . . Etwas später waren dann beide Gatten zu einer Soirée gefahren und erst in tiefer Nacht heimgekehrt. Der Graf hatte dann sogleich die Ruhe aufgesucht, da er am andern Morgen früh zur Jagd aufbrechen wollte.

So hatte sich also die Sachlage nicht geändert, als die Abendstunde kam, welche für das erneute Begegnen von Mutter und Sohn anberaumt war. In äußerster Spannung lauschte die Gräfin in den stillen Garten hinaus, über dem sanfte Kühle und Nachtblumenduft ausgebreitet lag, während das leise Rauschen des Springbrunnens mit einigen zirpenden Heinchen um die Wette flüsterte. Sie hatte ihre Kammerfrau dahin vorbereitet, daß sie den fremden Künstler zum Zweck einer Ueberraschung für ihren Gemahl erwarte, und die Treue stand schon seit länger als einer halben Stunde vor dem Hinterpförtchen, damit der junge Mann nicht irre gehe. Aber noch immer knarrte der Kies des Gartenweges nicht unter dem leichten Fußtritt, den die Mutter zu kennen meinte, und kein Schatten fiel auf den mondbeschienenen Grasplatz, der wie zum Elfentanz erkoren sich von der dunklen Allee zur Rechten abhob. Ein Bangen überschlich sie. Kam er vielleicht überhaupt nicht? hatte sein erster Entschluß, zu gehen, nachträglich nochmals in ihm gesiegt trotz ihrer Bitte? Es fiel ihr plötzlich aufs Herz, daß er nichts darauf erwidert hatte.

Aus Not und Zweifel war sie dann freilich mit einem Schlage erlöst . . . . .

Aber was ihr gestern in der Frühe noch eingeleuchtet hätte, griff ihr heut mit kalter Hand ans Herz. Sie zitterte, trat hinaus auf die umwachsene Veranda und ging dann wieder ins Zimmer zurück, fuhr bei dem sanften Schlag der Kaminuhr zusammen und wich ihrem eignen Abbild aus, das ruhelos bald diesen, bald jenen der hohen Spiegel überglitt. Dann blieb sie vor dem Porträt des Grafen stehen und dachte an die schrankenlose Glückseligkeit mancher Stunde. Konnten solche Stunden jemals in ihrem ganzen Zauber wiederkehren, wenn sie ihm den Sohn geopfert, der sich nach ihrer Liebe sehnte? Sie meinte niemals heißer, ausschließlicher an dem stolzen rücksichtslosen Manne gehangen zu haben, als jetzt, und fühlte doch, daß ein Teil ihres Herzens seit gestern für immer dem Sohne gehörte . . . .

Da war er endlich!

Sie konnte sich kaum enthalten, ihm ent-

Digitized by Google

gegenzuweilen, als das Geräusch der Gartenthür den Nahenden verkündigte. Aber sie mußte der Dienerin wegen auf dem Fauteuil ausharren, in den sie sich, von der Unruhe bis zum äußersten erschöpft, eben niedergelassen hatte . . . . .

Als sie allein waren, zog sie ihn unter die Leuchte. „Laß Dich ansehen, mein Knabe," sagte sie und legte die Hände auf seine Schultern. „Du bist matt und bleich, ich sehe es trotz des roten Lichts. Hast Du Dich sehr gegrämt um Deine schwache, thörichte Mama?"

„Mutter," rief er, fast mehr durch den Ton als durch ihre Worte hingerissen, „wie sprichst Du? Hast Du Dich entschieden?"

Sie trat einen Schritt zurück. „Wie ich spreche?" rief sie mit glänzenden Augen. „Wie jemand, der sich gesorgt und geängstigt hat, daß er den wildesten Trotzkopf der Welt nicht mehr wiedersehen wird, und nun närrisch ist vor Freude" . . . . Und sie bog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn in äußerster Erregung auf die Lippen.

„Du mußt Dich zu mir setzen," fuhr sie fiebernd fort — „hier auf den kleinen Stuhl, der Venus von Milo zu Füßen. Du bist ja ein Künstler, da ist sie ein Stück Schutzpatronin von Dir."

„Es ist eine schlechte Nachbildung," sagte Walter, „und ich will auch heute gar keine andere Schutzpatronin, als meine Mutter."

„Aber Du liebst Deine Kunst, hast auch selbst schon Statuen geschaffen?"

„Ich bin ja nicht Bildhauer, kann den Göttern nur Tempel bauen!"

„Ach ja! Mir schwirrt der Kopf. Erzähle mir davon. Wo bist Du ausgebildet? von welchem Meister? Was hat Dir das römische Stipendium verschafft? Ich möchte gern alles wissen."

Und der Jüngling erzählte. Seine Entwickelung zum Künstler war das Einzige, was selbst heute Gewalt über ihn hatte und ihn zu begeisterter Rede hinriß, obschon die brennende Frage von vorhin noch auf seinen Lippen lag. Seine Mutter aber saß vornübergebeugt und lauschte, während ihre Augen jetzt abwechselnd seine Züge suchten, jetzt sich schlossen, als ob ein Strom von Eindrücken über sie hinwegginge.

Wie er dann geendigt hatte und nur noch Luftschlösser baute von einer Heimatstätte am Lago di Como und einem Hause in München oder Dresden, das er dermaleinst mit allem Zauber der Stilreinheit und unendlichen praktischen Vorzügen auszustatten gedachte, kam er auf die Frage zurück: „Und wirst Du dann zu mir kommen, Mutter?"

„Ich sagte Dir schon, ich will Dich nicht lassen", erwiderte sie, wie aus einem Traume auffahrend. „Uns kann Niemand trennen. Meinem Mann will ich trotzen. Und er wird es nicht zum Äußersten treiben. Was siehst Du mich so bedenklich an? Freu Dich, Walter! — Siehst Du nicht, daß der Sieg Dein ist?"

„Ob ich mich freue!" sagte er leuchtenden Auges. „Aber hast Du Dirs auch überlegt, Mutter? Du bist so aufgeregt . . ."

„Ich könnte alles, alles. Und wenn er jetzt selbst hier stünde . . ."

„Gott segne Dich! . . ."

Die Thürglocke der Villa ward gezogen. Scharf und schrill drang ihr Ton bis in die entferntesten Räume und ließ die Gräfin auffahren. Klirrende Fußtritte wurden hörbar. „Wer kann jetzt kommen? . . . ich bin für niemand zu Hause!"

Aber die Tritte schienen sich zu nähern.

„Was ist das? Es muß mein Mann sein — schon jetzt?!" — Sie stand kreidebleich mitten im Zimmer.

„Dein Mann? So kannst Du wahr machen, was Du eben versprochen hast!" sagte Walter fast ebenso erregt, als sie es einen Augenblick vorher gewesen. „Komm, laß uns ihm entgegen gehen! Vereint sagen wir ihm alles!"

Aber sie stand wie angewurzelt. Nur die Hand hob sie und flüsterte:

„Hinaus! hinaus! dort auf die Veranda!"

„Mutter!" schrie er auf.

„Hinaus! sage ich Dir! sei barmherzig! — ich kanns, ich kanns ja sonst nicht!"

„Und wirst Du sprechen, wenn ich draußen bin?"

Keine Antwort. Sie lauschte nur auf den Flur hinaus.

Da schwoll das Herz des Jünglings in Gram und Bitterkeit. „Arme Mutter — ich überlasse Dich Deinem Glücke!" stieß er hervor und wandte sich zum zweiten Male.

Da that sich die Zimmerthür auf; aber es war nicht der Graf, welcher eintrat. Nur sein

Digitized by Google

Sohn, der schmucke Fähnrich, stand auf der Schwelle.

„Guten Abend, Mama,“ rief er ihr zu. „Dacht ich's doch, daß Deine Conferenz mit dem Maler beendet sein würde! Der unverschämte Laffe, der Jean, versuchte mich aufzuhalten; habe ihm aber Bescheid gesagt! — Ich wollte Dich doch noch sprechen, ehe ich in den Klub gehe — hatte heut noch nicht Gelegenheit, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen — wie stehts?“ — Und er wollte ihr die Hand küssen.

„Ich danke Dir“, sagte sie nach Fassung ringend.

„Wunderschöner Abend! ganz gemacht dazu, eine kleine Fête zu feiern — schon der reine Sommer! Offne Fenster, Flieder duft, Champagner! Zieritz giebt heute sein Abschiedssouper.“

„So?! . . . Willst Du Dich nicht setzen?“

„Danke gehorsamst! hätte ein andres Anliegen!“

Sie hörte kaum mehr auf ihn. Er aber strich das Bärtchen, das in dem kaum achtzehnjährigen, doch schon nicht mehr frischen Gesicht aufsprosste, zog sich nun doch einen Sessel heran und fuhr fort:

„Es kommt zu einen kleinem Jeu. — Cousin Adolf hat es mir eben gesagt, und da mein letztes Gold den Weg alles Fleisches gegangen ist, so wollte ich mich Dir ergebenst zu Füßen gelegt haben!“

„Was wünschest Du?“ fragte sie mechanisch — sie hatte ihm nicht zugehört.

„Gnädige Mama besitzen doch sonst ein feines Verständnis für Andeutungen — meine Mittel . . .“

„Ich konnte es mir denken!“ stieß sie hervor, „Geld und immer Geld! Verschwendung mit allem was ihr seid und habt, das ist euer Leben, Deins und Adolfs! Er ist wohl nicht weit von hier?“

„Im Vorzimmer!“ erwiderte er frech. „Aber will die gnädige Mama Moral predigen? Ei, so hätte man mir als Knaben nicht alles gewähren sollen, was ich an Wünschen nach Hause zu schreiben für gut fand. Aber bei der idealsten aller Stiefmütter war dies ja nicht anders möglich. Als Offizier wird niemand in seinen Ansprüchen bescheidener — soll jetzt plötzlich die marâtre herausgekehrt werden?“

Er hatte es höhnisch gesprochen. Unvermögend, mehr dergleichen anzuhören, schritt sie zu ihrem Schreibtisch und nahm eine Rolle Goldstücke heraus.

„Hier,“ sagte sie fast rauh. „Und nun laß mich.“

„Das dürfte kaum zur Vergoldung der Pillen hinreichen, die ich habe in den Kauf nehmen müssen,“ sagte er aufstehend. „Empfehle mich ganz ergebenst.“

Er grüßte militärisch und verließ den Salon, die Thür zum Vorzimmer fiel hinter ihm nicht ganz ins Schloß.

Sie hörte, wie er draußen dem Vetter das Gold vorzählte.

„Die holde Gattin meines Erzeugers war etwas nervös,“ fügte er hinzu und befestigte dabei seinen Degen. „Ich hege starken Verdacht, daß Papas neuerliche Ausflüge — z. B. der heutige — sie nicht ganz kühl lassen. Sollte ihr etwas darüber zu Ohren gekommen sein, daß Mademoiselle Floris — Tanzflorchen, Du weißt — schon etliche Zeit das edle Wild ist, das er im Jagdschlößchen aufsucht? Ich finde es übrigens verteufelt unvorsichtig . . .“

Die Stimmen und Tritte der jungen Leute verklangen.

Daneben im Salon aber fiel ein Weib auf die Knie und drückte in heißen Entsetzen das Gesicht in die Hände. Dahin ihr Traum, der Traum seines ausschließlichen Besitzes, um den sie alles gegeben, dem sie Selbstachtung und Pflichtgefühl und Mutterliebe feig und blindlings hingeopfert!

Wofür, wofür!

Mit der letzten Kraft, deren sie fähig war, raffte sie sich vom Boden auf und eilte hinaus auf die Veranda.

„Walter! Walter!“ — tönte ihr schmerzliches Flüstern.

Aber alles blieb dunkel und still.

Da brach sie zum zweiten Male zusammen.

* * *

Der nächste Morgen fand Walter auf der Reise nach Italien.

Die Tage in der Residenz hatten ihn nun vieles älter und stiller gemacht. Erst nach und nach schufen die neuen Eindrücke ihm einen ruhigen Frohsinn wieder, der sehr verschieden von der gedankenlosen Heiterkeit früherer Zei-

Digitized by Google

ten war; und ein Glückskind hat er sich nicht wieder genannt.

Nach einem halben Jahre erhielt er durch Helke die Nachricht vom Tode seiner Mutter an einem plötzlich hervorgetretenen, bisher von niemand geahnten Leiden.

Lied.

Nun wird es still und traurig
In Haide und Gehieg,
Eiskalte Nebel suchen
Sich durch das Thal den Weg —
Und ich muß alles lassen,
Was mein war lange Zeit,
Und wandern muß ich, wandern,
Gott weiß allein, wie weit.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Im Winde knarrt das Thor,
Und auf dem stillen Teiche
Verfault der Kahn im Rohr,
Die Blumen sind verdorben
Schon lange vor der Zeit,
Die Welt wie ausgestorben
Und jeder Pfad verschneit.

Am Wege draußen liegen
Zwei Gräber unter'm Schnee —
Da muß ich noch vorüber,
Wenn ich nun wandern geh':
Da grab' ich aus dem Grunde
Mir eine Handvoll Sand,
Die will ich mit mir tragen
Hinaus in's fremde Land.

Und Eine mag wohl weinen,
Weil sie verlassen blieb —
Doch morgen, ach, schon morgen
Sucht sie ein ander Lieb —
Dann ist mir nichts geblieben
Und alles still und leer —
O Gott, mein Gott, dann habe
Ich keine Heimat mehr!

Georg Edward.

Einst.

Ob wohl die Laube noch im Garten steht,
Die Rebenlaube, nah dem Goldlack-Beet,
Das Abends duftete so strenge?
Wir liebten sie — Du tralest oft und gern
Gesellig ein, oft klang bei Mond und Stern
Der volle Ton vierstimmiger Gesänge.

Den Abschied gall's! wir waren nicht allein,
Im Glase funkelte der goldne Wein,
Den Dir die Meinen eben zugetrunken.
Ach, vor der Pforte schallte, wie ein Ruf,
Schon deines Falben ungeduld'ger Huf,
Die Sonne sprühte ihre letzten Funken.

Da neigtest plötzlich du, zum einz'gen Mal
Nach jahrelang zurückgedämmter Qual,
Die heißen Lippen zu den meinen nieder,
Und ließest alles ungeborne Glück
Und ließest alle Sehnsucht dort zurück,
All unsres Lebens ungesungne Lieder!

Dann rittest du in deine Welt hinaus,
Ich aber ging gelassen in mein Haus,
Des heil'gen Amtes stille dort zu warten. —
Ob wohl die Luft noch um Goldveiglein weht?
Ob wohl die rebengrüne Laube steht
Noch in dem fernen, weltenfernen Garten?

Amélie Godin.

Heuduft.

Vor mir auf schmaler Feldchaussee
Ist noch ein Wagen zu erspähen,
Kein Laut sonst als der Tritt im Schnee,
Und Hungerstimmen ferner Krähen.

Ich lausch' dem Klang des Frostkonzerts
Und rühre rüstig meine Glieder,
Der Westen glüht wie blankes Erz,
Und schleierstill sinkt Nebel nieder.

Der Windhauch schneidet. Stumm und stumpf
Schreit ich dahin im fahlen Dämmer,
Vor meinem Ohre schallt es dumpf
Wie liebebanges Herzgehämmer.

Was soll's? Es lacht kein Sommerglanz,
Nur Tod und Hunger sind zu hören,
In Frost und Eis schweig lieber ganz!
Was will so plötzlich dich bethören?

Vergiß, wie stark du auch geliebt!
Einsam, du Lebenswandrer, schreite! —
Das Städtchen winkt — leis knirschend giebt
Der volle Wagen mir Geleite.

Vorüber will ich — plötzlich da —
Was packt mich an in seinem Schatten? —
Es lacht der warme Himmel ja,
Und Sommerlicht ruht auf den Matten.

Aufstrebend in die blaue Luft
Der Tannwald ragt, der märk'sche Kiefe,
Und in dem Aether schwimmt ein Duft
Vom süßen Heu der Waldeswiese.

Im Holze knackt's, Gezweig rauscht zu,
Ich weiß, das ist der Sechzehnender!
Ein ander Wild heut: träumend du,
Am Bach im weißen Helgoländer!

Digitized by Google

Leis angebirscht! Das Wild ist scheu,
Und Ueberraschung drum von nöten!
Schon lieg' ich auf dem Knie im Heu
Und seh dein heißes Schreckerröten!

Schon hall ich deine Kinderhand
Und presse sie bei meiner Frage, —
Warum hast du dich abgewandt?
Warum dein Mund so stumm? O, sage!

Dein Finger bebt — und jetzt auf's neu
Dein Blick dorthin? Ich kann's nicht glauben!
Zu stark fast duftet mir das Heu
Es will mir die Besinnung rauben!

Der dort? Der Gutsherr?! — Nein, sag nein!
Du — du! . . . Es will mich übermannen —
Das soll der Liebe Ende sein —?!
Irr schwank' ich in die dunklen Tannen.

Wohin ich schau — in blauer Luft
Ein Jauchzen und ein selig Träumen,
Und überall des Heues Duft,
Nur nicht an starren Waldesbäumen,

Das soll mich retten von dem Leid!
Du Wald mit deinem Würzebrodem,
Schaff mir das Kraut Vergessenheit!
Gieb mir zu neuem Leben Odem! — —

Ein Ruck — ich fahr' erwacht empor,
Schnee kühlt mein brennend Auge labend,
Im Kaubreif schon der Bart gefror —
Ich wandre durch den Winterabend.

Ringsum das öde Schneerevier
Gleichwie ein wehmutsvoll Entsagen —
Ein Blick zurück, dicht hinter mir
Mit Heu zum Städtchen fährt der Wagen.

Wilhelm Arminius.

„Arme Blumen —"

Welche zauberhaften Blumen
Blühen auf dem Wiesenrund,
Weiße, gelbe, rote Sterne
Leuchten hell vom grünen Grund.

Wie die Lüfte schmeichelnd weben,
Neigen Halm und Blüte sich,
Flüstern leis von Luft und Liebe,
Kosen hold und wonniglich.

Düfter sehn auf sie hernieder
All die Bäume stolz und kühn,
Und sie rauschen: „Arme Blumen,
Euch ist nur bestimmt zu blüh'n!"

Marie Stona.

„Ein Leierkasten spielt am nahen Wege . . ."

Ein Leierkasten spielt am nahen Wege,
Durch's offne Fenster kommt der Abendwind;
Die Blumen duften süß vom Waldgehege,
Der Frühlingsathem streift die Stirne lind.

Ich weiß es nicht, warum die Knie mir wanken
Warum die Thräne mir das Auge trübt?
Warum ich wieder bei dir in Gedanken,
Bei dir, du Ferne, die ich so geliebt . . .

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von **Lotte Pellheim.**

Am Abend.

Wer hat sich nach der Jugend nicht
Zurückgesehnt?
Wenn sich im Abendsonnenlicht
Sein Schatten dehnt.

Was bringt der Tag, der vieles bringt?
Nur Luft und Leid.
Was singt das Lied, das Jedem klingt?
Nur Luft und Leid.

Noch schlug kein Herz in Menschenbrust
Ohn' alle Schuld.
Das Kind nur wandelt, unbewußt,
In Glück und Huld.

Die Sonne steigt, ihr Licht erfüllt
Sein Auge ganz.
Was er in Träumen sah verhüllt
Zeigt nackt ihr Glanz.

Wenn sich im Abendsonnenlicht
Sein Schatten dehnt;
Wer hat sich nach dem Morgen nicht
Zurückgesehnt?

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Dir zu Liebe.

Im Morgenrot der Liebe hätt' ich gern
Vom Himmel dir gegriffen Stern um Stern.
Und jetzt muß ich dir zitternd eingestehn:
Ich würde baarfuß für dich betteln gehn.

Fritz Meihen.

Der Frühlingsbote.

Mein Kind, bald kommt der Frühling ins Land!
Hast du nicht schon die Stimme vernommen
Des Boten, den er vorausgesandt?
Mir wird so selig zugleich und beklommen!
Entzücken mir alle Glieder durchrinnt,
Hörst du ihn nicht, den Boten, mein Kind,
Den pfeifenden Wind?

Den fröhlich pfeifenden Frühlingswind,
Bald bläst er laut, bald flötet er leise.
Wie wunderlich seine Töne sind!
Wie lustig, wie witzig oft seine Weise!
Da lacht mein Herz! Da wird mir so lind,
Verzeihe, ich muß dich küssen, mein Kind,
Es pfeift der Wind!

Er flattert spöttisch um unser Haus,
Und flüstert mit leisem Necken und Kichern:
„Ei, warum kommt ihr nicht heraus?
„Ihr dünkt euch drinnen wohl im Sichern!
„Doch wartet, ich blas euch hinein geschwind,
„Wo ich ein Spältchen, ein Fügelein nur find',
„Ich bin ja der Wind!"

„Und bleibt ihr auch noch im dumpfen Haus,
„Bald kommt mein Gebieter, der Lenz, der Allmächt'ge
„Der treibt Euch schon in's Freie hinaus.
„Der rosenumgürtete, farbenprächt'ge,
„Vor dessen Hauch die erstarrte Kind'
„Der Erde zerschmilzt, der lockt euch geschwind
„Hinaus in den Wind!

„Schon naht mein Heer im stürmenden Lauf,
„Verscheuchend Wolken und Winterträume,
„Schon steigen jauchzende Lerchen auf
„In sonnig erblauende Himmelsräume,
„Schon wehen die Lüfte so wunderlind,
„Daß Eurer Herzen Eis zerrinnt
„Im Frühlingswind!"

So singt und pfeift der schlimme Gesell,
Doch wunderbar ergreift mich sein Wehen,
Und siehe, wie lacht die Sonne so hell,
Komm, laß uns dem Lenz entgegengehen,
Komm mit ins Freie, mein süßes Kind,
Folgen dem Schalk wir, der hold uns gesinnt,
Dem Frühlingswind!

Komm mit, komm mit in den knospenden Wald!
Sieh, wie seine Wipfel sich wiegen und biegen,
Da wollen wir singen, daß laut es erschallt,
Da laß deine Locken im Winde fliegen
Und wenn Anemonen und Primeln ich find',
So pflück ich sie Dir zum Angebind'!
Komm, komm geschwind!

H. Meurer.

Liebäugeln.

Du lachst mir unterm Hutrand zu
Und plauderst mit den kleinen Mädchen;
Der Vater blinzt in Mittagsruh,
Der Mutter Mund geht wie ein Kädchen.

Du streichst errötend durch das Haar,
Und deine grauen Augen funkeln.
Nun frägt dein Blick, dann schmollst du gar,
Daß sich die Äuglein ganz verdunkeln.

Dies Dunkeln lieb ich, süßes Kind.
So birgt die Sommernacht ein Glühen,
Darin die Sterne Träume sind,
Und Wünschen gleich die Blumen blühen.

Die Seele thut die Flügel auf,
Die zartgespannten, glanzumwehten,
Und schwebt aus dunklem Grund herauf
Wie Duft aus feuchten Nelkenbeeten.

Und jetzt wie in der engen Nacht
Ist zwischen uns der Raum zerronnen;
Ein blauer Falter hebt sich sacht
Und taumelt warnend in die Sonnen.

Im fernen leisen Lindengrün
Huscht es mit gold'nen Engelsschwingen,
Am Zaun die Sonnenblumen blühn,
Und weit im Feld die Schnitter singen.

Julius Havemann.

Digitized by Google

Lyrische Individualitäten.*)

Von **J. G. Oswaldt.**

Man fordert von den geistigen Kindern des Dichters, zumal von jenen zierlichen, geflügelten, daß sie ihm wie aus den Augen geschnitten seien. In der That liegt der Reiz der großen Lyriker nicht zum wenigsten in dem Individuellen, das ihre Verse durchtränkt. Ueberblicken wir die lange Reihe, so genießen wir dieselbe Fülle von Eigentümlichkeiten, die den Betrachter menschlicher Physiognomien immer von neuem entzückt. Allein wie dieser innerhalb einer Rasse manche Aehnlichkeit findet, überraschend gleichartige Züge, die freilich bei genauerem Vergleich verschieden genug erscheinen, so auch der Freund der Lyrik. Geht er diesen Aehnlichkeiten auf den Grund, beginnt er nach bestimmten, übereinstimmenden Merkmalen die Dichter oder die Gedichte zu sondern, so gelangt er schließlich zu zwei grundverschiedenen Typen, zu den Antipoden der lyrischen Kunst.

Während bei den einen das Individuelle zum Typischen gemildert, das rein Persönliche mit dem rein Menschlichen harmonisch ausgeglichen ist, während sie fest im Volke wurzeln, aus ihm hervorblühen, Herz von seinem Herzen, all seiner guten und gesunden Säfte voll, haben die anderen das einigende Band gelockert, und indem sie das Persönliche zur schärfsten Deutlichkeit entwickeln, Originalität als das höchste Ziel erstreben, schwelgen sie trotzig in der Eigenart ihrer Empfindungen und Schicksale. Die einen singen die ewigen Gefühle der Menschheit, sie empfinden, was alle Welt empfindet, nur das Wie, womit sie es ausdrücken, spielt in den Farben ihrer Subjektivität. Die anderen singen ihre besonderen Gefühle, sie empfinden nicht, was Hans und Grete empfinden, sie sind subjektiv ganz und gar.

Nur am Auf- und Niedergang einer Kunstepoche trifft man sie unvermischt. Jene in der Dämmerung, die dem anbrechenden Morgen voraufgeht; diese in den Purpurnebeln des Abends, in der Schwüle einer reifen Kultur. Dort jene Lieder, deren Sänger vergessen sind, die das Volk so lange gesungen und singend so lange gemodelt hat, bis es sich selbst ihre Urheberschaft zugeschrieben; hier die Gesänge jener Einsamen, deren Schmerzen und Freuden nicht die unsrigen sind, die jedoch kraft ihrer Genialität uns zwingen, diese Freude und Schmerzen ihnen nachzufühlen. Einen Schritt weiter und wir haben die äußerste Gestaltung des Typus: die Karikaturen des Individualismus — Hanswurste oder pathologische Erscheinungen, deren perverse Art, sie sei noch so genial, den gesunden Geist abstößt.

Wie also der Grad, bis zu dem das Individuelle dem Typischen sich nähert oder von ihm entfernt, das Unterscheidende ist, so besteht ein weiterer Unterschied in der Wahl der künstlerischen Mittel. Wir sehen auf der einen Seite eine schlichte, unverkünstelte Kunst, einfache, naiv lässige Formen, wenige und schlechte Reime, dazu ein nicht allzu reicher Wortschatz. Aus ihren Strophen grüßen die Farben von Flur und Feld, wir atmen den Duft der Wälder und beranschen uns an Veilchen und Rosen. Auf der anderen Seite entfaltet sich die Kunst gern zur höchsten Pracht. Fremde Formen mit vielen seltnen und reichen Reimen, exotische Farben und Düfte, Reichtum und wählerische Sorgfalt der Wörter, eine Fülle blendender Bilder, das Rauschen und Rollen majestätischer Rhythmen. Während dort Empfindung, Stimmung, Naturlaute herrschen, finden wir hier schwungvolle Rhetorik

*) Diese Betrachtungen eines unzünftigen Kunstfreundes enthalten so viel Anregendes, daß wir ihnen sehr gern die Spalten dieser Zeitschrift geöffnet haben, ohne darüber zu grübeln, wie viel davon wir etwa unsererseits mitvertreten könnten. So denken wir z. B. über das Talent Martin Greifs anders und geringer, und für die sicherlich richtige Charakteristik Nietzsche's als einer künstlerischen Individualität hätte auch der Inhalt seiner Schriften herangezogen werden müssen, der ihm den Platz unter den Künstlern noch bestimmter anweist, als die Form. Auch gegen manche prinzipielle Behauptung lägen Bedenken nahe. Aber es sind ja keine Dogmen, die der Herr Verfasser verkünden will, sondern individuelle Betrachtungen. D. Red.

Digitized by Google

und funkelnde Gedanken, geschöpft aus den gährenden Strudeln der Zeit. Und gegenüber einer kindlichen, in Sprüngen und Wiederholungen sich gefallenden Manier: wohl erwogene Komposition, prunkende Freskomalerei.

Das sind die beiden Pole. Zwischen ihnen, bald vom einen, bald vom andern angezogen, schwankt die Weise der Dichter, die unser Stolz und unsere Freude sind. Sobald Kunstdichtung entsteht, der Dichter mit seiner Person für seine Dichtung eintritt, erwacht auch der Drang nach Offenbarung des Persönlichsten und Eigensten. Es liegt ihm im Blute. Je mehr einer Künstler ist, um so größer die Lust, sich selbst sammt allen Heimlichkeiten seiner Psyche zu entschleiern. Aber mit dieser Lust wechselt die andere, zu singen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, es so zu singen, daß seine Lieder Gemeingut werden und von den Lippen schöner Mädchen und feuriger Jünglinge klingen, als wenn die guten Leutchen selber ihre Dichter wären. Unbewußt, von Stunde und Stimmung geleitet, vollzieht sich die Wahl; das Naturell bestimmt den vorherrschenden Zug nach der einen oder anderen Seite, und dieser charakterisiert den Dichter. Man kann danach die Lyriker in zwei Gruppen sondern, jene, deren Ahnen die vergessenen Sänger der Volkslieder sind, und jene, in deren letzten Reihen die Dichter der Decadence marschieren. Indessen wiederholt sich in der Regel bei jedem einzelnen der Gang der Epoche. Es war der Frühling seines Lebens, worin Goethe die kleinen Liebeslieder dichtete, die allen Liebenden aus der Seele geschrieben sind. Es war die Höhe seiner männlichen Reife, auf der er in den römischen Elegien seine freie und herrliche Menschlichkeit zeichnete, ein Bildnis, darin gewiß nicht mehr der erste beste, den Eros Pfeil berührt hat, die eignen Züge wiederfindet.

Mit den Neigungen der jugendlichen Dichter harmonieren die Neigungen der jugendlichen Leser. Die Jugend entbehrt im Allgemeinen noch zu sehr der Eigenart, als daß sie am Eigenartigen Gefallen fände. Voll jener ewigen Gefühle, die ihr nicht bloß heilig, sondern auch neu und einzig sind, will sie vom Dichter nichts als den glücklichen Ausdruck dieser Gefühle, frei von einer allzu persönlichen Schattierung, womit sie nichts anzufangen wüßte, die sie nur beirren könnte. Darum greift sie zu Goethes junger Lyrik, darum sind Eichendorff und Geibel ihre Dichter, darum schwärmt sie für den ungezogenen Liebling der Grazien nur, wenn er aufhört, ungezogen zu sein. Es ist freilich ein minder einfacher Akt, der zweiten Gattung von Lyrik Verständnis abzugewinnen, er ist um so verwickelter, je weiter sie von der ersten abliegt. Ein Lied wie Uhlands „Frühlingsglaube“ schmeichelt sich wohl in jedes Herz. Jedoch um Heines „Glaube nicht, daß ich aus Dummheit“ zu würdigen, gehört zum wenigsten eine genaue Kenntnis seines Lebens und Leidens. Dem Leser muß die Vorstellung des kranken Dichters, wie er in seiner Matratzengruft jahrelang den Tod ersehnt, gegenwärtig sein, ein tiefes Mitleid muß sich hinzugesellen und so in den tragischen Ernst des einst so Uebermütigen sich hineinfühlend, versteht er erst die seltsam bittern Worte.

Es ist unnütz zu fragen, wohin die größere Begabung neige. Wir sehen die berühmtesten Lyriker bald dem einen, bald dem andern Pole zufliegen. Dort am Aufgang, von der milden Sonne des Frühlings geweckt, klingt es in unabsehbaren Chören. Jede junge Generation sendet neue Liederschwärme dahin. Allein was bleibt von der Fülle, wie wenige selbst von den Weisen der Besten gehen in den Himmel der Unsterblichkeit ein! Auf der andern Seite ist das Gedränge zwar minder groß, doch die Auslese ebenso gering. Groteske Sprünge thun es eben nicht. Eine bedeutende, wahrhaft interessante Persönlichkeit ist unerläßlich. Ihre Wirkung erhöht oder schmälert das geheimnisvolle Etwas, das man Sympathie oder Antipathie nennt und das auf eine gewisse individuelle Verwandtschaft oder individuelle Verschiedenheit zwischen Dichter und Leser zurückzuführen ist. Auf alle Fälle darf ein solcher Dichter, damit er die verwandten Geister rasch und sicher anziehe und auch die unentschiedenen auf seine Seite bringe, einer bestechenden Form nicht ermangeln. Ja, man muß zu pfeifen verstehen, wenn man die Kindlein dieser Welt hinablocken will in die Tiefen seiner Subjektivität. Daher diese Feinheiten der Technik. Sie sind die Rosen und Orchideen, der dunkle Epheu hinter weißen Marmorleibern, von deren Zauber bethört wir unvermerkt in den Irrgarten der Seele geraten.

Da ist z. B. Heinrich Heine. Man mag ihn lieben oder nicht, Niemand wird seine poetische Macht bestreiten. Worin aber liegt diese? Doch in seiner außerordentlichen Kunst. Wenn wir ihn lesen und dabei für Augenblicke gleichsam aus unserer Haut in die seine geraten, so ist es ohne Zweifel ihre verführerische Schönheit, die das bewirkt. Eigentümlich genug verleugnete seine Kunst gerade das, was wir als charakteristisch für den zweiten Typus bezeichnet haben. Er verschmähte fast durchweg den Formenprunk der Romantiker, umkleidete vielmehr das Originelle und Widerspruchsvolle, das Spöttische und Zerklüftete seiner Natur mit dem Scheine holdester Einfachheit. Man kann ihm in dieser Beziehung Emanuel Geibel

Digitized by Google

gegenüberstellen, bei dem nicht selten umgekehrt der Glanz einer reichen und fremdartigen Form einfache, allen verständliche und vielen sympathische Empfindungen überfunkelt. Ein neuerer vom Schlage Heines ist Arthur Fitger. Das ist ein grilliger, pöbelscheuer Sonderling mit dem ausgesprochensten Hange zu Pessimismus und Grübelei. Auch ihm eignet der bestrickende Ton des Begnadeten. Doch anders als Heine liebt er das Bunte und Wechselvolle, reich gegliederte Strophen mit klingenden Reimen — insofern kann man an ihm den zweiten Typus in seiner ganzen Reinheit studieren. Er hat ein Gedicht geschrieben, das vielleicht am treffendsten den eigenartigen Menschen wie den hinreißenden Künstler offenbart. Es ist das feurige Triumphlied zum Preise seiner misachteten Muse.

Königin, Göttin, Dich nennen verrückt,
Die Deines Kusses Bezaub'rung nicht kannten,
Die sich im Buche der Tugend gebückt,
Ach, weil sie nimmer, vom Dämon versucht,
In der Begeist'rung des Wahnsinns entbrannten,
Denen das dumpfige Blut in den Adern
Nie sich empört, mit dem Pöbel zu hadern,
Die nicht im Tiefsten den Höchsten gesucht.*)

Sind das nicht echte Rattenfängertöne? — Sein Gegenstück, das mustergültige Beispiel des ersten Typus, ist Martin Greif, ein Lyriker, dessen Persönlichkeit in gewisser Hinsicht an die Geibelsche erinnert, der aber unglleich diesem wieder das Einfache bevorzugt, schlichte Weisen oder Oden ganz nach dem Vorbilde des jungen Goethe.

Doch der eigentliche Zauberer, dem heute die Geister in hellen Scharen folgen, ist weder Fitger noch sonst ein Lyriker. Er ist gar kein Dichter, wenigstens nicht in erster Linie, sondern ein Philosoph, freilich einer, der seinen künstlerischen Fähigkeiten seine Siege verdankt. Will man den Erfolg Friedrich Nietzsches verstehen, so muß man ihn als Künstler auffassen. Man mustere die breite Masse seines Publikums, den trunknen Schwarm seiner Korybanten — es sind Liebhaber des Artistischen, Poeten und Poesiefreunde, solche, die sogleich neugierig aufhorchen, wenn irgendwo in der Welt eine dichterische Persönlichkeit von außergewöhnlichem Gepräge sich vernehmen läßt. Das Künstlerische trat denn auch von Anfang an bei ihm hervor, es zeigte sich zunächst in seiner enthusiastischen Hingabe an künstlerische Fragen. Er selbst sagte später von seinem ersten Buche: „Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt!" Dann, als er sich gefunden hatte und in Folge dessen die ästhetischen Interessen mehr zurücktraten, warf sich der Künstler in ihm auf den Stil. Er schuf sich für seine philosophischen Gedanken einen eigenen, reizvollen Ausdruck, eine helle und bewegliche Sprache, einen Stil voll ungewohnter Grazie, voll lachenden Uebermutes. Ja, er ging noch weiter. Der Philosoph wurde zum Dichter, er schrieb seinen Zarathustra, den man geradezu für die Poesie reklamieren möchte. Wie viele seiner Anhänger würden wohl seine Schriften lesen, wenn er in der schwer zugänglichen Weise geschrieben hätte, worin deutsche Philosophen vor Schopenhauer zu schreiben pflegten. Nicht die Gedanken, der Stil ist der lockende Zugang zu diesem merkwürdigen Denker. Einmal von ihm gehört, der suggestiven Macht seiner Aphorismen unterworfen, vollendet seine Lehre, die ja künstlerisch ganz und gar ist, den Zauber, wenigstens bei den Vielen, die in philosophischer Hinsicht bildsam wie Wachs sind.

Die Frage schließlich, ob es die Aufgabe der modernen Lyrik sei, ausschließlich nach dem zweiten Pole zu gravitieren, soll uns nicht aufhalten. Wenn es überhaupt bei ästhetischen Erörterungen ratsam erscheint, den souveränen Standpunkt des Gesetzgebers mit dem bescheideneren des Naturforschers zu vertauschen, so gilt das um so mehr gegenüber einer so subjektiven Kunst. Nichts wäre verkehrter als den Ausspruch Schillers: „Der lyrische Dichter darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemütsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigentümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten;" — nichts wäre verkehrter, als diesen Ausspruch nunmehr in sein Gegenteil zu verkehren. Ein Blick auf die noch immer zahlreiche und noch immer talentgesegnete Zunft der Lyriker beweist, daß alles Dekretieren eitle Mühe ist. Die Frage nach Wesen und Aufgabe der modernen Lyrik findet so viele Antworten als es heute und in Zukunft lyrische Dichter von Begabung gibt und geben wird, und jede ist unumstößlich.

*) „Requiem alternam dona ei", Leipzig, 1894 A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von **Karl Emil Franzos.**

V.

Es ist bei Nissel alles vorzeitig gekommen: der dichterische Drang, die ersten Werke, der Abschluß der inneren Entwicklung, die Selbstbestimmung, nur Schriftsteller zu bleiben. Und vorzeitig ist darum auch der Niedergang gekommen; von seinem 27. Jahre senkt sich die Linie seines Lebens und Schaffens nach abwärts.

Nach seinem bedeutendsten Werke, dem „Perseus", entsteht 1858 sein schwächstes, das fünfaktige Trauerspiel: „Die Jakobiten", das einzige Drama hohen Stils, das er in Prosa geschrieben hat. Der Grund dafür ist unklar, sofern man nicht vermuten will, er habe dadurch dem Vorurteil der Bühnenleiter gegen die Jambentragödie Rechnung tragen wollen. Wenn dem so ist, dann hat es Nissel verkehrt angefangen, denn diese Prosa wirkt viel unnatürlicher, als seine Versprache und ist viel schwerer zu sprechen: krampfige, gehackte, schwülstige Sätze; in einigen Partien, so dem Monolog Edgars im zweiten Akt, befällt den Leser die bange Empfindung, als ob dem Dichter die Leuchte der Vernunft erloschen wäre; er glaubt zunächst krausen Unsinn zu lesen, bis es ihm gelingt, sich den seltsamen Ton dieser auf Stelzen dahin hinkenden Sprache zurecht zu legen. Einige Charaktere treten allerdings sehr plastisch hervor, die meisten wanken dem Leser in geballtem Haufen schattenhaft vorüber, an Geschraubtheit einander völlig gleich. Das Tagebuch läßt uns leider bezüglich der Entstehungsgeschichte des Stücks im Stich; es wäre höchst interessant gewesen, zu erfahren, wie er, — bisher unverkennbarer ein Nachstrebender Schiller's — plötzlich dazu gekommen, ein seiner Natur fremdes und ihm schon darum höchst gefährliches Vorbild, Shakespeare, zu wählen. Vielleicht geschah es nur mit Rücksicht auf den Stoff, es war ja auch ein englisches Königsdrama! Auch diese Vermutung ist nicht glattweg abzuweisen: so stark der dramatische Instinkt, das dramatische Temperament in Nissel war, so schwach war sein Kunstverstand entwickelt.

In dasselbe Jahr fällt ein Erlebnis, das ihn tief herabstimmte: ein junges Mädchen, dem er sich in leidenschaftlicher Glut nahte — „ich bin wie im Taumel, ich bin wirklich kindisch, wie ich es zur Zeit Mariettens nicht war" — wies seine Werbung ab. Das Tagebuch ergeht sich in bittren Vermutungen, daß sie dies auf Geheiß ihrer Eltern gethan; wahrscheinlich war dem so, nur erwog Nissel nicht, daß sie guten Grund dazu hatten, er war kränklich, ohne sicheres Einkommen und wies nach wie vor jeden Gedanken, als Bibliothekar im Staatsdienst oder als Redakteur bei einer Zeitung unterzukommen, entschieden von sich. Kein Wunder, daß sein Vater endlich darauf drang, er müsse sich irgendwie seine Zukunft sichern; auf die Dauer konnte ja der Schauspieler mit sehr bescheidenem Gehalt den Sohn nicht ernähren und Nissel war damals einundzwanzig Jahre alt. Die Antwort, die er diesem Drängen des Vaters gab, wird uns nicht überraschen: er wolle ja gern irgend ein Amt suchen, aber „in noch unbekannten Sphären", denn in Wien fühle er sich gar zu unglücklich; viel überraschender berührt es uns, daß der Vater daraufhin die Mittel zu einer Reise nach Deutschland gewährte; allerdings unter der Bedingung: „Selbstständigkeit von diesem Augenblicke an." In seinem ersten Reisebrief an einen Freund klagt Nissel, das Wort des Vaters habe ihn „schmerzlich berührt. Gewiß, er meinte es nicht bös, er wollte mich damit zur Thatkraft spornen. Und doch war es im Augenblicke der Trennung schlecht gewählt. Die Mutter schien es zu empfinden. Es gab dies Wort, gleichsam mit Absicht, meiner Reise eine Bedeutung, die sie vielleicht erlangen kann, die aber ihr schon jetzt zu geben ich nicht den Mut hatte, nicht haben konnte . . . Ich ging, weil tiefe Schwermut mich zu ersticken drohte, ich ging mich zu zerstreuen, ein anderes Leben zu versuchen; mich selbst in diesem anderen Leben kennen zu lernen. Es handelte sich eben nur um ein Experiment." Daß das „Experiment" mißglückte,

Digitized by Google

und er nach kurzem Aufenthalt in Prag und Dresden bald wieder daheim war, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Schon vorher hatte er, der in Wien immer als Quelle seines Unmuts, des Stockens aller Arbeit die heimischen Verhältnisse angeklagt, dem Vater geschrieben: „Nach monatelanger Unthätigkeit war diese Reiseunternehmung Unsinn. Sie hätte gerade durch besondere Thätigkeit vorbereitet sein müssen. Ich hätte mit mir zufrieden sie antreten müssen, nicht gleichsam um vor mir selbst zu fliehen.“ Man sieht, dem Leser wird immer wieder jeder Zweifel benommen, daß dieser unglückselige Mensch sein schlimmster Feind war.

Ein viel schlimmerer, als ihm Laube — wenigstens damals — war; selbst „die Jakobiten“ wurden für's Burgtheater angenommen, freilich dann nicht aufgeführt, weil die Censur Einspruch erhob. Aber noch ehe Nissel diesen Ausgang ahnen konnte, arbeitete er das ganze Jahr 1859 gar nichts mehr. „Die Tage sind entsetzlich lang und ich habe keine bestimmte Arbeit; ich schwanke zwischen verschiedenen Entwürfen und kann mich für keinen entscheiden. Große Gedanken zage ich auszuführen, praktische habe ich keine. So gehe ich denn jetzt mit der Idee um, meine früheren Sachen zu revidieren und nach einander im Druck herauszugeben.“ Natürlich blieb auch dies nur Projekt. Und dabei gestaltete sich seine äußere Lage immer schlimmer; nun konnte auch der brave, opferfreudige Vater nicht mehr soviel als bisher für ihn thun, weil seine jüngste Tochter Lina Opernsängerin geworden war und die Mutter ihr in ihr erstes bescheidenes Engagement, nach Brünn, folgen mußte.

Auch das nächste Jahr brachte keine neue Arbeit; beim Besuch der Schwester, die nun an einer Schweizer Bühne engagiert war, ging ihm der viel später gereifte Plan zum Schauspiel: „Rudolf von Erlach“ auf; fertig wurde auch 1860 nichts. Und nicht anders war's im folgenden Jahr, nur daß er 1861 seine Sommerreise nach Freiburg im Breisgau machte, weil die Schwester nun dort engagiert war. An Projekten, wie er sich wieder empor arbeiten könnte, hatte er keinen Mangel — aber die Ausführung! Zeitungsschreiber werden? Dann müsse er, meinte er, auch während des Sommers in Wien bleiben, und das halte seine Gesundheit nicht aus. Nach Paris gehen und von dort aus für deutsche Blätter korrespondieren? „Mir fehlt der Mut, die letzte Karte auszuspielen.“ Für belletristische Blätter schreiben? „Zu diesem Zwecke muß ich viel lesen und meine Augen sind jetzt so leidend.“ Leitartikler werden? „Die Stellung des Vaters macht mich zu abhängig; ein einziger mißliebiger Aufsatz kann ihm die Pensionirung bringen.“ Und so schließt er seine Sylvester-Betrachtung von 1861 nicht ohne Grund mit den furchtbaren Worten: „Mit dreißig Jahren ein Bettler! Nein, schlimmer noch! Wie ein Knabe angewiesen auf meines Vaters Unterstützung! Welche Schmach! Auf das Feld der Thaten kann ich nicht flüchten — dieses ist mir verschlossen; zum Glauben an meine große Sendung ist keine Rückkehr mehr; wer eine solche einmal aufgegeben, der findet sie nimmer wieder.“

So war der Mann, den wir 1857 so kraftvoll an der Arbeit gesehen vier Jahre später unter dem Zwang seines kranken Leibes und noch mehr seines kranken Willens bis hart an den Abgrund getaumelt. Und dieser Abgrund hätte ihn wohl verschlungen, wenn sich nicht eine liebende Hand ausgestreckt und ihn gerettet hätte. Er lernte 1862 seine nachmalige Gattin kennen; Serafine Konrad hieß sie, war Opernsängerin und hat als Künstlerin nicht allzuviel gekonnt. Aber in der Kunst, sich um des Geliebten willen zu opfern, war sie eine Meisterin, und wer in den Tagebüchern ihres Gatten recht zu lesen versteht, dem webt sich um ihr Haupt ein Glorienschein, der eben deshalb so heilig und rührend ist, weil sie selbst sich offenbar ihrer grenzenlosen Güte, ihrer übermenschlichen Tapferkeit gar nicht bewußt war und nichts mehr zu thun glaubte, als immer nur ihre Pflicht!

Sie war nicht mehr ganz jung, als sie Nissel begegnete, bereits verwittwet und nur an Enttäuschungen reich. Die Tochter eines steirischen Adeligen, Baron Binder, war sie aus reinstem Drange Künstlerin geworden; der Vater, der nur über die Einkünfte aus einem kleinen Majorat verfügte, hatte eingewilligt, weil sie ja möglicher Weise dadurch besser versorgt war, als durch die bescheidene Mitgift, aber zur Zeit, da ihr Nissel begegnete, war der Traum einer ersten kurzen Ehe ebenso vorüber, wie der einer großen Carrière. Ihre Kraft und Begabung wiesen sie auf Provinzbühnen; da allerdings war sie ein beliebtes Mitglied und konnte auf ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen rechnen; zudem hatte sie Anspruch auf Wohnung und Unterhalt im Schloß ihres Vaters, St. Georgen im Murthal. Anders Nissel; ihn hielt nur die Unterstützung des Vaters über Wasser; seine Hoffnung, jemals von den Tantièmen seiner dramatischen Dichtungen leben zu können, war, wenn nicht schon früher, so doch nun, Ende 1862, zertrümmert, da Laube den „Perjens“, wie bereits erwähnt, rücksichtslos wieder abgesetzt hatte. Man sieht, Liebe, rechte, echte, der Vernunft spottende Liebe war auf beiden Seiten zu dieser Verbindung nötig, aber das größere Opfer brachte doch die Frau. Das müssen wir uns sagen; Nissel selbst sieht es anders an, weil

Digitized by Google

er trotz aller Verehrung für sein herrliches Weib, trotz seines edlen Gemüts auch hier unter dem Bann seiner Wehleidigkeit und Phantasterei stand. „Ich wäre", bekennt er zwar, „das weiß ich, ganz gewiß untergegangen, wenn ich entsagt hätte; ich hätte es nicht mehr ertragen, nach dem hellen Lichtblick zurück in das graue Dunkel und die Freudlosigkeit zu kehren, an der ich ohnehin schon sehr zu kranken drohte, aber" — fügte er bei — „darum und um mich selbst handelte es sich gar nicht in erster Linie. Durfte, konnte ich das Wesen, das nur in meiner Nähe leben zu können schien, zur Trostlosigkeit verdammen? Und ich täuschte mich keineswegs, indem ich erkannte, daß ich ihr unentbehrlich geworden war. Und eben weil es das Unglück war, welches mir hier gegenüberstand, das Unglück, welches nichts mehr zu verlieren, nur zu gewinnen hatte, und nur durch mich gewinnen konnte, wagte ich die Verantwortlichkeit des Entschlusses." Es ist zu vermuten, daß „Margarethe", wie Nissel seine Erwählte umtaufte, ebenso dachte, daß auch sie überzeugt war, dem Unglück gegenüberzustehen, das nur durch sie noch gewinnen könne. Und wenn auch sie dieser Ueberzeugung war, so haben die nächsten Jahre ihr Recht gegeben. Die Verbindung hat über Mann und Frau unendlich viel Leid gebracht, sie mit dem Druck unsäglicher Armut belastet, aber kann überhaupt von dem „Gewinn" eines der Beiden die Rede sein, so lag er auf Seiten des Mannes.

Das gilt schon — es klingt hart und muß doch gesagt sein — von dem Bischen Brod. Es war ja zunächst nur ein trauriger Tausch, den Nissel machte; statt des Vaters ernährte ihn nun die Frau, aber Korner-Nissel starb bereits wenige Jahre nach des Sohnes Vermählung — was wäre sonst aus Franz geworden?! Unendlich wichtiger aber war der moralische Gewinn; nur seiner Liebe und dem ermutigenden Einfluß der Braut war es zu danken, daß sich Nissel unmittelbar, nachdem Laube den „Perseus" vorzeitig eingegarzt, zu einem neuen Werk aufraffte: dem vieraktigen Volksdrama: „Die Zauberin am Stein." Ist der „Perseus" Nissels dichterisch wertvollstes Werk, so die „Zauberin" das bühnenwirksamste. Es hat bisher bei jeder Aufführung auf jedes Publikum gewirkt und ist wohl geeignet, Nissels Namen am längsten lebendig zu erhalten.

Bedürfte es noch eines Beweises, welche starke dramatische Begabung ihm eigen war, so läßt er sich durch eine Vergleichung des überlieferten Stoffs mit dem Werke gewinnen. In einem oberösterreichischen Sagenbuch (von F. Lechner, 1859) findet sich auch die dürftige Ueberlieferung von der Wirtin „am Stein" bei Traunkirchen am Gmundner See verzeichnet, die allerlei Zauberkünste gekonnt und schließlich als Hexe vom Volk gerichtet worden — also eine der unzähligen Hexensagen ohne jede individuelle Prägung. Als Nissel im Sommer 1862 am See verweilte, konnte er dazu aus dem Volksmund nur die Variante gewinnen, die Wirtin sei eigentlich keine Hexe gewesen, sondern habe dies nur aus Eitelkeit vorgegeben — gleichfalls kein Motiv, mit dem viel anzufangen ist. Und nun lese man, wie Nissel daraus eine Dichtung gemacht hat, aus der nicht blos die Sturmglocke gegen den Aberglauben gellt, sondern auch rein menschliche Empfindungen laut, klar und erschütternd an's Ohr des Lesers schlagen. Margarethe, die jungfräuliche Wirtin am Stein ist einer lasterhaften Mutter Kind; nachdem sich der schwache Vater aus Schmerz über den Lebenswandel der Gattin und von dem Zweifel, ob nicht auch sein Kind einem Fehltritt das Leben verdanke, zerrüttet, den Tod gegeben, entflieht sie der Mutter und findet Zuflucht bei einem einsam hausenden Mann, der ihr seine Künste, das Brauen von Heiltränken, lehrt; von ihm gewinnt sie auch die genaue Kenntnis aller Wetterzeichen. Nach dem Tode der Mutter zur Herrin der ansehnlichen Wirtschaft geworden, wird sie um der Eltern willen scheel angesehen, um ihrer unbeschützten Schönheit und Jugend willen von Wüstlingen als leicht erlegbares Wild betrachtet, und findet ihren Schutz darin, daß sie es schweigend geschehen läßt, als sie, die erlernten Künste nutzend, als Hexe ausgeschrieen wird. Jede gelungene Heilung, jede Voraussage eines Unwetters, durch welche die Anwohner des Sees rechtzeitig gewarnt werden, also jede Wohlthat, die sie den Nachbarn erweist, mehrt ihren Ruf als Zauberin, bis sie in ihrer Verbitterung darüber sich selbst dafür ausgiebt und zuweilen mit ihren unheimlichen Künsten droht. Das rächt sich bitter an ihr, als ihr das Herz des jungen Kerbachmüllers zufliegt, dessen Schwesterchen sie das Leben gerettet und den sie selbst liebt. Die Eltern des Geliebten treten dazwischen; als Margarethe ihn nicht kampflos aufgeben will, rufen sie den Aberglauben gegen die „Hexe" zu Hülfe, die sich nun selbst den Tod giebt, um dem Scheiterhaufen zu entrinnen. Man sieht eine wohl ersonnene, wirksame Handlung, Verschuldung und Sühne der Heldin von tragischer Gewalt. Auch die Sprache ist zu rühmen, sie ist einfach, kraftvoll und streift nur sehr selten an das Schwülstige; sie ist hochdeutsch, ohne deutlichen Anklang von Dialekt, entbehrt aber doch der Würze eines gewissen Erdgeruchs nicht. Die Romantik der Landschaft ist sehr geschickt ausgenutzt; das Colorit der Zeit (etwa 1630) nicht eben mit realistischer Kraft, aber doch genügend klar herausgearbeitet.

Digitized by Google

Trotz all dieser Vorzüge erklärte Laube das Stück für ganz unmöglich und lehnte es schroff ab. Das ist der zweite und viel schlimmere Streich, den der damals allmächtige Machthaber des Burgtheaters gegen den armen, wehrlosen Dichter geführt hat, und da bei dem Scharfblick Laube's für das theatralisch Wirksame ein Irrtum bona fide fast ausgeschlossen ist, so bleibt diese Handlungsweise als ein Fleck an seinem Namen haften. Und Laube's Verdienst ist es wahrlich nicht, daß Nissel diesen schweren Schlag leichter überwand, als manches geringere Leid früherer Jahre; dafür sorgte das edle Weib, welches ein gütiges Geschick dem Aermsten zugeführt. Einige Monate später hielten sie in Salzburg, wo Margarethe engagiert war, Hochzeit.

Im nächsten Sommer, 1864, mußten beide in St. Georgen bleiben, denn die junge Frau fühlte sich Mutter, konnte also kein Engagement annehmen, und hier hatten sie zum mindesten Wohnung und Kost frei. Auch that Nissel, was er irgend konnte, um etwas zu verdienen. Aber er konnte nicht viel thun. „Ich arbeite nun fleißig, arbeite regelmäßig jeden Vormittag, ja arbeite angestrengt. Dennoch komme ich nicht sehr vorwärts [in seinem neuen Drama: „Rudolf von Erlach“], weil mir mein lange gequälter Kopf — Gott vergebe es Laube, denn er weiß nicht, was er thut! — nun einmal nicht mehr stets pariren will . . . Nicht selten bekomme ich Kongestionen, öfter noch überfällt mich eine Art von Betäubung, die mich schlechterdings an der Arbeit verhindert“. Aber womöglich noch schlimmer als die Krankheit wirkte die Willensschwäche, für die er ja im Grunde auch nichts konnte. Mitten in der Arbeit am Schweizerdrama überfällt ihn der Gedanke, er mache der Bühne zu viel Konzessionen, und das Werk bleibt liegen; dann verfällt er ins andre Extrem: die Hauptsache sei doch aufgeführt zu werden, und nun giebt er sogar in der Hoffnung, dadurch Laube's Widerstand zu besiegen, der „Zauberin am Stein“ einen versöhnlichen Schluß, bis er endlich auch dies verwirft: „Was ich für Laube diesen Winter in meiner Not und Verzweiflung zusammengestoppelt, scheint mir jetzt ganz verwerflich und unbenutzbar . . . Ein Wechsel in der Form meines Schaffens thäte mir gut. Das Drama ist mir schon mehr als verleidet. Zur Prosa sollte ich übergehen, zur Novelle, zum Roman, zur Litteratur-Geschichte!“ Zur Litteraturgeschichte mit einer Schulbildung, die am Abiturienten-Examen scheiterte! . . .

Aber all die Sorgen und Nöte „lächelte ihm sein Weib hinweg“ . . . „Ihr ganzes Streben ist, mich glücklich zu machen. Und unter dem 9. September 1864 findet sich endlich, endlich einmal auch eine freundliche Eintragung im Tagebuch:

„Geburt meines ersten Kindes, meines Töchterchens Georgine. Wie erschöpft durch die Aufregung ich mich auch einige Tage gefühlt, die Freude und das Entzücken überwiegen doch alles, geben für alles Ersatz . . . Es ist mir wie ein Traum, daß ich nun wirklich Vater bin; ich bin überhaupt von dem Ereignis, der Aufregung, Angst, Freude, Nachtunruhe, Sorge und Pflege noch wie betäubt und bedarf — gleich der Wöchnerin — der Erholung.“

Aber schon die nächsten Eintragungen klingen wieder sehr düster. Er verbringt den Winter 1863 auf 1864 in Salzburg, wo seine Frau wieder engagiert ist, und da ihn auch die österreichische Regierung ein Stipendium gewährt hat, so sind ja die Nahrungssorgen fern, aber um so schlimmer drückt ihn Laubes immer schroffere Haltung, auch kommt er mit dem „Erlach“ nicht vorwärts und vertauscht diese Arbeit mit einer anderen aus der siebenbürgischen Geschichte, dem „Königsrichter“, seine größte Sorge aber ist der Gesundheitszustand seiner Frau, die zu husten, zu fiebern beginnt. Als ihn im März die Kunde von Gutzkow's Selbstmordversuch in einem hessischen Städtchen ereilt, schreibt er in sein Tagebuch die furchtbaren Worte: „Was müßte ich thun, wenn ein Gutzkow — der gefeierte, schlagfertige Held der Reklame — Hand an sich selbst legt?“

Doch ist nicht diese Stelle die erschütternde des Tagebuchs, sondern die folgende, die Nissel am 13. Juni 1865 in St. Georgen niederschreibt. Ich wüßte kaum ein „menschliches Dokument“, das ihr an die Seite zu stellen wäre:

„Margarete fühlt sich zum zweiten mal Mutter. Wir sind in der höchst eigentümlichen Lage, das völlig entschuldigen zu müssen. Mein Gott! ich weiß es wohl, daß, wer die Verhältnisse kennt, darüber die Hände über den Kopf zusammenschlagen muß. Aber wir haben uns lange bezwungen — aus Furcht vor dem Eintritt eines solchen Ereignisses mehr als ein halbes Jahr fest widerstanden. Und nun — das Wiedersehen nach einer, wenn auch kurzen Trennung — die Freude darüber — und das Verhängnis erfaßt uns und spricht das „Werde“ aus, an dem sich ein neues Leben entzündet! Sind wir sehr zu verdammen? — Wohl schäm' ich mich — ja, ich schäme mich und mein Stolz fühlt sich gedemütigt von dem Gedanken, daß der Mensch, auch wenn er sich dagegen sträubt, nur so der Spielball des Naturgesetzes ist, das oft seiner heiligsten Gefühle sich zu bedienen weiß, um ihn zum Sklaven zu machen, der nicht mehr sein eigenes Schicksal zu lenken vermag. Andererseits schäme ich mich auch nicht minder, jetzt darüber zu klagen, was geschehen

Digitized by Google

zu bedauern und es als „Kalamität“ anzuseh'n — es scheint mir feig und erbärmlich; denn der Natur gehorchen heißt doch eigentlich nur, sich Gott unterwerfen, und an dem großen Schöpfungsprozeß Anteil zu nehmen, ist doch auch wieder gewiß keine Schande. Und dann, wenn ich mein liebes, kleines Mädchen anschaue, und ihre lieben blauen Aeuglein mich freundlich anlachen, — und ich mir denke, das holde Wesen war vor anderthalb Jahren auch nur so, wie jetzt das Schwesterchen oder wie ich jetzt lieber möchte „Brüderchen“ in spe, und dieses Brüderchen werde sich vielleicht auch zu einem so lieblichen Geschöpf entwickeln, so verscheucht diese Betrachtung fast meine Bekümmerung, tröstet mich in der Betrübnis, die ich der materiellen Konsequenzen wegen und mehr noch um der neuen Leiden und Gefahren Margarethens empfinde.“

Armer Mann! Aermere Frau!

Während Margarethe auf dem Schlosse blieb, ging Nissel im Herbst 1865 zu den Eltern nach Wien, um auf Laube zu wirken, namentlich aber auch, um nicht fortwährend den Schwägern auf St. Georgen zur Last zu fallen. „Wenn wir,“ schreibt er in Wien in sein Tagebuch, „uns in einer kleinen Stadt bleibend niederlassen könnten, meine Frau als Gesangslehrerin, ich inzwischen so viel Kredit gewonnen hätte, daß ich nur dann und wann nach Wien oder München zu gehen brauchte, um meine Arbeiten an den Mann zu bringen und wir uns auf diese Art ein recht bescheidenes, aber gemütliches Dasein gründeten! In Salzburg könnte man mit tausend bis zwölfhundert Gulden jährlich recht passabel leben; wenn wir nur jedes die Hälfte dazu verdienen könnten. Das wäre so jetzt mein Ideal!“ Und an die Gattin: „O Margarethe! Du mußt viel Geduld mit dem armen Franz haben. Wahrlich, ich könnte dir's nicht zu sehr verdenken, wenn du es manchmal ein wenig bereutest, mich erwählt zu haben; denn gar so wenig erwerbsfähig dachtest du mich doch wohl nicht. Aber nicht wahr, du wirst mir daraus nie einen Vorwurf machen? Warum frage ich erst, als ob ich es nicht schon wüßte, daß du kein gewöhnliches Weib bist!“

Wahrlich, das war sie nicht! Sie klagte nicht, geschweige denn, daß sie angeklagt hätte; sie tröstete und ermunterte nur. Aber wohl mochte sich die Sorge immer schwerer auf ihr Herz senken. Im Januar 1866 gebar sie ein Töchterchen, nun waren zwei Kinder zu ernähren — durch ihre Arbeit! Daß es Franz nicht konnte, war ihr nun klar. Im Frühling arbeitete er nicht, weil er leidend war, und im Sommer nicht, weil ihn der Krieg erregte. Das sei, meinte er, nicht der Augenblick, „ruhig an einem Drama zu dichten,“ im Uebrigen fühlte er „mehr als je, daß er zu großen Dingen angelegt und geboren sei.“ Aber wie er dies beweisen könnte, war ihm freilich in dieser Kriegszeit ebenso unklar, als je zuvor im Frieden, nur die eine Andeutung finden wir, „er habe in letzter Linie auf eine politische Laufbahn gehofft.“ Der Traum berauschte ihn für Tage und Wochen, an die Ausführung dachte er nicht, setzte während des ganzen Jahres nicht einmal zu einem politischen Aufsatz die Feder an. Bis zum Oktober lebte er bei seiner Frau in Salzburg, die nun wieder am dortigen Theater engagiert war, von da ab bei Mutter und Schwester in Wien. Denn der Vater war nun tot, hatte aber auch nicht einmal so viel hinterlassen, daß drei Menschen an der kärglichen Tafel satt wurden. Und der Unglückliche war nun sechsunddreißig Jahre alt!

Man wird es menschlich finden, daß seine Angehörigen, so rührend, ja fast beispiellos ihre Opferfreudigkeit für ihn war, nun endlich ungeduldig wurden und flehten, ob er nicht doch ein Amt anstreben oder Journalist werden wolle. In der That war nun seine Lage geradezu verzweiflungsvoll geworden, Margarethe trug ein drittes Kind unter dem Herzen und ihre Krankheit enthüllte sich als Schwindsucht; mit einem Heldenmut, dessen Gleichen es kaum giebt, hielt sie gleichwohl in einer bescheidenen Stellung am Grazer Theater aus, so lang es eben menschenmöglich war, — aber was dann, wenn sie zusammenbrach?! „Dein Platz ist nur in Wien“, riefen ihm Mutter und Schwester zu, „Deine Pflicht, Geld zu verdienen.“

Hier seine Antwort:

„Mißkennt mein Wesen nicht, indem ihr Unmögliches ratet . . . Das steht mir als unerschütterliche Ueberzeugung fest, daß ich einem Amte nicht vorstehen, eine bestimmte Verpflichtung nicht übernehmen kann, dermalen wenigstens nicht, so lange nicht, bis ich ein anderer Mensch geworden bin, was immer schwerer wird, je mehr man altert. Es mag traurig sein, aber ich bin nun einmal zu nichts tauglich, als freier Schriftsteller zu sein — frei, nicht aus Bequemlichkeit, nicht aus Eigensinn oder Stolz, sondern weil ich nicht arbeiten kann, was man mir aufgiebt, und wär's das Leichteste für einen andern, sondern nur das, was — ich möchte sagen — der Geist mir eingiebt. Ich glaube, eine so von der Inspiration abhängige Natur wie die meine, hat es noch gar nicht gegeben. Ich würde mit dem kleinsten Konzepte in einem Bureau nicht genügen, obgleich ich noch immer, wenn die Begeisterung mich faßt, schwungvolle Verse produziren kann, wie ich vor ein paar Tagen über hundert in einem Zuge schrieb. Ich könnte vielleicht bei meinem politischen Instinkt, bei der Tiefe und Konsequenz meiner

Digitized by Google

Ueberzeugungen Großes leisten, wenn ein Journal bedingungslos mir zur Verfügung stünde, mir seine Spalten öffnete, wann und wofür ich wollte. Aber ein Journalist im gewöhnlichen Sinne vermag ich nicht zu sein . . .“

Und an anderer Stelle:

„Nur Eins möcht' ich noch: mein Sein wahrhaft erfüllen, auf jene geistige Höhe mich schwingen, für welche ich praedestinirt war . . . Nur die großartigsten Ereignisse, nur die gewaltigsten Leidenschaften vermag ich zu schildern.“

So im Frühling; im Herbst desselben Jahres ergeht der Ruf der Seinen, sich aufzuraffen, noch einmal, noch dringender an ihn. Aber diesmal nur, indem sie ihm die eigene Lage darstellen. Für sie Alle reicht das kärgliche Erbe des Vaters nicht; so hat denn Lina in letzter Zeit wieder ein Engagement als Sängerin angenommen, diesmal in Linz. Das kränkliche Mädchen hat dort nicht genügt, ist entlassen worden. „Was nun?“ fragen sie ihn. Und darauf er: „Ihr thut am Besten, nach Wien zurückzukehren und Lina suchte dort Lektionen zu bekommen. Laßt Euch um keinen Preis mehr von Ort zu Ort locken durch das Irrlicht ‚Theaterlaufbahn‘.“ Und offen fügt er bei, warum er dies wünsche: seine Frau sei todtkrank, was solle aus ihm werden, „wenn ich auch zu Euch nicht flüchten, nicht Euch wenigstens eines der Kinder anvertrauen kann?“ Und die beiden Frauen fügen sich, kehren nach Wien zurück, aber gerade wenn sie ihm auch ferner eine Stütze sein sollen, so muß ja Lina verdienen, ein sicheres Brod haben und das bieten Lektionen nicht. Die einzige Möglichkeit aber, die sich endlich bietet: Lina's Anstellung als Choristin am Operntheater, ist für das edle, feinfühlige Mädchen sehr bitter: man weiß ja, in welchem Ruf eine Choristin steht. Und so frägt sie den Bruder, wie er darüber denke.

Er rät dringend dazu. „Einer Selbstdemüthigung braucht es freilich, aber endlich ist eine solche Stellung ebensowenig unehrlich, als Armut und Zwang der Not eine Schande ist. Nur das Peinliche der Begriffe in Europa ist's, was hier so drückend wirkt. Ein Amerikaner nimmt keck den Besen eines Straßenkehres in die Hand und zweifelt nicht, daß er deshalb eventuell keineswegs zu schlecht ist, wenn er das Zeug dazu hat, noch Präsident der Republik zu werden . . .“

So weit ist er gekommen, da fühlt er unwillkürlich seine Wangen brennen. „Und du? . . . Und du?“ raunt ihm sein Gewissen zu. Und so fährt er fort:

„Teure Mutter, teure Lina! Macht mir nicht den Vorwurf, daß ich anders rate, als handle. Wahrlich, ich würde die Stelle des letzten Journalisten eines Winkelblattes, allenfalls eines Notizensammlers nicht verschmähen, wenn ich sie ausfüllen könnte; über mir aber schwebt ein Verhängnis; ich bin gezeichnet mit einem Dichterkainszeichen, daß ich eher eine große Tragödie schreiben, als mit dem erbärmlichsten Winkelschreiber an Gewandtheit in der kleinen Litteratur konkurrieren kann.“

Die Stimmen, die sich bisher mit diesen Stellen des Tagebuchs beschäftigt haben, lassen sich in zwei Gruppen teilen. Die Einen finden Nissels Handlungsweise durchaus berechtigt; es sei der „natürliche Egoismus des Genies,“ der sich eben, seiner großen Mission eingedenk, nie und nimmer als Lastthier vor den Karren spannen lassen dürfe.

Aber dieser Verteidiger sind wenige und der Ankläger viele. Sie weisen darauf hin, daß sich Nissel in gar keiner besonderen Lage befunden habe: das sei das Schicksal der allermeisten Dichter Deutschlands, die ohne Glücksgüter geboren seien. An sie alle trete die Frage heran: „Gewinnst du es über dich, einen großen Teil deiner Kraft auf Lohnarbeit zu wenden, um dich und die Deinen zu ernähren, oder versäumst du lieber deine Menschenpflicht, um der vermeintlich höheren gegen dein Talent zu entsprechen?!“ Der Unterschied zu Nissel liege nur eben in der Art ihrer Antwort. Leicht falle keinem, der künstlerische Arbeit leisten könne, dies Frohnen um des Brodes willen, weder moralisch, noch technisch leicht, denn allerdings sei das Talent für derlei Arbeiten fast immer ungeschickter, als der geborene Handwerksmann. Aber wer ehrlichen Willens und tapferen Herzens diese Schwierigkeiten überwinden wolle, dem glücke es auch, und der Lohn dafür sei — leider nicht immer, aber doch oft genug — die Möglichkeit, dann nach Jahren noch zu künstlerischer Arbeit ganz zurückkehren oder doch das Hauptgewicht auf sie legen zu können. Nissels Reden vom „Verhängnis“, vom „Dichterkainszeichen“ seien also eitel Flunkerei.

Ich kann mich keiner dieser beiden Auffassungen anschließen; die erste scheint mir durchaus leicht und phrasenhaft, aber auch die zweite, so viel richtiges sie enthält, im vorliegenden Falle ungerecht. Und zwar deshalb, weil man das Pathologische an Nissels Natur übersieht. Er konnte nicht, weil er krank war. Geistig krank; man müßte, glaube ich, geradezu blind sein, um zu verkennen, daß er nicht blos, wie er selbst meint, als Jüngling, sondern auch als reifer Mann am Größenwahn litt. Gerade die Mißerfolge, die Ungerechtigkeiten, die er erduldete, ließen ein Gesunden gar nicht zu. Aber auch moralisch war er in gewissem Sinne damals nicht mehr gesund: wer immer auf anderer Leute Kosten lebt, verliert schließlich den Maßstab für das Ent-

Digitized by Google

würdigende dieses Zustands. Nissel schämte sich ja ab und zu seiner Lage, ich halte — im Gegensatz zu den oben erwähnten Beurteilern — seine Aeußerungen darüber durchaus nicht für „Heuchelei“, aber eine richtige, tiefe Scham war's nicht, sonst hätte er nicht blos ab und zu, sondern rastlos Feuilletons und Aufsätze geschrieben. Er konnte es so gut, wie ein anderer, wenn er wollte, aber — er konnte nun nicht mehr wollen; er war willenskrank.

Wer die nächsten Blätter liest, wird diese pathologischen Züge an dem Unglücklichen fast als eine Gnade des Geschickes preisen; wie hätte er, ohne den seligenden Glauben an seine „Mission“ so Furchtbares erleiden können?! — jeder Mann von normalem Selbstgefühl, wäre unter dem Jammer zusammengebrochen. Ende Dezember hatte Margarethe ein drittes Kind, einen Knaben, geboren, zwei Wochen später wußte Nissel, daß ihr Leben nur nach Tagen zählte. Sein Schmerz war grenzenlos — und dazu die hirnbohrende Sorge: was nun aus ihm, was aus den Kindern werden sollte! Aber damit nicht genug: nun hatte er auch noch mit dem Pfarrer, den Pflegerinnen einen peinlichen Kampf zu führen, weil die Sterbende, seinen und ihren Ueberzeugungen entsprechend, geistlichen Trost zurückwies. Endlich war die Edle erlöst; über das Begräbnis berichtete Franz an die Schwester:

„Ich darf wohl von mir behaupten, daß ich die Standhaftigkeit eines ganzen Mannes behauptete. Ich stand dabei, als die geliebte Leiche, noch immer wunderschön, in den Sarg gelegt wurde, und als der schwarze Schleier dabei vom Kopfe losging, befestigte ich ihn mit eigener Hand wieder und drückte den letzten Kuß auf die eiskalte Stirne. Dann schloß sich der Deckel auf ewig und vom Thore aus setzte sich der ziemlich lange Zug in Bewegung, kein Führer, kein Kranz voran, sondern der Sarg allein getragen von acht Bürgern; ihr Adalgisenschleier statt des fehlenden Bahrtuchs ... Wie Balsam fiel es übrigens doch in mein qualerfülltes Herz, daß das Begräbnis meiner Marguerite sich zu einem Triumphzug der Aufklärung (!) gestaltete.“

Die furchtbare Lage des Wittwers, der nun für drei Kinder zu sorgen hatte, und nicht einmal sich selbst ernähren konnte, weckte tiefes Mitgefühl; die Schillerstiftung griff kräftig ein, das Ministerium gewährte eine Beihilfe, am rührendsten aber benahm sich die treue Lina, die inzwischen am Burgtheater eine bescheidene Stellung gefunden hatte. Franz zog mit den Kindern zu ihr nach Wien und sie hat ihnen in treuester Hingebung die Mutter ersetzt, wie sie dem Bruder die edelmütigste, opferfreudigste Helferin und Pflegerin geblieben ist bis an sein Ende, und darüber hinaus die sorglichste Hüterin seines Ruhms.

„Mir soll,“ schrieb Nissel vor seiner Abreise nach Wien, „der Lenz bringen, was mir den besten Trost gewähren kann, den Beginn geistiger Thaten, Eure und meines lieben Freundes (Schlesinger?) wohlthuende Nähe. In einem freundlichen Familienleben, in welches das Heranblühen meiner Kinder Frische und Freudigkeit bringen soll, beruht ja meine ganze Lebenshoffnung jetzt, was mein Gemüt betrifft, mein ohnehin schwerkrankes Gemüt, das nur in einem solchen Heilung finden kann.“

Den „Beginn geistiger Thaten“?! Wir werden uns nach der ganzen Sachlage, nach der Art, wie Nissel sonst große Vorsätze erfüllt hat, nicht allzuviel davon versprechen. Aber er hat doch thatsächlich in den nächsten Jahren etwas mehr gearbeitet, als bei Lebzeiten der Gattin, sogar einiges, was für ihn Frohnarbeit war, Novellen und Skizzen. Auch entwarf er noch 1868 den Plan zu einer Doppel-Tragödie „Ingeburg“ und „Agnes“, welche die beiden Frauen Philipp Augusts von Frankreich zu Heldinnen haben sollte; als gemeinsamer Held beider Dramen war eine frei erfundene Gestalt, ein Troubadour gedacht, das Ganze als „eine Tragödie der Liebesraserei“ geplant, „die, allem trotzend, vor keiner Schranke, auch nicht der heiligsten zurückweichend, ihren Gegenstand jedem Geschicke abzuringen, sich frevelhaft vernichtet.“ Es ist nur die zweite der beiden Tragödien, „Agnes von Meran“ zur Ausführung gekommen, auch die viel später, immerhin beweist dieser große, bis in's Einzelne festgestellte Plan, die Entwerfung eines anderen Planes, des Lustspiels: ‚Ein Nachtlager Corvins‘, sowie die Wiederaufnahme der Arbeit am „Königsrichter“, daß er sich in seiner ersten Wiener Zeit, unter dem frischen Eindruck seines unersetzlichen Verlustes, unter dem Drange, für die armen Kinder zu sorgen, ehrlich mühte, wieder nach oben zu kommen. Hätten ihm damals das Wiener Burgtheater, die Wiener Presse mehr Beachtung geschenkt — nur so viel, als ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit war — es wäre doch von da ab besser mit ihm gekommen; er wäre kein glücklicher Mensch, kein großer Dichter geworden, aber er hätte einige wirksame und bedeutende Werke mehr geschaffen. Aber Friedrich Halm und August Wolff, die nun nach Laube's Sturz am Michaeler Platz regierten, kümmerten sich ebensowenig um ihn, als Laube in seiner letzten Zeit; der ‚Perseus‘ wurde nicht wieder aufgenommen, die „Zauberin am Stein“ blieb unaufgeführt, und für die Wiener Zeitungen lebte er kaum mehr. Das will berücksichtigt sein, wenn wir ihn bald wieder in trübes, thatenloses Hin-

Digitized by Google

dämmern versinken sehen, und es spricht für die Echtheit seiner Begabung, daß er sich doch immer wieder aufraffte. Was er selbst darüber sagt, darf auch kein Beurteiler Nissels vergessen: „Wenn ein ungeheurer Schlag und Schmerz, wie es für mich der Tod meiner Gattin war, auf einen Menschen niederfährt und ihn zu Boden wirft, mag er sich wohl nach und nach wieder aufraffen — unter sonst leidlichen Umständen. Wenn aber gleichzeitig Sorgen, Demütigungen und Widerwärtigkeiten aller Art auf ihn einstürmen, den sich Erhebenden stets wieder niederzerren und nicht von ihm weichen wollen, dann tritt nur allzu leicht ein gewisser Grad geistiger Verstörtheit ein, die periodenweise nicht nur jede geregelte anheimende Arbeit, sondern jedes Schaffen überhaupt, trotz allen Ankämpfens dagegen, fast unmöglich macht. Die Seelenangst darüber vermehrt noch die Zahl der quälenden Dämonen und trägt dazu bei, die so unentbehrliche Sammlung zu hindern. Das war und ist leider mein Fall. Dennoch gebe ich mich keineswegs auf. So reifen die Werke, mit denen ich beschäftigt bin, freilich langsam — sehr langsam — aber sie reifen doch, und ich habe die Zuversicht, man wird es ihnen nicht anmerken, unter wie ungünstigen Sternen sie entstanden sind, wohl aber durch sie zur Ahnung kommen, was, der sie geschaffen, unter günstigen wohl würde geleistet haben."

Dies Letzte mag dahingestellt bleiben — ich wenigstens würde mich nicht getrauen, die Frage zu bejahen, und noch weniger, da die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, sie zu verneinen — aber das Erste kann niemand bestreiten. Ueber diese letzten Werke und die letzten Jahre Nissels soll ein Schluß-Artikel berichten.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von Friedrich Theodor Vischer und Karl Gutzkow.

Wir haben in dem letzten Aufsatz unter dem gleichen Titel (S. 225 ff.) ein Schreiben Uhlands an einen jungen Dichter mitgeteilt; hier ein solches von Friedrich Theodor Vischer. Es ist in seiner seinen Art bemerkenswert für seine Humanität; liebenswürdiger kann ale ein vielbeschäftigter Mann einem Quälgeist geschrieben haben:

Verehrter Herr!

Mit dem bösesten Gewissen von der Welt muß ich Ihnen am Schluß dieses Semesters mein Bekenntniß ablegen. Ich war diesen Sommer so ungemein überhäuft mit poetischen Zusendungen, über die ich meine Meinung äußern sollte, daß ich meine eigene Arbeit hätte vernachlässigen müssen, wenn ich nicht den größeren Theil auf unbestimmte Zeit zurücklegte. Ich sah, daß Ihr Drama die erste von zwei Abtheilungen ist und hielt es für erlaubt, es zu jenen Büchern zu stellen, deren Lesung ich mir vorbehalte; vielleicht eine Art innerer Ausflucht, da es doch ebensosehr als selbständiges Drama zu nehmen sein wird; aber ich weiß, daß Sie Nachsicht üben, wenn ich Ihnen sage, daß mein Wille, aufstrebenden Männern, die sich poetisches Talent zutrauen, mit freundlicher Aufmerksamkeit entgegenzukommen, ein redlicher ist und daß er nur an der Ueberbürdung zeitenweise rein erliegt. Ich hatte z. B. dießmal 5 Dramen, ein starkes Manuskript über Kirchenmusik, 3 Novellen im Pult, dabei meine Amtsgeschäfte, Privatstudien, Correspondenz nach vielen Seiten; da blieb nur das non possumus.

Also entschuldigen Sie mich freundlich, habe ich erst wieder mehr Luft, so werde ich Ihr Drama aufnehmen und Ihnen einen Brief schreiben, der wenigstens nicht so ganz inhaltsleer sein wird wie dieser.

Mit aufrichtigem Dank für Ihr ehrendes Vertrauen

Ihr hochachtungsvoll ergebener Schuldner
Fr. Vischer.

Zürich 14. August 1865.

Der Brief von Karl Gutzkow, den wir mitteilen können, ist ein getreues Spiegelbild seines unglückseligen Charakters. Man weiß, daß er 1860—64 in Weimar als General-Sekretär der Schiller-Stiftung wirkte; die Stellung war für ihn in einer Weise materiell und moralisch dotiert worden, daß er sich damit wohl hätte zufrieden geben können. Aber wo und unter welchen Verhältnissen hätte es dieser Mann sein können?! Er griff immer und überall alle Welt erbarmungslos an, aber wer sich gegen ihn vertheidigte, beging damit in seinen Augen ein schweres Verbrechen, für das keine Züchtigung hart genug war. So ging es auch in Weimar; nachdem er sich mit dem Hofe, wie mit seinen Kollegen in der Stiftung überworfen, zettelte er eine Verschwörung gegen Weimar an: Der Vorort der Stiftung sollte nach dem ihm lieberen Frankfurt a. M. verlegt werden. Aber dafür stimmte nur die Minorität, darunter der Justizrath Buchner aus Darmstadt. Natürlich war nun Gutzkow's Stellung in Weimar durch sein eigenes Verschulden eine unhaltbare geworden. Aus dieser Situation heraus erklärt sich der folgende Brief an Buchner:

Geehrter Herr Justizrath!

Sie bezeichnen meine Lage sehr richtig, als die der Gebundenheit und der Verpflichtung zur äußersten Vorsicht. Den Gedanken, daß das hier Geschehene redressirt werden könne, sei es durch die Erinnerung des Großherzogs an sein fürstliches Wort, sei es durch die sächsische oder preußische Regierung, gebe ich auf. Beati possidentes, es richtet sich hier Alles zum Genuß des Errungenen ein.

Digitized by Google

Von Leipzig hör' ich, daß man in Dresden klagbar geworden ist, ich gebe aber nichts auf den Erfolg. Herr Hertel wird den Minister von Falkenstein über die treffliche hiesige Leitung belehren. In Berlin geschieht alles durch die Nationalzeitung, wo Zabel, Heller, Jung das Gewonnene als das Richtige und als den Sieg der „Linken" darstellen. Das, was dort die „Rechte" genannt wird, waren vortreffliche, muthige Männer, aber es fehlte doch wohl die Organisation, sonst würde Herr Köstlin nicht dem Kreise ganz fern gestanden haben. Er stimmte für Frankfurt, ging aber fast in Allem mit jenen Männern, die ihn gleich zum Vicepräsidenten machten, in Hoffnung, ihn in Allem zu gewinnen. „Versöhnliches" erwarten Sie von hier. Worin es bestehen könnte, weiß ich nicht recht. Es war nach den Tagen des Kampfes Erschöpfung eingetreten und die Stimmung über den gewonnenen Sieg eine scierliche. Die hiesige Zweigstiftung hat ihren Kreis bedeutend vermehrt und will dem Comité eine Ergänzung durch einen Verein geben. Voigts Neigung im Volk nicht wieder zu hetzen, soll nachgelassen haben: es war von Genast oder Köster die Rede gewesen.

Meine Lage ist unbehaglich. Hof, Adel sehen mich als den Veranlasser der Agitation gegen Weimar's Wiederwahl an. Daß die Majorität so gar gering war, nur erkannt durch 3 weimarische Stimmen (übertragen Dingelstedt [Königsberg] und Volgt [Laibach]) erfüllt mit Bitterkeit. Daß sich ein Motiv wird finden lassen, mich zu entlassen, bezweifle ich nicht.

Es ist betrübend, daß sich die edlen Männer die hier, wie Sie, unter so schwierigen Umständen gekämpft haben, die gerechtere Würdigung durch die Presse entgehen lassen. Durch die metallographische Korrespondenz des Herrn Gottschall wurde die ganze Presse überflutet.

Erfahre ich etwas Wichtigeres, daß Sie interessiren dürfte, so theile ich es Ihnen mit. Bis jetzt scheint mir alles still und ruhig dem Antritt der ferneren 3 Jahre entgegengehend. Begierig bin ich, wie sich die „absolute Oeffentlichkeit" in ihrem Verhältniß zu dem Drang machen wird, die Hülfe der Stiftung aufzusuchen.

Mit wiederholtem Ausdruck meiner Freude, Ihrem biedern und unabhängigen Sinne näher getreten zu sein, bin ich wahrhaft hochachtungsvoll

Ihr

Gutzkow.

Weimar, 10. Nov. 1864.
Am Schillertage.

Man sieht es war dem Unseligen thatsächlich unmöglich, die Dinge einigermaßen objektiv zu betrachten. Er war aus den allerpersönlichsten Gründen gegen das Verbleiben der Stiftung in Weimar, aber daß Andere aus Local-Patriotismus dafür waren, schien ihm ein Verbrechen. Das Statut bestimmte damals einen Wechsel des Vororts, sofern der Verwaltungsrat zustimmte; dieser hatte damals für Weimar entschieden und stand mit diesem Entschlusse durchaus auf dem Boden des Statuts; Gutzkow sprach bitter vom „fürstlichen Wort des Großherzogs", der das Statut bestätigt hatte, ließ sich von Leipzig aus berichten, daß die Dresdener Stiftung gegen die Wiederwahl Weimars protestiren werde u. s. w. und beklagte, daß die Presse nicht seine persönlichen Interessen verfocht und gegen Weimar loszog! Welchen Verlauf die Angelegenheit nahm, ist bekannt; noch im selben Monat gab Gutzkow seine Stellung auf und verließ Weimar. Wenige Monate später versetzte die Nachricht, daß der Unglückliche in Friedberg einen Selbstmordversuch unternommen, ganz Deutschland in schmerzliche Bewegung.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Pudor, Heinrich. Hohe Schule des Sinnenlebens. München. Heinrich Pudor. Leipzig. Carl Fr. Fleischer. 1895.

Pudor, Heinrich. Tragödie. Gedichte. Lady Tryon. Dramatisches Stück in einem Akt. München. Heinrich Pudor. Leipzig. Carl Fr. Fleischer. o J

Assim-Agha Gül hanendé. Rosenblätter. Lieder und Sprüche. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schultze-Smidt. Leipzig. Schmidt & Günther. o. J.

Heiberg, Gunnar. Der Balkon. Drei Akte. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von G. Morgenstern. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Merwin, Peter. Pessimistische Gedichte. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Armand's ausgewählte Romane. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt. Lief. 5 u. 6.

Wette, Hermann. Widukind. Drama in fünf Aufzügen. Köln. Rimbach & Licht. 1894.

Ebers, Georg. Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1895.

Lenbach, Ernst. Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Dietrich, W. Gedichte. Berlin. Wilhelm Hertz. 1894.

Musing, Oskar. (Otto Mora.) Die Bildungsmüden. Roman. Berlin. Verein für freies Schriftthum. o. J.

Pietsch, Ludwig. Erinnerungen aus den sechziger Jahren. Zweiter Band von „Wie ich Schriftsteller geworden bin." Berlin W. F. Fontane & Co. 1894.

Laverrenz, Victor. Deutsche Novellen. Berlin. J. L. B. Laverrenz. 1895.

Roquette, Otto. Hans Haidekuckuck. Vierte Auflage. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Falke, Gustav. Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Riffel, Franz. Dramatische Werke. Zweite Folge. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Edel, M. Der Schützling von San Gregorio. Ein Sang aus Venedigs Vorzeit. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Litten, Julius. Der Bandwurm. Berlin. F. A. Günther. o. J.

Heyden, August v. Jury und Kunstausstellungen. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Haß & Gatieb in Berlin.

Digitized by Google

Um ein Grab.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

Wer im Waggon von Lemberg nach Czernowitz dahinfährt, mag leicht versucht sein, Ostgalizien für menschenärmer zu halten, als es ist. Meilenweit öde Haide oder dürftiger Ackerboden, einige Hütten in der Ferne, aber nirgendwo ein großes Dorf und von der Station zur Stadt ist's noch eine Reise über Stock und Stein oder durch unergründliches Kothmeer. Lieber macht das Dampfroß einen meilenweiten Umweg durch Sumpfland, als den Behausungen der Menschen nahe zu kommen. So wäre man versucht, den Mann, der diesen Bahnweg bestimmt hat, für einen menschenscheuen Sonderling zu halten, während er in Wahrheit ein kluger, von wärmster Nächstenliebe erfüllter Volkswirt war. Da er nämlich der Bahngesellschaft gegen eine Gesamtsumme nur den Boden zu liefern hatte, während ihn die Baukosten oder gar die Bedürfnisse des Verkehrs nichts angingen, legte er den Weg durch möglichst ödes, weil billiges Terrain. Denn Jeder ist sich selbst der Nächste und unter Volkswirtschaft versteht man in Halb-Asien die Wissenschaft, auf Kosten der Gesamtheit den eigenen Sack zu füllen, ohne deshalb doch gleich ins Zuchthaus zu kommen.

Anderwärts kann der Reisende oft aus der Lage der Hütten, der Form der Gärten erkennen, wie gewaltthätig die Bahnlinie hindurchgeführt worden. Hier ist dies wohl nur an einer Stelle so: wo das Dampfroß von Halicz weg, dem uralten Flecken, der dem Land den Namen gegeben, weiter gegen Südost eilt und die Gemarkung des Dorfes Winkowze berührt. Da sieht man zur Rechten einen stattlichen Bauernhof, schief zur Bahn gestellt, zur Linken den großen Obstgarten. Hier hat der eiserne Strang ein blühendes Anwesen entzweigeschnitten.

Und zugleich ein Menschenherz. Das Eine war jenem Volkswirt unangenehm, das Andere gleichgültig, aber beides mußte sein und war nicht seine Schuld. Die Geschichte dieses armen Herzens ist keine Anklage gegen ihn und wenn zwischen ihren Zeilen eine Frage steht, so wendet sie sich an keinen Menschen, denn Niemand von uns wüßte darauf Antwort. Wir alle erheben diese Frage, laut und leise, verzweifelt und ergebungsvoll, bis uns der Tod die Lippen schließt.

Der Besitzer jenes Bauernhofs war ein ruthenischer Bauer und hieß Janko Wygoda. Das ist eigentlich ein komischer Name: „Hans Bequemlichkeit", aber er wird keinem Landeskind so erscheinen, schon weil er überaus häufig ist. Wer das Geschick dieser armen Menschen erwägt, könnte glauben, daß dies eine Art Nothehelf ist, damit man unter ihnen doch wenigstens etwas finde, was an Wohlleben erinnert. Aber „Wygoda" heißt auch ein die Straße kürzender Feldweg, dessen Benutzung den Nachbarn gestattet wird; der Name haftete am Grundstück und ging, als Kaiser Josef die Familiennamen einführte, auf die Besitzer über. Freilich heißen heute, bei dem unerhörten Niedergang dieses Bauernstandes, schon viele Hunderte so, die keinem Menschen mehr etwas zu gestatten oder zu verbieten haben.

Unser Janko Wygoda hatte es besser; er saß auf dem Erbe seiner Vorfahren, aber hart genug war es ihm geworden. Vielleicht — wer weiß? — vielleicht rettete ihn nur seine Häßlichkeit vor dem Verderben. Vater und Mutter waren die lustigsten, leichtsinnigsten, durstigsten

Digitized by Google

Menschen in der Gemeinde und von jenem Schlag, den man so oft in diesem reinblütigsten Slavenstamm findet, dem nur einige Tropfen Mongolenblut eingemischt sind: groß, stark, fettleibig, mit blondem Kraushaar und wasserblauen Augen. Und diesem Paar legte das Schicksal einen kleinen, schwarzen Mongolen in die Wiege. Die Nachbarn lächelten, selbst der Pope unterdrückte bei der Taufe den Witz nicht, den Wurm gehörig unter Wasser zu setzen: „Das Teufelchen kann's brauchen!“ Die Mutter weinte, der Vater tröstete: „Vielleicht holt der Teufel den Wechselbalg wieder ab, und Gott schenkt uns ein christlich Kind!“ Beide Wünsche erfüllten sich nicht; Janko blieb der Einzige und gedieh zu einem kräftigen, sehnigen, freilich hageren und kleingewachsenen Knaben, dem im gelblich-blassen, von straffem, schwarzem Haar umstarrten Antlitz die schief geschlitzten, scheu blickenden Augen standen. Wohl das Häßlichste an diesem Antlitz war der Ausdruck dumpfen, traurigen Trotzes; selbst die Hohnreden der Nachbarn, die Schimpfworte der Mutter, die Fußtritte des Vaters hatten den Janko nicht heiterer gemacht.

Aber tüchtiger und arbeitsamer. Er hielt sich an die Knechte, weil ihn diese nicht schlugen, arbeitete rastlos auf den entlegensten Aeckern, wohin der Vater nie kam. Allmählich freilich konnte er sogar den Garten am Hause betreten, ohne dem Alten zu begegnen; der hatte zu viel Geschäfte außerhalb. Des Vormittags mußte er zu einem der drei Wucherer gehen, in deren Hände er geraten war, dem Gutsherrn von Winkowze, Wladislaus von Paterski, dem armenischen Pächter der Haliczer Herrschaft, Stefan Kastanasiewicz, und dem Juden Moses Erdkugel in Halicz. Die drei Männer übten ihre Wohlthaten zu demselben Zinsfuß, fünfzig, hundert und wenn es sein konnte, zwei hundert Prozent, aber nur der würdige Erdkugel war bereits wegen Wuchers bestraft. Und mit Recht, denn er hatte sein Geschäft offen betrieben und jene Rücksichten vergessen, die man befreundeten Beamten schuldet. Der Pole und der Armenier übten diese Rücksichten und darum waren sie Ehrenmänner; auch Hritzko Wygoda ging lieber zu ihnen und zum Juden nur, wenn es sein mußte. Das war seine Arbeit am Vormittag; des Nachmittags betrank er sich in der Schänke, des Abends mußten ihn Janko mit Hülfe eines Knechts heimschleppen.

Das waren die einzigen Begegnungen zwischen Vater und Sohn, und sie liefen friedlich ab, weil der Alte besinnungslos war. Als Gast betrat Janko niemals die Schänke und war achtzehnjährig geworden, ehe der erste Tropfen Schnaps seine Lippen netzte. Auch das war gegen seinen Willen geschehen; er brach an einem glühheißen Tage vor allzugroßer Anstrengung auf dem Felde zusammen; die Knechte wollten den Ohnmächtigen durch den Trunk wieder ermuntern; mehr als der brennende Geschmack brachte ihn der Absichen vor dem wohlbekannten scharfen Duft wieder zum Bewußtsein.

So oft er auch sein Schicksal verfluchte, für eines war er ihm dankbar: daß ihn die Eltern nie zur Schänke mitgenommen, weil sie sich seiner Häßlichkeit geschämt. Das war gut: er konnte die Wirtschaft aufrecht halten. Freilich war alles nutzlos, so lang sie lebten; die Mutter ließ das Hauswesen verfallen, der Vater verkaufte die Frucht auf dem Halm und schaffte selbst das nötigste Gerät nicht an; aber sie mußten ja bei solcher Lebensführung ein frühes Ende nehmen. Er hatte sie als Kind gehaßt, so lang er sie gefürchtet; als Jüngling ging er mit stummem Gleichmut neben ihnen her; er wünschte ihren baldigen Tod nicht, aber das mußte ja kommen, wie auf den Herbst der Winter folgt.

Und dann war er der Herr und Alles gut. Daß in Wahrheit Alles verloren war, daß eigentlich kein Halm mehr dem Vater gehörte, sondern jenen drei Wohlthätern, wußten mehrere im Dorfe, er nicht, den es zunächst betraf. Der Vater war den Wucherern Geld schuldig, das mußte dann eben zurückgezahlt werden; Schlimmeres ahnte er nicht. Wer auch hätte es ihm sagen sollen? Er sprach mit keinem mehr als das Notwendigste, hatte keinen Freund. Die Leute verhöhnten den Wechselbalg und Duckmäuser, einige mochten das arme traurige Arbeitstier vielleicht bemitleiden, gingen ihm aber doch gern aus dem Wege. Ebenso seine Knechte; er war ja als Herr gerecht, mutete keinem so viel zu, wie sich selbst, aber sie atmeten doch auf, wenn er ihnen den Rücken kehrte. Ihm jedoch waren eigentlich alle Leute im Dorfe gleichgültig, bis auf Einen, den er

Digitized by Google

grimmig haßte, den Pächter der Schänke, Leib Weihnachtskuchen.

Das war ein kleines, armseliges, verknittertes Stückchen Menschheit, das immer mit einer scheuen, demütig fragenden Miene unherschlich, als wollte es die Leute anflehen: „Nicht wahr, Du hast doch nichts dagegen, daß Leib Weihnachtskuchen lebt?!“ Kein Schänkwirt in Podolien nimmt es seinen Gästen übel, wenn sie ihn „jüdisches Hundsblut“ nennen und an den Wangenlöckchen zerren; Leib ließ sich, wenn's sein mußte, noch ganz Anderes gefallen. Aber dazu kam es selten; im Gegenteil, er wurde von seinen Gästen besser behandelt, als die meisten andern Wirte. Erstlich hatten sie Mitleid mit dem kränklichen Männchen; ferner war zum Neid kein Grund; er war so arm wie kein Knecht in Winkowze, und hungerte mit Weib und Kind öfter, als er satt wurde. Denn wohl ging die Pacht auf seinen Namen, aber Herr von Potersti, dem die Schänke gehörte, hatte „aus Barmherzigkeit“ auf die Kaution verzichtet, Moses Erdkugel die Vorräte angeschafft und nun hielten ihn die Beiden für immer in den Krallen. Endlich aber war der Mensch so dumm; wäre er kein Jude gewesen, sie hätten ihn für ehrlich gehalten; er wässerte den Schnaps nicht, gebrauchte keine doppelte Kreide, munterte Niemand zum Trinken auf, und wenn ihn Jemand um Vermittlung eines Darlehns bei seinen eigenen Wohlthätern ersuchte, mahnte er — bei Hritzko war's freilich vergeblich gewesen — gar davon ab. Nein, dem Leibko thaten sie nichts.

Nur Janko haßte ihn glühend, weil sich ihm in den kleinen Menschen die beiden Verderber seiner Eltern verkörperten, der Schnaps und der Wucher. Leibko wußte dies, und wenn der Jüngling des Abends die Schänkstube betrat, den Trunkenen zu holen, schlich er nach scheuem Gruß in die Ecke und wich ihm auf der Straße weit aus. Einmal aber war kein Platz dazu und das sollte ihm schlecht bekommen.

Auf jener „Wygoda“ wars, von welcher der Name der Familie rührte, und an einem kalten, nebligen Novembertag. Zähneklappernd eilte der Kleine in seinem dünnen, geflickten Kaftan den schmalen Steg dahin, der über einen künstlich erhöhten Damm führte; rechts und links waren sumpfige Wiesen, die nur im Hochsommer zur Weide dienten, nun aber unter Wasser standen, über das der erste Frost eine dünne Eisdecke gelegt. Da tauchten aus dem Nebel die Umrisse eines Menschen, der ihm entgegenkam; er erkannte seinen Todfeind und blieb zitternd stehen. „Aus dem Weg!“ rief der Janko, „für Juden ist die Wygoda nicht geöffnet!“ — und er hob die Faust. Leibko wollte dem Hieb ausweichen, strauchelte dabei und kollerte den Abhang hinab, die Eisdecke brach unter ihm. „Hülfe!“ schrie er in Todesangst auf. Aber Janko ging weiter, einem Hund hätte er herausgeholfen, dem Leibko nicht. „Hülfe!“ klang es noch einmal, schon schwächer; der Bursche hielt an, sein Herz begann zu pochen, dann setzte er seinen Weg fort. „Ertrinken wird er nicht,“ dachte er, „dazu ist das Wasser zu seicht! Und wenn auch — hab' ich ihn hineingeworfen?!“ Aber das Herz schlug ihm nun so arg an die Rippen, daß er doch nach einer Weile anhalten mußte.

Er blickte zurück, die Dämmerung war eingebrochen, die Nebel wogten dichter, weit und breit war kein Laut, als das leise Krachen des Eises im Sumpfland. Da kam's wieder — ein Röcheln nur und wie aus weiter Ferne, aber er hörte es doch deutlich: „Hülfe!“ und er eilte zurück. Aber als er jener Stelle nahe kam, vernahm er den Klang anderer Stimmen: zwei Männer des Dorfes, sie brachten den Leibko auf den Armen dahergeschleppt.

„Ist er tot?“ fragte Janko.

„Wahrscheinlich!“ erwiderte der Eine und der Andere fügte mitleidig bei:

„Wer mag nur das arme, kleine Hundsblut hinuntergestoßen haben? Es hat doch Keinem was gethan!“

Der Leib war nicht tot, aber lange Wochen lag er in hitzigem Fieber, zwischen Leben und Sterben. Aus seinen Fieberreden erriet man, wie sich der Unfall gefügt. Die Eltern, ja alle Leute im Dorf überhäuften den Janko mit Vorwürfen, das ließ ihn kalt. „Hab ich ihn hineingeworfen?“ erwiderte er anfangs und dann nicht einmal dies.

Aber etwas Anderes traf ihn: wenn er des Abends in die Schänke trat und die Frau des Juden ihn anblickte; das bleiche, verhärmte, früh gewelkte Weib sprach kein Wort, aber dieser drohende, verzweiflungsvolle Blick ließ

Digitized by Google

ihn erbleichen. Seine schlimmsten Augenblicke jedoch hatte er, wenn er des Tags das einzige Kind des Schänkwirts, die kleine, blondlockige Miriam vor dem Hause sah — es war sonst so lustig gewesen und saß nun still da und ließ das Köpfchen hängen . . .

Vor Allem dieser Anblick war's, der den Janko zu einem für ihn schweren Entschluß brachte.

Nächst dem Juden war ihm der Pope der verhaßteste Mann im Dorfe, schon jenes Taufwitzes wegen, aber auch weil der hochwürdige Vater Jephrem täglich von Mittag ab besoffen war. Nun ging er zu ihm hin und bestellte um zwei Zwanziger eine Messe „für das Leben eines Kranken."

„Schön!" sagte Jephrem. „Er wird gesund!"

„Auch wenn es ein Jude wäre?" fragte Janko.

„Nein!" rief der Hochwürdige, besann sich aber sofort. „Auch dann, nur dauerts dann länger! verstehst Du? natürlich! Auch kostet es dann drei Zwanziger!" Um drei Zwanziger hätte Vater Jephrem auch für das Leben einer Katze gebetet.

Es kam so, wie der Hochwürdige versprochen. Leib Weihnachtskuchen wurde gesund, nur dauerte es etwas lange.

Als Janko hörte, daß der Kleine wieder in der Schänkstube sitze, ließ er den Vater durch die Knechte heimschleppen, er vermied die Begegnung. „Wozu?" dachte er. „Am Ende giebt's Streit! Und wie wird er mich nun ohnehin bei Allen anschwärzen!"

Aber damit kam's anders, so ganz anders, daß es der Jüngling zunächst gar nicht fassen konnte. Da trat bald der Eine, bald der Andere auf ihn zu: „Du, ich habe Dir Unrecht gethan, der Leib sagt ja, daß Du dran unschuldig warst." Selbst Hritzko bestätigte es in seiner Art: „Du gehst ewig herum, als hättest Du Würmer gefressen, Du Wechselbalg, gönnst Deinen alten Vater kein Schlückchen, aber ein Mörder wenigstens bist Du nicht!" . . .

„Wie ist das möglich", dachte Janko, „der Jude lügt ja zu meinen Gunsten. Dahinter steckt was!" Und als er eines Morgens an der Schänke vorbeiging, trat er ein, von einer seltsamen Empfindung getrieben, von Trotz, Reue und Dankbarkeit zugleich.

Janko war etwas bleich, als er eintrat, aber noch bleicher wurde der Jude bei seinem Anblick. Dann fragte er zitternd, ob der Pan Janko vielleicht ein Gläschen befehle.

„Dein Gift brauch' ich nicht!" stieß dieser hervor. „Aber wissen will ich, warum Du so lügst?! Du bist ja meinem Hieb ausgewichen, ich bin an Deinem Unglück schuldig!"

„Warum — —?! fragte der Jude erschreckt. „Verzeiht, Pani Janko, es war ja gut gemeint!"

„Eben darum! Das verdien' ich nicht!"

Nun verstand ihn erst der Andere. „Laßt das meine Sorge sein", sagte er mit seinem traurigen, demütigen Lächeln. Und erst, als Janko in ihn drang, meinte er:

„Das ist nicht so leicht gesagt. Erstens, was nützt es mir, wenn ich mich an Euch räche? Sind dadurch die sechs Wochen Krankheit ausgelöscht und kann ich dadurch plötzlich gesunder sein, als ich leider jetzt bin? Und dann, wer bin ich? Ein armer, schwacher Jud! Und Ihr seid ein starker Christ! Ihr hasset mich ohnehin, soll ich Euch reizen, daß Ihr mich am Ende totschlagt? Dann kämet Ihr ins Kriminal, Pani Janko, aber davon könnten mein Weib und Kind nicht satt werden. Aber auch die Furcht allein war's nicht, sondern daneben . . ."

Er stockte.

„Aber Ihr werdet böse werden, wenn ich das sage!"

„Nein, sprecht nur!"

Unwillkürlich hatte der Jüngling die Form seiner Anrede geändert.

„Es war . . . Also . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch, Pani Janko, ewig die Not und jeder tritt auf mir herum, aber ich hab' doch mein Weib und meine Miriam . . . Ich kenn' Einen im Dorf, der . . ."

„Da irrt Ihr Euch!" rief der Jüngling heftig. Und trotz seines Versprechens fuhr er fast zornig fort:

„Ich brauch' Euer Mitleid nicht . . . Ich werde noch einmal die Wirtschaft aufrichten!"

Der Jude schüttelte den Kopf. „Das werdet Ihr nicht, Pani Janko!"

„Warum nicht?!" rief dieser. „Weil Du dem Vater zu viel Gläschen einschänkst und zu viel Wechsellohn zwischen hier und Halicz hin und her trägst!"

Digitized by Google

Der kleine Mann wich zurück, sein blasses Antlitz rötete sich.

„Bei Gott dem Gerechten!“ rief er, „da thut Ihr mir Unrecht! Ich hab' nie ernuntert, immer abgehalten. Freilich, ich schänke Schnaps, vermittle Geschäfte! Aber wenn nicht ich, da thut's ein anderer! Und dann: Geld — Schnaps — beides Gift, sagt Ihr, es richtet die Leute zu Grunde. Aber dann ist das Messer in Eurem Gürtel da auch Gift, denn man kann sich damit den Hals abschneiden. Ihr gebraucht es für's Brod, wohl Euch — aber das Messer wäre auch an Eurem Tod nicht schuldig! Freilich, gefährlich sind alle drei, Geld, Schnaps und Messer. Aber was red' ich da — Ihr versteht mich doch nicht!“

Nein, Janko verstand ihn nicht, wenigstens nicht ganz. Aber so viel begriff er doch: er hatte diesem Menschen Unrecht gethan.

„Hm . . . das mit dem Messer . . .“, murmelte er verlegen und fragte dann:

„Warum glaubt Ihr, daß ich die Wirtschaft nicht wieder in Ordnung bringe?“

Der Jude zuckte die Achseln.

„Was weiß ich?“ murmelte er. „Ist es meine Wirtschaft? Vielleicht irre ich mich!“

Und mehr war auch nicht aus ihm herauszubringen.

Diesmal nicht, wohl aber im Lauf der Zeit. Denn Janko kam wieder, immer häufiger, bis er endlich im nächsten Winter fast täglich in der Schänke saß.

Die Leute staunten darüber, denn er trank auch nun keinen Tropfen. Noch weniger freilich begriffen sie es, warum Leib mit diesem Gast, der ihm nichts zu verdienen gab, die Zeit vertrödelte.

In der That begriff das der Jude manchmals selber nicht. Janko kam zu ihm, weil er allmählich das Gleichnis vom Messer verstanden, den Haß, der ihn wie eine fixe Idee von Kindesbeinen beherrscht, abgethan hatte, weil er hier erfuhr, wie es um ihn stehe, und beraten konnte, wie das Verhängnis noch abzuwenden sei. Aber Leib?! „Vielleicht mach' ich noch einmal Geschäfte mit ihm!“ log er sich und seinem Weibe vor, denn er wußte am besten: nach des Vaters Tode war dieser Mensch ein Bettler; seit ihm das Weib gestorben war, trieb es der Hritzko womöglich noch wüster. Und die Wahrheit, daß es aus Mitleid geschah, wagte der Jude sich und der Frau nicht einzugestehen; durfte er, der arme Mann, so viel Zeit verschwenden?!

Da ersann er sich lieber gleich noch einen Vorwand, der zum Mindesten keine Lüge war: „Und er ist so freundlich zu dem Kind!“ In der That war die kleine, damals zehnjährige Miriam die einzige, die den düsteren Menschen zum Lächeln bringen konnte, und wochenlang konnte er sich mühen, bis er ihr mit ungeübter Hand ein neues Spielzeug angefertigt hatte. Denn etwas zu kaufen, fehlte ihm das Geld. „Bis ich's habe!“ sagte er und Leib lächelte gutmütig und dachte:

„Auf Erden nicht, vielleicht im bessern Leben!“

Im nächsten Frühling — der Jüngling war damals einundzwanzig Jahre alt — starb Hritzko, wo er gelebt: in der Schänke. Die drei Wucherer klagten die Wechsel ein, der Termin der Feilbietung wurde angesetzt, ungewiß war nur, welcher von ihnen den Hof erstehen werde. Vergeblich lief Leib in Janko's Auftrag vom Edelmann zum Armenier, vom Armenier zum Juden, Schonung zu erflehen.

Da begab sich ein Wunder; gerade der Schlimmste von ihnen, Herr v. Paterski, warf eines Tags den Juden nicht, wie gewöhnlich, gleich hinaus, sondern hörte ihn an und sagte dann: „Wenn der Janko wirklich ein so fleißiger Mensch ist, so könnt' ich's ja mit ihm versuchen. Schick' ihn mir!“ Nie hat ein Mensch in Winkowze den Weg vom Gutshof in's Dorf so rasch zurückgelegt, als damals Leib mit seinen kurzen, krummen Beinen.

Auch Janko war betäubt von dem unerwarteten Glück und fühlte sich wohl zum ersten Mal im Leben selig, als ihm der Edelmann sagte: „Wohl, ich will das Gut für Dich zu halten suchen.“ Aber das Wunder klärte sich sehr natürlich auf, als er seine Bedingungen kund gab; er wollte offenbar nur die Kosten des Kaufvertrags sparen, das Gut ohne Aufwand in besseren Stand bringen lassen, denn die großen Zinsen und Amortisationen, die er vorschrieb, ließen sich nach menschlicher Vorsicht nicht aus dem verwahrlosten Anwesen herausschlagen und hielt Janko eine einzige Rate nicht ein, so war alles verloren.

Der junge Bauer verstand das nicht, um so klarer der kleine Jude. Verstört schlich er

Digitized by Google

umher und flehte dann den Jüngling an, nicht zu unterschreiben.

„Ich bin ja ein Narr, daß ich abrate!“ jammerte er. „Drei Gulden verspricht mir Paterski für das Geschäft, zwei Gulden wenigstens wirst Du mir geben — fünf Gulden sind ja ein Vermögen! Und unterschreibst Du nicht, so will er mich aus der Schänke jagen. Aber g'rad das hat mir die Augen geöffnet! Geh lieber als Knecht in die Fremde, Du bist tüchtig, bekommst guten Lohn, heiratest vielleicht eine Erbtochter — und wenn auch das nicht, weil Du leider gar so häßlich bist — alles besser, als dieser Vertrag: mit mir mag geschehen, was Gott will — hat er mich einen solchen Narren werden lassen, so muß er mich auch versorgen!“

Aber Janko blieb dabei, es werde schon glücken, unter Fremde wolle er nicht.

„Weil sie Dich hier so gern haben!“ rief der Jude. „Wen hast Du hier?“

„Mein Erbe! Und Dich! Und dann — siehst Du! — ich habe mich so daran gewöhnt — mir fehlt etwas, wenn ich Dein liebes Kind nicht lachen höre!“

„O Du Narr!“, rief Leib. Aus der Ecke aber kam die kleine Miriam hervorgestürzt, das sonst so fröhliche Gesichtchen von Thränen überströmt und rief schluchzend: „Bleib', Janko, ich hab' Dich so lieb! Und sonst spielt niemand mit mir!“

Und so wurde der Vertrag unterschrieben.

Aber er wurde auch eingehalten. Monat für Monat konnte Leib dem Herrn die fällige Rate überbringen. „Mir scheint“, sagte Herr von Paterski argwöhnisch, „Du holst es beim Armenier oder gar beim Erdkugel; diese elenden Menschen arbeiten ja jetzt, mir zum Trotz, zu neunzig Prozent!“ Er irrte; Janko brachte das Geld selbst auf, durch gute Ernten begünstigt, aber doch unter unsäglichen Mühen. Kein Knecht hätte sich so nähren, so kleiden mögen; selbst die Hütte war an den Hülfspriester vermietet, den Vater Zephrem bezahlen mußte, weil er selbst jetzt nur noch in aller Frühe nüchtern war; Janko schlief Sommers und Winters im Stall. Und so gearbeitet hatte noch Niemand in Winkowze; Morgens war er mit den Hühnern auf und sank erst spät Abends auf das armselige Lager; „unsere Hunde haben's besser“, sagten die Nachbarn verächtlich, denn sein Thun erschien ihnen nicht blos eines Hofbesitzers unwürdig, sondern auch thöricht: wie konnte ein Mensch seinem Schicksal entgehen wollen?! Nur die Mitleidigsten fragten zuweilen auch: „Wie kann man ein solches Leben ertragen?“

Hörte Janko davon, so lächelte er nur: er hatte sich in diese Anstrengung und Entbehrung hineingewöhnt, wie Andere in's Prassen, und dann fehlte es ihm ja auch an Freuden nicht. Er hatte täglich eine gute Stunde, von elf bis zwölf, die Mittagsstunde in Ost-Galizien, wo alle Arbeit ruht; da saß er in der Schänke, aß sein Brod, trank Wasser dazu und unterhielt sich mit dem Leib und der Miriam. Spielsachen brachte er ihr nicht mehr; er hatte nun keine Zeit zum Anfertigen, sie zum Spielen; die Zwölfjährige mußte der Mutter in der Wirtschaft beistehen. Aber sie lachte noch wie früher und ihm leuchtete das düstere Antlitz, so oft er dies Lachen hörte; um das Kind zu erheitern, fiel sogar ihm zuweilen ein Scherz ein; es kam ihm selbst hinterdrein sonderbar vor, aber es war so. Die Miriam konnte ihn zu allem bringen, sogar sich zuweilen Fleisch oder einen neuen Kittel zu gönnen, aber sie thats nur, wenn sie wußte, daß das Geld für den nächsten Ersten beisammen war.

Vielleicht dankte er dieser einen Tagesstunde die Kraft, daß daran nie ein Heller fehlte, durch lange fünf Jahre, bis ein volles Sechstel abgezahlt war. Nun begann auch der kleine Leib zu hoffen.

„Ich bin ein Verbrecher gewesen“, sagte er seinen Schützling, „weil ich Dir vor fünf Jahren nicht noch mehr abgerebet habe, aber nun will ich mir das Gewissen erleichtern. Denn Du bist dem Paterski jetzt doch schon etwas weniger schuldig, als Dein Hof wert ist; nun findet sich wohl ein braver Mann, der Dich aus seinen Klauen erlöst und dir geringere Zinsen abnimmt.“

Ein solcher Mann fand sich wirklich, der Pope von Solinze, der Vater jenes Hülfspriesters, der bei Janko wohnte; er that's, weil das Geschäft sicher schien und der Sohn seinen Hausherrn pries, schon zu zwanzig Prozent; für Galizien ist das Dein Wucherzins.

Freilich wußte Paterski, wer ihm das schöne Geschäft verdorben hatte.

„Warte nur, Weihnachtskuchen,“ herrschte

Digitized by Google

er den Kleinen bei der nächsten Begegnung an, „ich backe Dir zu Neujahr eine Pastete, an der Du ersticken sollst!“

Leib kam sehr bestürzt heim, aber bald faßte er Mut und konnte sogar zu seinem Weibe ein Witzchen darüber machen, freilich war's so dünn und schüchtern, wie er selber:

„Aus einem Anderen lassen sich nicht so viel Rosinen herauspressen; er kündigt mir nicht — und bis zu Neujahr sind's vier Monate!“

Die ängstliche Frau jammerte: „Du opferst Dich für diesen Janko!“ Aber da warf sich Leib in die Brust:

„Warte nur, mit dem mach' ich noch einmal ein gutes Geschäft.“

Wie, das war ihm freilich noch unklar.

Einige Wochen später wußte, er's: einen Kuppelplatz wollte er sich am Janko verdienen.

„Er ist schon sechsundzwanzig geworden“, sagte er seinem Weibe, „ein tüchtiger Mensch, ein großer Hof, gib Acht, Chane, das trägt zehn Gulden!“

„Nicht zehn Kreuzer,“ rief sie, „so alt und häßlich ist keine, daß sie diese Vogelscheuche nimmt! Das weißt Du selbst sehr gut, willst Dir aus Güte für ihn abplagen, und belügst nur Dich und mich, daß es auch ein Geschäft für uns ist.“

Der Kleine schwieg verlegen, wie immer, wenn er seine schwarze Seele enthüllt sah, dann widersprach er um so heftiger.

„Unsinn!“ schnitt sie ihm in die Rede, „hast Du Zeit, so such' lieber einen Bräutigam für unsere Miriam.“

Weihnachtskuchen riß Mund und Augen weit auf.

„Was — was fällt Dir ein“, murmelte er bestürzt. „Das ist ja noch ein Kind!“

„Bald sechzehn ist sie“, erwiderte Chane. „Sieh sie Dir doch nur an!“

Und sie wies in den Hof hinaus, wo Miriam eben die Wäsche zum Trocknen aufhängte.

Sein Blick folgte ihrer Hand und wurde immer starrer, je länger er hinblickte. Dann seufzte er tief auf.

(Fortsetzung folgt)

Der verlorene Sohn.

Es saßen stumm in einem Kämmerlein
Zwei alte Leute bei der Lampe Schein.
Sie lachten nicht, sie freuten sich nicht mehr —
Der dritte Stuhl an ihrem Tisch war leer.
Dort saß vor kurzem noch ihr einz'ger Sohn,
Der plötzlich in die Fremde war entfloh'n.

Er war so jung! Ein übermüt'ges Blut!
That in der Schule nie, zu Haus nie gut.
Am liebsten strich er draußen vor dem Thor
Als echter Taugenichts durch Wald und Moor.
Und als er endlich in die Lehre kam
Zu einem Steinmetz, der es ernster nahm,
Da hielt er's länger nicht im Zwange aus.
Sein Dämon trieb ihn aus dem Vaterhaus.

Er schlich sich fort an einem Regentag.
Auf seiner Lagerstatt ein Zettel lag,
Drauf stand: „Da's mir daheim nicht mehr gefällt,
Geh' ich, mein Glück zu suchen, in die Welt! —“

So saßen nun in ihrem Kämmerlein
Die beiden Alten bei der Lampe Schein.
Der Vater las. Wie jäh die Zeit verrinnt! —
Die Mutter nähte. — Draußen pfiff der Wind.

Da hielt sie träumend in der Arbeit ein
Und seufzte plötzlich laut: „Wo mag er sein?“

Der Vater sagte finsteren Gesichts:
„Sprich mir nicht mehr von diesem Taugenichts!“

Die Mutter sprach: „Mir bleibt in meinem Schmerz
Ein einz'ger Trost: er hat ein gutes Herz!“

Da pocht' es an die Thür'. Ein Bote rief:
„Hier bring' ich euch aus Welschland einen Brief!“
Die Mutter that ihn auf. Er war aus Rom.

„Es grüßt uns“, sprach sie, „unser alter Ohm!
Er ist, so schreibt er, rüstig und gesund
Und freut sich seiner stillen Tage — und — —“

Da starrt' ihr Auge plötzlich wie gebannt,
Es zitterte das Blatt in ihrer Hand.
Sie las die Worte:

„Und nun rate mal!
Wen traf ich neulich vor dem Quirinal?
Doch rate nicht zu lang! Ich sag's euch schon!
Den Wildfang traf ich, euern tollen Sohn!

Ha, wie ihr staunt! Ihr glaubt es nicht? Nun ja,
Ich schwör's euch feierlich, das ich ihn sah!
Hübsch groß gewachsen und vom heißen Kuß
Der Sonn' Italias braun wie eine Nuß.
Ein Leder'schürzchen trug er ums Gewand
Und Steinmetzwerkzeug wog er in der Hand.

Als ich ihn sah, da hielt ich an und sprach
Zu mir im Stillen nun: du schleichst ihm nach!

Ich schlich ihm nach. Er ging den Pfad entlang
Erhob'nen Haupts und mit beschwingtem Gang.

Digitized by Google

In eine Seitengaſſe bog er ein —
Da ſaß ein Bettelmann auf einem Stein,
Er ging zu ihm, und als er in der Näh'
(Geſcheiden that er's, daß ihn niemand ſeh')
Zog er ſein Beutelchen und gab dem Mann
Zwei Kupferſtücke. Weiter ſchritt er dann.

In ſeine Werkſtatt ſchritt er. Doch genug!
Ich wollt' euch melden nur mit Recht und Fug:
Was er gethan, war nur um Gottesſohn!
O nennt ihn nimmer den verlor'nen Sohn!
Er hat ſich Eins bewahrt: ſein gutes Herz!
Iſt das das höchſte Gut nicht allerwärts?

Er hat an euch geſündigt, ſchwer und viel!
Ich aber ſage euch: er kommt ans Ziel!
Den Pfad beſchreiten hab' ich ihn geſeh'n,
Den nur die Guten und Gerechten geh'n!"

Heinrich Hege.

Mein Lied.

Du gaukelndes Wort,
Was lockſt du mich fort
Mit deiner Schwingen Purpurgold?
Ich irre durch die Gaſſen
Und haſte, den Keim zu faſſen,
Derweil das Leben mir vorüberrollt.

Zu des Königs Sohn,
Hinträumend im Mohn,
Ein fremdes Zaubervöglein flog;
Der Prinz ließ Braut und Krone
Und folgte dem Wundertone,
Der ihn zu märchenfernen Thaten zog.

Paul Wertheimer.

Im Waggon.

Den Einſamen trägt durch die Sommernacht
Das Dampfroß, ſprühend im Flug.
Ich habe das Fenſter aufgemacht
Zum befreienden Atemzug.
Da klingen herein und geben Geleit
Mir Wanderburſchenlieder:
Schön — ſchön iſt die Jugendzeit!
Sie kehrt nicht wieder.

Damals, weißt du — lang iſt es her!
Auf den Seelen lag Sommer wie heut,
Die Fliedertrauben ſo blütenſchwer,
Die Luft voller Glockengeläut!
Durch Blumen ſchritteſt du im luſtigen Kleid,
Im Reize der jungen Glieder —
Schön — ſchön iſt die Jugendzeit!
Sie kehrt nicht wieder.

Wir träumten ein ſeliges Wandern zu zweit,
Eine Lebensfahrt, ſchattenlos licht;
Übers Jahr, ihr Götter, wenn's wiederum mait!
Doch heute — heute noch nicht!
Auf das Herz, erbangend im Trennungskleid
Taute die Hoffnung hernieder.
Schön — ſchön iſt die Jugendzeit!
Sie kehrt nicht wieder.

Da beugt' ich den Nacken dem harten Muß
Und drängte das Wünſchen zurück.
Ein einzig Umfangen, ein einziger Kuß,
Das war mein ganzes Glück!
Schon ſtand der Kappe zur Fahrt bereit,
Wie bebte dein Kettchen am Mieder!
Schön — ſchön iſt die Jugendzeit!
Sie kehrt nicht wieder.

Nun irr' ich Einſamer durch die Welt,
Jahre rauſchten hinab — —
O, ſchimmernde Haide! O, Sternenzelt!
Meine Augen ſuchen ein Grab.
Drin ſchlummerſt du, ſicher vor Kampf und Leid
Tief unter dem nickenden Flieder . . .
Schön — ſchön iſt die Jugendzeit!
Sie kehrt nicht wieder.

Wilhelm Arminius.

Teich.

Ein einſam Waſſer waldumwoben . . .
Der Bäume herbſtgerötet Laub
Sinkt nieder flockenweich. Von droben
Zerſprüht das Abendrot wie Strahlenſtaub.

Es hat das Laub den Teich bedeckt,
Nur unten leuchtet wie ein Glimmer
Ein Rundchen Waſſer, ſchilfverſteckt —
Glüht meiner Seele noch ein letzter Schimmer?

Max Meſſer.

Digitized by Google

Abbassah.

Im stillen Schloßhof die ganze Nacht
Plätschern des Springquells Wogen —
Holdselige Klänge kammen sacht
Die Hallen entlang gezogen.
Da spielt die Luft mit der Kose leis
Und der Wind senkt lauschend die Schwingen:
Oh, das sind Töne so wild, so heiß,
Wie nur Frauenlippen sie singen.

Sie hat die Stirn an sein Knie gelehnt
Und küßt ihn wild auf die Hände:
„Wie hab' ich mich immer gesehnt, gesehnt,
Und wußte, daß ich dich fände!
Nun will ich ruhen an deiner Brust
Und Kummer und Harm vergessen,
Ich will dich umfassen, in heißer Lust
Am's jubelnde Herz dich pressen!"

Und der Springquell plätschert die ganze Nacht
Und die Rosen duften und blühen —
Und heimliche Blicke schleichen sacht
Und dunkele Augen glühen,
Und schwellende Lippen, rot und warm,
Lächeln und locken und werben —
Oh, wie süß, wie süß, von schneigem Arm
Umschlungen zu sterben, zu sterben!

In die Zither greift ihre weiße Hand
Und trunken beginnt sie zu singen:
„Eine Königstochter lebt im Land,
Die will dein Herz erringen —
Sie schlich in nächtlicher Stunde her,
Dein Leben in Lieb' zu versüßen,
Doch kennen willst du sie nimmermehr —
Sie liegt — zu deinen — Füßen!"

Wie sprang er empor, wie riß er ihr wild
Den Schleier hinweg von den Wangen,
Wie hat er das blühende Frauenbild
Mit zitternden Armen umfangen!
„Abbassah!" Er hat sie jäh gefaßt,
Er hat sie an's Herz gezogen,
Zum Lager trägt er die süße Last — —
Leis plätschern des Springquells Wogen.

Und die Jahre gehen . . . Der Abendwind
Fegt wirbelnd den Staub vom Dache:
Fest drückt sie an's Herz ihr schönes Kind
Und einsam ist's im Gemache,
Sie spielt mit des Knaben dunkelem Haar.
Hört ferne die Hämmer klopfen,
Und aus ihren Augen perlenklar
Fallen Thränentropfen.

„Wer hätt' es gedacht, mein armes Kind,
Daß ich jetzt schau sterben müßte . . . .
Es war eine Nacht, so warm, so lind,
Als dein Vater zuerst mich küßte . . .
Er war wie die Sonne gut und mild,
Wie die Sonne in Frühlingstagen —
Doch weil er mich küßte, hat ihn wild
Mein eigener Bruder erschlagen.

„O, hörst du sie klopfen immerzu?
Ein Sarg ist's, was sie hämmern —
Der Sarg ist für mich — ich schlaf' in Ruh,
Wenn der Tag beginnt zu dämmern.
Du aber, du bleibst in der Welt allein,
In der Welt ohne Heim, ohne Friede,
Mein Bruder kann's nimmermehr verzeih'n,
Daß dein Vater ein Barmekide.

„Sie werden mich morden noch diese Nacht
Und keiner wird mich beklagen,
Nur du, mein Kind, wenn du aufgewacht,
Wirst oft nach der Mutter fragen:
Oh, Kummer und Leid ist deine Bahn,
Du wirst mich rächen und fliehen,
Und dann, wie dein Vater und ich gethan,
Wirst du vor'm Henker knieen."

Georg Edward.

Im Siegeslauf.

Wieder wandte sich der Sieg
Auf des großen Korsen Seite
Und zerstreut in alle Weite
Floh vom Feinde, was der Krieg,
Was die letzte Schlacht verschonte

Der auf einem Hügel thronte
Und von da die Schlacht gelenkt,
Reitet über's Feld: Napoleon;
Jede Fahne ward geschwenkt,
Jede Stimme schwoll im Jubelton.

Digitized by Google

Aber abseits an dem Weg
Lag ein Jüngling, auf den Knieen.
Solche Jugend mußte ziehen
In den Krieg, von Hause weg! —
Doch der Jüngling, im Gebete
Sah nicht, wie der Kaiser spähte;
Und er sprach, auf sein Gebot:
„Ja, ich hab' gebetet wie ein Kind!
Für die Kämpfer, die jetzt tot,
Doch zufriedner als wir alle sind.

Treu gehorsam ihrer Pflicht
Fielen sie, vom Sieg entglommen.
Nichts mehr kann den Toten frommen
Als Gebet, das einer spricht,
Der im ungeheuren Morden
Von dem Tod verschonet worden." —
So der blonde Knabe sprach,
Und der Kaiser lächelnd niedersah;
Siegesträumen reitend nach —
Moskau! Waterloo! Sankt Helena!

Hans M. Grüninger.

Bismarcklied.

Klappernd auf Schönhausens Schloß
Sah den Storch man fliegen,
Schloßherr ruft dem Dienertroß,
Deutet nach der Wiegen:
„Seine Augen, seht, wie prächtig,
Seine Stimme, wie so mächtig! —
Glaubt mir, der wird siegen!" —

Wenig fragte der Student
Nach der Römer Rechten;
Denn der Jugend Feuer brennt
Hoch in feuchten Nächten;
Eh' er stritt für Deutschlands Wandel
Wußt' er manchen eig'nen Handel
Schneidig auszufechten.

Hauptmann, stand er auf dem Deich
Mit dem Strom im Streite,
Sann, daß, freud'gem Volke gleich,
Er in Frieden gleite;
Doch gewohnt, hinaus zu lauschen,
Rief ihn bald ein voll'res Rauschen
In des Lebens Weite.

Flammenworte, die er sprach,
Keinem zu Gefallen!
Preußens Not und Deutschlands Schmach
Ließ das Blut ihm wallen. —
Und man sandt' ihn auf die Reise;
Wilhelm rief ihn, sich zum Preise,
Heim, zum Heil uns allen.

Und er kam; für seinen Herrn
Stritt er auf das Schwerste,
Da erhob sich Preußens Stern
Leuchtend auf das Hehrste.
„Siebzig" kam, das Jahr der Helden,
Ewig wird das Lied sie melden —
Und er war der Erste.

Völkerleben und Geschick
Der Parteien Hadern,
Faßt' er mit dem Feuerblick
Bis in Mark und Adern:
Wenn er vom erhab'nen Orte
In den Reichstag warf die Worte
Gleich Giganten quadern.

Der des Erdgeists Tritt belauscht
Und des Schicksals Wetzen,
Was ihm durch die Seele rauscht,
Keiner wird's verstehen;
Einsam ist sein großes Leben,
Wenig können wir ihm geben,
Eins wird nie vergehen:

Als er hat im Waffentanz
Unser Volk verbunden,
Hat er einen Heldenkranz
Sich aus Herzen wunden.
Dieser wird ihm blühen bleiben,
Wie auch die Geschicke treiben
Auf der Bahn der Stunden!

Curt Hacker.

Mein Grab.

Sollt' einst ein Grabkreuz mich bewachen,
Ihr thätet mir das größte Arg,
Doch will ich noch im Himmel lachen,
Stoßt ihr ein Schwert mir in den Sarg.

Und drüber hängt die Schellenkappe,
Daß sie im Winde lustig klingt,
Und dran ein Scepterchen von Pappe,
Das neckisch in der Sonne schwingt!

Und tritt an's Grab dem Treuelosen
Ein Kind einst, das den Mund mir bot —:
Schütt' aus die Schürze, schwer von Rosen!
Das nenn' ich tot sein, heiter tot!

Christian Morgenstern.

Digitized by Google

Faſtenconzilium der Feinſchmecker.

Schwere Not und ſchwere Plagen
Legt uns auf die Faſtenzeit:
Schon bethört den kranken Magen
Eines Härings Eitelkeit!
Ach wie ſchwer ſind zu ertragen
Suppen, aufgeſchmalz'ne nur!
Nein! Das gibt uns kein Behagen
Das iſt gegen die Natur!
Glaubt Worten des Mahners,
Es ſättigt nie
Des Vegetarianers
Verruchtes Menu!
Nur tiefes Grauſen
Statt Appetit
Erweckt ſein Schmauſen,
Anathema sit!

Spargel ſelbſt und Artiſchocken
Und der Kuchen beſte Brocken
Sind für ſich ganz hübſch und nett
Aber nie für ein Bankett!
Was erſetzt uns Kuerhahnen?
Was die Schnepfen und Faſanen,
Was auch nur ein Schweinskotelett?
Kann es wer im Ernſte glauben,
Daß beim Rübenkraut und Kohl,
Ochſenzungeln oder Trauben
Einem Menſchen werde wohl?
Doch das größte von den Uebeln
Iſt ein Brüu aus Mehl und Zwiebeln,
Oder ſonſt ein Milchgepatz!
Ohne Hummer, Kuſter, Salme
Fehlt dem Faſtentiſch die Palme;
Feſt ſteht dieſer Glaubensſatz.
Und wer die Qualen
Des Fleiſches erlitt
Und glaubt ſie mit Kröſchen,
Mit Krebſen in Schalen,
Mit Schnecken zu löſchen,
Und gar mit Biscuit:
Anathema sit!

Erſt nach Wildpret und Kouladen
Soll von Obſt und Marmeladen
Voll der Tiſch durchduftet ſein,
Aus dem Tafelaufſatz ſteigen
Mögen Trauben dann und Feigen,
Und dazu blink' edler Wein!
Auf! und eine neue Speiſe
Zu erfinden ſuchet weiſe,
Eine, die nicht ſündhaft nährt
Und Erſatz für Fleiſch gewährt.
Suchet ſie mit euren Köchen —
O daß wir ſie jetzt ſchon röchen!

Auch den Trunk nehmt in Erwägung,
Nehmt es wohl in Ueberlegung,
Sprechet aus mit Einheit,
Daß da hab ein leidlicher
Wein beim Mahl, ein waidlicher
Lauterkeit und Reinheit.
Und wer ihn wäſſert,
Und wer ihn ſchnitt,
Und nennt das verbeſſert:
Anathema sit!

Hörts, die ihr mit Weinen handelt,
Hörts, die ihr in Weinen wandelt!
Kedlich auch, o Wirte, wandelt,
Nehmt euch alle wohl in acht.

Pantſchet, Freunde, pantſchet nicht!
Sonſt erfolgt das Strafgericht,
Sonſt erſcheint das Fakum
Und ihr fahrt zur räudigen
Böcke Zahl, zum leidigen
Satanas! Signatum!

Hermann Lingg.

Abendidyll.

Ein Glöcklein klingt den Abend ein,
Es ſchwingt in weiter Ferne;
Schon gucken uns ins Kämmerlein
Die erſten, blaſſen Sterne!

Das iſt ein gar ſo traulich Licht:
Luſt hell genug zum Scherzen;
Es leuchtet, doch verrät uns nicht
Beim Küſſen und beim Herzen!

Mir iſt, als ob die Wirklichkeit
Zum Traume mir zerfloſſe,
Und alle Wonne weit und breit
Sich in mein Herz ergöſſe!

Ob ich der Erde höchſte Luſt
Aus Roſenkelchen nippe; —
— Ich wache auf an deiner Bruſt, —
Und Lippe ruht auf Lippe!

Und ſchelmiſch guckt ins Kämmerlein
Die goldne Schar der Sterne, —
Das Abendglöcklein ſchlummert ein
Verklingend in der Ferne —

Hans Müller.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frühlings-Anfang.

Ein Festspiel von Gottlob Schneider.

Personen.

Kaiserkrone.
Crocus.
Primula veris (Himmelsschlüssel).
Schneeglöckchen.
Anemona Nemorosa (Gretchen im Busch).
Anemona Pulsatilla.
Anemona Hepatika.
Schneerose (Helleborus niger).
Scilla.
Kellerhals.
Schneetröpfchen (Galanthus nivalis).
Tulpe.
Hyazinthe.
Veilchen.
Erdbeerblüte.
Brombeerblüte.
Blumenvolk.
Ein Fahrender Schüler.

Zeit der Handlung: Frühlings-Anfang.
Ort: Bundeshaus der Blumenfreunde.

(Fest- und Arbeitsabend bei Scilla. Großer Gartensalon. Links an einem Tisch, auf dem ein Paar mit Schleiern verhangene Lampen stehen, Crocus mit einem Buch, Tulpe am Stickrahmen, Scilla vor der Nähmaschine, Hyacinthe mit Häkelzeug. Etwas entfernt vom Tisch unter großem Fenster ein erhöhter Sessel. Rechts breite Eingangsthür. Die Bühne liegt im Halbdunkel.)

Crocus (vom Buch aufstehend.)
Das ist hübsch! Das ist gut! Wie er uns loben kann!
Hört an diesen fröhlichen Dichtersmann,
Wie er mit Anmut und freiem Geist,
Wie Euern Schmuck er am höchsten preist!
(Er liest.)
„Hoher Orden" — Wärs Euch schon bekannt?
Eines Fahrenden Schülers Lied hat ers genannt.

Scilla. Lies, Crocus, lies! Ein hübsch Gedicht
Ist wie in Nacht ein Stern, ein Licht,
Wie oft hast du es scheinen sehn,
Sein heller Glanz will nicht vergehn.

Crocus (liest.) „Nun trag ich den Orden vom Güldenen Stern,
Wer hat wohl den Schmuck mir gegeben?
Nicht diene ich Fürsten, wohl grüß ich sie gern
Ehrfürchtig bescheiden, ehrfürchtig von fern,
Von fern ja gern für mein Leben.
Wer hat mir die köstliche Ordenszier
Ins ledige Knopfloch gebunden?
Die Zier, mir gab sie im Waldrevier
Der Freiheit Fee, zwischen Drei und Vier
Had ich vor Tag sie gefunden.
Vor Thau und Tag. Ihren Stern von Gold
Verleiht sie mit bunten Gewanden,
Und wer ihn will ehren, und wer ihm hold,
Er steh nur in dieser Herrin Sold,
Und lieg nur in ihren Banden."

Hyacinthe. Das ist ein Lied wie Märzenluft,
Wie aus dem Schnee der Glöcklein Duft
So frisch! Sie hätten es selbst vernommen,
Wären sie heute pünktlich gekommen.

Tulpe (in der Arbeit einhaltend). Fürwahr, man läßt uns heute lange warten —
Indeß, vom Wald hierher nach dem Garten
Der Weg ist weit, vielleicht noch verschnelt.

Scilla. Mich dünkts eine kleine Ewigkeit.

Crocus (aufstehend, nach dem Fenster sich wendend).
Ihr Fräulein seid immer die Ungeduld'gen!
Merkt auf, sie werden gar fließend entschuld'gen
Und überzeugend ihr Zögern und Zaudern.
(Man hört hinter der Scene das Klingen von Glöckchen).
Horcht! horcht! ich meine, ich hör schon ihr Plaudern,
Und hör es klingen von fern und singen,
Sie kommen, sie nah'n auf des Liedes Schwingen.

Scilla (die ebenfalls an das Fenster geeilt ist).
So ists, und kommen nicht allein,
Herr Kellerhals will ihr Führer sein.

Kellerhals (eintretend). Vielelei! Die wir kommen von fern,
Wir kommen fröhlich und kommen gern!
Da ihr Schneeglöcklein die Kunde geschickt,
Sie haben gleich ihre Kleider gestickt,
Ihre weißen Gewänder mit Grün gesäumt;
Sie meinten, das hätt ihnen nicht geträumt,
Die sie im Wald so ganz verloren,
Daß sie zu solcher Freude erkoren.
(Hinter der Scene zweistimmiger Frauengesang, Mendelssohnsche Weise.)

Digitized by Google

„Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite."

(Schneeglöckchen und Schneetröpfchen treten ein.)

Schneeglöckchen. Wir kommen spät aus waldgem Revier
Zu euch, des Gartens frühester Zier,
Aber wir eilten, so sehr wir konnten
Von der Halde herbei, der nebelsonnten,
Nur brauchte es Zeit, bis alles im Stand —
Wir nähten noch alles mit der Hand —
Und Zeit auch zur Wahl und zum Anprobieren,
Und Zeit, unser Liedlein einzustudieren.

(Sie singen die zweite Strophe.)

„Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie grüßen."

Schneetröpfchen. Ja grüßen, von wem all in Hag und Schlag,
Da uns alle jetzt grüßt der Frühlingstag
Von den Anemonen grüßt herzlich dich, Scilla,
Deine blaue Schwester, die Pulsatilla;
Nemorosa, die lichte, Hepatika,
Die güldenbesternte, sind auch schon da.
Sie zagten ein wenig vor Wand'rung und Frost,
Und schicken drum aus nach Extrapost;
Die wird erwarten den Morgenschein —
Im Wald geht der Weg über Stock und Stein —
Und läßt die geruf'ne sie nicht im Stich,
Meine Schwestern vom Wald kommen sicherlich.

(In der Ferne klingt ein Posthorn: „Seht ihr drei Rose". Nach Schluß des Liedes das Post-Ankunftssignal. Herein stürmen Nemorosa, Pulsatilla, Hepatika, jede eine vermummte kleine Begleiterin an der Hand.)

Pulsatilla. Der Schwager fuhr gut, hei, wie wir flogen!
Wir haben alle nicht schwer gewogen.

Hepatika. Doch umgeflogen wären wir bald.
Da es so saufend ging durch den Wald.

Nemorosa. Und erreichten nun glücklich Thür und Thor,
Schneeglöcklein kamen allein uns zuvor.

Crocus. Gegrüßt seid ihr Lieben, seid hochwillkommen!
Nun ist den Meinen die Sorge genommen,
Sie dachten, Euch könne der Schnee verwehn,
Nun dürft ihr sobald nicht wieder geh'n.
Wir würden Euch halten mit milden Gewalten,
Ihr sollt uns ja helfen das Fest gestalten.

Nemorosa. Darauf haben rechtschaffen wir gesonnen,
Und haben uns kleine Gehilfen gewonnen;
Von da, wo die Sonne am sonnigsten lacht,
Haben die Fräulein wir mitgebracht:
Veilchen, Walderdbeer- und Brombeerblüte.
Nun habt, Ihr Schelme, habt nur die Güte,
Zu entmummen Euch und zu demaskieren.

(Sie thun es.)

Crocus. Bravo, bravo! Wir applaudieren!
Wie kleiden Euch gut die Flittern und Läpplein,
Die Shawls und die Schürzen und die bunten Käpplein,
Ihr müßt hernach beim Defilieren,
Ihr müßt uns allen voranmarschieren

Erdbeerblüte. O, großen Dank für die großen Ehren,
Herr Crocus wird müssen die Schritte uns lehren.
Und haben auch wir etwas vorbedacht,
Und haben auch wir Euch was mitgebracht:
Wir verrieten Euren Plan der Kaiserkron,
Der Schneeros und Primel — da sind sie schon.

(Kaiserkrone, Primel und Schneeros treten gemessen mit Würde ein.)

Kaiserkrone (zu Crocus gewendet). Herr Marschall, wärn wir vergessen worden,
Ich hätt Euch entzogen Titel und Orden.

Schneerose. Ja, freilich, das könnten wir nicht verste'n,
Ich hätt Dich nie wieder angeseh'n.

Primula veris. Bringt doch den Marschall nicht so in Bedrängnis,
Gewiß, es waltete ein Verhängnis.

Crocus. Verehrteste, habt mit mir liebe Erbarmen,
Und laßt mich lieber Euch alle umarmen.
Die Nachricht des Blütleins hat schwer mich getroffen —
Im Drang ich vergaß Euch! O laßt mich erhoffen
Eure Verzeihung! Ich will es noch sagen,
Nichts Schöneres hätt' uns können begegnen,
Als daß Ihr gekommen uneingeladen,
Und bietet fern uns Beidruß und Schaden.
Nun hat unser Festzug Anfang und Schluß,
Nun wird alles gehn wie aus einem Guß.
Laßt ihn uns gleich einmal probieren!
Nun ist's eine Lust zu arrangieren.

(Der Festzug ordnet sich noch des Marschalls Bestimmung so, daß ihn Veilchen, Erdbeer- und Brombeerblüte eröffnen, danach kommt die Kaiserkrone zwischen Schneerose und Primel, danach kommen die Anemonen, danach Schneeglöckchen, Schneetröpfchen und Kellerhals, danach Hyazinthe und Scilla, zuletzt Tulpe und Crocus. Der Zug umgeht palonnaisemäßig die freigemachte Bühne unter den Klängen des Hochzeitsmarsches aus Lohengrin. Der Mond ist inzwischen aufgegangen und erleuchtet durch die Fenster die Bühne nach und nach taghell. — Musik und Umzug haben Publikum, Blumenvolk aller Art aus den Gewächshäusern der Nachbarschaft — Theerose, Kamelie, Cactus u. a. — herbeigelockt, die neugierig und andächtig in der offenen Thür stehen und durch die Fenster schauen. Ein Jahrender Schüler schreitet herein, stumm staunend bis in die Mitte des Saales. Die Musik schweigt. Der Zug bleibt in Bewegung.)

Fahrender Schüler. Stiegst Du vom Himmel, Blütenreich?
Nicht gehörst Ihr dem Boden der Erden;
Kehrt ihr zum Himmel zaubergleich?
Selig laßt mich Schauen erst werden,
Atmen mich trunken die Himmelsluft,
Trinken mich Euern balsamischen Duft!

(Veilchen, Erd- und Brombeerblüte, die den Zug verlassen haben, überreichen ihm Sträußlein von Schneeglöckchen, Schlüsselblume und Anemone Nemorosa.)

Erdbeerblüte. Laß Dich grüßen mit tiefem Verneigen,
Laß Dir gefallen unsern fröhlichen Reigen,
Die wir aus Wald und Wiese sind;
Nimm dies bescheidene Angebind,
Und laß Dich führen zu Sessel und Thron,
Dort siehst Du die ganze Action,
Noch besser, und — mehrst uns Deine Huld,
Wir stehen gar gern in Dichters Schuld.

Veilchen. (Mit Schlüsselblumen und knospenden Reisern von Weide u. a.)
Aus Thüringens grüner Wäldernacht
Hab ich das Sträußlein Dir mitgebracht,

Digitized by Google

Fröhlich das Bündlein so bunt und verworren,
Stell es ins Fenster und laß nicht verdorren,
Was eben noch keimte im Busch versteckt,
Was die Sonne geküßt und aufgeweckt;
Es möchte erblühn und sprengen die Hüllen,
Es möchte Dein Zimmer mit Duft erfüllen!
Und soll Dir zeigen, wie gut ich Dir bin,
Nimm es hin, nimm es hin!

Bromberblüte (mit einem Anemonenstrauß).
Sieh, Osterschellen, und Gretlein im Strauch,
Und Leberblümlein! In Duft und Hauch
Standen im Wald sie, und wie in Gedanken,
Ich band sie zum Sträußlein mit meinen Ranken.
O, Sträußlein, mir ist so wunderlich,
Ich vergaß mein Sprüchlein, sprich Du für mich!

Fahrender Schüler. Habt Dank! Habt Dank! Ich vergeß es nie,
Was Ihr sprachtet! Euch sandte die Poesie
Vom Wald hierher, von Wiese und Rain,
Grüßt meine Freundin im Frühlingshain!

(Veilchen, Erdbeer- und Bromberblüte haben den Fahrenden Schüler nach dem erhöhten Platz geleitet. Der Zug hat sich inzwischen zu einem kunstvollen Reigen, einer Quadrille aufgestellt, die er nach Rückkehr von Veilchen und Genossen sogleich nach Musikweisen graziös beginnt. Am Schluß sind alle dem Fahrenden Schüler genaht, der im Anschauen des Ganzen verloren ist.)

Fahrender Schüler (hat sein schneeglöckchengeschmücktes Barett abgenommen, die Blumen innig betrachtend.)
„Sie zeigen nur
Sich auf der Flur,
Zu melden, daß die andern Blumen kommen.
Mag Winter auch
Mit eisigem Hauch
Zurück sie reißen in das Reich des Todes
Es trog uns nie
Der Lenz, der sie
Gesendet hat als seine ersten Boten.
So zart und klein,
So leuchtend rein
Stehn sie im Kleid aus Licht und Schnee gewoben,
Verkündend laut
Dem, der sie schaut,
Der Erde Bündnis mit dem Himmel oben"
(Er küßt die Glöckchen und setzt das Barett wieder auf.)
Jung Wernern gleich ich —
Doch wer im Reich,
Und wer in der Welt wär ihr wohl gleich?

(An der Wand erscheint das Bild einer idealen Frauengestalt; sie wird vom Fahrenden Schüler, der nicht aufblickt, und wie im Traum weiterspricht, nicht gesehen.)

O holdes Bild, o laß mir den Traum,
Küssen mich Deines Kleides Saum! — —
Es stehen wohl Wälder und Felder
Schon heller im Frühlingsschein,
Es schwirret vorweg mir ein Vöglein,
Ein lustiges Vögelein.
Wohin, wohin willst Du flattern,
Mit Deinem jauchzenden Schall?
Weil Du die Blümlein siehst grüßen
So fröhlich allüberall,
Willst Du ein Grußlied ihr singen,
Ihr mit dem goldenen Haar,
Ihr mit dem seligen Munde
Und dem leuchtenden Augenpaar.
Flieg hin, mein Vöglein und singe
Grüß sie aus Berg und Thal,
Grüß mir mein Schätzlein vom Frühling,
Und von mir grüß es tausendmal.
(Er nimmt die Anemonen aus dem Gurt; in deren Betrachtung versunken.)
Im weißen Gewande
Mit lichtgrünen Spitzen
Steht Gretchen im Busch,
Lieblich erblühend
Die erste der Blumen —
Husch, husch!
Den schillernden Falter
Zieht's aus den Lüften
Zu Gretchen im Busch.
Die Bienen umsummen,
Umfingen sie leise —
Husch, husch!
Der Frühling glückstrahlend
Kommt eilig gegangen
Zu Gretchen im Busch,
Er will sie umfangen
Mit Bräutigamsarmen —
Husch, husch!
Mich rührt Deine Schöne,
Mich rührt Deine Unschuld,
Gretchen im Busch!
Blieb doch der Frieden
Ewig hinieden —
Husch, husch!

(Das Bild an der Wand verschwindet. Veilchen, Erdbeer- und Bromberblüte, die, weil sie dem Fahrenden Schüler zunächst standen, für die Zuschauer nicht sichtbar waren, drängen sich an verschiedenen Stellen durch die Großen, um Anemona Nemorosa, die in der letzten Reihe steht, zu suchen. Sie beglückwünschen sie mit Knixen und kindlichem Schmeicheln.)

Erdbeerblüte. Vernehmst Du einmal schon,
Liebe Tante Anemon,
Solch Wunderklang und süßen Ton?
Wie Frühlingswind
Klang leis und lind
Der Mund von dem seltsamen Menschenkind.

(Die drei schlüpfen wieder durch die Reihen nach vorn. Der Fahrende Schüler hat seinen Strauß wieder in den Gurt gesteckt und die Primeln von der Brust genommen. Im Knien mit ihnen.)

„Liebliche Blume
Bist Du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!
Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast Du geschlummert,
Liebliche Blume
Primula veris!
Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!
Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,

Digitized by Google

Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!"

(Der Kreis, der sich durch das eingeströmte Blumenvolk verdichtet hat, zieht sich auseinander, sodaß man sehen kann, was sich nachfolgend begiebt; die Kaiserkrone zwischen Tulpe und Primula veris tritt nach den Fahrenden Schüler einen Schritt vor, ihm zu huldigen. Unter Verneigen.)

Kaiserkrone. Du hast uns die Flammen von Neuem geschürt,
Wir habens in tiefster Seele gespürt,
Und was so oft unserm Ohr sich ergossen,
Ein Neues ists Deinen Lippen entflossen.
Wie soll'n wir Dir danken und soll'n es preisen?
So hör auch von uns nun die alten Weisen,
Die alten in jungem und neuem Klang,
Hör an, hör an unsern Frühlingsgesang!

(Sie singen:)

„O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest Du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch."

„Liebliche Blume,
Bist Du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet
Primula veris!

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest;
Laßt mich ruhn und beten!"

(Der Vorhang fällt.)

Ein Traum.

I.

Das war ein Meisterschuß fürwahr,
Der hat gesessen,
Den werd' ich über Tag und Jahr
Nicht mehr vergessen.

Du sahst mich an so wundermild
Mit süßen Augen,
Dagegen mochte Wehr und Schild
Mir nimmer taugen.

Wohl sagen wir: Es heilt die Zeit
Die schwerste Wunde, —
Ich fühl's, daß ich von Lieb und Leid
Nicht mehr gesunde.

Nur Eine raubte all' mein Glück
Und alle Ruh',
Nur Eine giebt mir die zurück, —
Und das bist du.

II.

Als ich dich fröhlich scheiden sah
Aus unserm kleinen Kreise,
Rief ich nicht wie die andern da:
„Viel Glück zur Reise!"?

Gab ich nicht flüchtig dir die Hand,
Als wäre nichts geschehen,
Sagt' ich nicht, als ich vor dir stand:
„Auf Wiedersehen!"?

Weiß nimmer, wie das alles war,
Und was ich hab' gesprochen,
Nur weiß ich, daß bei einem Haar
Mir's Herz gebrochen.

Mir war's, als kämst du nie zurück,
Ob Jahr um Jahr verflöge, —
Mir war's, als ob mit dir das Glück
Von dannen zöge.

III.

Warum nur quäl' ich mich so sehr?
So frag' ich immer,
Warum mein Herz mir, ach, so schwer, —
Ich weiß es nimmer.

Ich hatte dich gesprochen kaum,
Da schiedst du wieder, —
Nun lächelt mir aus jedem Traum
Dein Bild hernieder.

Nur einmal gingst du lieb und froh
An meiner Seite,
Nun träum' ich, daß mit dir ich so
Durchs Leben schreite.

Nun träum' ich still, ich hätte dich
Schon längst besessen, —
Und weiß doch nimmer, ob du mich
Nicht längst vergessen.

IV.

Vergessen hattest du mich nicht,
Und doch, — es ist zu Ende.
Mir war's, als ob ein grelles Licht
Der Himmel sende.

Du reichtest wieder mir die Hand,
Da klang es durch die Bäume:
„Du bist ein Thor, und was dich band,
Das waren Träume."

Mein alter Frohsinn kehrt zurück,
Die Sehnen neu sich spannen,
Ich bin geheilt, und auch das Glück
Zog nicht von dannen:

Ein Strahl des Glückes nimmer weicht,
Dem du die Wege bahntest,
Als ich erlebt, was du vielleicht
Nicht einmal ahntest.

Hermann Domsch.

Digitized by Google

Rolfs Maifahrten.

Eine Geſchichte in Verſen von Alfred Saſſen.

I.

Es ſchritt der Mai als Sieger durch das Land
Und lockte: Kommt und reicht mir eure Hand;
Ich will euch in die Welt der Wunder führen,
Den winterſtumpfen Blick zur Flamme ſchüren!

Da hat Rolf keinem weiter nachgefragt,
Nur raſch den Seinen „Lebewohl“ geſagt,
Dann iſt er fröhlich in den Zug geſtiegen,
Um in die weite blaue Welt zu fliegen . . .

Die Formen frauenrund und doch geſtählt,
Das Antlitz weich wie aus dem Ei geſchält,
Hatt' er mit ſeinen vierundzwanzig Jahren
Noch nichts vom bittern Weh der Welt erfahren.

Der Mutter Walten und der Schule Luſt,
Der Sekundanerliebe flücht'ger Duft,
Die Abenteuer ſeiner bunten Mützen —
Das waren der Erfahrung einz'ge Stützen.

So zog der junge „Doktor“ in die Welt,
Elaſtiſch gleich der Feder fortgeſchnellt,
Um des Examens heiße, trockne Plagen
In Maiengrün und Duft zu Grab zu tragen.

Doch hat Rolf draußen von dem blüh'nden Land
Gar bald die luſt'gen Augen fortgewandt:
Geheimnisvoller als die blaue Weite
Fand er ein Menſchenſchickſal ſich zur Seite.

In einem Wagen zweiter Klaſſe war's.
Durch eine Fülle rötlich goldnen Haars
Fiel ſie ihm auf, und durch die ſtarre Ruhe,
Mit der ſie niederſah auf ihre Schuhe.

Sie war ſehr blaß, die Lippen wohl zu ſchmal,
Nicht ausgefüllt genug der Wang' Oval;
Das Antlitz war nicht eben ſchön zu nennen —
Auch durfte größer drin das Auge brennen.

Ob Rolf zu offen wohl ſie angeſtarrt?
Sie wandte ſich auf einmal, ſchroff und hart,
Und trat ans Fenſter. Rolf, getaucht in Gluten,
Empfand wie einſt als Kind beim Streich der Ruten.

Und dennoch wanderte ſein Aug' alsbald
Zurück zu ihrer zürnenden Geſtalt;
Am ſtolzen Wuchſe blieb gebannt es hängen —
Voll war die Bruſt ihm von geheimem Drängen.

Wie eine Lilie ſchlank kam ſie ihm vor,
In Schleier eingehüllt von ſchwarzem Flor.
So muß im Sonnenland die Palme ſtehen!
Er meinte, Schön'res hab' er nie geſehen.

Bald irrte zwiſchen allem Höchſten hin
Und Duftigſten ſein heißerregter Sinn
Und legt' es ihr als Huldigung zu Füßen
Mit ſeines Herzens ſcheuverſchwiegnen Grüßen . . .

Die Stunden ſchwanden, und die Fremde ſaß
Schon längſt in ihrer Ecke wieder, las
Und ſchien ſein junges Daſein kaum zu ahnen,
Noch wen'ger ſeines Denkens kühne Bahnen.

Ein rechtes Leſen war es nun wohl nicht,
Obwohl ſie ſtill und reglos das Geſicht
Auf ihres Buches Blätter niederſenkte
Und keiner Wimper Zucken ſonſt verſchenkte.

Doch hat kaum einmal ihre weiße Hand
In Stundenfriſt die Blätter umgewandt;
Ihr Auge, ſtarr nach außen hin gerichtet,
Es ſucht, was das Geſchick in ihr vernichtet.

Als ob ſie's nun und nimmer glauben kann,
Als müſſe ewig zweifeln ſie daran,
Daß auch des Himmels hellſte Zeichen trügen —
So ſieht ſie aus mit ihren weißen Zügen.

In Rolf erhebt beim Anblick dieſes Wehs
Sich eine Stimme überlaut: Geſteh's,
Du weihſt ihr freudig Jugend, Blut und Leben,
Sie aus der Tiefe ihres Leids zu heben.

Digitized by Google

Nur ist verlegen er um's rechte Wort, —
Und wie sie aus der stillen Ecke dort
Ihn wohl mit ihren Augen würde streifen,
Ließ er so sinnlos die Gedanken schweifen.

Trotz allem steht's in seinem Herzen fest,
Daß nimmer er von ihren Spuren läßt:
Er weiß nicht, wie das über ihn gekommen, —
Ein gläubig Kind, so hat er's hingenommen ...

Dazwischen sank der Tag. Wie Trauerflor,
Wallt aus den Wiesen Nebeldunst empor,
Und schlichtern naht, den Maientag zu holen,
Die Dämmerung auf grauen Sammetsohlen.

„Der Dämmerung geheimer Zauber,
Wem hat er nicht das Herz gelöst?
Wem nicht aus längst schon leeren Bechern
Ein letztes Tröpflein eingeflößt?
Es liegt ein stillversöhnend Walten
In diesem leisen Nahn der Nacht —:
Schon will das Wunder sich gestalten,
Das oft im Traum uns selig macht.

Du schmiegst in deiner Polsternische
Die Wange an das Kissen hin,
Gelassen, wunschlos, still und müde
Und dennoch heimlich froh im Sinn.
Und über alle Lebenswunden
Legt schmeichelnd sich der Dämmerschein —:
Du hast die Heimat neu gefunden
Und flüchtest wieder dich hinein!“ ...

Leis summt die Melodie ihm durch den Sinn,
Er wünscht zu ihr der Dämm'rung Segen hin —
Er möcht' es thun mit aufgehob'nen Händen,
Um all ihr Leid und ihren Gram zu wenden.

Und da — zur Wahrheit wird sein brünstig Flehn
Er darf ihr banges Aug' geschlossen sehn;
Das Buch mit seinen raschelnd starren Seiten
Hört er aus ihrer Hand zu Boden gleiten.

Er hebt es auf und hält den Atem an,
Da er nichts Bess'res für sie thuen kann;
Des Zuges Prasseln, Stampfen, Toben, Wüten
Kann er mit keinem Machtgebot verhüten.

Die Locke, die auf ihrem Busen nickt,
Erspäht er nun und ist bald eng verstrickt
In diese goldig hellen, seid'nen Maschen,
Die wie mit Zauberfingern nach ihm haschen.

Von ihres Angesichtes weißem Blatt,
Das sie jetzt voll ihm zugewendet hat,
Sucht er zu lesen, wo der Pfeil getroffen,
In welchen Abgrund sie versenkt ihr Hoffen.

Und mit der Liebe seiner Ahnungskraft
Entsiegelt ihren Schmerz er seiner Haft:
Und weiß, es ist die Liebe, d'rum sie bangt,
Die Liebe, d'ran das junge Herz erkrankt.

Und weiß auch, daß er kommen muß und will
Und einmal zu ihr sagen muß: „Sei still,
Ich ringe, deine Schmerzen zu bezwingen,
Und will dir neue duft'ge Rosen bringen!“

II.

Da plötzlich fuhr er auf. Der Schläferin
Schob wie entsetzt sich vor das weiße Kinn;
Die Lippen klatschten lallend ihr zusammen,
Heiß ging ihr Atem, wie geschürt von Flammen.

Des Traumes böser Dämon — sieht er — ist
Der Störenfried, der ihr am Herzen frißt,
Der ihr die Krallen in das Fleisch geschlagen,
Durch wesenlose Schrecken sie zu jagen.

Er zagte noch, ob er sie wecken darf;
Da kam es herzzerreißend schrill und scharf
Von ihren Lippen: „Rudolf — Gott — wir sinken —
Barmherz'ger, hilf! — wir müssen ja ertrinken!“

Jetzt suchte bebend er nach ihrem Arm,
Um sie aus ihrer Träume Marterschwarm
Zurückzuführen in das roi'ge Leben,
Das freilich ihr wohl Dornen nur gegeben.

Sie sah ihn an mit irrverglastem Blick;
Ein banger Schauer lief ihr vom Genick
Hinab die wonnig palmenschlanken Glieder
Und kehrte noch einmal und heft'ger wieder.

Sie wollt' ihm danken, doch es blieb das Wort,
Nur stumm sich formend, auf den Lippen dort,
Die er so gern — er wünschte nur das Eine —
Umspielt gesehn von frohem Rosenscheine.

Nach einer Weile aber brach sie doch
Mit starkem Willen ihres Leidens Joch:
Voll Wohllaut wie das Flüstern nachts im Schilfe,
So leis auch klang der Dank für seine Hilfe.

Da trübt' ihr abermals ihr Leidgeschick
Den still und freundlich kaum erhellten Blick,
Ihr gold'ner Kopf sank auf der Lehne Krücken,
Als wollten sie die Schmerzen schier erdrücken.

Jetzt endlich durft' er reden, und er that's
Und bot ihr an die Fülle seines Rats;
Er möchte, Linderung für sie zu finden,
Die Hände unter ihre Sohlen binden.

Krank sei sie, und sie müsse darum schon
Beglücken ihn mit ihres Auftrags Lohn:

Digitized by Google

Er folge nur dem bunten Reisedrange,
Nun halte ihn ein Ziel mit goldner Zange.

Sie wehrte sich in mattem Krankenton
Und dennoch ohne rechten Willen schon,
Sie habe nur Minuten noch zu fahren,
Dort könne sie den Kirchturm schon gewahren.

Es sei dann immerhin vom Dorfe aus
Ein halbes Stündchen noch zum Försterhaus,
Doch würden sich die Kräfte schon beleben
Im duftig maiengrünen Waldesweben.

Rolf schüttelte den Kopf, allein er schwieg,
Und als sie später aus dem Wagen stieg,
War er in raschem Sprung an ihrer Seite
Und bot mit ernstem Worte sein Geleite.

Sie widersprach mit keiner Silbe mehr,
Hing ihm am Arm wie Blei so lastend schwer,
Um darauf mühsam vorwärts sich zu schleppen,
Als gält' es zu erklimmen steile Treppen ...

Nur wen'ge Häuser reihten sich zum Dorf, —
Die Dächer strohumhüllt und schwarz von Schorf,
Die Fenster klein und blind oft, wie geboren
In grauer Zeit erschien's, so weltverloren.

Bald waren sie am letzten Haus vorbei:
Da lag im keuschen Abendglanz des Mai
Ein Stückchen Welt vor ihnen, voll von Spuren
Des Gotteslieblings Lenz auf Feld und Fluren.

Die Kranke sah der Schönheit Fülle nicht,
Die sich ein solcher Mai zum Kranze flicht,
Rolf aber ließ trotz allem Leidbegreifen
Wie in Verzückung seine Augen schweifen.

Der Abend deckte all den Glanz nicht zu,
Spann ihn nur ein in ahnungssüße Ruh',
Und unter sternenklaren Friedensschleiern
Vermochte Fest auf Fest das Aug' zu feiern ...

Und nun, o Waldgeheimnis, thu' dich auf!
Gleichwie in Eil', in schnurgeradem Lauf
Bewegte sich der Pfad nach jenen Hallen,
Die glanzumlaubt Rolf in die Augen fallen.

Und in dies selige Verschollensein
Führt er die kranke Liebste jetzt hinein
Und ist allein mit ihr auf grünen Pfaden,
Die in verheißungsvolle Tiefen laden.

Wohl denkt er bang an ihrer Krankheit Wucht,
Doch Sterne leuchten in die tiefste Schlucht,
Gesundheit wird mit Gott zurückerworben,
Und Glück und Liebe sind ja nicht gestorben.

Er kann's nicht lassen, streifen muß sein Mund
Ihr gold'nes Haar und ihrer Schultern Rund,
Und daß an seinem Herzen sie erwarme,
Hebt er sie plötzlich auf die starken Arme.

Nun ist sie sein! O sel'ge Jugendzeit,
Dir sind die Wunder gar nicht himmelweit —
Mit keckem Finger weißt du sie zu fassen
Und rühmst dich, nie und nimmer sie zu lassen!

Die Seele übervoll von buntem Spiel,
Erreicht er seiner Märchenwand'rung Ziel:
Dort kräuselt Rauch sich über schlanken Bäumen,
Und keine Zeit ist mehr zu müß'gen Träumen ....

Das Forsthaus liegt so weltentrückt
Am dunkeln Waldessaum;
Die Aeste breitet über's Dach
Ein bärt'ger Fichtenbaum.

Wie grüner Sammet dehnt sich's rings,
Mit Blumen ausgenäht,
Und unterm duft'gen Flieder baum
Ein stiller Brunnen steht.

Seitab der Spiegel eines See's:
Wie Sternenlicht die Nacht,
Erhellt des dunklen Wassers Rund
Gelbweiße Rosenpracht.

Aus Waldestiefen klingt's herzu
Wie leises Vogellied; —
Es ist, als ob der Herrgott selbst
Den Frieden herbeschied. ....

III.

Doch diesen Frieden riß jetzt rauh entzwei
Ein fröhlich Bellen, dann ein dumpfer Schrei
Aus eines reckenhaften Mannes Munde,
Der aus dem Haus dort trat, gefolgt vom Hunde.

In tiefem Weh, doch ohne falsche Hast
Nahm er vom Arme Rolfs die teure Last
Und forschte bang in heißer Vaterliebe,
Warum ihr schönes Aug' geschlossen bliebe?

Rolf gab in kurzen Worten nun Bericht;
Von seiner Liebe sprach er freilich nicht.
Doch las der Förster sie in seinen Blicken
Und dankt' befremdet ihm mit stummem Nicken.

Rolf schreckte diese Kälte keinesfalls;
Den Kopf so hoch wie vorher auf dem Hals,
Trat er mit festem Schritte von der Schonung
Hinein in die geweihgeschmückte Wohnung.

Ein altes Weiblein schrie da Zeter schon,
Schrie bis sie rot war, wie im Feld der Mohn;
Bei allem Schrein versah sie ihre Pflichten,
Das Bett der armen Kranken herzurichten.

Digitized by Google

Alt Suschen schaltete im Försterhaus,
Seit man vor Jahren einst im Wintergraus
Die schönste Försterin im Blumenschragen
Hinaus zur letzten Ruhestatt getragen ....

Ein rauhes Wort vom Förster reichte hin,
An Suschen eine Wandlung zu vollziehn;
Sie schrie nicht mehr — laut sing sie an zu beten,
Indeß die Finger Rosenperlen drehten.

Dieselben Finger — und zu gleicher Zeit —,
Sie stellten bitt're Tränklein auch bereit,
Mit denen sie das Fieber bannen wollte,
Das in Marieus heißen Adern grollte.

Marie! Ja, endlich wußt' es Rolf. „O zieh,
Zur Gottesmutter, mein Gebet, für sie,
Die mir erleuchten soll der Zukunft Pfade —:
Ihr sende, o Maria, Deine Gnade!"

Da sprach der Förster: „Wunderlicher Thor —
Bei Gott, es kam ein gleicher nie mir vor —
Was betest du und bietest deine Kräfte
Zur Pflege mühsam traurigem Geschäfte?.

Was weißt du, fremder Mann, von meinem Kind?
Des Himmels Sterne dir nicht fremder sind!
Du hast den Samariterlohn empfangen —
Sag an, was kannst du weiter noch verlangen?"

Nun schlug's aus Rolfs bewegter Brust hervor:
Der Vater habe recht, er sei ein Thor,
Doch solche Thorheit glühe süß wie Rosen,
Und wehe dem, den Gott daraus verstoßen!

Dem Waldbach gleich sprang sein bewegtes Wort
Aus seiner Brust in die des Alten fort,
Und eines Waldbachs silberhelles Tosen
Kann einen Waidmann nimmermehr erbosen.

Drum fühlte Rolf auf einmal seine Hand
Von einer andern warm und treu umspannt;
Der Alte dann: „Erst mag der Himmel sprechen,
Er wird mir meine Blume wohl nicht brechen.

Giebt sie das böse Fieber wieder frei,
Dann eile du als Seelenarzt herbei,
Entreiße sie der Sehnsucht Thränenwelten —
Der wärmste Vaterdank soll dir vergelten!

Stürm' an dann wider ihrer Schmerzen Wall,
Und schnellst du auch zurück gleich einem Ball,
So wag' es noch einmal und wag' es wieder
Im Glanze deiner jugendfrischen Glieder.

Denn dieses Schmerzes nimmermüde Wut
Trinkt aus den Adern ihr das junge Blut — —
Die That ist leicht! Du kannst den finstern Recken
Mit deinen Küssen ja zu Boden strecken! . . ."

Rolf schnitt des Alten Lächeln tief ins Herz;
Mit solchem Lächeln deckt man zu den Schmerz.
Dann ist er plötzlich, banger Hoffnung trunken,
Dem neuen Vater an die Brust gesunken.

Der zog ihn mit sich fort zum Fensterplatz
Und drückte, wie der Liebste seinen Schatz,
Ihn zärtlich in die weißen Kissen nieder —
Er streckte seitwärts seine mächt'gen Glieder.

„Die Kranke schläft in Suschens treuer Hut,"
Des Alten Stimme klang jetzt weich und gut —
Und wie er seinem Gast ins Antlitz schaute,
Ihn kosten ließ von seinem besten Kraute!

„Die Burschen hab' ich nach der Stadt geschickt,
Den ersten Doktor, den ihr Aug' erblickt,
Als sich're Beute mir ins Haus zu bringen —
Bei dem da oben steht nun das Gelingen!

So laß mich jetzt, mein Gast und lieber Sohn,
Von dem Geschick, das mir mit wildem Drohn
Des Glückes letzten Pfeiler möchte brechen,
In schmerzlich bittrer Muße zu dir sprechen."

Doch schwieg er noch und sann in sich hinein;
Zu mächtig packte ihn die alte Pein,
Und langsam nur gelang's ihm, sich zu sammeln
Und seiner Thränen Thore zu verrammeln . . .

Durchs Fenster zog des Flieders schwüler Hauch,
Mit ihm vermischte sich des Krautes Rauch,
Den beide Männer in die Lüfte bliesen,
Indeß sie die Gedanken schweifen ließen.

Die Abendstille war so süß und tief:
Der große weite Wald da draußen schlief,
Und auch im Hause kaum ein Rauneu; selten
Daß dort im Winkel leis die Teckel bellten . . .

Jetzt war der Alte frei von seiner Last
Und hatte zum Beginnen sich gefaßt:
„Sohn, deinem jähen Eintritt in mein Leben,
Ich kann ihm nun die rechte Deutung geben.

Auch meines Kindes Liebe fiel als Blitz
In meiner Pläne längst erwog'nen Witz;
Dem Eidam, den ich still bei mir erkoren,
War sie in einem Augenblick verloren . . .

Der andre kam als Gast des Grafen Rahn;
Es war zur Zeit, da man den Auerhahn,
Den unvorsichtigen, mit Feuerschrecken
Aus seinen Liebesträumen pflegt zu wecken.

Der junge Herr warf bald vom Auerhahn
Die Augen aus nach meinem stolzen Schwan.
Die Jagd war leichter! Mit den ersten Blicken
Gelang's ihm schon, die Beute zu umstricken.

Digitized by Google

Sie standen plötzlich lächelnd vor mir da,
Und müßig war die Frage, wie's geschah?
Sie hatte kaum ein leises Schamerröten —
War's Schickung doch! — die Scham war nicht von nöten.

Ich stellte mich so streng es eben ging.
Bevor sie tauschen durften Ring um Ring,
Wollt' ich das Jawort seiner Eltern haben. —
Er ging und kehrte heim mit ihren Gaben ....

Gesteh' ich's nur, ich hatt' ihn herzlich lieb,
Den Räuber meines Reh's, den schmucken Dieb,
Der täglich ihr mit Mund und Herz und Händen
Aufs neue kam, die Treue zu verpfänden ....

Freund Rudolf war ein Kind des Sonnenscheins,
Auf dessen Lippen Güt' und Lächeln eins, —
Und ach —" es riß den Alten auf vom Sitze, —
„So glühend sengten ihn des Unglücks Blitze!

Du siehst den See dort drüben friedlich ruhn,
Als sei's sein Tagwerk, Gutes nur zu thun, — —
Kein fremdes Auge hat's mit angesehen,
Nur von Marien weiß ich's, wie's geschehen.

Weitab vom sichern Ufer hat ein Leck
Ihr Kahn bekommen zu der beiden Schreck —
Es waren alte, vielgebrauchte Planken,
Schon oft macht' ich darüber mir Gedanken.

Sie achteten mein Warnen nur gering.
„Noch hundert Jahre hält das alte Ding",
So pflegte Rudolf stets mit Lust'gen Schwänken
Hinwegzuscherzen jegliches Bedenken.

Nun war das Unglück da und stiert' ihn an;
Was dacht' er wohl, der unglückselige Mann?
Das Wasser stieg — ich weiß es von Marien —
An Beiden hoch im Nu bis zu den Knieen.

Marie stand starr und leblos wie von Stein.
„Nur Mut, mein Lieb", sprach er in sie hinein.
„Ich will's mit Gott zum guten Ende führen,
Nur sträub' dich nicht und meide, dich zu rühren."

In Eile warf er Rock und Weste fort
Und hob sie sanft auf seiner Schultern Hort;
Drauf glitten in die dunkle Flut die Beiden —
Er, um sie starken Armes zu durchschneiden.

Er war ein guter Schwimmer, wie ich weiß.
Doch war's ein Ringen wohl voll Todesschweiß:
Die Last im Nacken und die wassersatten
Gewänder — aber vorwärts ohn' Ermatten!

Du braves Blut, daß ich nicht nahe war,
Der Retter dir zu sein aus der Gefahr!
In fauler Ruh' bin waldwärts ich gegangen,
Indeß die Adern dir am Körper sprangen!

Marie war ohne Leben, sinnberaubt,
Und halb im Wasser schleifte wohl ihr Haupt;
Es war nach Stunden noch ihr Haar nicht trocken,
Als weinten um den Liebsten selbst die Locken.

Doch gut war's, daß ihr das Bewußtsein schwand,
Sonst hätt' sie nimmer wohl gesehn das Land;
Solch stillen Gast vermochte er zu bergen — —
Dann griffen selber ihn die Todesschergen.

Als er den süßen Leib behütet sah,
Zu Ende war's mit seinen Kräften da —
Ade! — Ade! — Er ist zurückgesunken
Und kläglich in der tückschen Flut ertrunken!" ...

Der alte Waidmann weinte heiß und laut,
Als sei er selber die verwaiste Braut.
Erschütternd ist's, wenn solche Menschenleichen
Dem Druck des Schicksals, bitter weinend, weichen.

Die beiden Teckel kamen sacht herbei;
Ihr Winseln fragte, was dem Herrn wohl sei? ...
Die heißen Thränenquellen ihm zu stillen,
Bat Rolf ihn: „Mut, Mann, um Mariens Willen!"

Halb zornig sprang der Alte auf: „Genug!"
Nahm aus der Pfeife einen mächt'gen Zug
Und schloß: „Wie sie den Jammer hat getragen,
Du hast's gesehn, ich brauch' es nicht zu sagen ...

Ich war es selbst, der Rudolf damals barg —
Ihn ach! und unser Glück! — in einen Sarg
Aus meinem Wald. Dann kam man von zu Hause
Und holte ihn zur letzten stillen Klause ....

Ein Jahr war's gestern, und ich hielt sie nicht,
Sie sprach — kein Tröpflein Blut schier im Gesicht —:
„Lebwohl! Mich drängt's, an seinem Grab zu knieen."
Ich ließ sie nur nach langem Sträuben ziehen.

Ich wollte mit ihr gehn, sie sagte Nein;
Er sei nur ihr geistorben, ihr allein;
Doch mußte feierlich sie mir versprechen,
Dem alten Vater nicht das Herz zu brechen.

Sie hielt ihr Wort und kehrte still zurück,
Doch ließ sie dort den letzten Rest von Glück! ...
Ich meine, daß ich durch die ferne Thüre
Der Aermsten fieberheißes Atmen spüre.

Und doch! Mir ist, als sollte noch einmal
Mein Herz durchglühn des Glückes Morgenstrahl!
Daß Du, mein Sohn, mir heut ins Haus gekommen,
Hat meinem Schmerz die Heftigkeit genommen.

Ich glaub' an Gott! So glaub' ich auch daran,
Daß er ein Zeichen schickt mir armem Mann!
Der alte Förster tief im Waldesgrunde
Hält sich zu seinem Gott in jeder Stunde!" . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Charakteristik Friedrich Halms.

Ueber den Mann, zu dessen Charakteristik die nachstehend mitgeteilten Briefe einen Beitrag bieten wollen, steht das Urteil auch heute noch nicht fest, so wenig wie bei seinen Lebzeiten. Das gilt ebenso vom Menschen, dem Freiherrn Eligius von Münch-Bellinghausen, wie vom Dichter des „Sohn der Wildnis“ und des „Fechter von Ravenna“, Friedrich Halm. Wohl glaubt heute niemand mehr, daß er ein Plagiator war, daß „der Sohn der Wildnis“ eigentlich ein Werk seines Lehrers, Michael Enk von der Burg gewesen und daß er den „Fechter“ einem Drama des Schulmeisters Bacherl nachgebildet habe, aber noch die letzten Jahre haben Urteile über seine Persönlichkeit gebracht, die sich gegenseitig aufheben und dem unbefangenen Beurteiler zunächst nur die eine Frage nahelegen, wie so viel glühender Haß und so viel glühende Liebe noch heute, fast ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Mannes, leidenschaftlich gegen einander spielen können. Hans Hopfen, der Halm persönlich nahestand, hat ihm nicht allein kurz nach seinem Tode einen wahren Dithyrambus der dankbaren Liebe und Verehrung gewidmet, sondern erst in jüngster Zeit wieder auch in seinem selbstbiographischen Abriß für die „Geschichte des Erstlingswerks“ die Gelegenheit dazu gesucht. „Ich habe“, schreibt er, „außer Geibel unter allen nur noch einen gefunden, der, ohne je die stark profilierte Eigenart im geringsten preiszugeben, sich doch mit voller Liebe und treuester Sorgfalt in Art und Kunst des Jüngeren finden mochte — und das war Friedrich Halm. Friede seiner Asche, seinem Namen Ruhm!“ Die Schlußworte sind kein überflüssiger Wunsch. Ein Anhänger Laube's, der Wiener Schriftsteller und Theater-Direktor Adam Müller-Guttenbrunn, hat erst kürzlich wieder seine Anklagen gegen den Dichter und den Menschen neu formuliert und sogar den Schlachtruf ausgestoßen: „Hinunter mit Halm!“ Die bescheidene Büste, die das neue Wiener Burgtheater seinem Leiter von 1867—1870 gewidmet hat, wäre, meint der stürmische Herr, geradezu des Hauses unwürdig.

Es ist hier nicht des Ortes, diese posthumen Huldigungen und Verunglimpfungen des Näheren zu prüfen und als Ergebnis das Bild des Menschen zu zeichnen, wie er wirklich gewesen sein mag So viel aber muß ausgesprochen werden: Beweise häßlicher Handlungsweise sind gegen Halm nie erbracht worden. Es ist richtig: als er 1845 zum ersten Kustos an der Hofbibliothek ernannt wurde, war dies ein Sieg über seinen Mitbewerber Franz Grillparzer, der diesen bis in's Herz blutig traf, und fraglos würden wir alle, die wir heute darüber sprechen, Grillparzer ernannt haben, nicht Halm, auch gewiß mit Recht. Aber man vergißt, daß sich Halm nicht selbst ernannt hat, daß die Entscheidung bei Höflingen lag und daß der Name „Franz Grillparzer“ für unser Ohr und heute einen anderen Klang hat, als 1845 für das Ohr dieser Herren; vor allem aber vergißt man, daß sich Halm eine unwürdige Intrigue gegen Grillparzer nicht nachweisen läßt. Noch viel ruhiger werden wir über jene Todsünde denken, die Halm nach der Auffassung der Laube'schen Paladine durch den Sturz Laube's auf sich geladen haben soll. Auch Laube's Theaterleitung hatte ihre Schwächen; zwischen beiden Männern war nicht blos persönlicher Haß, sondern auch ein tiefgehender Gegensatz ihrer gesammten aesthetischen und dramaturgischen Anschauungen; Halm hat's nicht besser, sondern schlechter gemacht als Laube, aber im Vorhinein war er fest überzeugt, durch sein Eingreifen das Burgtheater aus geradezu unheilvollen Bahnen zu retten und niemand darf, wie seinen guten Willen, so die Ehrlichkeit seiner Bemühungen bezweifeln. Wo Laube einen Gegner auf dem Stuhl sah, auf den er seines Erachtens selber hingehörte, da hat er sich wahrlich nicht gescheut, alle Mittel anzuwenden, um den Stuhl für sich freizumachen Was aber den Dichter Halm betrifft, so mag sich die Kritik über die Jambenstelzen und die Metaphern der Sprache, die Romantik der Handlung noch so sehr ereifern und den richtigen Kern, der in diesen Ausstellungen steckt, übertreiben, — deshalb wirken seine Dramen, namentlich die oben genannten Werke, noch heute tief und nachhaltig, so oft sie aufgeführt werden.

Von den drei Briefen nun, die wir heute mitzuteilen haben, ist nur der zweite von besonderem Interesse, aber auch der erste und dritte der Veröffentlichung nicht unwert. Ein Körnchen zur Erkenntnis seines Wesens enthalten auch sie.

Halm sei, sagt man oft, von stärkstem Selbstgefühl erfüllt gewesen, nicht blos voll Stolz auf seine Werke, sondern auch auf seinen alten Adel und habe beides gern anderen Schriftstellern gegenüber herausgekehrt. Es ließe sich manches dagegen sagen — uns scheint sein Selbstgefühl ein berechtigtes gewesen zu sein und geschmacklose Aeußerungen desselben sind nicht verbürgt; auch glauben wir, daß eben nur die Formen seiner Gesellschaftsschichte den jungen Stürmern und Drängern, die ae seine Thüre pochten, steif erschienen

Digitized by Google

— Eines aber erweist der folgende Brief jedenfalls: wie liebenswürdig und bescheiden sich der junge Halm gab. Es ist an Eduard Duller, den aus Oesterreich stammenden Herausgeber des „Phönix“ gerichtet und beantwortet die Einladung desselben zur Einsendung von Beiträgen für diese, damals neu gegründete Zeitschrift:

Euer Wohlgeboren!
Geehrtester Herr!

Wenn Lob an und für sich für den Dichter etwas äußerst Verführerisches hat, so wirkt es doppelt berauschend, wenn es ihm aus dem Munde eines Mannes ertönt, der mehr als einmal sein Urtheil wie die schöpferische Kraft seines Geistes bewährte.

Meine eigene Meinung von meinem Verdienst ist indeß zu gering, um nicht den größten Theil Ihres Beifalls auf Rechnung der Ihnen als Oesterreicher angeborenen Heimathsliebe zu bringen, die auch in ferner Weite das literarische Streben des Mutterlandes mit warmer Sorge im Herzen trägt.

In diesem Glauben, nicht in geckenhafter Überschätzung meines Werkes und meiner Kräfte habe ich die Ehre Ihnen in der Anlage in Erwiderung Ihrer geschätzten Zuschrift vom 1. d. M. vier Probescenen eines ersten dramatischen Versuches zur Einrückung im Phönix mit der Versicherung der besonderen Achtung zu überlassen, mit der ich mich nenne

Ihren
ergebensten
Freyhr. Münch.

Den 12. Dezbr. 1836.

Dieser „erste dramatische Versuch“ war „Griseldis“; das Werk ist eines der bekanntesten Halms geblieben und hat sich bis heute auf einzelnen Bühnen erhalten.

Wie bereits erwähnt, ist der zweite Brief von größerem Interesse. Am 11. Juni 1843 hatte Michael Leopold Enk von der Burg seinem Leben durch einen Sprung in die Donau ein Ende gemacht. Der Dichter der „Blumen“, eines 1822 erschienenen Lehrgedichts, das als eines der besten Erzeugnisse dieser Gattung gelten darf, der vortreffliche Uebersetzer und Deuter der „Ars poetica“ des Horaz, namentlich aber der ausgezeichnete Aesthetiker wäre wohl der würdige Gegenstand einer Monographie; zudem wäre der freisinnige Mönch, der edle Philosoph in der Kutte, der schließlich, nachdem er 55 Jahre alt geworden und 33 Jahre unter dem Zwiespalt zwischen Neigung und Beruf gelitten, in den Tod gegangen, auch für den Kulturschilderer und den Psychologen ein interessanter Vorwurf. Enk gehörte zu den warmherzigsten, aber auch unglücklichsten Menschen, von denen wir wissen; selbst die bescheidensten Freuden blieben ihm nicht unverbittert; selbst seine rührende selbstlose Beziehung zu Halm, dem er Lehrer und Mitstrebender, Freund und Führer war, blieb ihm nicht ungetrübt; namentlich das wüste, sinnlose Geschwätz, daß er der eigentliche Verfasser von Halm's Dramen sei, trübte auch diese Beziehung. Als das Drama: „Der Sohn der Wildnis“ am 28. Januar 1842 bei der ersten Aufführung im Burgtheater einen gewaltigen Erfolg errungen, tauchten diese abenteuerlichen Verleumdungen neuerdings auf, zerstörten Halm's und Enk's Lebensfreude und nahmen ihrer Beziehung nicht die Wärme, aber die Unbefangenheit. Nachdem Enk vollends seinem qualvollen Leben ein Ende gemacht, waren die Wiener Litteraten rasch mit der Deutung bei der Hand: Enk habe sich getödtet, weil Halm sich geweigert, ihn als den eigentlichen Verfasser des Werkes öffentlich zu nennen. Den Grund anzudeuten, den die giftigen Zungen dafür angaben, wie Halm solche Macht über den väterlichen Freund gewonnen, sträubt sich die Feder ... Es war unter diesen Umständen sicherlich naiv, als der Herausgeber eines Wiener Almanachs kurz nach Enks Tode das Ersuchen an Halm richtete, einen Nekrolog des Unglücklichen für dies Taschenbuch zu schreiben; was immer Halm gesagt hätte, es würde das infame Gerede nur noch gemehrt haben. So darf uns die folgende Absage und ihre Tonart nicht verwundern:

Ich bedaure sehr, verehrtester Freund, Ihren Vorschlag, für den nächsten Jahrgang der „Iris“ einen Nekrolog Enks zu liefern, nicht annehmen zu können. Der Verlust meines alten, treuen Lehrers und Freundes schlug mir eine zu tiefe Wunde und diese Wunde ist noch zu frisch und schmerzt mich zu sehr, um jetzt schon alle Verhältnisse seines Lebens mit der Unbefangenheit überschauen und mich zu dem sine ira et sine studio hinaufschwingen zu können, ohne welche es keine Biographie giebt, die Wahrheit enthält, die Wahrheit, deren Enk gerade am würdigsten ist, weil er sie mehr liebte als alles. Andererseits hat das ebenso sinnlos keltbafte als boshafte Gerücht, zu dessen Verbreitung der Tod Enks meinen guten Freunden die passendste Gelegenheit schien, mir so viel Verdruß gemacht und mein Gemüt so verstimmt und verbittert, daß es mir zum wahren Bedürfnis wird, mich von allen Ereignissen dieser meiner letzten Lebensperiode gewaltsam abzuwenden und eine Zeitlang meinen Weg fortzugehen ohne mich umzublicken. Vielleicht werde ich in ein, zwei Jahren in der Verfassung sein, meinen längst gehegten Entschluß auszuführen und eine Auswahl aus den Schriften Enks mit einer Biographie meines verewigten Freundes erscheinen zu lassen; sollte ich Ihnen dann mit einer Episode aus seinem Leben, einem interessanten Brief des großen Mannes für die „Iris“ dienen können, so werde ich gewiß Ihren Wünschen mit eben so viel Vergnügen entgegenkommen, als es mir jetzt leid thut, sie ablehnen zu müssen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster
Münch.

Wien, den 18. Dezember 1843.

Halm hat leider seinen Vorsatz unausgeführt gelassen; er hat weder eine Auswahl aus Enk's Schriften herausgegeben, noch eine Biographie seines Lehrers geschrieben. Das einzige Blatt seines Nachlasses, das sich auf Enk bezog, war ein 1843 geschriebenes Gedicht, das unvollendet geblieben ist. Das interessante Frag-

Digitized by Google

ment ist zuerst im „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich, herausgegeben von Karl Emil Franzos (Leipzig 1888, S. 86 ff.) mitgeteilt worden; einige Strophen seien hier wiedergegeben. Der Dichter gedenkt des Toten mitten in einer reizvollen Berglandschaft:

„Mir aber, zweifelswund und grammumdüstert,
Mir hat weitab die Seele sich gewandt,
Und flattert, wo die Donauwelle flüstert
Um einen Friedhof fern und unbekannt.

Und unter Gräbern sucht sie nach der Stelle
Die Vielen viel, am meisten ihr entriß,
Nach seinem Grab, nach jener engen Zelle,
In die zu früh sein Wahn hinab ihn stieß.

Ich seh's vor mir! Von Rasen aufgeschichtet,
Den, wie sein Leben, kaum ein Blümchen schmückt,
Ein starrer Stein, zu Häupten aufgerichtet,
Schwer, um das Schicksal, das sein Herz zerdrückt.

Der Dichter möchte am Grabe hinsinken, und sich ausweinen, bis er den Toten erweckt:

„Und seine milden, treuen Blicke kehrten
Wie sonst sich, forschend mir ins tiefste Herz,
Und eh' ihn Worte zögernd ihm erklärten,
Begriff' er meiner Seele dumpfen Schmerz.

Er sah' in mir mit Zweifel Glauben ringen,
Er sähe, was die Zukunft mir verklärt,
Woran die Träume meiner Jugend hingen,
In graue Dämmrung schreckend mir verkehrt.

Er sah': es schleich' ein tödliches Ermatten,
Durch alle Fibern meiner Seele hin,
Und Namen nur und wesenlose Schatten
Erschienen Recht und Fortschritt meinem Sinn.

Er sah, es krankt im tiefsten Mark des Lebens
Und irr an sich, an Menschen, Gott und Welt,
Die Seele, die im Drange beit'ren Strebens
Den Sternen nah sich sonst ihr Ziel gestellt —

Hier bricht das Gedicht ab, als hätte der Dichter eingesehen, daß er umsonst nach Worten ringe, um seiner verzweiflungsvollen Stimmung Ausdruck zu geben. Der poetische Wert des Gedichts ist ja nicht bedeutend, aber es läßt uns tief in sein Herz blicken und wird immer ein wichtiger Beitrag zu seiner Charakteristik bleiben, den auch seine Lästerer nicht übersehen sollten.

Der letzte Brief, den wir mitzuteilen haben, ist an den Grafen Majlath, den bekannten Dichter, Historiker und Uebersetzer deutscher Werke ins Ungarische gerichtet und lautet:

In der Anlage, lieber Graf, habe ich die Ehre, in Gemäßheit Ihres für mich so ehrenvollen Wunsches Ihnen ein Manuskript meines Trauerspiels „Sampiero" mit dem Bemerken zur Verfügung zu stellen, daß die zweckmäßigen Kürzungen, die ich in dem Stück für die Darstellung auf dem Hofburgtheater vorgenommen, auch von Seite des Uebersetzers beizubehalten wären.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr aufrichtig ergebener
Münch.

Den 19. März 1844.

Der Brief deutet auf eine Eigenschaft Halms hin, die er mit wenigen Dramatikern teilt: wohl kämpfte auch er hartnäckig gegen den Rotstift des Redakteurs, aber war eine Stelle gestrichen, so blieb sie es auch für den Druck. Denn, meinte er, bei einem richtigen Drama hänge die Wirkung bei der Lektüre von genau denselben Gesetzen ab, wie bei der Darstellung. Vielleicht hat Halm eben dadurch erwiesen, daß er ein wirklicher, geborener Dramatiker war.

Albert Lindner und Franz Dingelstedt.

Der unglückliche Dichter des mit dem Schillerpreis gekrönten Drama's „Brutus und Collatinus" ist stets — und für ihn war dies ein Tropfen Trost in einem Meer von Bitternissen — der Ueberzeugung gewesen, daß nur die deutschen Bühnen, das deutsche Publikum an seinem traurigen Schicksal schuldig gewesen; der gleichen Ansicht waren die meisten Nekrologe. Daneben hat es allerdings nie an Stimmen gefehlt, die auf sein eigenes Verschulden hinweisen, ohne freilich immer gerechter Weise abzuwägen, wie weit von Schuld die Rede sein kann, wenn ein Mann vieles thut, was ihm schadet, weil er eben nach seiner Natur handelt, also so, wie er muß.

In Lindner's Lebens-Tragödie traten namentlich zwei solcher unheilvollen Züge grell hervor: er arbeitete sorglos und flüchtig und hatte das traurige Talent, sich persönliche Gegner zu schaffen, wo immer er mit Menschen in Berührung trat. Nach beiden Richtungen ist der folgende Brief an den Oberregisseur der Weimarischen Hofbühne, den Schauspieler Grans, höchst bezeichnend. Zur Zeit, da Lindner diesen Brief schrieb, hatte er den Schillerpreis noch nicht erhalten; man pflegt diesem Preis, dem Rausch, der damit über Lindner gekommen, die Schuld daran beizumessen, daß er in seinen Arbeiten sorglos wurde. Der Brief erweist, daß er es schon früher, daß er es immer war. Ein besonderes Interesse darf der Brief ferner deshalb beanspruchen, weil ein Passus desselben Lindner ohne Not einen schon damals bedeutenden, in der Folge immer einflußreicheren Gegner schuf: Dingelstedt. Der Brief lautet:

Rudolstadt 19. VI. 1866.

Geehrter Herr Grans,

Seit dem 1. April, den Tage, wo der Druck meines Stauf und Welf beendet war, liegt hier bei mir ein Packet mit der Adresse an Hrn. Hofschauspieler Grans. Indessen hielt mich ein dunkles Gefühl der Unzufriedenheit immer ab, den Stauf und Welf abgehen zu lassen, und ich hatte Recht. Dieser erste Entwurf war ein flüchtiges Machwerk, besonders in seinem 4. und 5. Acte. Devrient in Carlsruhe und Wolff in Mannheim schrieben darüber fast einstimmigen Urtheils. Ich schämte mich, daß ich es an die Bühnen versandt hatte. Das ist der Grund, weshalb Sie keins erhalten. Bevor nun der Verleger es drucken will, soll die Vorstellung abgewartet

Digitized by Google

werden, und ich sah mich genöthigt, heut 8 Copien machen zu lassen, von denen p. p. Dingelstedt in den nächsten Tagen eine erhalten wird. Um Sie davon gleich in Kenntniß zu setzen, wird es Ihnen ja wohl nicht unlieb sein, wenn ich das Manuskript an Sie addressire, damit Sie es lesen und dann dem Dingelstedt einhändigen.

Haben Sie die Güte, dem Generalintend. D. meinerseits zu bemerken, daß ich an jenem Sonntage, wo ich beim Großherzog war, mich vergeblich bemüht habe, eine persönliche Unterredung mit ihm zu gewinnen. Während der Schulzeit kann ich eben nur die Sonntage zur Reise wählen. Theilen Si ihm auch mit, daß die Abschrift in wenigen Tagen anlangen werde. Wenn Weimar das Stück zuerst aufführen will, so kann ich mich nur geehrt fühlen. In Carlsruhe kommt es ohnehin nicht sofort dran, da Devrient entschlossen ist, zu dessen Aufführung ein Gastspiel zu combiniren. Das Bedenken, daß er keinen Heinrich den Löwen in seinem Stun im Personal hat, fällt in Weimar weg. Ich habe, um es geradezu zu sagen, den Barbarossa für Herrn Graus, den Löwen für Lehfeld geschrieben, um zu versuchen, ob mich Weimar endlich auf diesem Wege berücksichtigen werde.

Später erhalten Sie ein Exemplar von mir aus dem Buchhandel.

Mit vollkommenster Hochachtung
grüßt ergebenst
Lindner.

Daß der junge Gymnasiallehrer es nicht lassen konnte, dem General-Intendanten durch einen Untergebenen wissen zu lassen, er sei am selben Sonntag-Vormittag, da er Dingelstedt vergeblich aufgesucht, von Serenissimo empfangen worden, durfte diesen wohl ärgern, denn beim Großherzog war Lindner zur Audienz angesagt, für den vielgeplagten Intendanten aber bestand keine Verpflichtung, auch noch am einzigen freien Vormittag der Woche Geschäftsbesuche zu empfangen. Allerdings wird die Art, wie Dingelstedt die Lappalie nachtrug, auch nicht nach Jedermanns Geschmack sein.

Litterarische Notizen.

— Eine Notiz zu dem Festspiel „Frühlings-Anfang" im vorliegenden Hefte sei, da sie durch ein Versehen der Druckerei als Anmerkung weggeblieben, hier nachgetragen. Der Herr Verfasser schreibt: „Für die Kostüme finden sich in den „Blumenkindern von Paul Hanen" und im „Blütenzauber von Ludwig v. Kramer" (Verlag von Franz Lipperheide, Berlin) vortreffliche und reizende Vorlagen und Motive. Das Lenausche Gedicht Primula veris ist mit den Uhlandschen Vor- und Nachstrophen a capella in der Mendelssohnschen Komposition zu singen. Die Apotheose des Schneeglöckchens ist der Schluß eines Gedichtes von Trojan."

— Der Aufsatz „Lyrische Individualitäten" in unserem letzten Hefte ist durch einen Druckfehler entstellt, den sicherlich viele Leser dieser Zeitschrift selbst berichtigt haben. Der Name des Verfassers J. G. Oswald erscheint da fälschlich als „Oswaldt" gedruckt. Der Herr Verfasser, dem die „Deutsche Dichtung" von ihren ersten Bänden bis heute eine Reihe wertvoller und eigenartiger lyrischer Beiträge verdankt, hat es redlich verdient, daß nicht blos sein Name, sondern auch die richtige Schreibweise desselben unserem Leserkreise im Gedächtnis bleibe.

— Aus der Rheinprovinz werden wir um Abdruck des folgenden, von namhaften Persönlichkeiten aus Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Arnsberg, Bonn und Königswinter unterzeichneten Aufrufs ersucht: „Seit den Befreiungskriegen hat der Rhein, Deutschlands nationaler Strom, seine eigenen Sänger gehabt, welche das deutsche Volk als seine Rheinpoeten dankbar verehrte. Im Juni d. J. werden es 22 Jahre, daß einer der vornehmsten dieser Herolde des Rheinstroms, der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter, aus unserer Mitte gerissen wurde. Ist auch seine Leier verstummt, so lebt sein Andenken im Volke, dessen Liebling er geworden, fort. An den Ufern des heimatlichen Stromes und am Fuße der von der Sage umwobenen Berge und Burgen klingen Wolfgang Müller's unvergängliche, vom deutschen Nationalgefühl durchwehte Lieder von Mund zu Mund. Die Unterzeichneten, einem vielfach geäußerten Wunsche folgend, halten es daher für eine Ehrenpflicht, dem unvergeßlichen Sänger in seiner Vaterstadt Königswinter am Rhein ein Denkmal zu setzen, und wenden sich an alle Deutschen und insbesondere an alle Freunde der vaterländischen Litteratur und der deutschen Sache um eine Gabe für das dem Dichter zu errichtende Denkmal. Wir bitten gütige Beiträge an die Bankhäuser Sal. Oppenheim Jr. & Cie. und J. H. Stein zu Köln möglichst bald gelangen zu lassen."

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Coppée, François. Die wahren Reichen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Stuttgart J. Engelhorn. o. J.

Flaschlen, Cäsar. Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. Berlin. F. Fontane & Co. 1895.

Lauff, Joseph. Die Hauptmannsfrau. Ein Totentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert. Roman. Zweite Auflage. Berlin. Köln. Leipzig. Albert Ahn. 1895.

Brandt, Ernst. Eine lustige Geschichte. Dresden und Leipzig. E Pierson. 1894.

Urbantschitsch, M. Schneerosen. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1895.

Hruschka, Ella. Mira. Eine erzählende Dichtung, aus den Meraner Bergen. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1895.

Zobeltitz, Fedor von Ohne Gelänt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1895.

Ewert, Ernst Naja's Seele. Novelle. Dresden. und Leipzig. E Pierson. 1895.

Goebel, Julius. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1895.

Bauer, Anna. Verschüttet. Eine Dichtung. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1895.

Maack, Martin. Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit. Leipzig. Robert Claußner. o. J.

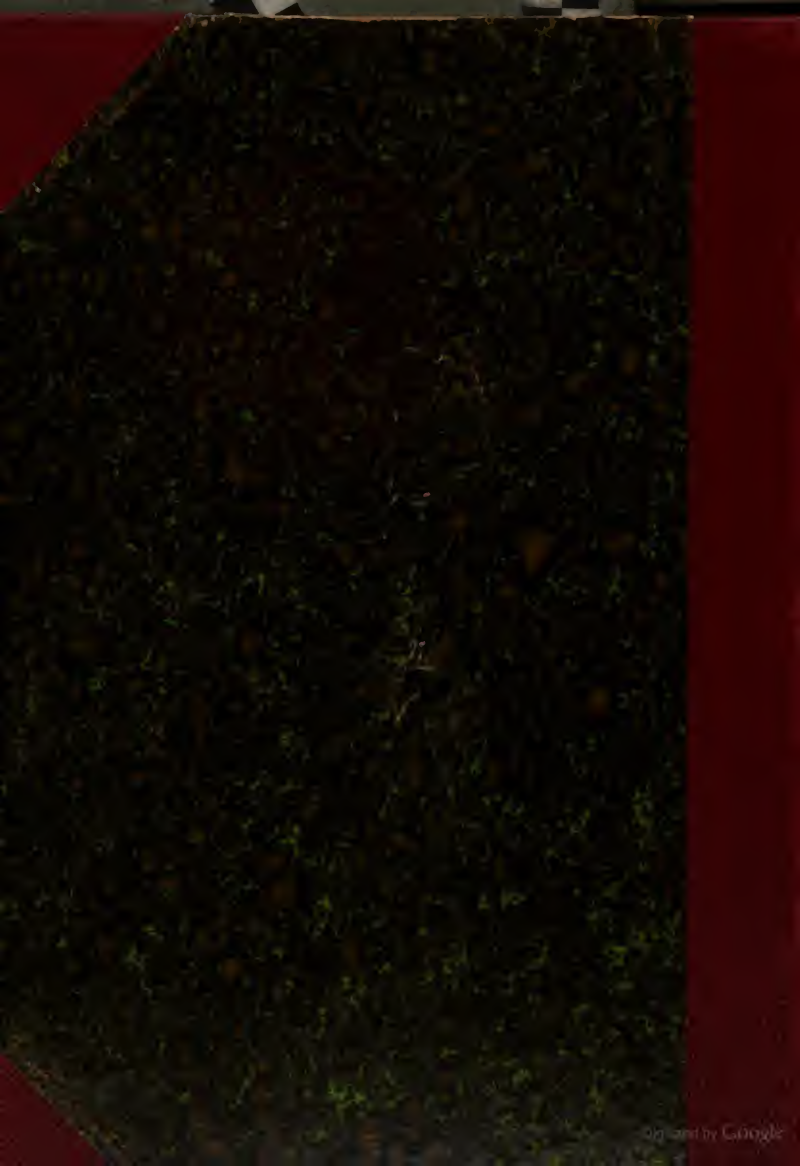
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Paß & Garleb in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064479981

Digitized by Google


Digitized by Google